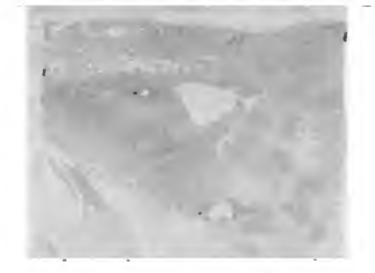


Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun

Franz Karl Hutter







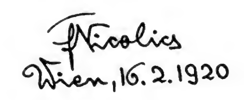
WANDERUNGEN UND FORSCHUNGEN

IM

NORD-HINTERLAND

VON

KAMERUN



WANDERUNGEN UND FORSCHUNGEN

IM

NORD-HINTERLAND

VON

KAMERUN

VON

FRANZ HUTTER

BAYERISCHER ARTILLERIE-HAUPTMANN A. D.

MIT 130 ABBILDUNGEN UND ZWEI KARTENBEILAGEN

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1902

DEM FREUND

UND FÖRDERER DIESES BUCHES

HERRN ALFRED KIRCHHOFF

UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN HALLE

AM STRAND DER SAALE

IN VEREHRUNG

GEWIDMET

VORREDE.

In diesem Buche übergebe ich der Oeffentlichkeit die Summe all dessen, was ich, der weiland vom Auswärtigen Amt ausgeschickten Forschungsexpedition im Nord-Hinterland von Kamerun zugeteilt, in den Jahren 1891/93 gesammelt habe. Die Vorgeschichte soll, in grofsen Zügen die Entdeckungs- und Forschungsfahrten nach und in Kamerun bis zum Tage der Auflösung der letzten amtlichen Forschungsexpedition schildernd, den geschichtlichen Hintergrund bilden; in den Wanderungen habe ich meine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke gegeben, während in den Forschungen die Ergebnisse meiner Beobachtungen niedergelegt sind. Dem Zauber der Wildnis ist das Schlufswort geweiht.

Verschiedene Umstände haben die Verarbeitung meiner Aufzeichnungen hinausgeschoben — wie ich glaube nicht zum Nachteil der Sache. Die gemachten Erfahrungen gelten heute so gut wie damals; bezüglich der Forschungen berufe ich mich auf Dr. Nachtigals Wort: „Es verschlägt der Wissenschaft nichts, ob sie Ergebnisse heute oder nach 50 Jahren erfährt, wenn sie dieselben überhaupt nur erfährt"; die sachliche Darstellung kann nur gewinnen, denn nach einer Reihe von Jahren sieht man gar Manches klarer und leidenschaftsloser an als unmittelbar nach dem Geschehnis.

Auch die für die Darstellung gewählte Art zwang zu zeitraubenderen Vorarbeiten als die einfache Wiedergabe in Tagebuchform. In der Zusammenfassung und Gliederung des Stoffes in Abschnitten strebte ich eine übersichtlichere und geschlossenere Anordnung an.

Die photographischen Aufnahmen sind gemeinschaftlich mit Dr. Zintgraff, bezw. von ihm allein gemacht; die Abbildungen ethnographischer Gegenstände sind zum Teil nach von mir an Ort und Stelle entworfenen Handzeichnungen, zum Teil nach den Gegenständen selbst in den Museen für Völkerkunde in Berlin und München hergestellt.

Die Kartenbeilage 2 ist von mir entworfen und gezeichnet. Sie fufst allerdings nur auf Uhr- und Kompafsablesungen. Diese jedoch sind sorgfältig und häufig gemacht; und da die Routenkonstruktion an zwei bekannte Fixpunkte: Kamerun und Barombistation angeschlossen werden konnte, sowie die Wegstrecke keine sehr bedeutende ist, so glaubte ich mich immerhin an eine kartographische Niederlegung meiner Aufzeichnungen auch ohne astronomische Ortsbestimmungen wagen zu dürfen.

Ich bin mir vollbewusst, nur Stückwerk bringen zu können. Wenn es mir nur gelungen ist, dem einen oder anderen meiner Nachfolger da drinnen einige brauchbare Winke gegeben zu haben, nur einen Baustein zum Fundament des Ganzen: zur Kenntnis unserer ältesten, westafrikanischen Kolonie, herbeigetragen zu haben — ich wäre vollauf befriedigt.

Meines allzu früh geschiedenen, unvergefslichen Führers, Dr. Eugen Zintgraff († 2. 12. 97) mufs ich noch gedenken. Er hat mir das Verständnis für Afrika erschlossen; was Gutes in dem Buche steckt, ist Frucht seiner Aussaat.

Schliefslich erübrigt mir die angenehme Pflicht, den Herren Dr. Andree, Prof. Dr. Buchner, Dr. v. Danckelman, Prof. Dr. v. Luschan und Seidel für ihre liebenswürdige Unterstützung meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Weilheim in Bayern 1901.

Hutter.

INHALTSVERZEICHNIS.

Vorgeschichte.

Wanderungen.

Forschungen.

Schlufswort.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

*) Die den Nummern beigesetzten Zahlen: [1]) u. s. w. weisen auf die für die Abbildung benutzte Quelle hin, und zwar bedeutet: [1]) Nach photographischer Aufnahme. — [2]) Nach Handzeichnung des Verfassers, neu gezeichnet teils von Frl. Frida Koch in Braunschweig, teils von der xylographischen Anstalt der Verlagshandlung. — [3]) Nach Original im Besitz des Verfassers. — [4]) Nach Original im Museum für Völkerkunde in Berlin, gezeichnet von B. Ankermann in Berlin. — [5]) Nach Original im Ethnographischen Museum in München. — [6]) Nach photographischer Aufnahme des Herrn Leutnant z. S. a. D. Bornmüller.

Kartenbeilagen:

VORGESCHICHTE.

„Geschichte ist ein rückwärts-
schauender Prophet.“

Abschnitt I.

Geschichtliche Rückblicke.

Erwerbung Kameruns. — Entdeckungsfahrten an der Küste Kameruns. — Geschichte der Forschungsthätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893.

Erwerbung Kameruns.

Am 14. Juli 1884 ging am Kamerunflufs unter dem Salut der Möwe mit 21 Kanonenschüssen die deutsche Kriegsflagge hoch und erklärte Dr. Gustav Nachtigal als Reichskommissär, dafs er dieses Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des Deutschen Kaisers stelle.

Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, mufste ein Banner, das brandenburgische, einst sich senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des grofsen Hohenzollernherrschers zu folgen [1]) — im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste,

---

Der erste deutsche Vertrag mit Negern.

[1]) Der erste Vertrag, der je von Deutschen mit Negern abgeschlossen worden, lautet bruchstückweise: „Unsern günstigen Grufs zuvorn. Wir haben vernommen, was mafsen Einige von Uns nacher Guinea aufsgeschickete See-Officirer, Wie Sie auf Eurer Küsthe angelanget, mit Euch einen vergleich am 16. May dieses 1681. Jahres getroffen, worinnen Ihr . . . . . . gedachten Unseren Officiren einen platz angewiesen, umb daselbst ein Fort zu bauen, auch Uns zu Euerem Schutzherrn angenommen . . . . . . Wir nehmen Euch denn auch hiemit in Unseren Schutz und protection auf und geben Unsern bedienten befehl, Euch Wieder Euere Feinde nach möglichkeit zu protegiren.

Geben auf unserem Schlofse zu Potstam den 16. May 1681.

Denen Grofs Achtbahrn und Edlen, Cabisieren „(d. i. Häuptlingen)“ auf der Guineischen Gold Küsthe zwischen Axim und Cabotris Puntas, Hr. Pregate, Hr. Sophonie undt Hr. Apany, Unsern lieben Freunden.“

Über die Gründung der Veste berichtet Gröben: „Den 1. Januari 1683 brachte Capitain de Vofs die grofse Churfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Pauken und Schallmeyen auffgeholet und an einem hohen Flaggenstock aufziehen lassen, dabey mit 5 scharff geladenen Stücken das Neue

1*

stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, nach 163 Jahren, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten liefs, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland!

Entdeckungsfahrten an der Küste Kameruns.

Die Berichte über den Küstenstreifen, mit dem sich Kamerun an den Atlantik anlegt, reichen weit ins Altertum hinauf.

Phönicier 600 vor Christus.

Herodot erzählt im 42. Kapitel seines vierten Buches: „Es ist klar, dafs Libyen vom Meere umflossen ist mit Ausnahme des Teiles, der an Asien grenzt; dies hat Necho, der König von Ägypten, bewiesen" (600 vor Christus) „. . . Er sandte phönicische Männer ab mit dem Befehl, auf der Heimreise durch die Säulen des Herakles zu fahren und so über das Nordmeer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönicier segelten demgemäfs aus dem Roten Meer ab und fuhren in das Südmeer. So oft die Saatzeit kam, landeten sie, bestellten das Feld, wo sie gerade waren und warteten die Ernte ab. Wenn sie aber das Korn eingeheimst hatten, fuhren sie weiter. Sie bogen nach Verlauf von zwei Jahren, im dritten, durch die Säulen des Herakles und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten aber — was mir zwar nicht glaublich ist — dafs sie bei ihrer Fahrt um Libyen die Sonne zur Rechten gehabt."

Das wäre also die erste Umsegelung Afrikas, bei der die Rückfahrt längs der Westküste statthatte und die auch an dem Gestade Kameruns vorbeiführte.

Hanno der Karthager.

Der karthagische Flottenführer Hanno war es dann, der dem kühnen Zug seiner Ahnherren folgte, nur schlug er die umgekehrte Richtung ein. Im Tempel in Karthago legte er den auf Erztafeln eingegrabenen Bericht über seine Expedition nieder. Er ist derart genau, dafs man danach fast mit Sicherheit die einzelnen Punkte an der Westküste Afrikas bestimmen kann, die die karthagische Flotte angelaufen hat. Auch wie weit der Vorstofs gegangen, läfst sich aus den Schlufssätzen

---

jahr geschossen . . . . . . Und weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht nahme in aller Welt Grofs ist, also nennete ich auch den berg: den Grofsen Friedrichsberg."

(Es handelt sich um die Besitzergreifung eines Landstriches bei Kap tres Puntas, die auf Befehl des Grofsen Kurfürsten durch Major Friedrich von der Gröben stattfand und um Anlage der Veste Grofsfriedrichsburg. — Die Texte sind dem Aufsatz: „Brandenburg-Preufsen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721; verfafst vom Grofsen Generalstab, Abteilung für Kriegsgeschichte, Berlin 1885" entnommen.)

des Berichtes folgern und sind gerade diese von Wichtigkeit für die älteste Entdeckungsgeschichte Kameruns, denn Hanno war ihnen zufolge bis in die Bai von Biafra gelangt und hatte den Kamerunberg gesichtet. Diese Schlufssätze lauten:

„. . . Wir fuhren an einem ganz feurigen Lande vorbei, welches voll von Dünsten war. Sehr grofse feurige Ströme aber ergossen sich von hier ins Meer. Wegen der Hitze konnte man das Land nicht betreten. Von Furcht ergriffen, schieden wir unverzüglich von hier. Nach viertägiger Fahrt gewahrten wir nachts das Land mit Flammen erfüllt. In der Mitte aber war ein besonders hochreichendes Feuer, gröfser als die übrigen, welches anscheinend bis zu den Gestirnen reichte. Tags über aber zeigte es sich als ein sehr hoher Berg, der der Träger der Götter heifst“ (Θεῶν ὄχημα in der griechischen Übersetzung, in der Hannos Bericht auf uns gelangt ist) „. . . . . .

Der Kamerunberg.

Wir fuhren nicht weiter, da das Getreide anfing zu mangeln.“

Es ist hier nicht der Platz, die Gründe eingehend darzulegen, warum dieser Berg unzweifelhaft der Kamerunberg gewesen ist. Neuerdings haben die Fahrtberechnungen und -beobachtungen des Kapitänleutnants Vanselow, Führer S. M. Fahrzeug Nachtigal, mit Sicherheit dargethan, dafs Hannos Fahrt thatsächlich bis in die Bai von Biafra gegangen ist. Die Feuer- und Dampferscheinungen, die er gesehen, kann jeder, der die westafrikanische Küste in der Trockenzeit bis Kamerun längs fährt, heute noch beobachten, wie der Karthager vor 2500 Jahren. Es sind nichts anderes als die gewaltigen Grasbrände und die sich aus ihnen entwickelnden ungeheueren Rauchmassen. Das „besonders hochreichende Feuer“ auf dem „sehr hohen Berg“ ist nichts anderes als gleichfalls ein mächtiger Grasbrand auf dem oberen Drittel eben des Kamerunberges. Auch das kann man heutzutage noch in jeder Trockenzeit beobachten. Das Bild „Feuriger Ströme“ ist thatsächlich der treffendste Vergleich, der für die an einem Hang sich hinauf- oder hinabziehenden Brände gefunden werden kann; jeder, der diese Erscheinung nur einmal zu Gesicht bekommen hat, vergleicht sie unwillkürlich mit einem sich ergiefsenden Lavastrom. Und schliefslich: Hanno nennt den Berg „Träger der Götter“ — heute heifsen die Eingeborenen den Kamerunberg Mongo ma loba, d. i. Berg des Gottes. —

Seitdem kam keine Kunde mehr von jenen Gebieten.

Eigentliche Entdeckung Kameruns 1487.

Den Schleier, der das Geheimnis des dunkeln Erdteiles dann so lange verhüllte, im Westen und unter anderen Stellen auch in der Ecke des Meerbusens von Guinea gelüftet zu haben: dieses Verdienst

gebührt im Zeitalter der Entdeckungen den unternehmungslustigen Portugiesen und zwar Diego Cao, der dem Gestade entlang segelnd bis an die Mündung des Kongo oder Zaïre, wie er diesen Flufs nannte, kam, 1487.

Bei seiner Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus konnte er wochenlang die Richtung nach Osten verfolgen; eine Reihe gewaltiger Ströme sah er von Norden her sich ins Meer ergiefsen und schon keimte in ihm im stillen die Hoffnung auf, längs des Südrandes des Festlandes auf dem ersehnten, langgesuchten Seeweg nach Ostindien sich zu befinden. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus der Flut ein mächtiger Gebirgsstock. Das Schiff mufste Südost sich wenden und glitt nun durch ein weites Felsenthor: links ragt der Kamerunberg, der Mongo ma loba, fast an 4000 m in die Höhe, rechts das Bergmassiv des Klarence Pik auf der Insel Fernando Po. Der Hafen des heutigen Viktoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese Ankergrund fand und von dieser Entdeckungsfahrt Caos stammt, wenn man von Hannos Reise absieht, die erste Kunde von unserem ältesten, ersten deutschen Schutzgebiet in Afrika, also aus dem Jahre 1486 oder 1487.

Als Namen für die damaligen Bewohner des Kamerungebirges werden uns „Ambozer“ (dieses Wort ist noch erhalten in der Bezeichnung der einen, dem Hafen von Viktoria vorgelagerten Insel Ambas) und „Kalbanger“ überliefert. Ob bezw. inwieweit diese beiden Namen verstümmelte Worte der Eingeborenen oder von den Portugiesen gewählte Bezeichnungen sind, ist ungewifs.

Auch welcher Völkerfamilie diese Stämme angehört haben, ob die heute dort wohnenden Völkerschaften noch Nachkommen dieser sind oder ob seither eine Verschiebung stattgefunden hat, ist wohl nicht mehr festzustellen. Das Eine aber ist sicher, dafs die heutigen Tages um das Kamerunästuar wohnenden Dualla weder in Sprache noch Sitten irgend welche Nachklänge portugiesischen Einflusses erkennen lassen, während solcher sowie holländisches Gepräge bei den südlicher wohnenden Küstenstämmen unleugbar noch vorhanden sind. Für kurze Zeit hatten auch Dänen in Kamerun Einflufs. Am ausgeprägtesten ist aber derjenige der Engländer geworden.

Entstehung der Bezeichnung „Kamerun“.

Das Wort „Kamerun“ stammt aus dem Portugiesischen „rio dos camarãos“. Die Engländer haben daraus „Cameroons“ gemacht und

aus diesem ist unser „Kamerûn“ geworden. Ursprünglich darunter nur jener Platz an der Küste verstanden, wo die erste Besitzergreifung statthatte und nun die Regierungsgebäude stehen, hat sich das Wort zur Benennung der ganzen Kolonie eingebürgert.

Geschichte der Forschungsthätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893.

Die Hissung der deutschen Flagge am Kamerunflufs durch Dr. Nachtigal war natürlich nur der allererste Anfang. Allmählich erfolgte Abgrenzung und Erweiterung. Die Verbindung zwischen den einzelnen Gebietsteilen ward durch gegenseitigen Austausch mit englischen und französischen Besitzungen erreicht und so endlich ein zusammenhängendes Schutzgebiet geschaffen. Am 7. Mai 1885 waren die diesbezüglichen Verhandlungen mit England, am 24. Dezember gleichen Jahres jene mit Frankreich der Hauptsache nach zum Abschlufs gelangt.

Stand der Erforschung Kameruns bei seiner Erwerbung.

Nun besafs Deutschland eine Kolonie in der Ecke des Golfes von Guinea. Von Land und Leuten dieses ausgedehnten afrikanischen Gebietes wufste es aber vorderhand noch herzlich wenig. Eine wahrheitsgetreue Karte Kameruns zeigte, den schmalen Küstenstreifen ausgenommen, nichts als einen grofsen, weifsen Fleck. Gegen Osten fand er fast gar keine Grenze, im Norden reichte er beinahe bis an den Wasserlauf des Benuë oder genauer bis zu der mit ihm annähernd gleichlaufenden Linie Donga — Gaschka — Kontscha — Ngaundere.

Diesen weifsen Fleck auszumerzen, zu sehen, wie es in dem weiten Hinterland in geographischer, ethnographischer, geologischer, kolonialwirtschaftlicher, kurz in jeder Hinsicht denn eigentlich ausschaue, festen Fufs im Lande selbst zu fassen, wurden vom Reich Aufklärungsvorstöfse nach den zwei Hauptrichtungen: Osten und Norden, angeordnet, Expeditionen ausgeschickt. Im Osten bahnten sich Hauptmann Kund und Leutnant Tappenbeck, sodann Leutnant Morgen einen Weg ins Innere; letzterer drang gegen Norden vor und traf in Banyo auf den südlichsten Punkt, bis zu dem ein deutscher Forscher, Robert Flegel, von Norden her gelangt war.

Und nun zur aufklärenden und erschliefsenden Thätigkeit in der Richtung Nord und Nordnordost vom Kamerunästuar aus.

Mit diesen Gebieten beschäftigen sich alle folgenden Abschnitte dieses Buches und so ist es wohl am Platze, Geschichte und Vorgeschichte dieser Expeditionen etwas eingehender zu behandeln.

Entdeckung der Nigermündungen 1841.

1841 erfolgte die Entdeckung der Nigermündungen durch Engländer, die beiden Brüder Lander. Nun wurden zahlreiche englische Expeditionen in das Gebiet dieses Stromes unternommen. Deutsche aber waren es, welche jener Entdeckung erst ihren wahren Wert gaben.

Entdeckung des Benuë 1851.

Heinrich Barth war von Tripolis zum Tsâde vorgedrungen. Von hier aus zog er weiter südlich durch gänzlich unbekannte Gebiete, gelangte nach Adamaua und entdeckte 1851 den Oberlauf des Benuë. Dann drang er noch bis zum mittleren Niger vor.

1854 war es wiederum ein Deutscher, Vogel, der den Unterlauf des Benuë entdeckte. Mit diesen Ergebnissen wufste und konnte auch das damals noch zersplitterte Deutschland nichts anfangen, wohl aber die Engländer.

Baikie befuhr als Erster zu Schiff den Benuë weit hinauf und seine Landsleute suchten allerorts Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Auch die englische Mission blieb nicht zurück.

Flegels erste Forschungsreise nach Adamaua 1879.

Durch sie fand der damals in Lagos wohnende deutsche Kaufmann Robert Flegel Gelegenheit, mit einem der Church Missionary Society gehörigen Dampfer 1879 seine erste Reise nach dem Benuë zu unternehmen und den Strom noch weit über den von Baikie erreichten Punkt hinaus bis nach Adamaua hinein zu befahren. Die aufserordentliche Wichtigkeit dieser grofsen Wasserstrafse wurde ihm sofort klar und mit Freuden nahm er nach seiner Rückkehr den ihm von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland gemachten Vorschlag an, in ihrem Auftrage eine neue Reise nach dem oberen Benuë zu unternehmen, um die Wasserscheide zwischen den grofsen Flüssen Schari, Benuë, Ogowe und Kongo zu erforschen.

1880 trat er seine Reise an.

Flegels zweite Reise nach Adamaua 1882.

1882 drang er tief nach Adamaua hinein vor und entdeckte aufser zahlreichen Nebenflüssen des Benuë — der Katsena-Allah und der Tarabba sind die bedeutendsten südlichen Zuflüsse — auch die drei Quellbäche dieses Stromes. Streng genommen ist es nur einer. Der südliche Quellbach ist als der Ursprungslauf des Benuë zu betrachten. Die Quelle dieser, für Kamerun bis zur Lebensfrage wichtigen Wasserstrafse liegt hart bei Rumde, rein nördlich von Ngaundere, auf 1260 m Meereshöhe. In Sturzbächen von circa 300 m Fall geht das Wasser zu Thale. Hier fand Flegel auch bei einer Höhe von 1600 m die Wasserscheide zwischen dem Benuë und Logon, einem Nebenflufs des in den Tsâde sich ergiefsenden Schari. Am 18. August 1882 hatte er diesen Punkt erreicht.

Bei den eingeborenen Fürsten fand er das freundlichste Ent-

gegenkommen und schlofs mit vielen derselben Freundschaftsbündnisse. Der mächtige Häuptling von Jola bot ihm sogar das Handelsmonopol für Elfenbein an. Flegel lehnte dieses damals „im Interesse des europäischen Gesamthandels“ ab, doch bewog er den Sultan, diesem sein Land zu öffnen. Die kriegerisch bewegten Zustände im Süden von Adamaua setzten dem weiteren Vordringen Flegels in dieser Richtung ein Halt entgegen und nötigten ihn zur Umkehr.

Die oben genannten Orte: Donga, Gaschka, von wo aus er noch einen Vorstofs bis Banyo unternahm, Kontscha, Ngaundere bilden die Grenze, bis zu der er südlich des Benuë, also in dem eigentlichsten nördlichen Hinterlande von Kamerun vorgedrungen ist. In allen seinen Briefen empfahl er mit gröfster Wärme und Eindringlichkeit baldigste und nachdrücklichste Inangriffnahme und dauernde Erschliefsung der von ihm bereisten Gebiete, namentlich des reichen Adamaua. Nach seiner Rückkehr nach Europa im Herbst 1884 trat er mit Eifer für den Plan ein, dieses Land für Deutschland zu gewinnen, als ein unschätzbares, wertvolles Hinterland seiner ersten eben erworbenen Kolonie Kamerun. —

Nigerschiffahrtsakte u. deutsch-englisches Abkommen.

Im Jahre 1885 vollzogen sich zwei wichtige Ereignisse: die Aufstellung der Nigerschiffahrtsakte als Kapitel V der Generalakte der Berliner Konferenz, und das Abkommen zwischen Deutschland und England über die Begrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Westafrika (24. Dezember 1885).

Die Berliner Konferenz war zur Herbeiführung internationaler Verständigung unter den am afrikanischen Handel interessierten Mächten am 15. November 1884 zusammengetreten und schlofs am 26. Februar 1885 mit Unterzeichnung der in eine Generalakte zusammengefafsten Ergebnisse. Artikel 26 und 28 der Nigerschiffahrtsakte lauten in ihren wichtigsten Sätzen: „Die Schiffahrt auf dem Niger, ohne Ausnahme irgend einer der Verzweigungen oder Ausläufe dieses Flusses, soll für die Kauffahrteischiffe aller Nationen, mögen sie mit Ladung oder Ballast fahren, vollkommen frei sein und bleiben, sowohl bezüglich der Beförderung von Waren wie von Reisenden . . . . . .“ und: „die Nebenflüsse des Niger sollen in jeder Hinsicht denselben Gesetzen wie der Strom selbst unterworfen sein.“ —

Flegels dritte Reise nach Adamaua 1885.

Der deutsche Kolonialverein nahm sich mit Eifer der Flegelschen Pläne an. Der Forscher konnte am 25. April 1885, also v o r Abschlufs des deutsch-englischen Abkommens, aufs neue die Ausreise antreten. Seine kolonialpolitischen Aufgaben waren: unter Begründung von Stationen den Niger und Benuë aufwärts zu gehen, sowie Ver-

träge in Adamaua abzuschliefsen; seine geographische: von da südwärts bis zur Küste von Kamerun durchzudringen.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt. Am 5. Juni 1885 bereits traf in Berlin die Mitteilung von London ein, dafs England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Nigerufern bis zum Benuë und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe.

Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einflufs des Tarabba in den Benuë an. Als er aber weiter stromaufwärts ging, stiefs er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge das gesamte Ufergebiet des Niger und Benuë bis Jola erworben zu haben.

Die Flegel gestellten Aufgaben blieben unerfüllt; nur eine Station, die am Tarabba, war angelegt. Sie hatte nur kurzen Bestand. —

Einem anderen deutschen Forscher war es vorbehalten, die geographische Aufgabe zu lösen: Dr. Eugen Zintgraff.

Beginn der vom Reich angeordneten Vorstöfse 1886.

Mit ihm, 1886, setzt zeitlich die Inangriffnahme der Erforschung der unbekannten Hinterländer Nord-Kameruns seitens des Reiches ein.

Am 1. Mai 1886 trat Dr. Zintgraff seine erste Ausreise nach Kamerun im Auftrage des Auswärtigen Amtes an.

Der weifse Fleck auf der Karte Nord-Kameruns war immer noch unverändert, nicht einmal das nördliche Küstengebiet war im Zusammenhange bekannt. Hugo Zöller war im Jahre 1884 einige Tage am Südhang des Kamerunberges marschiert, Dr. Schwarz, wenn ich nicht irre, 1885 westlich des Mungo gegen Norden bis Ikiliwindi gekommen, hatte dort eine harmlose Feierlichkeit der gutmütigen Dorfbewohner falsch aufgefafst und Rückzug zur Küste angetreten: das war so ziemlich alles.

Zintgraffs Aufgabe war nun, wie er sie selbst in seinem Werk „Nord-Kamerun" angiebt, demnächst, kleinere, aufklärende Reisen ins Land zu unternehmen, um dann nach gewonnenem Überblick Expeditionen in das entferntere Hinterland ins Leben zu rufen.

Zintgraffs erste Expedition 1886/87.

Der erste dieser kleineren, ziel- und sachbewufst ausgeführten Vorstöfse ging den Wuri aufwärts, ein gutes Stück über Jabasi in der Bodimanlandschaft hinaus bis Manga Mena und Buti. Der zweite und dritte führte den Forscher in den nördlichen Nebenflufs des Wuri, den Dibombe, bis zu dessen Stromschnellen, von da ins bergige Gebiet der

Bakossi und bis nach Nyansoso, dem bedeutendsten Ort des Bafaramani-Stammes. Die vierte ausgedehnteste Küstenexpedition unternahm Zintgraff in die Gegenden des Kamerungebirges und durchzog die Gebiete der Bakwiri, Bomboko und Barundu, erschlofs also den Ost-, Nord- und Westhang des massigen Gebirgsstockes des Monga ma loba. „So war in den Jahren 1886 und 1887 der nördliche Teil des Schutzgebietes in einem Halbmesser von etwa 125 km in den Küstengebieten durchreist und man konnte nunmehr ein die ferneren Arbeiten festlegendes Programm aufstellen“ (Zintgraff „Nord-Kamerun“).

Zintgraffs zweite Expedition 1887/89.

Im Dezember 1887 bereits setzte sich Zintgraff, ihm beigegeben Leutnant Zeuner, mit einer 50 Mann starken Expedition auf den Marsch nach dem Elefantensee. Am 1. Januar 1888 erklang im unberührten Urwalde auf den Höhen an seinem Ufer der erste Axthieb; er verkündete den Entschlufs, festen Fufs im Innern zu fassen. Dr. Zintgraff hatte beschlossen, hier eine Station anzulegen als erste Etappe für das weitere, stetige Vordringen nach Norden: die Barombistation.

Anlage der Barombistation 1. I. 1888.

„Jahre sind seit jenem Tage dahingegangen“, schreibt er schlicht in seinen Aufzeichnungen, „wo ich zum erstenmal das Krachen der durch die Axt unserer Schwarzen zu Fall gebrachten Urwaldriesen vernommen habe. Mancher harten Arbeit, die ein wechselvolles, vieljähriges Expeditionsleben mit sich bringt, habe ich mich stets mit Begeisterung und Eifer unterzogen. Nie aber wieder empfand ich eine so tiefinnerliche Befriedigung wie damals am Neujahrstage 1888. Die unerschütterliche Zuversicht drängte sich mir in plötzlicher Erkenntnis auf, dafs der eingeschlagene Weg der richtige sei und dafs er, wenn auch langsam, so doch sicher zu dem mir vorschwebenden Ziel führen würde: zur Erschliefsung des nördlichen Hinterlandes unseres Kamerungebietes von Kamerun zum Benuë!“

Im gleichen Jahre erfolgten noch zwei Vorstöfse gegen Norden; der erste ging bis in das Gebiet der Batom, der zweite liefs den Forscher bis in das Banyangland dringen. Hier trat der Häuptling dieses Stammes einem Weitermarsch feindselig entgegen. Über drei Wochen safs Zintgraff in Ntok-Difang, dem Hauptort der Banyang, fest, schliefslich nicht viel mehr als ein Gefangener. Für den Reisenden war diese Sperre um so unerträglicher, als er mit diesem Vorstofs in einem Zuge ja viel weiter und tiefer nach Norden gelangt war, als er beim Aufbruch von der Barombistation erwartet und weil er berechtigten Grund zu der Annahme hatte, nicht mehr weit von der Südgrenze des ersehnten Adamaua entfernt zu sein.

Aber diesmal mufste Zintgraff auf ein weiteres Vordringen verzichten und sich zum Rückzuge entschliefsen, „allerdings mit der festen Absicht, sobald als möglich wiederzukehren und das unterbrochene Unternehmen mit frischen Kräften einem glücklichen Ende entgegenzuführen“.

Schon am 19. Dezember 1888 trat der unermüdliche Reisende mit 175 Mann aufs neue von der Barombistation aus den Vormarsch an.

Leutnant Zeuner blieb zurück und klärte in kleineren Streifen im Westen gegen die Stromschnellen des Calabar, im Osten gegen die Bafaramaniberge auf.

Erreichung der Süd-grenze West-Adamauas 12. I. 1889.

Am 1. Januar 1889 war Zintgraff wieder in Ntok Difang. Die Banyang waren friedlichen Unterhandlungen abgeneigt und so mufste in mehrtägigen Gefechten der Durchmarsch durch das Land erzwungen werden. Am 12. Januar erstieg der Forscher — der erste Weifse, der je diese Gegenden betreten hat — den Steilabfall der westinnerafrikanischen Hochebene. „Endlich“, schildert er diesen bedeutsamen Augenblick, „schon haben wir die ersten wahrhaftigen Grasbüschel des Hochlandes mit unseren Händen erfafst, die ersten Blumen, bienenumsummte Blumen des Graslandes gesehen und gepflückt, und um 11^{40} V. stehen wir oben, 1400 m hoch! Das θάλαττα, θάλαττα der Xenophontischen Scharen kann nicht froher erklungen sein als das »grass, grass, massa« meiner Träger.“ Der Südrand der Südgrenzgebiete von West-Adamaua war erreicht.

Nach einem weiteren Tagemarsch gelangte Zintgraff zu einem der mächtigsten der diese Grenzdistrikte bevölkernden, menschenreichen Stämme, den Bali und wurde von ihrem Häuptling Garega freundlich aufgenommen. Nur zu freundlich. Wie bei den Banyang, so fand der Reisende auch hier Schwierigkeiten bezüglich des Weitermarsches. „Ernste Gedanken waren es“, lautet eine Stelle seines Tagebuches, „unter denen ich einschlief. Garega, der bei grofser Macht ein Ansehen über seine Leute besafs, wie ich es vorher noch nirgends gesehen hatte und, mit dem verglichen, die Häuptlinge in Kamerun als ärmliche Dorfschulzen erschienen, war augenscheinlich ein Mann, der hoch über den Negern der Küste stand .... Die veränderte Stimmung meiner Schwarzen verriet ähnliche Gefühle auch bei ihnen und alles schien darauf hinzudeuten, dafs hier ein neuer Abschnitt in meinem afrikanischen Reiseleben beginnen würde.“ Und einige Tage später: „.... hier konnte ich voraussichtlich noch längere Zeit“ (als bei den Banyang) „festliegen müssen. Da war Geduld und Ausharren

zunächst das einzig Richtige und der Gedanke an Gründung einer Station gewann festere Gestalt in mir.

Ich befand mich unter einer zahlreichen und aufgeweckten Bevölkerung mit einem ebenso klugen, wie zäh seine Pläne verfolgenden Häuptling an der Spitze, der sich einer fast schrankenlosen Gewalt über seine Unterthanen erfreute. Dabei waren Volk und Herrscher von einem tadellosen Verhalten mir und meinen Leuten gegenüber, nur dafs sie uns zunächst nicht fortlassen wollten. Das Land selbst, an 1300 m hoch gelegen, schien gesund, fruchtbar und schön, auch waren hier in der Nähe die eigentlichen Elfenbeingegenden. Wenn also eine Station in diesen Gegenden angelegt wurde — und dafs dies eines Tages der Fall sein mufste, unterlag keinem Zweifel — so war Bali der geeignetste Ort.

Eine auch nur wenige Tagereisen weiter ins Innere vorgeschobene Station würde immer mit dem Neid der übersprungenen Stämme zu rechnen, jedenfalls im Anfange mit diesen zu kämpfen gehabt haben. Wohl aber war Aussicht vorhanden, wenn man dieses kriegerische Volk der Bali zu Freunden zu gewinnen und ihre Interessen fest und dauernd an die unserigen zu binden verstand, mit den ferner wohnenden Stämmen ebenfalls freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können.

Dies waren die durch das Schwierige meiner Lage noch annehmbarer gemachten Gründe, die mich auf den Vorschlag Garegas, erst nach längerem Aufenthalte bei ihm ins Innere vorzudringen, einzugehen bestimmten, und damit war die Anlage einer Station beschlossene Sache."

Anlage der Station Baliburg 6. II. 1889.

Am 6. Februar 1889 erhob sich das erste Haus derselben. Zintgraff gab dieser Station, die der am weitesten nach Norden ins Innere vorgeschobene Posten war und bleiben sollte, den Namen Baliburg.

Nun aber drängte er zum Weitermarsch. Garega suchte auch jetzt noch, wohl zum grofsen Teil aus Mifstrauen in das Versprechen des Weifsen, wiederzukommen, denselben zu verzögern. Endlich am 25. April stand die Expedition marschbereit. Zunächst ging der Marsch in Nordwestrichtung über Bandeng und Bafut — zwei Orte, die später der Expedition so verhängnisvoll werden sollten und von denen das letztere unter seinem Häuptling Gualem auch diesmal schon den Untergang plante, dem Zintgraff nur durch Gewaltmärsche entging. Am 8. Mai erreichte er nach Überschreitung des Oberlaufes des Katsena-Allah, eines Nebenflusses des Benuë, ein Grenzdorf des Sultanats Takum und trat damit in das eigentliche Adamaua ein.

Nachdem die Sperre der volkreichen, kriegerischen Grenzvölker überwunden war, gestaltete sich der weitere Verlauf der Reise wesentlich leichter.

Erreichung des Anschlusses an Flegels Reisen.

Am 28. Mai, über Takum marschierend, zog Zintgraff in Donga ein. Dieser Tag ist für die Erforschung Adamauas denkwürdig, denn hiermit war der Anschlufs an Flegels Reisen gewonnen. „Mit Wehmut gedachte ich", schreibt Zintgraff, „des so früh dahingeschiedenen Forschers, der einst von Norden ausgehend demselben Ziel zugestrebt hatte, das ich als erster Europäer von Süden kommend nunmehr glücklich erreicht hatte." Damit hat Zintgraff die ihm gestellte geographische Aufgabe, Adamaua vom Golf von Guinea aus zu erschliefsen, gelöst.

Am 6. Juni, mittags, stand die Expedition am Ufer des Benuë bei Ibi, einer Handelsstation der Royal-Niger-Company, nachdem sie bis Okari den Flegelschen Reiseweg benutzt hatte. Von hier ging der Marsch, in Bantadji des gleichen Forschers einstige Strafse kreuzend, nach Bakundi am Tarabba und von da, wieder mit Flegels Weg zusammenfallend, nach Gaschka (wie Flegel, Gáschaka, wie Zintgraff den Namen schreibt).

Hatte bisher seine Reise vom Eintritt in das eigentliche Adamaua an vorwiegend nur geographische Bedeutung — denn bislang hat er sich in der englischen Interessensphäre bewegt — so beabsichtigte er, nunmehr in Deutsch-Adamaua angelangt, aufser Fortsetzung der geographischen Erschliefsung auch kolonialpolitische und -wirtschaftliche Ziele zu verfolgen. Das war ja gleichfalls einst einer der Aufträge gewesen, mit denen Flegel zum drittenmal nach Adamaua gegangen war. Seine weitere Absicht war demzufolge, jene Gebiete zu erreichen, in denen die handeltreibenden Haussa die Rohprodukte, namentlich Elfenbein und Gummi, an der Quelle einkaufen. Es sind das die im Bogen um die Sultanatsitze Gaschka, Banyo, Tibati und Ngaundere liegenden Landschaften.

Alle diese genannten Sultanate und Landschaften stehen in einem, wenn auch lockeren Abhängigkeitsverhältnisse vom Sultan von Jola. Dank den mit England getroffenen Übereinkommen liegt Jola in der englischen, die mehrerwähnten Gebiete in der deutschen Interessensphäre. Der Sultan von Gaschka erklärte Zintgraff höflich, aber bestimmt, dafs er ihn ohne Erlaubnis seines Oberherrn in Jola nicht nach Banyo reisen lassen dürfe. Kurz entschlossen trat Zintgraff von Gaschka den Marsch nach Jola an, sich diese Erlaubnis selbst zu holen. Über Doho, Kontscha, Laro, teils auf der Flegelschen Strafse,

teils auf neuen Wegen kam er am 29. Juli dort an. Zwei Tage Aufenthalt in der englischen Hauptstadt Deutsch-Adamauas genügten, ihn erkennen zu lassen, dafs er unter keinen Umständen die Erlaubnis erhalten würde, nach Banyo zu gehen. Gleich wie Flegel, so scheiterte auch sein Nachfolger mit der kolonialpolitischen Aufgabe in Adamaua nicht am Widerstande der Eingeborenen, sondern an dem der Engländer.

Am 15. August ritt Zintgraff unverrichteter Dinge in Gaschka wieder ein. Auf einem neuen Wege trat er die Rückkehr nach der Station Baliburg an.

Aufgaben der Station Baliburg.

Baliburg sollte zum Mittelpunkt für die künftige Verwaltung dieser Gegenden, des eigentlichen Nordhinterlandes von Kamerun, gemacht werden, zugleich Stützpunkt und Ausgangspunkt für alle wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Unternehmungen jeglicher Art gegen den Benuë zu — und darüber hinaus.

Zintgraffs dritte Expedition 1890/93.

Das Auswärtige Amt trat den Vorschlägen des Forschers bei und warf Mittel aus zur Ausführung einer neuen Expedition unter Führung Dr. Zintgraffs.

Am 1. September 1890 schiffte sich Zintgraff, der persönlich Bericht erstattet hatte, wieder nach Kamerun ein. An Stelle des am 23. April gleichen Jahres in Lagos am Fieber gestorbenen Leutnants Zeuner begleitete den Führer Leutnant von Spangenberg. An Trägern wurden 375 Mann angeworben.

Am 9. Dezember 1890 traf die ganze Expedition auf Baliburg ein. Die Anbahnung der neuen von Zintgraff beabsichtigten Zustände ging anfangs in jeder Beziehung nach Wunsch, als mit einem Male ein Ereignis über die junge Unternehmung hereinbrach, das alle errungenen Vorteile über den Haufen warf, ja den ganzen Bestand der Station in Frage stellte.

Zur Anknüpfung von Beziehungen sandte Zintgraff zwei seiner Leute nach Bafut. Da kam am 28. Dezember die Nachricht, der Bafuthäuptling habe diese beiden Boten getötet und der von Bandeng sei mit ihm im Einverständnis. Es war dasselbe Bafut, das sich schon beim erstmaligen Betreten durch Dr. Zintgraff bei seinem Vorstofs nach Norden diesem feindlich gesinnt gezeigt hatte. Das forderte Sühne, schon zur Wahrung des Ansehens des Weifsen. Zuerst versuchte Zintgraff eine solche auf friedlichem Wege zu erreichen durch Vereinbarung eines zu zahlenden Wehrgeldes. Diesen Versuch fafsten Bafut und Bandeng, die sich unterdessen offen als Bundesgenossen erklärt hatten, als Zeichen von Furcht auf. Also blieb nichts übrig als die ultima ratio: Krieg. Die Bali machten diese Verwickelung, die

streng genommen innere Angelegenheit der Expedition war, zu ihrer eigenen.

Diesem Umstande, dafs sie sowohl jetzt als auch im weiteren Verlauf unentwegt zur deutschen Sache hielten, ist es zu danken, dafs dieser Zwischenfall nicht zur Katastrophe wurde, dafs überhaupt die deutsche Flagge in jenen Gebieten nicht ganz verschwinden mufste. Der Gang der Ereignisse wird dies zeigen.

Unglückliches Gefecht bei Bandeng 31. I. 1891.

Am 30. Januar 1891 marschierte die gesamte Expedition mit Dr. Zintgraff, 4 Europäern, 370 Trägern, ferner an 3000 Bali, zu denen unterwegs noch etwa 600 Krieger aus Vasallendörfern stiefsen, von Baliburg ab (siehe Skizze auf S. 21). Zuerst sollte das etwa 20 km entfernte Bandeng angegriffen werden. Der mit dem Morgengrauen des 31. Januar unternommene Überfall glückte vollkommen. Gegen Mittag waren die Angreifer bis auf den Marktplatz des gestürmten Dorfes vorgedrungen und hatten sich die Bali, nach ihrer Kampfweise, bereits allenthalben zerstreut, um Beute zu machen. Diesen Zeitpunkt benutzten die gewichenen Bandengs, die gerade jetzt auch Unterstützung von Bafut, das nur zwei Stunden entfernt liegt, erhalten hatten, zum Vorstofs und warfen sich auf die plündernden Scharen. In regelloser Flucht flutete alles zurück. Auch die Leute der Expedition, die ja nur Träger, aber nichts weniger als eine reguläre Truppe waren, zerstoben vor dem Anprall. Die Verfolgung dauerte zwar nicht lange; einmal liegt das nicht in der Kampfweise dieser Stämme, und dann ging auch der Tag zur Neige. Aber nun trat noch etwas ein, diesen Tag zu einem dies Alliensis, namentlich für die Expedition, zu machen. Ermattet hatten die Angreifer nach ihrer Flucht in den vorerwähnten Vasallendörfern, die zwischen Bali und Bandeng lagen, Rast gemacht. Die verräterischen Bundesgenossen, die sich nun der Rache des siegreichen Bafut und Bandeng preisgegeben sahen, suchten das drohende Unheil dadurch abzuwenden, dafs sie die in ihren Dörfern ausruhenden Bali und Angehörigen der Expedition überfielen. Zintgraff hatte sich mit Teilen der Flüchtigen hier nicht aufgehalten, sondern war noch nachts nach der Station zurückgegangen. Das war seine und ihre Rettung. 4 Europäer, 170 Träger der Expedition und mehrere 100 Bali waren gefallen.

Der von der Küste her sehnlichst erwartete Munitionsnachschub blieb aus, die ganze Lage war schwer erschüttert: so beschlofs Dr. Zintgraff vorerst, hier oben die unhaltbare Stellung aufzugeben und mit den Trümmern der Expedition selbst an die Küste zu marschieren. Auf dem Rückmarsch bereits wieder an späteres Vor-

Rückzug.

dringen denkend, legte er im Gebiet der Banyang, zwei Tagemärsche vor Beginn des Anstieges zu dem Hochland, auf dem noch vor wenig Wochen die deutsche Fahne so zukunftsverheifsend geflattert hatte, eine Station an, Mi-Yimbistation, und liefs hier einen Expeditionsmeister mit einem Teil der Träger als Besatzung.

Anlage der Mi-Yimbistation II. 1891.

Von Kamerun aus sandte er nach Deutschland Bericht und dringende Bitte um Ersatz der Gefallenen, um Waffen und Munition, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Durch das Festhalten der Bali an der deutschen Sache in seinem berechtigten Glauben an ihre Treue bestärkt, sah er in einer Massenbewaffnung des Stammes und Heranbildung einer Schutztruppe aus ihnen „die einzige Möglichkeit, sich dort oben auf die Dauer zu halten und auszubreiten“.

In dieser kritischen Lage der Dinge setzte meine Thätigkeit im Nordgebiet von Kamerun ein.

Eintreffen des erbetenen Ersatzes VI. 1891.

Das Auswärtige Amt sandte, der Bitte Zintgraffs entsprechend, mit dem gleichen Dampfer, der mich hinausführte, 2000 Jägerbüchsen M/71 und 80000 Patronen; und bestand meine nächste Aufgabe darin, diese Waffen und Munition Zintgraff zuzuführen. Am 13. Juni, mittags, ging der Dampfer im Kamerunflufs vor Anker. Dr. Zintgraff hatte lange an der Küste sehnlichst auf die personelle und materielle Verstärkung gewartet, sich aber endlich, erst vor wenigen Tagen, nach der Barombistation begeben; dorthin sollte der Ersatz sobald als möglich nachfolgen und hatte er zu diesem Zweck den Rest seiner Träger an der Küste belassen. Aufserdem brachte ich etwa 30 neu angeworbene von Monrovia mit.

Am 15. Juni fuhr ich an der Spitze einer kleinen Flottille von Kanus, welche sämtliche Gewehre und Patronen trug, über den Kamerunflufs in die Krieks hinein und den Mungo hinauf. Die Regenzeit hatte bereits eingesetzt und verlangsamte die Fahrt aufserordentlich, so dafs ich erst nach zehn Tagen die am Flufs gelegene, gleichfalls von Zintgraff angelegte Station Mundame erreichte. Von da wurde alles nach der einen Tagemarsch nordwestlich gelegenen Barombistation geschafft, wo ich auch Dr. Zintgraff traf. Hier ward der Plan zum neuen Vordringen nach Baliburg entworfen.

Zunächst galt es, wieder festen Fufs im Grasland zu fassen, dem treugebliebenen Stamm der Bali zu Hülfe zu kommen und damit das Ansehen der deutschen Flagge wieder aufzurichten.

Neues Vordringen nach dem Grasland.

Zu diesem Zwecke war es von hoher Wichtigkeit, möglichst be-

schleunigt Gewehre, Munition und Tauschwaren, soweit als nur angängig, ins Innere zu schaffen.

Um den Eindruck auf die Stämme um Bali zu erhöhen, sollten diese neuen Kampfmittel auf einmal oder wenigstens in einigen, wenigen grofsen Massentransporten ins Grasland geworfen werden. Dafür war aber von Barombistation die Entfernung bis Baliburg viel zu weit, die Zahl der Träger viel zu gering. Von den 370 Mann, an deren Spitze Zintgraff am 9. Dezember vorigen Jahres im Grasland eingezogen war, waren 170 bei Bandeng gefallen, einige waren in Baliburg zurückgeblieben, weitere 20 in die auf dem Rückmarsch flüchtig errichtete Mi-Yimbistation gelegt, so dafs auf Barombistation mit Einschlufs einiger Bali und Banyangleute rund 150 Mann als Träger uns zur Verfügung standen. Die Zahl der fortzuschaffenden Lasten betrug: 200 Gewehrlasten (je 10 Gewehre), 160 Patronenlasten (je 500 Patronen) und an 70 Lasten mit Tauschwaren, also im Ganzen rund 450 Lasten. Dazu kam, dafs die Banyang, zu denen natürlich auch die Kunde von dem Mifsgeschick der Expedition gelangt war, sahen sie doch den Führer mit den Resten derselben den Rückzug antreten, eine feindselige Haltung anzunehmen drohten. So beschlossen wir, etappenweise vorzugehen.

Im Banyanggebiet war bereits die Mi-Yimbistation als letzte Etappe im Waldland vor dem Eintritt in die Grasgebiete angelegt. Nun sollten zwischen Mi-Yimbi- und Barombistation, vor dem Banyangland gelegen, zwei Zwischenstationen errichtet werden; und wählten wir das bisher der Expedition stets freundschaftlich gesinnte Dorf der Ngutileute unmittelbar an der Banyanggrenze und, näher gegen Barombi zu, Dikumi in der Batomlandschaft.

Anlage der Batomstation 3. VII. 1891.

Am 28. Juni 1891 begann der Vormarsch, den ich mit sämtlichen vorhandenen Trägern antrat. In Dikumi angelangt, wurde sofort der gröfste Teil derselben wieder nach Barombi zurückgesandt. Einstweilen legte ich in Dikumi eine Station an, die Batomstation. In ununterbrochen gehenden Trägerzügen ward alles hierher geschafft. In gleicher Weise fand das Vordringen nach Nguti statt, wobei wiederum ich den Reigen eröffnete.

Schwere Besorgnis erfüllte mich, als ich, in Nguti mit dem Vortrab angekommen, keinerlei Kunde über den auf Mi-Yimbistation befindlichen Expeditionsmeister erlangen konnte, vielmehr von kriegerischen Zusammenrottungen im Banyanglande hörte. Da mufste vor allem Aufklärung gegen Mi-Yimbi zu geschaffen werden. Mit 100 Trägern, denen ich nur halbe Lasten auflud, um jederzeit gefechts-

bereit zu sein, unternahm ich bald nach meinem Eintreffen in Nguti einen Vorstofs ins Banyanggebiet. Geschlossen ging es bis Ntok-Difang am ersten Tage. In den zahlreichen Ortschaften der Banyang waren zum Teil die Bewohner geflohen, in einigen nur mehr die Männer zurückgeblieben, die mich mit finsteren Blicken empfingen. Offene Feindseligkeit wagten sie nirgends. Von dem Weifsen auf Mi-Yimbi keine Kunde. Am nächsten Tage bei meinem Weitermarsch nach Nfo-Tabe kam mir unterwegs das Gerücht zu Ohren, dafs dortselbst ein Europäer sich befinde. Und wirklich, eine Stunde vor dem Orte kam mir der wackere Caulwell, so hiefs der auf Mi-Yimbi von Dr. Zintgraff zurückgelassene Expeditionsmeister — auch ihn deckt schon lange die afrikanische Erde — mit 15 seiner Leute entgegen. Nun war die Verbindung zwischen Barombi- und Mi-Yimbistation hergestellt und damit ein bedeutender Schritt zur Neugewinnung der Baliburg gethan. Die Nachschaffung der Lasten bis fast an die Grenze des Hochlandes, bis auf vier Tagemärsche von Baliburg, war gesichert. Anfang August waren so ziemlich alle bis Mi-Yimbi gebracht.

Meuterei der Träger VIII. 1891.

Da trat dem Weitermarsch ein lähmendes Hindernis entgegen. Die Träger weigerten sich, aufs neue zum Hochland hinaufzusteigen, wo 170 ihrer Kameraden gefallen waren. Sie fürchteten neue Gefechte und neue Niederlagen. Nur etwa 25 Mann wollten uns folgen. Gemäfs den Expeditionsartikeln zerrissen wir ihre Lohnbücher; nun brachen sie in offene Meuterei aus. Zwei Tage und drei Nächte schossen wir uns mit unseren ehemaligen eigenen Trägern herum; dann verlief sich das Gesindel in den Busch und zog plündernd durch das ganze Waldland truppweise der Küste zu. Wir aber safsen vorerst ohne Träger fest — die 25 Mann, die zu uns hielten, konnte man ja bei einer Zahl von 450 fortzuschaffenden Lasten nicht rechnen. Das war der 10. August.

Doch die Bali halfen uns. Das Gerücht unseres neuen Vordringens war auch zu ihnen gelangt.

Am 20. August hatten Dr. Zintgraff und ich beschlossen, der unfreiwilligen Unthätigkeit um jeden Preis ein Ende zu machen und mit 15 Mann — mit 10 sollte Caulwell auf Mi-Yimbi zurückbleiben — den Vormarsch nach Bali anzutreten: wir mufsten klar sehen, wie da droben die Dinge seit dem Rückzug Zintgraffs Anfang Februar sich gestaltet hatten. Wir hatten mit unserer kleinen Schar eben den Mi-Yimbiflufs überschritten; da tauchte vor uns ein langer Zug hochgewachsener dunkler Gestalten auf, an ihrer Spitze der getreue Expeditionsmeister Carstensen, der unter den schwierigsten Verhältnissen auf seinem Posten dort oben ausgeharrt hatte. Über 300

seiner Leute hatte der Balihäuptling Garega uns auf die Nachricht unseres Vorrückens hin entgegengeschickt. Am 25. August zogen wir in Baliburg ein. Der Nachschub der Lasten dauerte noch geraume Zeit fort, da den des Tragens ganz ungewohnten Hochländern kaum der vierte Teil der üblichen Trägerlast in Westafrika (20 kg) aufgepackt werden konnte.

Wiedereintreffen im Grasland 25. VIII. 1891.

Die allgemeine Lage fanden wir besser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Bafut und Bandeng waren wenigstens nicht angriffsweise vorgegangen; die Bali hielten nach wie vor unentwegt zu uns.

Die nächste Thätigkeit war Neuanlage der Station, Neuanknüpfung von Verbindungen bezw. Festigung friedlicher Beziehungen mit freundschaftlich gesinnt gebliebenen Nachbarstämmen und Rüstung gegen die grofse Überzahl feindlicher, an ihrer Spitze Bafut und Bandeng.

Eine nebenstehende Skizze mag die „politische Konstellation“ bei unserem Eintreffen auf Baliburg veranschaulichen.

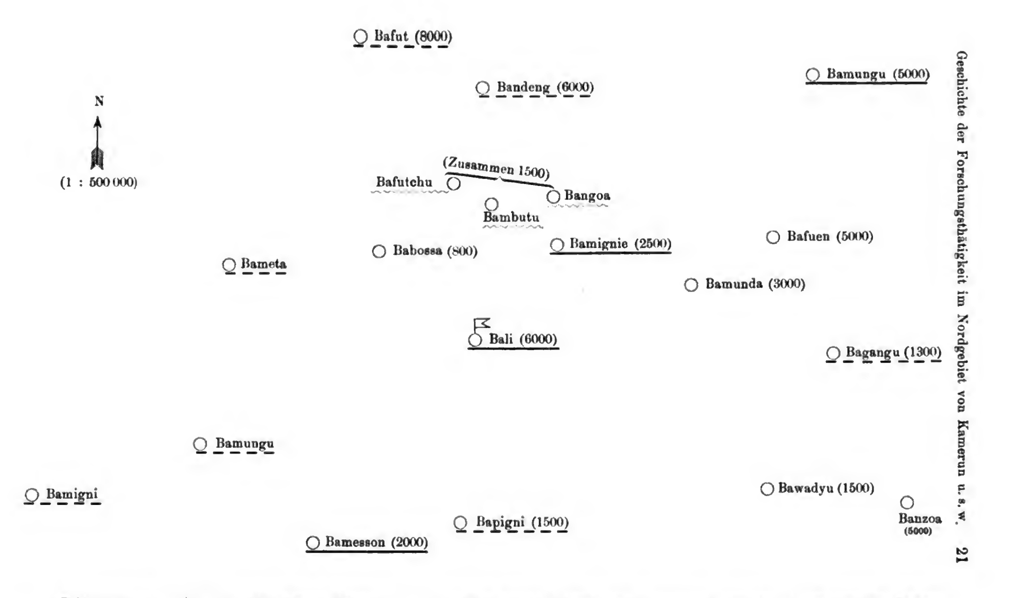
Vertrag mit Garega 28. VIII. 1891.

Mit Garega wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge er sich und sein Land, sowie alle etwaigen späteren Erwerbungen, förmlich unter die Oberhoheit Deutschlands stellte.

Unterdessen war der Waffen- und Munitionsnachschub ununterbrochen weiter gegangen, unter die Bali bereits mehrere 100 Gewehre nebst Munition verteilt und sie Tag für Tag auf einem neben der Station erbauten Schiefsplatz notdürftig im Schiefsen unterwiesen worden. Denn, dachten wir auch ohne reguläre Truppe und überhaupt jetzt noch nicht daran, gegen Bandeng und Bafut vorzugehen, so sollte doch wenigstens der Abfall der Vasallendörfer während des Bandenggefechtes Bestrafung finden.

Strafzug gegen verräterische Stämme 13./14. X. 1891.

Am 13. Oktober sammelte sich die Streitmacht der Bali in dem befreundeten Bamignie (s. nebenstehende Skizze). Nachts marschierten wir, d. h. ich mit den Bali, verstärkt durch 800 Bamigniekrieger, insgesamt an 2000 Mann — Zintgraff blieb auf der Station zurück — bis an die Farmen von Bafutchu. Ich wollte die drei nahe bei einander liegenden Dörfer in einem Zug eines nach dem anderen stürmen, und, mit dem Bandeng zunächst liegenden den Anfang machend, gegen Bamignie zurück „arbeiten“, da ich ein Eingreifen der Bandeng zu gewärtigen hatte. Wie seinerzeit bei Bandeng glückte auch hier die Überrumpelung vollständig. Auch Bambutu und Bangoa wurden gestürmt. Aber auch hier sollte der Rückzug verhängnisvoll werden, wenn auch nicht in dem Mafse wie damals bei Bandeng. Die Bali wandten sich in ihrer begreiflichen Erbitterung nach Erstürmung von Bangoa noch-



Erläuterungen: 1) —: freundlich gesinnte Stämme; — — —: feindlich gesinnte Stämme; nicht unterstrichen: neutral; ~: im Gefecht bei Bandeng abgefallene Vasallendörfer. 2) Eingeklammerte Zahlen neben den Ortsnamen: Einwohnerzahl (rund).

mals zurück gegen Bambutu und Bafutchu. Mir gelang es mit Mühe, etwa 200 Mann, annähernd geschlossen, nordwestlich Bangoa zurückzuhalten als Flankenstellung, da ich stündlich auf das Eintreffen der Bandeng wartete. Und sie waren auch unterdessen gekommen. In wilder Flucht wälzten sich die Schwärme aus der Richtung Bafutchu—Bambutu zurück gegen Bamignie, von überlegenen Scharen verfolgt; es waren die Bandeng. Als ich das erkannte, befand ich mich mit meiner handvoll Leute eigentlich schon von der direkten Rückzugslinie auf Bamignie abgeschnitten. Ich hatte nur noch so viel Gewalt über die bei mir befindlichen Bali, dafs ich sie zu einem ein paar Minuten dauernden Schnellfeuer in der Masse zusammenhalten konnte, dann flutete alles, nach Osten ausbiegend, rückwärts. Waren durch das ungezielte Feuer mit den neuen Hinterladergewehren auch wohl keine besonderen Verluste beim Gegner bewirkt, so hielt ihn doch die bedenkliche Tragweite der Geschosse etwas zurück und es gelang uns, Bamignie spät abends zu erreichen. Wieder hatte ein an sich siegreiches Gefecht mangels geschlossenen Rückhalts sich fast in eine Niederlage verwandelt: die Bali und Bamignie hatten zusammen an 100 Mann verloren. Dafür allerdings waren die drei verräterischen Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und auf dem Versammlungsplatz in Bali lagen die nächsten Tage über 200 erbeutete Köpfe.

Ausbildung einer Schutztruppe.

Ich begann nun mit der Schaffung einer Truppe. Kriegerisch veranlagt waren die Bali, tapfer waren sie auch, das hatte ich selbst gesehen, nun kam es darauf an, ob sie auch zu soldatischem Drill, zum Gehorsam, zur Feuerdisciplin heranzubilden waren. Und der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Ich arbeitete ein den Verhältnissen angepafstes Reglement, vorerst nur für geschlossene Verwendung, aus (siehe Anhang zu Abschnitt IV) und brachte nach und nach die Stärke dieser aus Eingeborenen des eigenen Landes geschaffenen Schutztruppe bis auf nahezu 150 Mann. Im gleichen Jahre noch hatte ich Gelegenheit, einen bis dahin ausgebildeten Zug von 30 Mann in einem kleineren Gefechte zu führen. Ich wurde auf dem Marsch von Bamesson nach der Station zurück unerwartet von den Bapigni (s. Skizze S. 21) angegriffen; aber der Zug folgte den Kommandos zum Aufmarsch und zur Feuerabgabe wie auf dem Exerzierplatz, und der Angriff ward mit Verlust auf Seite der Bapigni abgeschlagen. Es war am Christabend des Jahres 1891. Von da ab war das Vertrauen zu ihrem Führer — „fuon-nakang“, d. i. Herr des Gewehres, nannten mich fortan die Bali — und zur neuen Kampfart gewonnen.

Gefecht gegen die Bapigni 24. XII. 1891.

Nicht geringe Unterstützung bei der weiteren Ausbildung der

Truppe fand ich in dem Ende Dezember der Expedition zugeteilten Leutnant a. D. v. Steinäcker.

Das Wiedererscheinen des Weifsen, die Neuanlage der Station Baliburg, die vielen Gewehre sowie die Tauschwaren, die ins Land kamen, der Strafzug gegen die verräterischen Vasallen: all das machte Eindruck im Lande. Zwei bisher neutrale Stämme: Bafuen und Bamunda baten um Freundschaftsbündnis; Bafut, der alte Gegner, streckte vorsichtig Fühlhörner aus, die Geneigtheit des Weifsen zu etwaiger friedlicher Beilegung des palavers zu erkunden.

Stand der Dinge Anfang 1892.

So durften wir uns zu Beginn des Jahres 1892 sagen, dafs die auf Barombistation, Anfang Juli 1891, aus der damaligen Lage der Dinge sich ergebenden Aufgaben nunmehr nach Verlauf eines halben Jahres trotz grofser Schwierigkeiten gelöst waren: wir hatten so ziemlich alles, was an Waffen, Munition und Tauschwaren damals auf Barombi lag, nach Baliburg heraufgeschafft; wir hatten hier oben wieder festen Fufs gefafst und die deutsche Flagge war wieder geachtet, wurde gesucht.

Anfang Mai stieg Dr. Zintgraff ins Waldland hinab. Leutnant v. Steinäcker begleitete ihn. Ich, der ich mit den Verhältnissen im Grasland bekannt war, dem die Bali grofses Vertrauen entgegenbrachten und an dem die Truppe als ihrem Führer hing, blieb oben.

Allein auf Baliburg, vom 5. V. 1892 ab.

Vom 5. Mai 1892 ab safs ich allein auf Baliburg. Als meine Aufgaben da droben auf dem vorgeschobensten Posten im Nordgebiet von Kamerun hatte ich zu betrachten:

1. Beibehaltung der bestehenden guten Beziehungen zu den Bali und den freundschaftlich gesinnten Stämmen des Graslandes.

2. Ausdehnung des deutschen Einflusses und Anerkennung unserer Flagge bei bisher feindlich gesinnten Stämmen.

3. Fortsetzung der Ausbildung und Vermehrung der geschaffenen Schutztruppe.

4. Fortsetzung wissenschaftlicher Beobachtungen; streng genommen, Beginn derselben. Denn jetzt erst oder genauer vom Anfang 1892 ab konnte dieser Thätigkeit hier oben die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet werden.

Auch die Station ward jetzt erst vollständig ausgebaut.

Anlage der Tintostation v. 1892.

Zintgraff war unterdessen im Waldland nicht müfsig. In aufserordentlich günstiger Lage, das ganze Banyangland beherrschend, legte er die Tintostation an, einen Tagemarsch südlich der alten Mi-Yimbistation. Die Station in Nguti, die nur vorübergehenden Zwecken beim neuen Vordringen in die Hochlande gedient hatte.

ward aufgelassen. Die von mir bei gleicher Gelegenheit errichtete Batomstation ward auf einen geeigneteren Platz verlegt und ausgebaut. Die Anlage von Wegen, zuerst natürlich nur im Aushauen und damit Verbreiterung der bisherigen, schmalen Buschpfade bestehend, sowie deren Instandhaltung, konnte nun von den Waldlandstationen aus in Angriff genommen werden.

Streife ins Waldland 13. VI. bis 14. VII. 1892.

Um den Banyang die neu gefestete und verstärkte Macht des Weifsen, der da droben im Hochland auf Baliburg in ihrem Rücken safs, zu zeigen und sehr notwendig gewordenen Munitionsersatz zu bethätigen, machte ich Juni und Juli 1892 mit 50 Mann meiner Truppe eine Streife hinunter zur neuen Tintostation. (Auch durfte ich hoffen, hierbei meine auf dem erstmaligen Durchzug durch diese Gebiete gesammelten, naturgemäfs recht lückenhaften geographischen u. s. w. Beobachtungen etwas vervollständigen zu können.) Die Banyang thaten mir auch den Gefallen: sie nahmen den letzten Anlauf, dem gehafsten Europäer, der die Sperre ihres einträglichen Zwischenhandels so nachdrücklich und so weit ins Innere hinein durchbrochen hatte, Schwierigkeiten zu bereiten, und gaben mir so Gelegenheit, ihnen die Wirkung der neuen Waffe in der Hand einer europäisch geschulten Truppe sehr nachdrucksam zu zeigen. Von da ab war, solange ich auf Bali safs, Ruhe; die Strafse bis Mundame am Mungo frei.

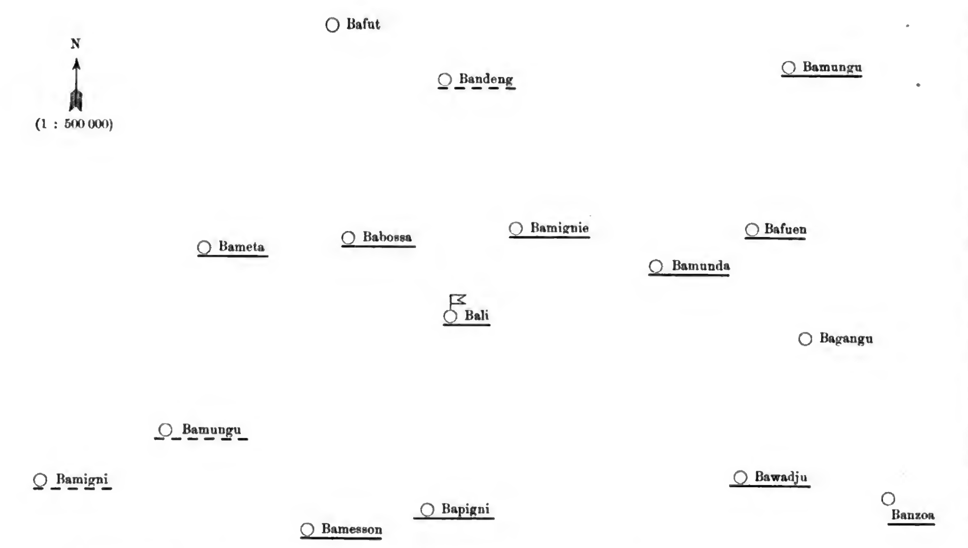
Dort hatte unterdessen Zintgraff die bestehende Station zu einer grofsen Sammelstation, zur Hauptniederlage für die Bedürfnisse der Expedition, sowie des Nord-Hinterlandes überhaupt, erweitert.

Im Grasland machte die Durchführung meiner Aufgaben langsame, aber stete Fortschritte. Sie verlangte nur Zeit und — Geduld, die nach Nachtigals so wahrem Ausspruch gerade „in Afrika das Geheimnis jeglichen Erfolges in sich birgt“. „Aber sie zu üben, ist oft nicht leicht“, setzt er hinzu. Ich hab's an mir selbst erfahren; das mufs ich jetzt, wo ich sieben Jahre später ruhig und leidenschaftlos zurückschaue, eingestehen. —

Stand der Dinge Ende 1892.

So nahte der Schlufs des Jahres 1892. Ich fasse nachstehend die Lage der Dinge um Weihnachten dieses Jahres, die Früchte unserer Arbeit in Wald- und Grasland seit Antritt unseres Vormarsches von der Barombistation am 28. Juni 1891, kurz zusammen.

1. Wie sich unsere Stellung in den Hochlandgebieten gegenüber dem Zeitpunkt unseres Einmarsches auf Baliburg am 25. August 1891 gestaltet hatte, wird ein Vergleich nebenstehender Skizze mit der auf S. 21 ohne viel Worte ergeben.



Erläuterungen: —: freundlich gesinnte Stämme; – – –: feindlich gesinnte Stämme; nicht unterstrichen: neutral.

2. Das Verhältnis zu den freundlich gesinnten Stämmen war ein ungetrübtes.

3. Eine Reihe von den feindlich oder neutral gegenüber gestandenen war, gröfstenteils auf friedlichem Wege zu Bundesgenossen gewonnen, einige derselben sogar, auf ihre Bitte, teilweise in der Nähe der Station angesiedelt worden. Der eine der beiden Hauptgegner, Bafut, war wenigstens wieder in Handelsverkehr mit unseren Bali getreten. Der andere, Bandeng, stand fast ganz vereinzelt, und war ein Angriff von seiner Seite vollkommen ausgeschlossen.

4. Drei abgefallene Stämme waren bestraft, ihre Orte zerstört.

5. Der Weg von Baliburg bis zur Küste war offen und konnte, ohne eine Patrone verfeuern zu müssen, zurückgelegt werden. Die Zwischenhandelsperre war gebrochen, und fand reger Verkehr der Binnenstämme zur Küste statt.

6. Auf der Strecke Baliburg — Mundame waren fünf Stationen angelegt. Sie sollten als Etappen dienen, die Offenhaltung der Strafse, Anlage und Instandhaltung der Wege bethätigen.

7. Aus einem eingeborenen Stamm war eine Schutztruppe von über 100 Mann herangebildet, die sich unter ihrem Führer bei verschiedenen Gelegenheiten bewährt hatte: die Lösung der Ersatzfrage der Schutztruppen.

8. Wissenschaftliche und kolonialwirtschaftliche Beobachtungen zur Erweiterung der Kenntnis der Kolonie Kamerun waren gesammelt.

Pläne für das Jahr 1893.

Für das kommende Jahr war geplant:

1. Bestrafung und Unterwerfung der Bandeng.

2. Ausführung gröfserer Vorstöfse in die noch gänzlich unerforschten Gebiete im weiteren Osten und Westen. Denn abgesehen von einem Aufklärungsmarsch in Verbindung mit meiner Streife ins Waldland im Juni und Juli 1892 und kleineren Erkundungen war mir eine gröfsere Forschungsreise bisher nicht möglich gewesen; es hatte an Zeit, Tauschwaren und Trägern gefehlt.

Auflösung der Nordexpedition 1893.

Da traf am 1. Januar 1893 die Post ein. Sie brachte mir den Befehl, dafs die Nordexpedition aufgelöst sei, ich den Rückzug an die Küste einzuleiten habe und sämtliche Stationen nach und nach aufzuheben seien.

Drei Tage darauf trat ich mit meinen Soldaten den Marsch zur Küste an. Am Mungo, den ich zwei Jahre zuvor hoffnungsfreudig heraufgefahren war, traf ich Ende Januar ein.

Hier in Mundame schickte ich meine Soldaten wieder ins Hochland, in ihre Heimat zurück. Sie baten, ich solle sie über „das grofse Wasser“ zum „deutschen Häuptling“ mitnehmen; ich hatte keine Mittel und keine Erlaubnis dazu. Als der letzte meiner Leute im Urwald verschwand, war meine Thätigkeit in Kamerun abgeschlossen.

Ein paar Monate später hatte die Nord-Hinterland-Forschungsexpedition aufgehört zu sein.

WANDERUNGEN.

„Rastet der Arm, wenn es arbeiten gilt,
Rostet das Wappen auf unserm Schild.“

Abschnitt II.

An der Küste.

Handel, Verkehr und Europäerleben an der Küste Westafrikas. — Sklavenwesen. — Das Küstenenglisch.

Handel, Verkehr und Europäerleben an der Küste Westafrikas.

„Auf den Landfesten der Erde giebt es heutzutage eigentlich keine Räume mehr, wo der Pulsschlag des Weltverkehrs, des Handels nicht verspürt wird. Am Pol, in den mächtigen Ländergebieten Nordasiens, am Äquator im Inneren der Kontinente mag er wohl weit schwächer fühlbar sein als in den fieberhaft angespannten Handelscentren der alten Welt, an den Küsten der altbekannten Meere, wohl die einfachsten Formen noch besitzen; aber vorhanden ist er.“

Der Reisende, welcher sich in einem europäischen Hafen auf einem der grofsen Hochseefahrer einschifft, um in ein fernes, noch gar nicht oder nur unvollkommen erforschtes Land einzudringen, durchmifst die Entwickelungsstufen, welche der Verkehr der civilisierten Völker in Jahrhunderten durchgemacht hat, ehe er seine heutige Höhe und Ausbildung erreicht, im Zeitraume von Wochen, höchstens Monaten, in umgekehrter Reihenfolge.

Ein Schnellzug bringt ihn binnen wenigen Stunden von der Hauptstadt zum Hafenplatz. Alle Bequemlichkeiten sind ihm dabei geboten, auf den Stationen standen Post und Telegraph zur Verfügung. An langen Wagenzügen, die gleichfalls auf den ländervereinigenden Schienenstrafsen dahinrollten und Güter aller Art in gewaltigen Mengen mit sich führten, ist er vorübergebraust. Die Einschiffung geht mit gröfster Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich; der Dampfer bietet mit seinen prächtig ausgestatteten Wohn- und Schlafräumen, bei treff-

licher Verpflegung und Bedienung das behaglichste Dasein. Hochaufgestapelt lagern die mittlerweile herangeschafften Ballen und Tonnen, und der Dampfkran beförderte spielend die schwersten Lasten in den Ladungsraum des Schiffes. Die Seereise selbst geht, von aufserordentlichen, seltenen Unfällen abgesehen, gestützt auf die hochentwickelte Nautik und die Vervollkommnungen der Maschinen, mit gröfster Sicherheit und Regelmäfsigkeit vor sich.

Des Reisenden nächstes, des Schiffes Endziel ist ein Küstenplatz im Golf von Guinea.

Er ist erreicht; Passagier und Ladung mufs an Land. Aber da ist kein bequemer Quai, keine Landungsbrücke. In kleine Boote, die auf den Wellenkämmen tanzen, wird alles gebracht; durch die Kalema, die gefürchtete Brandung ist der einzige Weg zur Küste. Glücklicherweise ist es ohne Unfall abgegangen und der Fufs an Land gesetzt.

Und nun sieht das Auge mit Erstaunen einen Verkehr, gleichwie er vor vielen Jahrhunderten in Europa war, in den dürftigsten Anfängen, nur den nächsten Bedürfnissen mit den rohesten Mitteln dienend, einen Handel, der wohl zahlreiche Erzeugnisse des Landes heranbringt, aber in den uralten Formen noch vor sich geht, wie die Völker vor Jahrhunderten, Jahrtausenden miteinander einst verkehrten: Ware wird um Ware eingetauscht.

Wie in so vielem dem, der afrikanischen Boden zum erstenmal betritt, eine neue Welt sich aufthut, so auch auf dem Gebiete des Handels, des Verkehrs. Das einzige, was den Europäer noch mit der alten Heimat verbindet, ist der elektrische Strom, das Kabel. Einen Schritt weiter ins Innere — und auch dieses letzte Band ist nicht mehr. Diesen Schritt wollen wir im nächsten Abschnitt thun; im gegenwärtigen an der Küste bleibend, dem westafrikanischen Handel und Verkehr an ihr uns zuwenden.

Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen im 15. Jahrhundert zogen die westafrikanische Küste in den Kreislauf des Welthandels mit herein; bald erwachte der Pulsschlag des Verkehrs trotz der Sperre, die die Natur selbst (gütig!) um das mächtige Ländergebiet Guineas gelegt hatte: die Kalema. Der in ihr begründeten Verkehrsfeindlichkeit entspricht auch die ursprüngliche Benennung der Küste seitens der europäischen Seefahrer, die nicht an die Namen bestimmter Örtlichkeiten sich knüpft, sondern an einen Hinweis der damals wichtigsten Erzeugnisse. So ward die Strecke von etwa Kap Palmas bis zum Kap Three Points, dem alten Cabo tres Puntas (Kap der drey

Wahl der Benennungen und der Niederlassungen an der Küste.

Spitzen), die Elfenbein- oder Zahnküste, jene von diesem Kap bis etwa zum Voltaflufs die Gold-, und der Uferstreifen von da bis ungefähr zum Stromgebiet des Niger die Sklavenküste genannt.

Später dann, bei den Ansiedelungen der Weifsen wurden in erster Linie bevorzugt die Punkte, in welchen die Höhen des Innern mit steilen Vorgebirgen an das Gestade herantreten und gute Landmarken schaffen; demnächst die Umgebung der Mündungen der wichtigsten Flüsse, welche zwar durch Untiefen der Hochseeschiffahrt meist unzugänglich sind, aber doch für den Binnenhandel die natürlichen Strafsen bilden, da sie verhältnismäfsig weit stromaufwärts befahren werden können.

Auf dem Seewege zu den Schätzen Indiens zu gelangen, das Wunderland Ophir aufzufinden: waren die kühnen Seefahrer im Zeitalter der Entdeckungen immer weiter nach Süden und Osten gekommen. Erreichten sie zwar vorerst diese Ziele noch nicht, so gab es doch auch an den äquatorialen Küsten Westafrikas des noch nie Geschauten, Begehrenswerten genug.

Der Handel begann.

Erstes Handelszeitalter im 15. und bis Mitte des 16. Jahrhunderts.

Elfenbein, Goldstaub, tropische Vögel, zierliche Affen — daher nebenbei bemerkt der Name Meerkatzen —, auch Eingeborene waren die begehrten Gegenstände. Letztere übrigens damals noch nicht so fast als Sklaven, sondern mehr als Prunk- und Schaustücke.

Fast ausnahmslos vollzog sich in diesen Anfangszeiten der Handel auf den auf offener See haltenden oder kreuzenden Schiffen. Allerdings ward bereits 1481 die erste Niederlassung an der Küste der Sierra Leone gegründet. Fernandez landete an einem kleinen Negerdorfe, von ihm „Aldua de duas partes“ genannt, und feierte hier unter einem Baum, auf welchem das portugiesische Banner flatterte, die erste Messe. Daneben ward ein Fort angelegt: San Jorge da Mina. Doch dürften diese und ähnliche vereinzelte Landungen im 15. und auch noch 16. Jahrhundert mehr den Stempel der damit zum Ausdruck gebrachten Besitzergreifung als von Handels- u. dergl. Niederlassungen tragen.

Zweites Handelszeitalter von Mitte des 16. bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Einen ungeahnten Aufschwung nahmen die Handelsbeziehungen mit und an der Guineaküste durch die Entdeckung Amerikas. Aber der Gegenstand des Handels heftet einen unauslöschlichen Schandfleck auf die Geschichte der europäischen Nationen. Afrika ward auf einige Jahrhunderte der grofse Sklavenmarkt für Amerika und die Händler waren Europäer.

Bitterer Hohn des Geschickes! Der edle Menschenfreund, der

spanische Priester Las Casas, welcher in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte, sah unter der eisernen Faust seiner erbarmungslosen Landsleute in Neuspanien die Eingeborenen bei den schweren, ihnen ungewohnten Fronarbeiten auf den Feldern und in den Bergwerken ihrer einst glücklichen freien Heimat zu Grunde gehen und schlug vor, die kräftigeren afrikanischen Neger zu diesen Arbeiten zu verwenden. Das gab Veranlassung zu dem grausamen Sklavenhandel.

Von da ab wurden in einem Zeitraum von fast 300 Jahren viele Millionen „schwarzes Elfenbein“, wie man gefühllos diese Unglücklichen nannte, verkauft und übers Meer verschifft.

Der Untergang der indianischen Rasse ist aber dadurch nicht verhindert worden.

Sklavenwesen.

Ursprung und Entwickelung der Sklaverei.

Sklaverei bestand seit den ältesten Zeiten auf der ganzen Erde. Ihren Ursprung verdankt sie zweifellos glücklich geführten Kriegen. Die Kriegsgefangenen wurden, soweit man sie nicht den Göttern opferte, zu Leibeigenen gemacht und mufsten für ihre Herren, die sie erbeutet hatten, die Arbeit verrichten. Später, als bei kriegerischen Völkern allmählich Überflufs an solchen lebenden Arbeitskräften eintrat, entwickelte sich der Sklavenhandel; erstere verkauften ihre Gefangenen nach Deckung des eigenen Bedarfs an weniger kriegerisch veranlagte unmittelbar oder durch Zwischenhändler, wobei die lebende Ware, wie jede andere auch, oft in weit vom Ursprungsland gelegene Gebiete kam: Sklaventransporte. Der Arbeitssklave ward sehr bald ein sehr begehrter Gegenstand — Sklavinnen dienten der Befriedigung anderer Leidenschaften; und so steigerte der beim Sklavenhandel abfallende Gewinn das Bestreben, recht viele derartige vorteilhafte Ware auf den Markt zu bringen. Waren bisher nur die gelegentlich eines Krieges erbeuteten Gefangenen zu Sklaven verkauft worden, so wurden jetzt Kriege geführt, um solcher in möglichster Menge habhaft zu werden: Sklavenraubzüge, -jagden.

Auch in die rechtlichen Anschauungen führte sich allmählich das Sklavenwesen ein; als bewufste oder unbewufste Folge der Annehmlichkeit dieser Einrichtung für den und die Herren. Der Verbrecher, der zahlungsunfähige Schuldner verlor seine persönliche Freiheit; in der Sklaverei geborene Kinder waren gleichfalls Sklaven.

Die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der ganzen alten Welt bauten sich geradezu auf der Anschauung auf, dafs zu

Gunsten und zum Vorteil einer Klasse von Menschen Millionen anderer ihrer persönlichen Freiheit beraubt und wie eine leblose Sache vollkommenes Eigentum der ersteren sein konnten.

Da klang in diese Welt die Botschaft von der Gleichheit aller Menschen herein. Einige Jahrhunderte vergingen und das Abendland beugte sich der christlichen Weltanschauung. Nicht aber der Orient. Und was von ihm vielleicht dem Christentum sich genähert hatte, das rifs weiter von ihm ab denn je der Islam, der von 622 nach Christus in raschem Siegeslauf zu einer zweiten Weltreligion sich emporschwang und es geblieben ist bis fast auf den heutigen Tag. Der Koran wufste nichts von der Verkündigung der Menschenfreiheit und -gleichheit. Den Lehren Mohammeds gemäfs besteht die Einrichtung der Sklaverei zu Recht. Gerade die engeren Landsleute des Propheten, die Araber, sind mit dem Sklavenwesen bis zur Stunde aufs engste verbunden, als Sklavenhalter, als Sklavenjäger und -händler.

Der Islam und das Sklavenwesen.

Für den Orient war seit Jahrtausenden und ist bis jetzt der grofse Sklavenmarkt der schwarze Erdteil mit seinen unerschöpflichen Menschenmassen.

Die Entwickelung des Sklavenwesens in der oben gezeichneten Folge ist bei der Negerrasse auf der ersten Stufe stehen geblieben. Wohlgemerkt, soweit nicht der Sklavenhändler sie weiter geführt. Dadurch, dafs die Sklaverei auch in die Rechtsanschauungen in gleichfalls oben besprochener Weise sich Eingang verschafft hat, hat sie eine milde Form angenommen. Denn das, was der Europäer allgemein mit dem Wort „Sklave“ und „Sklaverei“ verbindet, deckt sich durchaus nicht mit dem afrikanischen Begriff. Der Europäer knüpft an diese Worte immer die Vorstellung von Grausamkeit, hört im Geiste Ketten rasseln und Peitschenhiebe sausen. Nichts ist falscher als das; von all dem ist keine Spur.

Sklaverei in Afrika.

„Die Sklaverei ist“ — ich bediene mich der Worte eines in dieser Sache gewifs vollgültigen Gewährsmannes, des Missionars P. Schynse — „eine Institution, welche völlig mit dem Charakter des Negers verwachsen ist; sie herrscht überall in Afrika vom Kongo bis Sansibar und bildet eine Grundlage des gesamten Negerlebens . . . . Der Sklave gehört zur Familie. Die Negersklaverei, so wie sie seitens der Eingeborenen geübt wird, ist die mildeste Form . . . . .“

Sie ist in ein geradezu patriarchalisches Verhältnis übergegangen. Einen solchen brutalen Arbeitszwang, wie ihn die weifse Bevölkerung sich da, wo das Interesse des Kapitals spricht, leider nur zu oft

zu Schulden kommen läfst, übt die schwarze Rasse nie und nirgends gegen ihre Sklaven.

Dafs auch diese milde Form der Sklaverei beseitigt werden mufs, ist klar. Abgesehen von den sittlichen und humanen Gründen, die gegen sie als eine Entwürdigung des Menschen sprechen, liegt der Hauptgrund, warum sie fallen mufs, darin, dafs sie das gröfste Hindernis für einen nachhaltigen, materiellen Aufschwung eines Landes ist. Die Sklaverei hat die Arbeit in Afrika in Mifskredit gebracht, weil „Arbeiten" und „Sklave sein" gleichbedeutend wurde. Den unwahren Ruf, dafs der Neger nicht arbeite, hat ihm die Sklaverei eingebracht, indem von einzelnen reichen Negern, welche zahlreiche Sklaven besitzen und diese für sich arbeiten lassen, während sie selbst keinen Finger rühren, auf die gesamte schwarze Rasse geschlossen wird. Gleich richtig wäre aus gleichem Grunde eine Schlufsfolgerung von den Drohnen unserer Gesellschaft auf die Masse des Volkes.

Wie diese Art von Sklaverei beseitigt werden mufs, auch darin bin ich mit Schynse vollständig einverstanden. Er sagt: „Das Sklavenhalten seitens der Eingeborenen mit Bajonetten an einem Tage ändern zu wollen, wäre Wahnsinn; hier mufs die christliche Moral einschreiten, und in dieser Beziehung hat man recht, zu sagen, man müsse die Missionare unterstützen, um so eine geistige Umwandlung in den Volksanschauungen herbeizuführen."

So harmlos also geradezu das Halten von Einzelsklaven seitens der Neger genannt werden mufs, so reich an Greueln jeder Art ist der Sklavenerwerb und -handel im grofsen. Ein weiterer Grund, warum auch die milde Form des Sklavenwesens fallen mufs; bedingt sie doch die Jagden und den Transport.

Sklavenjagden und -jäger.

Das traurige Vorrecht der Mohammedaner, insbesondere der islamgläubigen Araber ist es: da, wo sie in Afrika eindrangen, Sklavenhandel und -ausfuhr im grofsen zu betreiben und damit alle die Unthaten heraufzubeschwören, welche die nunmehr ins Werk gesetzten Sklavenjagden begleiteten. Liest man die Schilderungen Nachtigals hierüber, der selbst unfreiwilliger Zeuge eines solchen Raubzuges gewesen ist, so schaudert man über die entsetzlichen Grausamkeiten, über die Verwüstung und Entvölkerung, die diese Streifen im Gefolge haben.

Dagegen hilft nur bewaffnetes Einschreiten und genügende civilisatorische dauernde Machtentfaltung. Und zwar mufs das Übel an der Wurzel gefafst und diese ausgerottet werden, d. h. gegen die Händler selbst mufs rücksichtslos vorgegangen und in jenen Land-

strichen, in die sich hauptsächlich diese Raubzüge richten, mufs dauernde starke Besatzung auf Stationen gelegt werden. Sobald die Stämme, gegen die die Sklavenjagden gerichtet sind, sehen, dafs sie beim Weifsen Schutz und Hülfe finden, werden sie sich an ihn wenden und so selbst am eigenen Befreiungswerke mithelfen. Auch mittelbar werden solche Posten wirken. 200, schon 100 Hinterlader in der Hand einer geübten Truppe bilden eine solch gewaltige Stärke, dafs jeder Stamm dessen Freundschaft sucht, der über solche Machtmittel verfügt. Es ist also leicht, durch einfachen moralischen Druck und Streifzüge die kleinen Kriege der Eingeborenen in weitem Umkreise zu verhindern und so eine weitere Quelle der Sklaverei zu verstopfen. Denn auch in diesen kleinen Kriegen besteht die Hauptbeute in Gefangenen, die dann entweder als Sklaven behalten oder dem Händler verkauft werden.

Beseitigung des Sklavenwesens.

Es kommt auch hier bei der Besprechung der Sklavenfrage zum Ausdruck, dafs eben nur durch dauernde Machtentfaltung etwas erreicht werden kann, und diese bedingt ein Bleiben in den betreffenden Landschaften. Mit einem sogenannten Strafzug, dem Niederbrennen von ein paar Dörfern und dann wieder Verschwinden wird weder in der Sklavenfrage noch sonst auf irgend einem kolonialen, civilisatorischen Gebiet auch nur das Geringste erreicht.

Als Folgerung aus Vorstehendem komme ich zu der Anschauung, dafs manche der bisher gegen das Sklavenwesen angewandten Mittel nutzlos, ja das Gegenteil der Absicht bewirkend waren und sind. Zu solchen der letzteren Art rechne ich zwei.

Intervention.

Das eine war die sogenannte Intervention europäischer Regierungen und Gesellschaften. Das hat nur den Erfolg gehabt, den Preis der Sklaven zu steigern, durch den hierdurch gröfseren Gewinn einen um so stärkeren Antrieb zum Sklavenhandel zu geben und durch die Schwierigkeiten des Transportes, welche eintraten, als die alten Karawanenwege verschlossen wurden, die Leiden der Schwarzen zu vergröfsern.

Das andere Mittel besteht darin, dafs Sklaven freigekauft werden.

Freilassung angekaufter Sklaven.

Eine Probe davon bekamen Dr. Zintgraff und ich, sehr gegen unseren Willen, in unserer eigenen Expedition zu kosten, indem freigekaufte Sklaven uns als Ersatz für die meuternden Träger (siehe Abschnitt I, S. 19) überwiesen wurden. Es waren Leute von der infolge des Todes v. Gravenreuths ins Stocken geratenen Südexpedition, die das Kommissariat in Togo durch Vermittelung deutscher Kaufleute an der Küste des damals noch bestehenden Dahome-Reiches dem

Herrn v. Gravenreuth beschafft hatte. Die deutschen Vermittler aber haben sich die Schwarzen vom König Behanzin von Dahome geholt. Dieser trieb auf seinen Kriegszügen Tausende von Negern der im Norden seines Landes wohnenden Stämme zusammen und schleppte sie nach seiner Hauptstadt Abome. Dort wurden sie bei den grofsen religiösen Festen hingeschlachtet; die minderwertigen, des Opfertodes nicht würdig, als Sklaven verhandelt.

Nun mag die Absicht, solche Unglückliche zu kaufen und sie dann als freie Träger oder Arbeiter ihre Ankaufssumme „abarbeiten“ zu lassen, in der Theorie ganz schön und edel sich ausnehmen, aber nicht in der rauhen Wirklichkeit. Denn — um bei unserem Fall zu bleiben — eine sehr naheliegende Thatsache ward unbegreiflicherweise ganz aufser acht gelassen. Der König von Dahome fand Absatz für seine Kriegsgefangenen. Dafs diese dann „Freie“ wurden, war ihm ganz einerlei; ihm genügte es, seine Ware an den Mann zu bringen, und er fing infolgedessen flott Sklaven weiter.

Es wird also durch dieses Mittel, Sklaven anzukaufen und dann freizulassen, geradezu der Sklavenfang und -handel unterstützt und aufgemuntert. Und eben diese beiden Thätigkeiten sind das Grausame bei der Sklaverei, wahrlich nicht das Sklavenhalten.

Intervention und Freilassung zu diesem Zweck angekaufter Sklaven sind demnach wohl die unglücklichst gewählten Mittel, dem Unwesen beizukommen; statt es abzustellen, befördern sie es.

Jagd auf Sklavenkarawanen.

Scheinbar mehr Erfolg verspricht das Jagen und Abfangen der Sklavenkarawanen. Und wenn es in der Nähe der überfallenen Landschaften geschehen kann, wenn man die also Befreiten in ihre heimatlichen Sitze wieder zu bringen vermag, und wenn fortan ihnen dort dauernder Schutz in Gestalt vorgeschilderter Posten gewährt werden kann: dann in der That. Haben sich aber die Sklavenzüge in wochen-, ja monatelangen Märschen schon weit von der Heimat der Weggeschleppten entfernt, dann hat das Abfangen der Karawanen wohl den Erfolg, dafs vielleicht auf einen Schlag an tausend der armen Geschöpfe den Händen ihrer Räuber entrissen sind; aber nun entsteht die Frage: Was mit den „Befreiten“ anfangen? Sie in ihre Heimat zurückschaffen? Wo ist überhaupt das Heimatland der Einzelnen des aus allen Gebieten Afrikas zusammengesetzt gewesenen grofsen Sklaventransportes? Entblöfst von allem, von der Heimat durch Entfernungen getrennt, die monatelange Märsche beanspruchen, was sollte das Los der Befreiten werden? Glücklich der, welcher von neuem einem Sklavenjäger in die Hände fiel; hatte er doch dann Aussicht, endlich einmal einen Herrn

zu finden, der für ihn sorgen wollte. Wie soll man die Tausende unterbringen und ernähren? Der beste Ausweg wäre noch der für die armen Teufel, wenn die Regierung sie geradeswegs irgendwohin in Sklaverei geben würde. Aber das geht wieder nicht an: zuerst Sklaven befreien und sie dann neuerdings zu Sklaven machen!

Das richtige Gegenmittel.

Man kommt also wohl zu dem Ergebnis, dafs alle diese Mittel nichts nützen, weil sie auf Verkennung des Kernpunktes der Sache beruhen: dafs nicht das Sklavenhalten, sondern die Sklavenjagd und der Sklaventransport die abzustellenden Grausamkeiten sind. Und das kann nur geschehen durch — ich wiederhole es — bewaffnetes Einschreiten gegen die Händler selbst, bevor sie ihre Raubzüge antreten, bevor sie die armen Geschöpfe in Karawanen zusammengestellt haben, und durch dauernde Machtentfaltung in den Bezugsgebieten für Sklaven.

Dafs ich für rücksichtslose Unterdrückung der Grausamkeiten beim Sklavenhandel, Gegner des ganzen Sklavenwesens überhaupt bin, wird mir nach dem Gesagten wohl jedermann zugestehen. Aber auch auf die Gefahr hin, dafs man mich gefühllos nennt, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs die Sorge für die Neger doch eben nicht selten etwas zu weit geht und dafs diese ungebetene, übergrofse Teilnahme für „die armen Heiden“ eine eigentümliche Beleuchtung erhält, wenn man sich als schroffen Gegensatz zu dieser in die Weite schweifenden Nächstenliebe an die schauerliche Not des vom Geschick auf die tiefste Stufe der Armut und des Elends herabgeworfenen Pöbels der grofsen Städte und Industriebezirke, an den schändlichen Menschenhandel, der in der civilisirten Welt mit weifser Ware getrieben wird, erinnert.

Da, mein' ich, zuerst einzusetzen, thäte bitter not — dann können wir uns immerhin mit den schwarzen Brüdern und Schwestern beschäftigen!!

Das Beschämendste aber für die weifse Rasse ist, dafs sie es war, die in jene Gebiete, wohin der mohammedanische, der arabische Sklavenhändler nicht gedrungen ist, den Fluch des schmachvollen Sklavenhandels getragen hat.

Handel, Verkehr und Europäerleben u. s. w.

(Fortsetzung von S. 34.)

Von Mitte des 16. Jahrhunderts bis fast in die zweite Hälfte des 19. hinein währte — und damit komme ich wieder auf den west-

Zweites Handelszeitalter. — Sklavenhandel durch Europäer.

afrikanischen Handel zurück — eine Blütezeit desselben. Die Ware sind Schwarze, die Händler sind die Weifsen gewesen!

Auch Deutsche haben sich daran beteiligt. Gerade ein Name, der in der vaterländischen Geschichte, wenn von dem tapferen Widerstand preufsischer Festungen gegen die Napoleonischen Heere berichtet wird, guten Klang hat, taucht auch in der zweifelhaften Gesellschaft weifser Sklavenhändler auf: Joachim Nettelbeck aus Kolberg. Seine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte, Aufzeichnungen und Schiffsjournale anderer Händler gewähren tiefen Einblick in das ganze Gebaren ihres Handwerks. —

Die gesittete Welt hat darüber zu Gericht gesessen und ihr vernichtendes Urteil gefällt. Ich will nur eine Folgeerscheinung dieser Thaten herausgreifen, die in die Gegenwart hereinragt und vielfach zu wenig gewürdigt wird.

Moralische Folgen des Sklavenhandels am Neger.

Das tief eingewurzelte Mifstrauen des Negers dem Weifsen gegenüber, seine Verschlagenheit, seine Diebischkeit und Unwahrheit — alles Eigenschaften, die wir am ausgeprägtesten am Küstenneger finden, also jenem, der seit Generationen mit dem Weifsen in Berührung gekommen ist — werden noch auf lange hinaus den unbefangenen Verkehr mit ihm erschweren. Durch jahrhundertelange Erfahrung gewitzigt, wird der Neger in jedem Weifsen den ihn übervorteilenden, habsüchtigen, gierigen Händler suchen und ihm die gleiche List und Falschheit und Verschlagenheit, die zu finden er gewohnt war, entgegensetzen. Über diese von uns am Neger gezüchteten Eigenschaften entrüsten wir uns. Und stellten sie offener Gewalt Gewalt entgegen, so trug ihnen der Versuch, für Weib und Kind, Haus und Hof nach ihrem besten Wissen und Können mit ihren Mitteln zu kämpfen, den Ruf von „Wilden“ ein.

So ist jenes landläufige Zerrbild vom Neger überhaupt geschaffen worden, da man nur die Stimmen der Ankläger in Europa zu hören bekam, der Weifsen. Und nachdem einmal diese ihr einseitiges Urteil sich gebildet hatten, blieb es auch für alle Zeiten bestehen, so dafs selbst heutigen Tages die wenigsten sich darüber klar sind, warum der Neger dem Weifsen gegenüber nicht anders sein kann, als er ist.

Dort in jenem von Weifsen mit den verwerflichsten Mitteln jahrhundertelang betriebenen Sklavenhandel müssen wir die letzte Ursache suchen.

Ihrer Habsucht ein Mäntelchen umzuhängen und das allgemeine Gewissen zu beschwichtigen, ging man zur Beschönigung des Sklaven-

handels so weit, den „Mohren“, die schon als ungläubige Heiden keine eigentlichen Menschen waren, eine Stelle zwischen Mensch und Vieh anzuweisen.

War dieser Vorwand auch stichhaltig — es schadet manchmal nicht, an die eigene Brust zu klopfen, um sich im Vollgefühl unserer Kultur nicht gar zu sehr zu überheben — war er auch stichhaltig bei dem vor noch nicht viel mehr als 100 Jahren recht schwunghaft betriebenen weifsen Menschenhandel manches deutschen Fürsten mit seinen geliebten Landeskindern?

> „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark;
> Der Abschiedstag ist da. —
> Schwer liegt er auf der Seele, schwer;
> Wir sollen über Land und Meer
> Ins heifse Afrika“

sang Schubart in seinem „Kaplied“.

Und wie die Sklavenkarawanen der Neger wurden diese unglücklichen, weifsen Sklaven eskortiert, man liefs sie hungern und schofs jeden Ausreifser nieder. —

Politische Folgen des Sklavenhandels in Westafrika.

Nicht nur moralische Zerstörung, auch politische Umwälzungen hatte der Sklavenhandel an der Westküste Afrikas zur Folge. Manches Negerreich hat er zertrümmert. Nur ein Beispiel. Nach L. F. Römer, einem um das Jahr 1740 an der Goldküste befindlichen dänischen Beamten, bestand hier bis 1630 ein grofses Reich unter dem König von Benin, der dasselbe durch Gesandte regieren liefs. Es fiel der Sklavenausfuhr zum Opfer. Denn die kriegerischen Binnenstämme Aschante und Dahome drangen gegen die Küste vor, um sich an der See Platz zu schaffen und dann unmittelbar Sklaven an die Weifsen verkaufen zu können.

Betrieb des Sklavenhandels.

Der Betrieb des Handels, der Einkauf der Sklaven ging folgendermafsen vor sich: Die mit Tauschwaren aller Art versehenen Segelschiffe kreuzten an der Küste oder gingen auf hoher See vor Anker, indessen die Schaluppen, deren jedes Schiff mehrere an Bord hatte, mit je 8 bis 10 bewaffneten Matrosen bemannt, die Verbindung zur Küste einleiteten, zum Teil auch selbständig kleinere Küstenfahrten ausführten. Sorgfältig vermieden die Hochseefahrer, in die Mündungen der Flüsse einzulaufen, sowohl wegen Unkenntnis des gefährlichen Fahrwassers als aus Mifstrauen gegen die Eingeborenen und Furcht vor dem tödlichen Klima.

Das letztere forderte zahlreiche Opfer und auf mehr als einem Schiff wurde die gesamte Besatzung vom Fieber hinweggerafft. Häufig

genug trieben Schiffe auf den Strand, und was die Wellen verschmähten, ward sichere Beute der Schwarzen. Überfall der Schiffe durch Kanuflottillen waren stets zu gewärtigen und Empörungen der eingesperrten Neger hatten mitunter Erfolg und führten Vernichtung der ganzen Bemannung und Verlust des Schiffes nach sich. Beim Handel an Bord liefs man nie mehr als 8 bis 10 Schwarze an Deck und Matrosen mit gespannten Gewehren beobachteten unterdessen die Kanus.

Diese unsicheren und den Handel erschwerenden Umstände führten mit der Zeit, im 17. und 18. Jahrhundert dazu, an geeignet erscheinenden Punkten an der Küste festen Fufs zu fassen. Vorerst wurden nur Befestigungen angelegt, von friedlichen Handelsniederlassungen war noch keine Rede. So sind die längst in Trümmer zerfallenen Vesten El Mina, Christiansborg, Augustenburg, Fredensborg, Ajuda (das heutige Whydah) und andere entstanden.

Tauschwaren.

Als Tauschwaren gingen namentlich — damals wie heute noch — Zeuge, Pulver, Gewehre, Tabak, Branntwein und Salz nebst allerlei Kleinigkeiten, als Spiegel, Glasperlen u. s. w. Wie Nettelbeck berichtet, wurden diese Tauschwaren zu seiner Zeit, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit einem Zuschlag von 25 Proz. auf den höchsten Einkaufspreis angerechnet, wobei „ein tüchtiger Sklave etwa 100 Gulden galt, während Negerinnen, die noch nicht Mutter gewesen und deren Busen noch von jugendlicher Fülle und Straffheit war, bis zu 140 Gulden kamen“.

Hatte nun ein Schiff seine Ladung, die bis zu einem halben Tausend, ja noch mehr bei einzelnen ging, so wandte es, quer durch den Atlantischen Ocean, seinen Lauf nach den amerikanischen Sklavenmärkten. Zwei bis drei Monate währte durchschnittlich die Fahrt.

Der mit dieser schwarzen lebenden Ware erzielte Gewinn war ein ganz aufserordentlicher; aber ganz aufserordentlich hoch sind auch die Zahlen bei dieser gewaltsamen afrikanischen Völkerwanderung. Wohl fehlen Ausfuhrlisten; doch mufs man die Zahl der Weggeschleppten auf viele Millionen annehmen — einige Quellen sprechen von 17! — und gelegentliche Ziffernangaben in den Schiffsbüchern und Papieren der damaligen Supercargos (wie die sklavenhandelnden Schiffer hiefsen) lassen diese Berechnungen fast noch als zu niedrig geschätzt erscheinen.

Wie ausschliefslich das schwarze Elfenbein in den Vordergrund des Handels trat, zeigt uns eine Stelle aus den Aufzeichnungen eines dieser Händler, Degrandpré: „Wenn auf den Märschen aus dem Innern zur Küste der auch noch mit Elfenbein beladene Sklave zu

schwach wurde, warf man eher das Elfenbein fort, als dafs man den Sklaven zurückgelassen hätte, der, einmal bis an Bord gebracht, immer noch mehr Vorteil abwarf als das Elfenbein.“

Elefantenfriedhöfe.

Durch diese Erzählung wird, nebenbei bemerkt, eine Behauptung über den Elefanten, dafs nämlich diese Tiere bestimmte Stätten zur letzten Ruhe aufsuchten, bedenklich erschüttert. Die Thatsache, dafs an manchen Stellen in Afrika viel altes Elfenbein gefunden wird, läfst sich wohl leichter und ungezwungener aus oben Mitgeteiltem erklären als aus der gefühlvollen Annahme von „Elefantenfriedhöfen“.

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts währte dieses einträgliche Geschäft. Und geraume Zeit verstrich dann noch, trotzdem alle civilisierten Nationen gegen dieses schmachvolle Handwerk einschritten, bis es gänzlich unterdrückt war.

Von alten Sklavenhändlern kann man noch heute Erzählungen hören, die mehr auf kühne Seeräuber als auf einen friedlichen Kaufmann passen. Und mehrfach ist es vorgekommen, dafs man lieber Schiff und Ladung und damit Hunderte von Menschen an den Riffen und Barren der Küste zu Grunde gehen liefs, als den nach Sklavenschiffen fahndenden Kreuzern sich ergab.

Der Sklavenhandel, durch Weifse betrieben, hatte aufgehört. —

Drittes Handelszeitalter von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Naturgemäfs wandten die Kaufleute anderen Produkten des dunkeln Erdteils ihre Aufmerksamkeit zu. Elfenbein und die verschiedenartigsten Bodenerzeugnisse wurden nun die Ausfuhrgegenstände.

Die veränderte Ware hatte selbstredend eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebes zur Folge. Es begannen die Ansiedelungen an der Küste zu entstehen, Faktoreien. Ihre Vorläufer waren die sogenannten Hulks.

Die schwarze Menschenfracht hatte in verhältnismäfsig kurzer Zeit die Schiffe gefüllt. Nun mufsten sie aber sehr viel länger an der Küste liegen, ehe sie die nötige Ladung beisammen hatten. Auch das Geschäft ward jetzt weit friedlicher, demzufolge war auch der Verkehr mit den Eingeborenen friedlicher; wohlverstanden nur im Vergleich gegen die durch den Sklavenhandel heraufbeschworenen gegenseitigen Grausamkeiten.

Hulkhandel.

So entwickelte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Brauch, mit den Segelschiffen an geeigneten Plätzen vor Anker zu gehen und sie für die Dauer des auf ein halbes Jahr und länger berechneten Aufenthaltes abzutakeln. Diese abgetakelten Fahrzeuge, Hulks genannt, waren also nichts anderes als schwimmende, aber verankerte Faktoreien.

Eine wirklich schwimmende Faktorei bekam ich einmal im Bonnyflufs zu sehen. Als unser Dampfer langsam stromaufwärts ging, bog aus einem der breiten Krieks ein seltsam anzuschauender Zug ein: ein gewaltiges Holzhaus mit rotem, weithin leuchtendem Giebeldach, auf das aufserdem noch ein mit Fenstern statt der Seitenwände versehener Pavillon aufgesetzt war, schwamm langsam daher, geschleppt von einer keuchenden, kleinen Dampfpinasse. Es war ein englischer Hulk, der nach Bedarf bald da, bald dort in dem Gewirr von Flufsarmen anlegte; thatsächlich ein praktischer Gedanke.

Auf diesen verankerten Hulks ging das ganze Handelsgeschäft vor sich; sie waren Wohnung und Magazin und Laden.

Hatte eine solche Schiffsfaktorei genügend Erzeugnisse eingehandelt, so ward das Schiff wieder aufgetakelt und mit voller Ladung ging es heimwärts. Von der Besatzung blieb vorerst niemand zurück.

Bald aber kam man darauf, dafs der auf diese Weise betriebene Handel einen geraumen Teil des Jahres unbenutzt verstreichen liefse, und zwei weitere Handelseinrichtungen griffen Platz. Die erstere gewann eine weittragende Bedeutung und ragt, zum Teil verfochten, zum gröfseren Teil aufs heftigste angefeindet, noch sehr in die Gegenwart des kolonialen Handelsbetriebes herein. Es ist das sogenannte Vorschufssystem; „trust“, wie es die Engländer nennen. Die beiden Namen, der deutsche und englische, erklären zusammen das ganze Verfahren: einem vertrauenerweckenden schwarzen Händler wird eine gröfsere Menge Tauschwaren übergeben, wofür er dann seinerzeit die eingehandelten Landeserzeugnisse einzuliefern hat.

Vorschufshandel.

Man gab also für die Zeit, während welcher die Schiffe mit Fracht von der Küste zur Heimat und zurück unterwegs waren, solchen Negern, die ausgedehntere Handelsverbindungen hatten und denen man verhältnismäfsig trauen zu dürfen glaubte, Vorschüsse an Tauschwaren, um bis zur Wiederkunft des Schiffes damit Geschäfte zu machen.

Die andere Einrichtung, die sich bald mit der ersteren verband, war die, dafs man sich entschlofs, einen weifsen Vertreter an Ort und Stelle zu lassen. Um einen Aufenthaltsort für einen solchen zu schaffen, ging man dazu über, alte Fahrzeuge, die über kurz oder lang doch als seeuntüchtig hätten aufgegeben werden müssen, hinauszuführen und diese Hulks dann zu ständigen, aber immer noch schwimmenden Faktoreien zu machen.

Vorteile der Hulks.

Denn immer noch bevorzugte man den Aufenthalt auf einem Schiffe; und zwei gewichtige sachliche Gründe sprechen auch dafür.

Zu Seite 45.



Abb. 1. **Strand von Kamerun am Fufse der Jofsplatte.** 1891.

Einmal war durch die hohen Bordwände des absichtlich gestrandeten Schiffes — man liefs diese zum dauernden Aufenthalt im ruhigen Wasser der Flufsmündungen bestimmten Fahrzeuge mit der Flut möglichst weit auf den Strand auflaufen und verankerte sie dann nach allen Seiten — eine wesentlich gröfsere Sicherheit gegen stets zu gewärtigende, räuberische Überfälle gegeben. Dann wurden auch günstigere Gesundheitsverhältnisse erreicht.

Dieser letztere Punkt war bis über die Zeit meiner Anwesenheit in Kamerun hinaus noch derart gewichtig, dafs noch im Jahre 1893 im Kamerunflufs drei solcher Hulks in Gebrauch standen (Abb. 1). Mit der durchgreifenden Verbesserung durch Quaianlagen fiel dieser letzte Grund und damit die Zeugen früherer Handelszeiten.

Schliefslich sprach noch ein mehr in der Gewohnheit, geradezu im Gefühl wurzelnder Grund für die Hulks.

Seemann zugleich Händler.

In der ganzen langen Zeit des Sklavenhandels und auch dann noch geraume Weile, solange das Geschäft Zug um Zug ging, der Betrieb also, vom kaufmännischen Standpunkte aus, höchst einfach war, kannte man an der Küste keine gelernten Kaufleute. Das seemännische Element war der Träger des westafrikanischen Handels durch Jahrhunderte gewesen. Ihm war nur wohl, wenn es die Planken eines Schiffes unter den Füfsen fühlte; und war dies auch abgetakelt, als Hulk fest verankert: es war und blieb eben doch ein Schiff.

Nun aber hatte sich der Handels**betrieb** derart gestaltet, dafs eine Trennung zwischen Seemann und Kaufmann unvermeidlich wurde. Auch hatte der Handel solche Ausdehnung und Eigenarten angenommen, dafs nur mehr gelernte Kaufleute demselben gewachsen waren.

Faktoreihandel.

Diese erkannten, weiter blickend, dafs ständige Ansiedelungen an der Küste zur Weiterentwickelung des Handels unbedingt nötig waren, und so entstanden allmählich die Faktoreien auf dem Festland.

Die Aussicht auf erhöhten Gewinn überwog die Bedenken, die sich vom gesundheitlichen Standpunkt gegen diesen nächsten Schritt erhoben.

Gesundheitliche Verhältnisse an der Westküste.

Von jeher war das Klima der westafrikanischen Küste berüchtigt und gefürchtet; zahlreiche Opfer hat seine todbringende Tochter, das Fieber, die Malaria, gefordert.

Gewifs sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez, das Kongobecken die berüchtigtsten Malariaherde in Afrika, gewifs geht all-

Über-schätzung der Fieber-gefahr.

jährlich ein hoher Procentsatz der Weifsen draufsen zu Grunde — und doch braucht die Malaria nicht in der Weise gefürchtet zu werden, wie es wirklich geschieht. Denn bei ruhiger, sachlicher Betrachtung müssen wir uns fragen, ob denn wirklich alle, die draufsen sterben, Opfer des Klimas sind. Und darauf mufs die ehrliche Antwort lauten: nein.

Ich unterschätze die grofse Gefahr der Malaria durchaus nicht, habe ich sie doch am eigenen Leibe da draufsen in Form von zahlreichen minder schweren und auch einmal in ihrer schwersten akuten Erscheinungsform, dem sogenannten Schwarzwasserfieber, zu kosten bekommen und bin mit knapper Not dem Tode entronnen; habe auch nach meiner Rückkehr danach ausgesehen. Aber trotzdem wiederhole ich meine aufgestellte Behauptung. Ich führe den Beweis am besten mit den aufserordentlich klaren und eingehenden Beobachtungsergebnissen Dr. Falkensteins, der zwei Jahre an der Tschiloangoküste (nördlich des Kongo) sich aufgehalten und in seinem Werke „Die Loangoexpedition“ (II. Abteilung) sich über die Malaria verbreitet. Er schreibt: „ . . . Sehen wir doch erst einmal zu, aus welchem Material sich die Europäer an der Küste rekrutieren, was für Stammmannschaften sie aufweist.

Einen Teil der Europamüden bilden solche, welche die Bedingungen zur Existenz in der Heimat nicht erfüllen und körperlich und geistig zu schwach sind, um den Kampf mit den viel tüchtigeren Konkurrenten zu bestehen. Ich habe Schwächlinge dieser Art mehrfach ankommen und schnell zu Grunde gehen sehen, habe mich aber höchstens darüber gewundert, dafs sie die Küste überhaupt erreichten. Sie waren Todeskandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Afrika.

Einen anderen Teil bilden Abenteurer, die es in der Heimat zu nichts brachten, weil Thorheit und Unbesonnenheit sie zu keiner ruhigen, gleichmäfsigen Thätigkeit kommen liefsen. Sie sind wie die groben, ausspringenden Fäden in einem schönen, gleichmäfsigen Gewebe, die sich nicht in dasselbe einfügen und unterbringen lassen. Sie werden aber auch wie diese in keinen Stoff passen, man mag es versuchen, wie man will. Ihre Unvernunft wird sich vor allem darin kund geben, dafs sie dem Klima zu trotzen versuchen; sie treiben diese Thorheit so lange, bis auch sie ein selbstverschuldeter Tod erreicht.

Drittens haben wir es mit Ansiedlern zu thun, welche zwar vermöge ihrer Konstitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und sich systematisch zu Grunde richten.“

Hier möchte ich mir die Einschaltung meiner eigenen Beobachtungen in dieser Beziehung gestatten.

Dem geschlechtlichen und noch mehr dem Alkoholgenufs wird an der Küste in aufserordentlich hohem Grade gehuldigt und ihre Opfer dem „tückischen Klima" aufgebürdet. Wohin man kommt: das erste, was einem angeboten wird, ist ein Gläschen Cocktail (ein kräftiges und allerdings sehr wohlschmeckendes Gebräu, aus Angostura, Kognak, Zucker, Ei, Muskatnufs und Champagner gemischt). Dabei fafst dieses „Gläschen" ein ganz beträchtliches Mafs. Jeder hat seine besondere Art, das Ding zu brauen. So trinkt man sich bei einer Besuchsreise durch eine ganz stattliche Zahl von Sorten hindurch. Dann folgt Kognak und Rum und zuletzt, aber nicht als letztes, bayerisches Bier. Allenthalben, wo nur Europäer leben, trifft man auch die Aufschrift „Spatenbräu", „Hackerbräu" u. s. w. als alte Bekannte wieder, von Goree bis Banana; in den Häfen und auf jeder Rehde tanzen munter auf den Wellen die bei der Begrüfsung geleerten Flaschen. Die so hungrigen Haie auf der Rehde vor Lagos, die fast nach jedem über Bord geworfenen Cigarrenstummel schnappen, lassen diese bauchigen, kleinen, harten Dinger in Ruhe; sie haben sich wohl schon zu oft Zahnweh daran geholt und Verdauungsbeschwerden.

Ich bin kein Mäfsigkeitsvereinler und ein guter Bayer, aber gerade das schwere bayerische Exportbier halte ich für das tödlichste Gift unter den Tropen. Mäfsiger Genufs von Alkohol ist als anregendes Mittel in den südlichen Breiten bisweilen nützlich, sogar notwendig.

Um jeden Verdacht allzu grofser Puritanerstrenge von mir abzustreifen, will ich eine That beichten, die mir ein gestrenger Meteorologe schwerlich jemals ganz vergeben kann: In den Höhen des Graslandes auf der Station Baliburg haben Dr. Zintgraff und ich sogar den für das Kochthermometer bestimmten Spiritus mit ruchloser Hand zum Teil zum Brauen einer Ananasbowle als Wärmemittel in den mitunter recht kalten Tagen der Regenzeit verwendet.

Aber ebenso nützlich bescheidener Genufs, ebenso schädlich ist das Übermafs. Vereinzelte Naturen giebt es ja allerdings, denen auch zügellose Ausschweifungen nichts anhaben zu können scheinen; die Mehrzahl unterliegt; und wir werden stets Leute als Märtyrer des Klimas genannt hören, die nur an ihren ungezügelten Leidenschaften zu Grunde gegangen sind.

Das sagt auch Falkenstein und fährt dann fort:

Die wirklichen Fieberopfer.

„Endlich erst sind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Konstitution, trotz eines vernünftigen, angemessenen Lebens allein

dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen, gerade so, wie wir auch in unseren Städten täglich blühende Menschen, die alle Ansprüche auf ein hohes Alter zu machen berechtigt wären, verderblichen Epidemieen erliegen sehen.

Die Zahl dieser Leute ist es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berücksichtigung verdient, und wenn wir die ersten drei Kategorieen von der ganzen Summe abziehen, wird sie niedrig genug ausfallen. Sie würde sich aber noch mehr vermindern lassen, wenn die Principien einer gesundheitsgemäfsen Lebensweise in den Tropen allgemeiner bekannt und auch beachtet würden."

Anlage der Faktoreien.

Auch bei Anlage der Faktoreien, bei der Wahl des Platzes, ward (und wird) dagegen gesündigt: es wurde weit weniger auf möglichst gesunde Lage als auf den Handel Rücksicht genommen und nicht genug, dafs der flache, teils sandige, teils schlammige Strand, an dem unmittelbar die Niederlassungen meist angelegt wurden, und der bei der Ebbe 20 und mehr Meter blofsgelegt wird, an sich schon Herd der fieberatmenden Miasmen ist; vielfach wurden (und werden) nicht einmal die einfachsten sanitären Mafsnahmen beachtet. An eben diesen Strand wird sämtlicher Abfall und Unrat der Wohnungen entleert, verendete Tiere und nach dem Schlachten übrig gebliebene Reste werden dorthin geworfen.

Erwähne ich noch die Thatsache, dafs bisweilen nicht gerade die körperlich und sittlich widerstandsfähigsten Naturen als Faktoristen hinausgeschickt wurden, so darf man sich nicht wundern, dafs besonders der Kaufmannsstand, namentlich zu Beginn des Faktoreihandels, eine aufserordentlich hohe Sterblichkeitsziffer aufwies, und, vielfach die wahren Ursachen verkennend, die Gefährlichkeit des Klimas an der westafrikanischen Küste für noch gröfser hielt und schilderte, als sie es thatsächlich ist.

Ursprünglich wurden die Faktoreien thunlichst aus einheimischem Material mit möglichst wenig europäischen Zuthaten aufgeführt: nicht zum Schaden der Gesundheit. Allmählich gestattete dann die immer mehr sich steigernde Ausdehnung des Handels, sowie namentlich der Anfang der 70er Jahre beginnende, Westafrika mit Europa verbindende Dampferverkehr durch Heranschaffung europäischer Baustoffe mit der Zeit weit umfangreichere Wohnungen zu errichten.

Jetzt begannen einzelne Plätze, namentlich solche, wo die bereits (S. 33) angeführten Bedingungen gegeben waren, herauszuwachsen.

So kam es, um nur ein paar Beispiele an der Küste Oberguineas herauszugreifen, dafs, trotz der offenen, stürmischen Rehde, der gefährlichen Barre, die die Hochseeschiffe zwingt, fünf Seemeilen draufsen in freier See liegen zu bleiben, dafs trotz der versteckten Lage im Sammelbecken des Kalabar, dessen Krieks die Schiffe nötigen, langsam, vorsichtig tastend im schmalen Fahrwasser stromaufwärts zu gehen, dort Lagos, hier Duke-Town und Bonny sich zu westafrikanischen Haupthandelsplätzen aufgeschwungen haben.

Entwickelung der grofsen Handelsplätze.

Solch eine neuzeitliche Faktorei ist eine stattliche Anlage.

Eine neuzeitliche Küstenfaktorei.

Das Wohnhaus, leicht und hübsch gebaut, ist in seinen Grundmauern aus Stein; der weitere Aufbau Holz. Darüber erhebt sich das Dach, etwas in die Höhe gerückt, dafs die Luft durchstreichen kann; das Ganze ist blendend weifs. Zu ebener Erde, aber mindestens 1,0 bis 1,5 m über dem Boden befindet sich das Kontor, ein paar kleinere, verfügbare Zimmer und der Speiseraum. Im ersten und zugleich obersten Stock sind dann die Wohn-, Schlaf- und Empfangsräume. Um das ganze eigentliche Haus, dessen Ausmafse verhältnismäfsig klein sind, läuft eine breite Veranda, zu der Treppen hinaufführen; an einer, auch zwei Seiten erweitert sie sich zu kioskartigem Vorbau. Auf diese Veranda münden alle Räume des ersten Stockes, auf ihr nebst den Ausbauten spielt sich das ganze Leben ab; darum sind sie auch meist reich und behaglich ausgestattet. Felle, üppiger Pflanzenschmuck deckt und verdeckt die Wände, Madeirastühle und -Ruhebetten laden zum Ausruhen ein und zahme Graupapageien vollführen ihre bedächtigen Kletterübungen an Treppengeländer und Stühlen, wenn sie sich nicht gerade über eine mutwillige, possierliche Meerkatze, die, soweit ihr feines Kettchen gestattet, Unfug treibt, erbosen müssen.

Neben dem Wohnhaus stehen Küche und die Vorratsräume mit Verpflegsartikeln, den „Provisionen“, sowie das Schlachthaus.

Weit davon ab sind die mächtigen Lagerhäuser, in denen die Ausfuhrwaren aufgehäuft sind. Dann folgen kleinere, wellblechgedeckte Räume: in ihnen wird das Palmöl geklärt und geprüft. Wieder andere langgestreckte Bauten bergen die Kaufmannsgüter, die die Dampfer aus der Heimat gebracht, Tauschgegenstände aller Art. Dann kommt ein ganzes kleines Negerdorf: die Wohnungen für die vielköpfige Arbeiter- und Dienerschar. Zwischen diesen Häusern und Hütten geräumige Hofanlagen und schattenspendende Bäume; um all das eine hohe feste Mauer aus Stein oder Holz; am Haupteingangsthor das Gelafs für den Wachmann und seine Hunde: das ist das Reich des

Vertreters eines Kaufhauses aus einer deutschen Hansastadt, einer englischen City draufsen an Afrikas Westküste.

Wie die Anlage dieser grofsen Hauptfaktoreien an den verschiedenen Plätzen im grofsen und ganzen die gleiche ist, so auch das rege, vielseitige Leben und Treiben in ihnen. Signale und Glockenzeichen ertönen von früh bis spät, Dienst und Ruhezeit, Essenspausen und Arbeit zu regeln. Bald nach Tagesanbruch findet Antreten der gesamten „Besatzung" statt, die Arbeiten werden verteilt und gleich darauf setzen sich die einzelnen Abteilungen unter ihren Aufsehern an die verschiedenen Arbeitsplätze in Bewegung. Dort geht ein Trupp stämmiger Kruleute an den Strand, schwere Kisten und Fässer, die die Pinasse gestern Abend noch hereingebracht hat, in die Lagerhäuser zu schaffen, dort begiebt sich eine Schar Weiber an die Feldarbeit, während eine andere sich verteilt, die grofsen Plätze zu fegen, hier hauen und hämmern schon die Schmiede und Zimmerleute aus Akkrah und dort rüstet eine kleine Karawane Weijungen, eine ein paar Tagemärsche im Innern gelegene „Busch"faktorei mit neuen Tauschwaren zu versehen.

Erhaben über dieses emsige Getriebe erscheinen nur die persönlichen Diener der Europäer, die „boys", sowie der schwarze Koch mit seinen Gehülfen — wichtige Persönlichkeiten im Leben des Weifsen da draufsen —, die diese ihre Vertrauensstellungen selbstbewufst genug zur Schau tragen. Aber ein Pfiff des Herrn und rasch fliegt einer zum Bootshause: der „massa" hat seine Gig befohlen. Bald liegt das schmucke, schlanke Fahrzeug an der Landungsbrücke.

Die Faktoreien, überhaupt die Wohnungen aller Europäer liegen ja dem Strande entlang und so ist auch das allgemeine Verkehrsmittel an der Küste das Boot.

Ein gewisser Stolz der Einzelnen, Beamten und Kaufleute, ist es, wer die hübscheste, schnellste Gig besitzt, wessen Bootsjungen die kräftigsten, gewandtesten, geschmackvollst gekleideten sind (allerdings beschränkt sich letzteres meist nur auf Stoff und Farbe der zwischen den Beinen durchgezogenen Lendentücher). Dauert die Fahrt länger, so schützt ein Sonnensegel vor den Strahlen der Sonne, eine reichlich mit Konserven und Flaschen ausgestattete Proviantkiste fehlt nicht und eine weitere, mit Sand gefüllt, dient als Herd, um sogar warme Speisen zubereiten zu können, ohne die Fahrt zu unterbrechen.

Eine „Busch"-faktorei.

Unendlich einfacher, ärmlicher und entsagungsvoller ist Anlage und Leben auf den kleinen Zweigfaktoreien im Innern oder an den Krieks der Flüsse, die wie Fühlhörner überall hin vorgestreckt

werden. Ein paarmal im Jahre von der Mutterfaktorei mit Tauschwaren versehen, häufen sie die eingehandelten Erzeugnisse auf und warten auf die seltenen Dampfer, sie abzugeben. Die ganz entlegenen Faktoreien liefern selbst mittels Boot oder Trägern an die Hauptfaktorei ab.

Laufen wir eine dieser weltabgeschiedenen, einsamen Niederlassungen an einem Kriek an, um Leben und Handel auch auf ihnen kennen zu lernen.

Vorsichtig und nur bei Tage geht der Hochseedampfer in die Flufsmündung hinein. Es ist ein eigenartiges Bild: der mächtige Schiffskolofs, ausgestattet mit allem Luxus der Civilisation, getrieben durch eine der gewaltigsten in den Dienst der Kultur gebannten Naturkräfte, dringt in den afrikanischen Urwald ein. Kein Laut in der Naturwelt der Wildnis — die arbeitende Maschine, die mächtig wühlenden Flügel der Schraube haben alles Lebende verscheucht. In dem Kriek, in den wir jetzt vom Flufslauf aus eindringen, fliegt das Lot ununterbrochen vom Bug aus in die Wellen, die Tiefe des Fahrwassers zu untersuchen. „Fiften Foden und ken Grond“, „ten Foden und ken Grond“ verkündigt die Stimme des plattdeutschen Matrosen das Ergebnis des Lotens. Trotzdem fährt man ab und zu einmal auf; ein Ruck geht durch den ganzen Schiffskörper, aber sofort heifst es „ganze Kraft“, und glückt's: ist man bald wieder flott.

Endlich ist die Faktorei in Sicht. „Ocht Foden“ tönt's von vorn; „Fall Anker“ ergeht das Kommando. Noch klirrt die Kette und schon hebt der Kran die bereits angeheizte Dampfpinasse über Bord, die, kaum im Wasser liegend, an Land eilt.

Auch wir wollen mal hinüber. Freundlich und freudig werden wir empfangen: „Good-bye captain“. („Captain“ ist die allgemein übliche Anredeform an der westafrikanischen Küste einem Fremden gegenüber.)

Die so weitläufig ausgedehnte Anlage einer grofsen Faktorei in einem Handelsplatz an der Küste schrumpft hier auf zwei bis drei Gebäude zusammen. Immer ist es eine gewisse Üppigkeit, wenn wenigstens das eigentliche Wohnhaus aus europäischen Baustoffen, worunter Wellblech eine hervorragende Rolle spielt, hergestellt ist. Küche, Schuppen u. s. w. sind natürlich nur aus einheimischem Material erbaut. Gar oft besteht die ganze Anlage nur aus einem einzigen Bau und dann sind oben Wohn- und Schlafgelafs, unten der Lagerraum für Tauschwaren und eingehandelte Erzeugnisse.

Die Boote und Leichter füllen sich mit Ladung, die Pinasse

schleppt sie unermüdlich an Bord. Das Bergen geschieht, indem entweder der Kran die Fässer und Ballen aus den Booten hebt und neben die Luke stellt, oder die leichten Bündel, z. B. die Pflanzenfasern, die unter dem Namen Piassava in den Handel kommen, werden von den Negern an Bord geworfen.

Aufser der dumpfen, schwülen Treibhaushitze und den unzähligen Moskitos in diesen gottverlassenen Flüssen und Krieks macht einen noch völlig nervös das ununterbrochene, einförmige Zählen des „Clerks", der Stück für Stück dem 1. Offizier — diesem obliegt (wenigstens auf Woermann-Dampfern) die verantwortungs- und arbeitsreiche Last des Ladung-Einnehmens und die Erfahrung fordernde Aufgabe des richtigen Verstauens derselben — zuzählt: „one—two—three" u. s. w. — „make dally", d. h. 10, und dann wieder von neuem „one—two" u. s. f. vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht.

Noch weit mehr wie die Niederlassungen an der Küste sprechen diese Zweigfaktoreien allen gesundheitlichen Rücksichten hinsichtlich der Lage Hohn. Am flachen Ufer eines Kriek gelegen, erstreckt sich hüben und drüben eine mit Mangrove und Papyrus bedeckte Sumpfniederung. Diesseits hat das bei der Ebbe zurücktretende Wasser ein weites, schwarzes Schlammfeld aufgedeckt, aus dem modernde Baumstümpfe hervorragen und verderbliche Dünste in die Höhe steigen.

Beneidenswert ist das Los auf solchen Plätzen nicht. Der Eintausch von Produkten füllt nur einen geringen Teil des Tages aus, und das bethätigt oft der farbige Clerk, gewöhnlich ein Mulatte. So verlernt der weifse Händler dort mehr oder weniger schnell Vergnügen an der Arbeit zu finden und sucht den Beweis zu führen, mit wie wenig körperlicher und geistiger Anstrengung der Mensch auskommen kann. Der seltene Besuch von Europäern weckt wohl vorübergehend den schlummernden Funken und Wünsche nach einem menschenwürdigeren Dasein; bald aber machen die erschlaffenden Eigenschaften des Landes ihren Einflufs wieder geltend, namentlich wenn, wie so häufig, noch quälende Hautkrankheiten die Thatkraft herabsetzen.

Derartige kleinere Zweigfaktoreien, soweit sie ins Innere des Festlandes vorgeschoben sind, haben aufser dem allgemeinen kaufmännischen Zweck einer Filiale überhaupt noch den weiteren mittelbaren, allmählich Bresche in den Zwischenhandel zu legen.

Zwischenhandel.

Ich habe oben von den Eigenarten gesprochen, mit denen der Handel bei seiner um sich greifenden Ausdehnung immer mehr zu

rechnen hatte, und eine derselben, das Vorschufssystem, bereits gestreift (S. 44). Eine noch weit gröfsere, aus dem kaufmännischen Gebiet ganz wesentlich ins kolonialpolitische hinüberragende Bedeutung hat der Zwischenhandel.

Sein Wesen glaube ich am kürzesten und deutlichsten an einem Beispiel schildern zu können und wähle ich Verhältnisse, wie sie gerade in Nordkamerun sich sehr ausgeprägt finden. Wie hier, so ist es mehr oder weniger in ganz Westafrika.

Im Nordkamerungebiet wohnt eine ganze Anzahl von Stämmen, die als selbständige Gemeinwesen sich voneinander gänzlich absondern, so dafs kein Stamm es wagt, sich über seine Hinter- oder Vordersassen mit einem andern in Verbindung zu setzen. Von alters her hat der eine Stamm feststehende Handelsbeziehungen mit dem benachbarten, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen.

Vielleicht war eine solche gegenseitige Sperre schon da, bevor der erste Europäer seinen Fufs an das Gestade setzte; wesentlich verschärft hat sich dieses System aber zweifelsohne durch das Erscheinen der Weifsen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in meinem gewählten Beispiel die Dualla, mit gröfster Eifersucht darüber, dafs kein Binnenstamm mit Überspringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst, die am Kamerunflufs safsen, sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte. Allerdings war folgerichtig diese Absperrung auch umgekehrt in Kraft. Die Dualla durften nur mit ihren nächsten Hintersassen sich einlassen und so fort.

Wie sehr jeder Stamm von dem erwerblichen Vorteil dieser Einrichtung für sich (allerdings blofs in Beziehung zu seinem resp. Hintersassen) durchdrungen ist, zeigt ihre Anschauung, die dem Weiterblickenden natürlich nur Beweis eines engsten Gesichtskreises und kaufmännischer Kurzsichtigkeit ist: jeder Vordersasse behauptet in rührender Einfalt, „dafs sein Hintersasse sein Sklave sei“. Er will damit eben zum Ausdruck bringen, dafs er nur mit ihm und durch ihn, aber nicht über seinen Kopf mit einem anderen Handel treiben dürfe.

Dafs dieses Zwischenhandelsystem, das in engem Zusammenhang mit dem der Vorschufsgebung steht, aufserordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung des Handels wirken mufste und mufs, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, wird eine der vielen Aufgaben jeder Kolonialregierung sein. Je jünger eine solche, desto ungeschwächter steht ihr dies Handelshindernis entgegen, wie z. B. in Kamerun. Ein Hauptgrund für die vielen Unruhen an der Küste dieser unserer Kolonie, für die Schwierigkeiten, die jede Expedition dort noch bei ihrem Vordringen ins Innere gefunden hat, ist gerade die Befürchtung, die Ahnung der jeweiligen Vordersassen, dafs ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit gedauert haben möchte.

Betrieb des gegenwärtigen Handels.

Wie zur Zeit der Sklavenausfuhr der westafrikanische Handel ein Tauschgeschäft war, so ist er das bis zur Stunde geblieben; allerdings bei weitem nicht mehr in der einfachen, ursprünglichen Form wie damals.

Es haben sich ganz bestimmte Wertmafse herausgebildet, wie bei uns das Geld. Aber es sind die einzelnen Waren, welche diese Mafse abgeben.

Jene landläufige Vorstellung, dafs man irgend einem „Wilden“ Afrikas irgend eine glitzernde Perlenschnur für irgend einen Elfenbeinzahn oder dergleichen vor die Augen hält und umhängt, um alsbald die Sache zu bekommen, hat sich vielleicht vor ein paar hundert Jahren mit der Wirklichkeit gedeckt; heutzutage ist das ein kindlicher Gedanke. Kaum, dafs ein Reisender im innersten Innern mal noch so ein Geschäftchen macht. Die Leute sind auch im dunklen Erdteil bereits helle geworden und haben, wie gesagt, vollständig ihre Wertmesser. Nur sind diese noch sehr umständlich. Zintgraff bezeichnet ihre Handhabung und die Kenntnis derselben treffend mit dem Ausdruck „Technik“ des westafrikanischen Handels.

Technik des Handels.

An den verschiedenen Plätzen der Küste sind diese Werteinheiten verschieden. So rechnet man in Gabun nach Dollars, am Kongo nach Espignadas (Flinten). Aber weder in Gabun wird der Dollar als bare Münze, noch am Kongo die Espignada als wirkliche Flinte ausbezahlt. Vielmehr sind dies allgemein von den dortigen Eingeborenen anerkannte und feststehende Begriffe, denen eine bestimmte Anzahl oder Gattung von Waren unterzusetzen ist. Verdeutlichen wir uns das an der am Kongo gangbaren Werteinheit, der Espignada. Ursprünglich besagte es nichts mehr und nichts weniger als eben eine Flinte (Steinschlofsgewehr). Verlangte also ein Mann für eine Sache zehn Flinten und kam das Geschäft zustande, so erhielt er auch zehn Gewehre. Nun trat aber bald der Fall ein, dafs der Verkäufer für die gleiche Sache das nächste Mal nicht wieder zehn Gewehre, sondern vielleicht nur fünf Gewehre wollte,

während er sich die anderen fünf gegen andere Ware eintauschte. Durch gegenseitiges Handeln kam man überein, was man bezw. wie viel man an anderen Waren für eine Espignada gab und nahm. Damit war aus der Flinte ein Wertmafs geworden. Allmählich trat die eigentliche Bedeutung des Wortes ganz in den Hintergrund und man spricht jetzt von 2 Espignadas Salz, 1 Espignada Schnaps u. s. w.

Ähnlich war es mit dem Dollar, ähnlich mit dem im Kamerunflufs gang und gäben Wertmafs, dem Kru. Woher dieses Wort kommt und welchen Gegenstand es ursprünglich bedeutete, vermag ich nicht anzugeben. Es besagt ebenfalls einen feststehenden Begriff von Waren nach Art, Zahl und Gewicht, für welche andere nach Vereinbarung des Käufers und Verkäufers gesetzt werden können.

Wir werden derartiges auch im Inneren des nördlichen Hinterlandes von Kamerun finden.

Die Kunst, einen möglichst gewinnbringenden Handel abzuschliefsen, besteht nun darin, dafs der die einzelnen Kru u. s. w. zusammensetzende Kaufmann unter Berücksichtigung der verschiedensten Marktverhältnisse, der Preisschwankungen u. s. w. draufsen und in der Heimat ihm möglichst billig zu stehen kommende Kru, Espignada oder Dollar an den Mann zu bringen sucht.

Tauschwaren.

Die den eben genannten Werteinheiten zu substituierenden Gegenstände, die Tauschwaren, sind fast die gleichen geblieben, wie sie einst zu den Zeiten des Sklavenhandels zum Einkauf der lebenden Ware gedient haben. Ein Gang durch eines der Lagerhäuser einer Faktorei führt sie vor Augen.

Mächtige Ballen verschiedenster Stoffe, von schimmerndem Brokat und glänzender Seide bis herab zum elendesten, bedruckten Kattunfetzen, sind in erster Linie zu nennen.

Schnaps.

Dann folgt gleich — leider, und in manchen Gebieten steht an erster Stelle — der Schnaps! Fafs auf Fafs, Ballon an Ballon ist aufgetürmt, alles gefüllt mit jener giftigen Flüssigkeit, die als „Negerrum“ bekannt und berüchtigt ist, Fusel der gemeinsten Sorte. Von gleicher Güte ist der Inhalt der unzähligen würfelförmigen, grüngestrichenen Kistchen. Jedes enthält 12 $^{3}/_{4}$-Literflaschen sogenannten Genèvre, ebenfalls Schnaps. Einen grofsen Teil der Schiffsladungen bildet dieses Geschenk der Kultur, das wir den „armen Schwarzen“ bringen. Ich will nicht mit statistischen Aufzählungen ermüden; nur berichten, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Der Dampfer, auf dem ich im Jahre 1891 nach Kamerun ging, löschte allein in Lagos 6000 Demijohns (Glasballons zu 10 Liter)

und 8000 Kisten Genèvre! Ich denke, diese eine Angabe genügt. Von der Küste, deren Bevölkerung im ganzen Westen Afrikas bereits von dieser europäischen Kulturgabe durchseucht ist, sickert das entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen.

Gegen diesen Fluch der Civilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch rücksichtslos eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weifsen, sie lehren. —

Weiter. In grofsen Kisten liegen Feuersteingewehre, ein sehr begehrter Tauschartikel; wie nicht minder Pulver, das in eigenen Pulverschuppen in Tonnen lagert. Eisenwaren, und zwar namentlich Hacken und Messer (sogenannte Cutlass), Vorhängschlösser, Eisen- und Messingringe, Rasiermesser folgen sodann.

Viel verlangt ist auch Tabak, sowie Salz. Soweit ersterer zu Handelszwecken eingeführt wird, ist es langblättriger Kentuckytabak. Je länger das Blatt und je würziger und süfslicher der Geruch, desto beliebter ist diese Ware. Und zwar wird er nicht als Rauch-, sondern zu Schnupftabak verwendet. Deshalb dürfen unter den Tauschwaren auch Schnupftabaksdosen nicht fehlen. Es hat sich für diese bereits eine ganz bestimmte Form eingebürgert: kleine, runde Blechdosen, ähnlich unseren Salbendosen, deren Deckel aber den Kopf der Königin Victoria zeigen mufs.

Weitere gangbare Gegenstände sind: Emailgeschirre, kleine Spiegel und Nägel mit breiten, hohen Köpfen (Tapeziernägel). Letztere dienen zur Verzierung der Messergriffe, Messerscheiden, von Stöcken u. s. w.

Erwähne ich schliefslich noch Glasperlen der verschiedensten Farben und Gröfsen, sowie falsche Schmuckgegenstände, so sind die Tauschwaren ziemlich erschöpfend aufgeführt. Letztgenannte Gegenstände finden bei dem Neger, der andererseits recht wohl weifs, was für sein Leben thatsächlichen Wert hat, dennoch gleichfalls Anklang, aber nur deshalb, weil er mit ihrem Einkauf den realen Hintergedanken verbindet, sich damit die Huld des schönen Geschlechts erwerben zu können. Also ungefähr — wie bei uns?? —

Handels-
produkte.

Und nun die Landeserzeugnisse, die für diese Tauschwaren eingehandelt werden, also jene einheimischen Produkte, die der Eingeborene dem weifsen Händler zum Verkauf, d. i. Eintausch bringt oder umgekehrt der weifse Händler zum Eingeborenen zu gewinnen geht: reine Handelsprodukte. Es sind demnach die Erzeugnisse der von Europäern angelegten und geleiteten Pflanzungen hier nicht genannt.

In erster Linie stehen Palmöl, Palmkerne, Gummi und Elfenbein; in zweiter verschiedene Arten Nutzhölzer, Piassava, Erdnüsse, Kolanüsse und Kopal; schliefslich noch einige weniger in Betracht kommende, wie Kopra u. a. m.

Die eingehaltene Reihenfolge entspricht auch im allgemeinen der Bedeutung und Menge der von der westafrikanischen Küste in den Handel gelangenden eingeborenen Landeserzeugnisse. Natürlich überwiegt in einem Gebiet dieses, im anderen jenes Produkt.

Wenn man aber die genannten Erzeugnisse — und ich will mich dabei auf die in erster Linie aufgeführten beschränken — in ihrer geschichtlichen Reihenfolge, d. h. wie sie nacheinander in den Handel gekommen sind, nennen soll, so ergiebt sich als Aufeinanderfolge: Elfenbein, Palmöl und Palmkerne, Gummi.

Elfenbein.

Das Elfenbein kommt in den Handel teils als Bestand der im Innern aufgestapelten Mengen, teils frisch gewonnen durch die Jagd.

In demselben Mafse, wie durch Beseitigung des Zwischenhandels und Eröffnung von Karawanenwegen aus dem und in das ferne Innere ein leichterer Abflufs der aufgestapelten Güter — und das ist nur Elfenbein — ermöglicht wird, wird dessen Menge abnehmen. An eine entsprechende Ergänzung der geräumten Lager ist nicht zu denken. Einmal sind die Elefantenjagden nicht so ertragsreich, dann wird aber auch der Elefant selbst immer seltener und mehr und mehr ins innerste Innere Afrikas zurückgedrängt werden. Nach einer Schätzung des berufensten Elfenbeinhändlers und -kenners, Westendorp, sollen jährlich an 60000 Elefanten ihr Leben lassen müssen bezw. müssen die aufgestapelten Vorräte um so viel Elfenbein sich verringern, als dieser Zahl lebender Tiere entspricht, um die europäische Nachfrage nach diesem wertvollen Gegenstande zu decken.

Noch mehr Verwüstung als die Jagdzüge der Weifsen richten die Eingeborenen selbst unter den Dickhäutern an. Wahllos wird auf jede nur mögliche Weise das Tier erlegt. Abgesehen von dem wenn auch geringen, doch immerhin vorhandenen Gewinn bei Erbeutung kleiner Zähne spielt eine grofse Rolle die leidenschaftliche Gier nach dem Fleisch als Leckerbissen. Ja, dieses ist selbst wieder begehrter Handelsartikel bei Stämmen, die des Vorzugs eines Elefantenbratens entbehren. Übrigens findet auch das Elfenbein vielseitigste Verwendung bei den Negern selbst: die Zähne werden zu Kriegshörnern und Pfeifen für Tanz und Spiel verarbeitet, Arm- und Beinringe daraus gefertigt u. a. m.

Die zur Zeit bestehenden Schutzgesetze dagegen sind machtlos. Die eingeführten Jagdscheine kann man als ernsthaftes Gegenmittel nicht nehmen. Und so wird langsam, aber sicher der Elfenbeinhandel seinem Ende zugehen, wenn nicht, wie bei Abschaffung der Sklaverei, auch hier die Axt an die Wurzel angesetzt wird; das ist Bestrafung des An- und Verkaufs kleiner Zähne.

Gummi.

Gleicher Raubbau wird, gleichfalls von den Eingeborenen, mit dem Gummi getrieben. Ihm steht der Europäer gänzlich machtlos gegenüber. Bei den ungeheuren Flächenräumen, die hier wie dort in Betracht kommen, ist jede Kontrolle etwa erlassener Schutzbestimmungen ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Gewinnung des Gummis aus dem Kautschukbaum und der Kautschukliane (Landolphia und Ficusarten) ward bekanntlich den Eingeborenen erst von den Europäern gezeigt und zwar vor verhältnismäfsig kurzer Zeit; in Kamerun z. B. erst im Jahre 1885 durch die beiden Schweden Knutson und Waldau.

Regelrecht wird der klebrige Milchsaft der Pflanze, der eben den Gummi bildet, dadurch gewonnen, dafs in die Rinde Einkerbungen gemacht werden und die herausträufelnde Flüssigkeit in Gefäfsen aufgefangen wird. Nach ziemlich umständlicher und nicht müheloser weiterer Behandlung werden kleine Kügelchen mit einem ungefähren Durchmesser von 1 cm geformt und je 25 derselben nebeneinander zu einem Quadrat gelegt, wobei die einzelnen Kugeln gegenseitig leicht aneinander kleben. Zwei solcher Quadratflächen, aufeinander gelegt, so dafs sie gleichfalls haften, bilden dann die Mafseinheit, einen sogenannten Rubber, in dem der Gummi als Rohprodukt in den Handel gelangt. Die Gewinnung des Saftes durch Einkerbung geht nun aber den Eingeborenen viel zu langsam. Mit seltenen Ausnahmen hauen sie einfach die Stämme und Ranken der Kautschukpflanzen ab und erhalten dadurch allerdings die Milch reichlicher und rascher. Aber die betreffende Pflanze verblutet sich und stirbt, wenigstens teilweise, ab.

Es liegt auf der Hand, dafs trotz der weiten Strecken, trotz der ungezählten Bäume und Lianen, die die unermefslichen Urwälder Westafrikas bergen, bei dieser zerstörenden Raubgewinnung auch der Gummihandel allmählich zurückgehen mufs und wird.

Palmöl und Palmkerne.

Unerschöpflich und unversiegend aber sind die beiden anderen Hauptprodukte Westafrikas: das Palmöl und die Palmkerne.

Zintgraff hat auch hierfür wieder den bezeichnendsten Ausdruck gefunden, er nennt sie „das Rückgrat“ des westafrikanischen Handels.

Fast unerschöpflich sind diese beiden Erzeugnisse, weil sie in noch gröfserer Menge als die Gummigewächse in Westafrika sich finden. Unversieglich sind sie — und das ist noch weit wichtiger —, weil mit ihrer Gewinnung auch durch den Augenblicksmenschen, der der Neger ja ausgesprochen ist, keine Zerstörung des tragenden Baumes zu gewärtigen ist, der Ölpalme. Näheres über die Pflanze selbst, die Frucht u. s. w. findet der Leser in Abschnitt V an verschiedenen Stellen.

Diese Erzeugnisse der Westküste den europäischen Ländern zuzuführen, die Faktoreien und Handelsplätze draufsen an den Gestaden des Golfes von Guinea mit neuen Tauschwaren zu versehen, das besorgen heutzutage fast ausschliefslich Dampfer.

Schiffsverkehr.

Die Segelschiffreisen nach diesen Gewässern haben, namentlich soweit die deutsche Flagge in Betracht kommt, seit 10 bis 12 Jahren fast ganz aufgehört. Es hängt das nicht so fast mit der durch den Dampf erreichten gröfseren Schnelligkeit zusammen. Laufen doch auf anderen, insbesondere längeren Strecken, neben den Dampferlinien recht zahlreiche Hochseesegler, ja es ist sogar auf verschiedenen Strecken gerade im letzten Jahrzehnt ein Aufschwung der Segelschiffahrt zu verzeichnen (siehe „Statistik der Segelschiffahrt", ausgegeben vom Kaiserlich deutschen statistischen Amt, sowie deutsche Seewarte: „Eingangsjournal deutscher Segelschiffsjournale").

Der Grund liegt vielmehr in der gröfseren Unabhängigkeit der Dampfer von Wind und Wetter und Strömung: drei Umstände, welche gerade bei der Fahrt im Golf von Guinea den Seglern aufserordentliche Schwierigkeiten und Verzögerungen entgegenstellen. Segelschiffreisen bis Lagos beanspruchen eine mittlere Dauer von 45, bis zur Kongomündung von 62 Tagen. In der gleichen Zeit läuft ein Segler im Westen des Atlantik nach Rio bezw. bis in die Nähe der Falklandsinseln oder bis Kapstadt. Die Heimreise ist noch mühsamer und zeitraubender als die Ausreise. Die Schiffe müssen gegen den Guineastrom ankämpfen; in dem atlantischen Kalmengürtel zwischen den beiden Passaten mufs meist der erste, unfreiwillige Halt gemacht werden; die Azorengegend mit ihren Windstillen ist die zweite harte Geduldsprobe, und dann tritt nicht selten eine dritte und härteste, weil so nah der Heimat, beim Kap Lizard, also dicht vor dem Kanal, an die Segler heran, wenn hier die westlichen Winde durch östliche plötzlich abgelöst werden.

Die ungemeine Gleichartigkeit aller Verhältnisse, die im ganzen äquatorialen Westafrika bei gleichen geographischen Bedingungen auf

Handel und Verkehr der deutschen Schutzgebiete.

grofse Strecken in hohem Mafse vorhanden ist, findet sich nicht minder in der Geschichte, der Entwickelung und dem ganzen Gang des westafrikanischen Handels ausgeprägt.

So ist denn in der allgemeinen Schilderung westafrikanischen Handels und Verkehrs überhaupt auch jener unserer deutschen Schutzgebiete im Golf von Guinea voll und ganz enthalten.

Soweit die einzelnen Gebiete in den letzten zwei Jahrzehnten begonnen haben ihre eigenen Wege zu gehen, beruhen diese Sonderentwickelungen nicht so fast auf örtlichen Verschiedenheiten an der Küste, sondern mehr in der verschiedenen Auffassung der Regierungen zu Hause, hinsichtlich der Erfüllung der Obliegenheit eines modernen Grofsstaates, für den Welthandel seiner Unterthanen einen politischen Rahmen zu schaffen, und die Verwaltung der erworbenen Schutzgebiete zu regeln.

Das Küstenenglisch.

Das Bild westafrikanischen Europäerlebens und -verkehrs wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch, nur kurz, der Sprache Erwähnung thäte, oder genauer der Sprachen, die da draufsen am Gestade des Meerbusens von Guinea herrschen.

Von den Hunderten von Negersprachen sehe ich natürlich ab; ich meine nur jene, in welchen der Verkehr der weifsen Rasse unter sich und mit den Schwarzen stattfindet.

Scherzhaft gesprochen sind es drei, ernstlich nur zwei.

Einmal die reine englische Sprache. Sodann ein ganz eigentümliches Sprachgemengsel aus schlechtem Englisch und Portugiesisch; Worte verschiedener Negersprachen mischen sich darein oder richtiger mehr die den Negern eigenthümliche Auffassung und Ausdrucksform. Es ist das sogenannte Küstenenglisch; das Volapük der Westküste Afrikas.

Eine deutsche Schwäche.

Die dritte Sprache sprechen die deutschen Kaufleute und auch Beamten!

Der gute Deutsche mit seiner altüberlieferten Ehrfurcht vor allem Fremden ist kaum ein paar Monate draufsen: so „handelt" er nicht mehr, sondern „macht trade"; er läfst die Bäume um sein Haus nicht „abholzen", er läfst sie „cutten"; seine Bootsjungen „rudern" nicht, sondern „pullen"; sein Koch „schlachtet" keine Ziege mehr, er „killt" sie; er „unterhandelt" nicht und „führt Unterhandlungen zum Abschlufs", er „talkt" vielmehr und „settelt" ein „palaver". So könnte ich ins Endlose fortführen.

„So'n bifschen Französisch
Das ist doch ganz wunderschön."

Und ich will auch nur an der komischen Seite dieser deutschen Schwäche festhalten und keine ernsteren Betrachtungen über die in ihr sich kundgebende thatsächliche Unselbständigkeit und Nachahmungssucht und Anbetung alles Ausländischen anstellen.

Dem Engländer fällt eine derartige Verquickung seiner Sprache mit deutschen Wortwurzeln nicht ein.

Das Küstenenglisch.

Doch zum Küstenenglisch. Es kommt mir nicht in den Sinn, eine ganz aufser dem Rahmen meines Buches liegende Abhandlung über dieses internationale Verständigungsmittel an der westafrikanischen Küste zu schreiben — eine solche ist übrigens bereits von anderer Seite ausführlich und eingehend vorhanden —; ich beschränke mich auf eine kleine grammatikalische Blütenlese.

Das Küstenenglisch kennt keine Abbeugungen weder von Haupt- noch Zeitwörtern; bei ersteren ferner weder Einzahl noch Mehrzahl, bei letzteren keinen Unterschied in betreff der Zeiten (zwei Ausnahmen siehe unten).

Es giebt blofs zwei persönliche Fürwörter: „me" für „I" u. s. w.. und „he"; gleichgültig, ob damit ein Mann, ein Weib, eine Sache gemeint ist. Nur eine weitere Form des englischen Fürwortes kommt noch vor, die zur Verstärkung dienen soll; zu gröfserer Deutlichkeit trägt sie gerade nicht bei: „me be him" = ich bin es, lautet die klare Antwort z. B. auf den Anruf des Postens: „who that" = wer da.

„Who" und „what" sind bald bezügliche, bald fragende Fürwörter, „that" hinweisendes für alles.

Einen komparativen Sinn vermag das Küstenenglisch nicht in der unmittelbar vergleichenden Weise, wie wir, auszudrücken. Der Neger versteht nicht: „this king is greater than another", sondern er umschreibt das mit „to pass" = übertreffen und sagt: „that king pass the other". Soll dann noch eine wesentliche Verschiedenheit hervorgehoben werden, also = unserem „um vieles", „bei weitem" u. s. w., so wird noch „too much" oder (noch stärker) „plenty too much" hinzugefügt. Es bilden diese beiden Redewendungen auch die Form des Superlativs und fällt damit vielfach der Begriff der Steigerung, den wir in den Superlativ legen, weg; „dieser Ort ist der beste" lautet nicht: „that town is the best town", sondern „that town be good too much"; nicht „very much chop", sondern „chop plenty too much" u. s. w.

„To pass" in seiner eigentlichen Bedeutung = vorbeigehen spielt

bei Zeitangaben eine Rolle. Morgen heifst selten „morrow“, meist „two day pass“ (nicht „past“), übermorgen = „to-morrow pass“ oder aber = „three day pass“, weil das Küstenenglisch bei derartigen Zeitbestimmungen sowohl den gegenwärtigen Tag als auch den, der bezeichnet werden soll, mitrechnet.

Beim Gebrauch von Zeitwörtern, die grundsätzlich im Infinitiv Präsentis angeführt werden, habe ich zwei Eigentümlichkeiten beobachtet. Einmal eine Wendung, um die Vergangenheit und zwar den Begriff des soeben Beendigtseins oder des soeben Eingetretenseins auszudrücken. Es ist das die Verbindung mit „dont“. Ob ein mifsverstandener Gebrauch von „to do“ nebst der Verneinungspartikel „no“ und „not“ zu Grunde liegt, will ich nicht entscheiden; jedenfalls bereitet diese Formel dem Neuling viel Verwechslungen, eben weil er, an den englischen Sprachgebrauch denkend, wirre wird. So heifst z. B. „me dont look him“ = ich habe ihn gerade gesehen; „he dont come“ = er ist soeben gekommen, u. s. f. Die weitere Eigentümlichkeit ist die Zusammenfügung eines Zeitwortes mit „to lieve for“, um das baldige Eintreten des Ereignisses zu bezeichnen: „he lieve for come“ = er ist im Begriff zu kommen; wobei allerdings noch gewöhnlich Stunden vergehen, bis er oder sie oder es wirklich kommt.

„Lieve“ tritt überhaupt vielfach an die Stelle von „to be“, meist mit der Nebenbedeutung = vorhanden sein, da sein.

Einer gewissen Sprachlogik entbehrt das Küstenenglisch durchaus nicht; eine solche kommt z. B. zum Ausdruck in dem Gebrauch des Wortes „hammock“ zur Bezeichnung einer Brücke. Wer die afrikanischen, aus Lianen gefertigten Hängebrücken kennt, denkt unwillkürlich an den Vergleich mit einer Hängematte. Naheliegend ist die Ausdehnung dieser Bezeichnung dann auch auf jede Brücke, auf eine Furt u. s. w., also eine Übergangsstelle überhaupt.

Dafs an Stelle des Zehners das Wort „dally“ als Einheit getreten ist, habe ich früher bereits berührt: 10 heifst „one dally“, 20 „two dally“ u. s. f.; „foss“ statt „first“ ist eine häufig zu hörende Verstümmelung.

Drollige Redewendungen ergeben sich aus dem beliebten Gebrauch von „to catch“. „hungry catch me“ = ich bin hungrig; „sick catch me for belly“ = ich habe Bauchweh: sind nicht seltene Klagen.

„For“ und „from“ sind die einzigen Umstandswörter, die das Küstenenglisch kennt; sie dienen als Mädchen für alles in den verschiedensten Verbindungen, so namentlich an Stelle aller Kasus des Artikels.

Ein wahres Tohuwabohu richtet auch, bis man sie weifs und die Fragestellung danach formt, die Gewohnheit des Negers an, auf jede Frage mit „yes“ zu antworten, ganz gleich, ob er bejahenden oder verneinenden Bescheid geben will.

Aus der portugiesischen Sprache sind entlehnt: „sabe“ = wissen und ein Wort, das auch bereits in Europa bekannt ist: „palaver“. Wahrscheinlich ist es eine Verballhornung aus dem portugiesischen „palabra“ = Wort, und ist damit seine engere Bedeutung gegeben. Aber die hat sich längst ganz aufserordentlich erweitert. Alles, von den schwerwiegendsten Unterhandlungen, wo es um Tod und Leben, um Krieg und Frieden geht, bis zu der wichtigen Frage, was wir heute Mittag essen, alles ist dem Neger „palaver“. Geht's in den Krieg, so wird das „war-palaver“, geht's zum Essen, so wird das „chop-palaver“ erledigt. Cherchez la femme hiefse im westafrikanischen Küstenenglisch: „woman-palaver.

Ein sehr oft gehörtes Wort ist „chop“; heifst es doch = Essen. Eine ebenso grofse Rolle spielt ein anderes im Munde und im Schädel des Küstennegers: „dash“. Es übersetzt sich am besten und wird in seiner Aufdringlichkeit am raschesten klar, wenn ich sage, dafs es beim Neger das bedeutet, was „bakschisch“ dem Orientalen ist.

Damit sei die Plauderei über dieses der Westküste Afrikas eigene Verständigungsmittel beendet; mehr sollte sie auch nicht sein.

Drei Worte namentlich haben mich, solange ich noch Neuling in Afrika war, und Schüler in Erlernung der für einen Europäer so schwierigen Kunst: Geduld bis zur Unendlichkeit zu entwickeln, gar manchesmal geradezu zur Verzweiflung gebracht und mich darüber sogar Verse verbrechen lassen. Die Wut, in der sie verfafst wurden, entschuldige ihre Holprigkeit.

„Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer,
Die gehen von Munde zu Munde
Der Neger allstündlich hin und her
Und machen bei ihnen die Runde:

Das erste ist Chop. Ein gewichtiges Wort!
Du hörst es zu jeglicher Stunde,
Du hörst es bei Tag und bei Nacht, und so fort
Von jedem stets hungrigen Schlunde.

Das zweite Dich auch zur Verzweiflung bringt.
Du fragst: Kommt der oder das bald nach?
He lieve for come — entgegen Dir klingt.
Wann? Dem fragt der Neger nicht nach.

Das dritte: No sabe — entsetzliches Wort!
Das hörst Du auch allerwegen.
Du fragst. — No sabe. — Der Kerl geht fort,
Und Du bist machtlos dagegen.

Und diese drei Worte in engem Verein
Verschönen das Leben mit freudigem Schein
Von jedem, der Afrikas Boden betritt;
Verfolgen ihn täglich auf Schritt und auf Tritt.

Geschrieben auf der Mi-Yimbistation im August 1891 nach meinem ersten tüchtigen Fieber; frei nach Schiller." — (Tagebuch.)

Abschnitt III.

Auf dem Marsche.

Anforderungen und Vorschulung. — Westafrikanische Reisetechnik: a) Ausrüstung, b) Träger, c) Lebensweise. — Der Marsch.

Anforderungen und Vorschulung.

Persönlich-menschliche Anforderungen.

„Körperliche Elasticität und Widerstandskraft in Krankheiten und Anstrengungen, die natürliche Gabe, mit Menschen aller Art inmitten der fremdartigen Welt zu verkehren, sind die unerläſslichen Bedingungen, mit denen der Entdeckungsreisende ausgestattet sein muſs. Die Geduld aber ist die Tugend, welche das Geheimnis des Erfolges birgt. Sie zu üben, ist oft nicht leicht.

Das Ertragen gänzlicher geistiger Isoliertheit inmitten harter Entbehrungen, schwerer Entsagungen, unerbittlicher Krankheiten, drohender Gefahren ist anfangs manchmal mehr, als selbst glühender Enthusiasmus auf sich zu nehmen liebt. Erst später lernt man Zeit und Raum anders beurteilen, wird bescheidener in seinen Zielen, zäher in der Ausführung seiner Pläne, geduldiger im Ausharren und Leiden. Aber auch dann ringt man manchesmal nur noch mechanisch weiter, vergeblich sinnend über die geheimnisvolle Gewalt, welche den Menschen treibt, um den spärlichsten Lohn sich im ewigen Kampf mit hindernden Gewalten der Natur abzumühen und so, fast unbewuſst, der weiteren Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts zu dienen."

Diese Sätze stehen in Nachtigals groſsem Reisewerk: „Sahărâ und Sûdân." Schlichter, eindrucksvoller und vollständiger zugleich können die Anforderungen, die an die Person des Forschers, an den Menschen in ihm, herantreten; die Schwierigkeiten, die der Entdeckungsreisende zu überwinden hat, nicht aufgeführt werden. Aber auch nicht schöner und wahrer läſst sich der Beweggrund, all das auf sich zu nehmen, in Worte kleiden.

Wer diesen nicht in sich fühlt, mag er als Gelehrter, als Laie hinausgehen, wird sehr, sehr bald vor den Hemmnissen, die Natur und Menschen auftürmen, zurückschrecken und zurückweichen. „Weit im Innern oder bei Lösung schwieriger Aufgaben trifft man den Salonafrikaner nicht", bemerkt Dr. von Wifsmann.

Beweggründe.

Warum geht denn eigentlich dieser oder jener nach Afrika?

Das ist eine Frage, die die lieben Mitmenschen recht eifrig besprechen, wenn einer aus ihrem Bekanntenkreise zu dem für gewöhnlich immer noch fest verschlossenen Thore unserer chinesischen Mauer hinauszubegeben sich erlaubt. Und meist werden diese Erörterungen im Sinne echt christlicher Nächstenliebe gepflogen. „Sehr erklärlich", sagen die Einen, „der konnte sich eben aus irgend einem Grunde nicht mehr zu Hause halten." „Ja, ich glaube auch", lautet die wohlwollende Ansicht anderer, „er hatte wahrscheinlich recht viel Schulden." Wer's noch gut mit mir meinte — ich gebe die meiner Afrikafahrt untergelegten Beweggründe zum besten —, zuckte die Achseln und erklärte mich für einen „unruhigen Geist". Auch ein tragisches Geschick wurde mir aufgehalst: unglückliche Liebe hat mich zu unseren schwarzen Schwestern getrieben. Die thatsächlichen, doch ein bifschen edleren Beweggründe: Eifer für die koloniale Sache, Forschungsdrang, Streben nach einem weiteren, gröfseren Arbeitsfeld, nach einem weiteren, gröfseren Gesichtskreis, Sehnen, die Kraft, die man in sich fühlt, an gröfseren Aufgaben zu versuchen; ahnt und anerkennt die Minderzahl.

Dafs auch die „uralt germanische Wanderlust", die Völkerwoge auf Völkerwoge unserer Ahnen nach allen Ländern warf, die die Wikinger in kühnem Wagemut in ihren Drachen bis nach Island und an das Gestade Amerikas führte, gerade in uns Deutschen immer noch steckt, will ich gern zugestehen.

Verkennung der Schwierigkeiten und Gefahren.

Ebenso sehr wie die Beweggründe werden auch die Schwierigkeiten, die Gefahren verkannt, die dem Reisenden in fernen, wenig oder gar nicht erforschten Gebieten entgegentreten. Verkannt ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort; sie werden zum Teil überschätzt, zum Teil da gesucht, wo sie sich nicht finden und umgekehrt.

Das ist einerseits in der menschlichen Natur überhaupt begründet, andererseits teilen sich Fragende und Berichtende ziemlich gleich in die Schuld daran.

Mit der Entfernung wächst die Gefahr; das ist ein altes und richtiges Wort. Und je näher man ihr ins Auge schaut, desto kleiner

wird sie in den meisten Fällen: diese Umdrehung des Satzes ist nicht minder wahr. Auch dann ist sie thatsächlich recht oft noch weniger grofs, als sie erscheint. Ungewohnte Umgebung, Mangel an Zeit, überreiche Zahl an allen möglichen neuen Eindrücken erschweren eine unbefangene, sachliche Würdigung ungemein und der Neuling wird nur zu leicht einen an sich harmlosen Vorgang, den er sonst unter bekannten Verhältnissen wahrscheinlich ganz richtig beurteilt hätte, als unerklärliches, abenteuerliches Ereignis betrachten. Ich erinnere nur daran, dafs z. B. Gegenstände und Geräusche, die bezw. deren Veranlassungen uns bei Tage bekannt sind oder sofort erkannt werden, nicht selten bei Nacht, im Walde, an unbekannten Orten uns fremd, unerklärlich, ja beängstigend erscheinen.

Ich wurde einmal draufsen im Biwak nachts durch ein ganz eigenartiges, mir vorerst unerklärbares, summendes Geräusch aus leisem Schlaf geweckt. Ich stand auf, untersuchte aufs sorgfältigste die nächste Umgebung. Umsonst, das rätselhafte Klingen tönte fort, bald schwächer, bald stärker werdend. Ich forschte wieder und liefs mich nun vom Gehör führen, das mich endlich an einen Bananenbaum (Musa paradisiaca) leitete; was war die erzeugende Ursache? eine lange Faser am dicken Stamm hatte sich gelöst und, oben und unten noch festgehalten, gaben die durch den Wind hervorgerufenen Schwingungen Töne wie von einer Saite.

Ein andermal glaubte ich, auf mehrnächtlichem, erfolglosem Leopardenanstand in pechschwarzer Dunkelheit sitzend, endlich die Lichter des Raubtieres flimmern zu sehen. Doch das auf den Schufs erfolgende Schmerzensgemecker — ich hatte als Köder eine Ziege angebunden und auf sie das Gewehr in einem Auflagegestell eingerichtet — liefs in mir schlimme Befürchtungen ob des getroffenen Wildes auftauchen. Und richtig: die Ziege war wohl getroffen; vom Leoparden aber keine Spur, nicht einmal eine frische Fährte. Ich hatte in meiner Neulingserregung (war ich damals doch erst ein paar Wochen im Busch) das Flimmern, das bekanntlich angestrengtes Hinausstarren in die Dunkelheit leicht vor die Augen ruft, für das Flimmern der Katzenaugen gehalten.

Ähnlicher Täuschungen wird sich jeder, auch in der Heimat, namentlich, wer viel in der Natur umhergestreift, erinnern; ist ihnen aber immer noch um ein gut Teil weniger ausgesetzt als der Stubenhocker, dessen Sinne das Leben in freier Natürlichkeit nie geschärft hat. Wer nicht vertraut ist mit dem Leben in Wald und Feld der Heimat, der wird nimmer vertraut mit der Wildnis.

Schuld des Berichterstatters an falschen Vorstellungen.

„Es liegt in der Natur des Menschen", sagt Dr. Pechuël-Loesche, „das Absonderliche und Überraschende, das Seltene und Schreckliche so aufzufassen und darzustellen, dafs dabei das allgemein Gültige und darum gerade Wichtigste in den Hintergrund tritt. Es wird das Beschränkende übersehen, Ausnahmen und Regel nicht abgewogen und der selten säumigen Verallgemeinerung vollste Freiheit gewährt." Naheliegend ist auch die Versuchung, zeitlich und örtlich weit getrennte Vorgänge, die, einzeln für sich betrachtet, gewifs wahre Thatsachen sind, so darzustellen, als hätten sie sich rasch nacheinander und in grofser räumlicher Nähe abgespielt.

So tritt nur allzu oft auch unbeabsichtigte Übertreibung, die nicht eigentlich Unwahrheit genannt werden kann, sondern nur aus lebhafter Einbildungskraft hervorgeht, an Stelle des gewissenhaften Berichtes. Auch die Hoffnung, etwas Neues, eine interessante, eine bisher noch nicht gemachte Entdeckung zu bringen, spielt da mit herein.

Wahrheit: die erste Pflicht.

Und gerade darin liegt die schwerste Schädigung jeder Forschung. Ich möchte nur die sittliche Seite berühren. Meiner Ansicht nach macht sich jeder, welcher derartige schwer auf ihren Wert und Unwert zu prüfenden Berichte bringt, einer sittlichen Verantwortung schuldig. Derjenige, dem es vergönnt ist, Völker und Länder zu besuchen, die nur wenig bekannt, von wenigen erst bereist und erforscht, oder sogar noch gänzlich unbekannt sind, hat die Verpflichtung, im Dienste des allgemeinen Wissens die Ergebnisse seiner Reisen wahrheitsgetreu den weniger begünstigten Mitmenschen mitzuteilen. Mag er in wissenschaftlicher Form, mag er in leichterer Art berichten, immer mufs er sich vor Augen halten, dafs er am Tempel der Wissenschaft mitzubauen berufen ist, und dazu dürfen nur feste, vollgültige Steine genommen werden.

So weit trägt die Schuld an Täuschung leider nicht selten der, absichtlich oder unabsichtlich, unehrliche Berichterstatter. Aber, um gerecht zu sein, kann ich dem Wissensdurstigen zu Hause den Vorwurf nicht ersparen, dafs auch an ihm mindestens der gleiche Teil dieser Schuld liegt.

Verschulden des Hörers.

Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen: so, Freundchen, du warst weit fort, mufst jedenfalls fürchterliche Abenteuer und Gefahren erlebt haben; und

> „Nichts Besseres weifs ich mir an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten, weit in der Türkei,
> Die Völker aufeinander schlagen.

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Gesteht nun aber der Weitgewanderte ehrlich, dafs er wohl viel des Schönen, Neuen, Wissenswerten geschaut und erlebt, dafs er aber mit dem besten Willen nicht mit einem ganzen Schock Abenteuer aufwarten könne, weil er eben nicht so viele erlebt; da wird das Gesicht des geehrten Zuhörers immer länger und enttäuscht denkt und sagt er wohl auch: das ist ein langweiliger Mensch; hätte ich das erlebt wie jener, wie wollte ich davon erzählen.

Der alte Hang des Menschen zum Wunderbaren, die mit Zähigkeit festgehaltene Voraussetzung, dafs in der Ferne alle Schrecken des Unbekannten den kühnen Eindringling erwarten, lassen zu streng wahrheitsgetreuen Schilderungen die noch mehr verlangende Einbildungskraft des Hörers oder Lesers noch das und jenes hinzu dichten; die gleichen Kräfte, die den Erzähler unbeabsichtigte Übertreibungen begehen lassen: Verallgemeinerung und örtliche und zeitliche Verschiebungen, walten auch im Empfänger der an sich wahren Thatsachen und so trägt auch dieser nach Möglichkeit bei, dafs unrichtige Bilder des Erlebten und Erforschten entstehen.

Gefahren von Seite der Tierwelt.

Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat insbesondere über die von Seite der „wilden, reifsenden Tiere“ vermeintlich drohenden Gefahren. In ihnen werden vielfach die Schrecken der Wildnis gesucht. Allerdings sind Vertreter der Tierwelt Gegenstände der Furcht, ja des Entsetzens für jeden Reisenden in den Tropen, wenigstens in den westafrikanischen, aber sie heifsen nicht Leopard, Elefant, Krokodil, Schlange, sondern — Ratten, Ameisen, Sandflöhe, Fliegen.

Die Ratten fressen Stiefel und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am todmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund und Nase, zerstechen den Körper und setzen sich eitererzeugend in Wunden; die Ameisen überziehen im Nu den wehrlosen Wanderer, den ahnungslos Rastenden zu Tausenden und martern ihn mit ihren Bissen; die Sandflöhe bohren sich heimtückisch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geschwüre und machen den Menschen oft für Wochen vollkommen marschunfähig.

Das sind die vom Wissenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis. Von den vermeintlich so gefährlichen droht dem Menschen fast gar keine Gefahr. Sie fliehen, wenn nicht angeschossen, in die Enge getrieben oder vollkommen überrascht, bleiben unerreichbar

in den Dickungen oder verschwinden spurlos in dem dichten Pflanzengewirr. Sucht man nicht als Jäger das sich bergende, verziehende Wild auf, sei es ein Elefant, eine Schlange, ein Leopard, so kann man in dem doch ziemlich wildreichen Nordkamerun z. B. monatelang durch Busch und Gras marschieren, ohne viel mehr als die Fährten der selbst unsichtbaren Tiere zu Gesicht zu bekommen.

Die thatsächlichen Schwierigkeiten und Gefahren.

Die einzige, aber grofse und ständige Sorge des Reisenden in der Wildnis ist die Überwindung der Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen ihm entgegensetzen; die einzige, aber schlimmste und fast unerträgliche Plage ist die seitens der niedersten und kleinsten Vertreter der Tierwelt; die einzige, aber allgegenwärtige und so oft todbringende Gefahr ist das Klima und sein Gefolge: Krankheit und Hülflosigkeit.

Nicht zum letzten tritt all das an den Forscher heran, der es unternimmt, in jener Ecke des Golfes von Guinea, in dem Kamerun liegt, ins Innere einzudringen. Ein Blick auf eine wahrheitsgetreue Karte Kameruns, die noch bedenklich viele und grofse weifse Flecke zeigt, ist dafür Beweis.

Hiermit bringe ich das vorstehend Gesagte mit einem bestimmten Teil des dunkeln Kontinents in Verbindung. Das führt mich zur Angabe eines weiteren Grundes, warum so vielfach unrichtige Vorstellungen gerade über Afrika bestehen; und in diesem Punkte ist der Leser oder Hörer der allein Schuldige. Beobachtungen, welche für ein gewisses Gebiet, für einen bestimmten geographischen Abschnitt des Landes vollkommen zutreffend sind, werden mit der gröfsten Gemütsruhe einfach auch auf ganz andere Gegenden Afrikas übertragen oder ausgedehnt, für welche sie dann natürlich nicht stimmen. Man vergifst allzu oft die gewaltige Längen- und Breitenausdehnung, welche dieser Erdteil hat, dafs er sich 35 Grade in die nördliche und ebenso viel in die südliche Halbkugel erstreckt, dafs er fast 20 Grad nach Westen, 50 Grad nach Osten (von Greenwich) sich auf der Erde lagert. Man begeht dann den gleichen Fehler, als wenn man geographische, ethnographische u. s. w. Verhältnisse, wie sie z. B. für Spanien gegeben sind, einfach auch für Norwegen als zutreffend bezeichnen wollte; liegen ja doch diese Länder auch in einem und demselben Erdteil. —

Verkennung der Raumverhältnisse.

In einfachen, aber schwerwiegenden Worten hat Nachtigal die Anforderungen zusammengefafst, die an den Menschen im Forscher gestellt werden; damit aber auch zugleich Winke gegeben, wie sie

erfüllt werden können und sollen. Diese persönlich menschlichen Aufgaben, wenn ich sie so nennen will, gelten für jeden, er mag Entdeckungsreisender oder Schutztruppenoffizier, Fachmann oder Laie sein.

Sachliche Anforderungen.

Anders ist es natürlich mit den sachlichen Aufgaben, die sich aus dem Zweck der Reise, der Expedition, der Vorbildung des Einzelnen u. s. w., u. s. w. ergeben.

Doch auch auf diesem Gebiete findet sich immerhin eine gewisse Gemeinsamkeit allgemeiner Anforderungen an jeden. Gerade in einem Lande, dessen Erschliefsung in wissenschaftlicher Beziehung noch auf einer so geringen Höhe steht, wie dies im äquatorialen Afrika und da wieder ganz besonders in seinem westlichen Teile der Fall ist, hat jeder Hinausgehende die Pflicht, das Seinige zur Förderung der Kenntnis des dunkeln Erdteiles beizutragen. Lösung sachlicher wissenschaftlicher Sonderaufgaben bleibt ganz und voll dem Fachmanne vorbehalten; aber auch der Laie auf streng wissenschaftlichen Gebieten, Offizier oder Missionar, Beamter oder Kaufmann, ist nicht nur imstande, sondern sogar verpflichtet, an der Erforschung und Erschliefsung nach Kräften mitzuwirken.

Ich z. B. habe mich gleich in diesem Falle befunden. Als Offizier, also ohne streng fachwissenschaftliche Vorkenntnisse hinausgegangen, habe ich wenigstens versucht, das Meinige zur Förderung der Kenntnis der von mir durchwanderten Gebiete beizutragen. In diesem Sinne habe ich mich auch entschlossen, dieses Buch zu schreiben, und in diesem Sinne will es gelesen und beurteilt werden.

Je gröfser und schwieriger die Anforderungen, die überwunden, je vielgestaltiger und umfangreicher die Aufgaben sind, die gelöst werden sollen, desto sorgfältigere Vorbereitungen und Vorschulung verlangt jegliches Unternehmen. Das gilt nicht zum letzten für den Entschlufs, im Dienste des Vaterlandes, der Wissenschaft hinauszuziehen in die fernen, ganz oder gröfstenteils unerforschten westafrikanischen Tropenländer zu jahrelanger Thätigkeit.

Körper und Geist fordern eingehendste Prüfung und Schulung.

Körperliche Vorbereitung.

Die körperliche Vorbereitung besteht in erster Linie in genauester ärztlicher Untersuchung; ein vollkommen gesunder, kräftiger Körper ist Grundbedingung. Ganz aufserordentliche Anforderungen stellt das Leben in der Wildnis an den Magen und an die Nerven. Dann setze man seinen Körper in jeder Beziehung in normalen Zustand. Vernachlässigungen an den Zähnen, den Augen rächen sich, da man später

meist auf ärztliche Hülfe verzichten mufs, nicht selten schwer. Eine eigene körperliche Schulung durchzumachen, halte ich für den Offizier z. B. für unnötig; was ein kräftiger, rüstiger, junger Mann in der Heimat als Soldat zu leisten hat, genügt. Auf dieser Grundlage lernt sich schon gesteigerte Leistungsfähigkeit draufsen. Verweichlichte und energielose Menschen gehen schon so wie so nicht in den Busch; sie sprechen wohl viel davon, doch dabei bleibt es auch. Der Nichtsoldat allerdings wird gut thun, sich an scharfe Märsche, an zeitweiliges Fasten und Dursten bereits zu Hause etwas zu gewöhnen.

Körperliche Leistungsfähigkeit.

Körperliche Leistungsfähigkeit macht einen aufserordentlich guten Eindruck auf die Neger und erhöht das Vertrauen der Soldaten und Träger zum Führer ganz wesentlich, gerade so wie in der Heimat bei der Truppe auch. Mein anfänglicher Expeditionsgenosse, ein schwächlicher, kränklicher Herr, machte, als wir auf Barombistation zu Dr. Zintgraff stiefsen, auf die Bali, selbst hochaufgeschossene, muskelkräftige Graslandssöhne, einen nicht sehr vertrauenerweckenden Eindruck und sie baten des öfteren unseren Führer durch den Dolmetscher: „you must keep the old man for house, he no fit for the bush.“

Ich bin und war stets ein tüchtiger Fufsgänger und ist mir dies auch da draufsen gut zu statten gekommen. Ich finde in meinen Tagebüchern einen Ausspruch meiner Leute aufgezeichnet, auf den ich geradezu stolz bin. Mit einem Teil meiner einexerzierten und einmarschierten Truppe hatte ich im Juni und Juli 1892 eine längere Streife ins Waldland gemacht, die mich bis zur Tintostation führte. Von da kehrte ich mit einer Trägerkarawane in Eilmärschen nach Baliburg zurück. Im letzten Quartier vor der Station mufste ich einen unfreiwilligen Rasttag einschalten, weil mir der gröfste Teil der Träger nicht zu folgen vermocht hatte. Im Laufe des Tages kamen die Kerls allmählich angehunken, zeigten ihre wunden Füfse und meinten „the road be bad too much, you pass the black man for walk, you run like one monkey.“ Auf eine solche Anerkennung körperlicher Leistung kann man sich schon etwas einbilden, wenn man die Marschausdauer des Negers und seine, wenn's not thut, zähe Entsagungsfähigkeit kennt. Beschämt steht man allerdings auch mit bedeutenden Leistungen zurück bei der Schilderung Nachtigals von dem Wüstenstamm der Tubu-Reschade: „Nach tagelanger Nahrungslosigkeit pulverisieren sie die gebleichten Kamelknochen der Wüste und verwandeln sie mit dem einer Ader eines Kamels entnommenen Blut in einen geniefsbaren Teig, oder machen den Lederring, welcher ihr langes Messer am

Handgelenk befestigt oder ihre Sandalen durch Klopfen, Zerschneiden und Kochen efsbar. Ein Tubumann vermag vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen, wenn er im Besitz eines Kamels ist, wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tag regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegungen den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben und er zum letzten Mittel greifen, nämlich sich am Sattel seines Kamels zu befestigen, jeder eigenen Initiative zu entsagen, und sich so rückhaltlos dem Ortssinn des Tieres anvertrauen."

Gerade für körperliche positive oder negative Fähigkeiten haben die Eingeborenen einen ungemeinen Scharfblick. Einige Herren von der Küste, die sich bei einem Versuch, auch einmal ein bifschen ins „Innere" zu gucken, nicht gerade sehr gewandt gezeigt haben mochten, hatten seitens der stets spottbereiten Träger bald den Spitznamen „babies in the wood" weg. Stanley hiefs am Kongo „bulamatari", d. i. der Felsenbrecher, mich nannten meine Bali zuerst „fuon ssissa", d. i. der lange Herr (wegen meiner langen Gebeine), später, als sie die Wirkung der ihnen gelehrten Schiefskunst zum erstenmal erprobt hatten, „fuon-nakang", d. i. Herr des Gewehres.

Auch ihre eigenen Namen sind vielfach Anspielungen, ehrende oder spöttische, auf körperliche Eigenschaften oder Leistungen.

So viel über körperliche Vorbereitung.

Psychische Leistungsfähigkeit.

In einem gesunden, kräftigen, gestählten Leibe wohnt aber auch meist schon ein gesunder, gestählter Geist, feste Willenskraft, Muth und Schneid. Die Anforderungen, die das Leben in der Wildnis in dieser Richtung stellt, sind bedeutend schwerer zu erfüllen als in der Heimat, namentlich deshalb, weil sie vielfach in anderer Form, unter anderen Verhältnissen bethätigt werden müssen.

Mut, Tapferkeit zu üben vor den Augen der Welt, in der Hoffnung auf Ruhm und Auszeichnung, an der Seite seiner Kameraden ist wohl leichter als allein, fern im Innern Afrikas. Auch der Gedanke an das, was bei Verwundung, bei einer Niederlage, bei Gefangennahme unfehlbar bevorsteht: qualvolle Martern, qualvoller Tod ist wohl weniger angenehm als das Los in diesen Fällen in der Heimat. Andererseits ist aber auch sicher eben das Gefühl, vollkommen auf sich angewiesen zu sein, allein in des Wortes vollster Bedeutung seinen Mann zu stehen; kein geringer Ansporn und Reiz.

Ich habe am Tage nach meinem ersten Gefecht (am Weihnachtsabend 1891) in einem Briefe an meine Angehörigen geschrieben:

„. . . . So feierte ich hier das schönste, trauteste, deutsche Fest, wo die Kirchenglocken predigen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden. Ich habe mir zu Hause manchmal gedacht, wenn ich las, dafs unsere Truppen am Christabend draufsen lagen oder sich schlugen: welche Gefühle da wohl in ihnen wach wurden? Ich kann dreist behaupten, ich habe heuer am Christabend Ernsteres, Schwereres durchgemacht. Die, wenn nur zwei, auf Posten standen, konnten sich erzählen vom deutschen Weihnachtsbaum; und wenn auch in Frankreich: sie waren doch der Heimat nah und lag doch auch über dem feindlichen Lande die Weihnachtsstimmung. Ich dagegen vom Kriegszug zurückkehrend tief in der Wildnis, wo man keine Weihnachtsgefühle kennt, mit 30 blut- und raublustigen Balinegern schiefse mich mit gleich grausamem Stamme herum, allein, und ziehe dann todmüde weiter, der einzige Weifse, durch den Busch, umgeben von den triefenden Trophäen der abgeschnittenen erbeuteten Schädel — und dann abends den Palmweintrunk in der mir gestern wie eine Hexenküche vorgekommenen Hütte des Häuptlings, dessen massige nackte Gestalt sich grinsend zu den blutigen Köpfen herunterbeugte . . . .

Um nochmals auf das Gefecht zu kommen; da gerieten wir auch hübsch in die gewaltigen Grasbrände hinein, die überall aufflammten, so dafs wir manchmal Laufschritt machen mufsten; ich sah aus wie meine Neger: Kleidung, Gesicht und Hände schwarz von Qualm und Rauch und Asche, die uns der steife Nordostwind entgegenwehte.

Ein schönes Bild war's aber weifs Gott doch, wie mein Zug so dastand; ringsum prasselten nah und fern die Brände und lohten die Flammen und qualmten die Rauchmassen; drüben den Hang herauf die Bapigni mit ihrem Kriegsgeheul und meine kleine Front schleuderte ihre Salven in die anlaufenden Gegner; rrrum — rrrum krachte es aus den Gewehrläufen der Schwarzen aufs Kommando eines deutschen Leutnants scharf und kurz; drüben stürzten die Feinde . . . . ."

Fieberstimmungen.

Noch weit mehr als gegen Menschen hat der Mut seine Probe zu bestehen gegen einen unsichtbaren, unfafsbaren Gegner: das Fieber. Nicht blofs den kräftigsten Körper knickt dieser furchtbare Feind der Tropen; die eisernste Willenskraft, den frischesten Mut beugt er und verwandelt ihn in Traurigkeit, Verzagtheit und tiefste Niedergeschlagenheit.

Ich scheue mich durchaus nicht, solche Stimmungen einzugestehen. Nicht immer sind diejenigen, welche bramarbasierend jegliches Gefühl ableugnen, Helden. Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten.

Passive Schneid.

Auch darf sich die Schneid nicht immer so zeigen, wie sie dem deutschen Soldaten, dem Deutschen überhaupt eigen ist: im rücksichtslosen Vorgehen. Sie mufs nicht selten im Interesse der Sache gezügelt, gedämmt, ja unterdrückt werden. Häufiger als die aktive ist die passive Schneid geboten. Wahrlich, die erstere wäre oft leichter! Ausharren, Zähigkeit, Geduld, „der zweite Mut“, wie der Spanier sie nennt: das sind die Formen, in die sie beim richtigen Afrikaner sich kleiden mufs.

Wichtigste und schwerste seelische Forderungen.

Was körperliche Strapazen, auch was seelische Anforderungen, zum Teil wenigstens, anlangt, kann man von einer gewissen Vorbereitung und Schulung sprechen: das Schwerste aber kann man nicht üben. Und das ist? Die Antwort mag mein Tagebuch geben.

„Tintostation 23. VI. 92 . . . . . Afrika ist fürwahr das Land der Gegensätze und der Unberechenbarkeit. Nun liege ich hier in der absolutesten Unthätigkeit den ganzen Tag, schaue bald in den Regen hinaus, bald in die rauchige Hütte hinein seit 8 Tagen; — 4 Tage zuvor durchzog ich Tag für Tag in den schärfsten Märschen den Busch. Vielleicht morgen schon ist ein unerwartetes Ereignis; dann heifst's entschliefsen, Entschlufs ausführen, packen, marschieren. Vorausbestimmen läfst sich nicht eine Stunde, vorher überlegen gar nichts. Derselbe Augenblick bringt die Frage und fordert auch schon den Entschlufs. Ist das wohl auch einer der Reize der Wildnis? Entgegen dem monotonen Uhrwerk des civilisierten Lebens? Wohl sicher . . . .

Ich habe die unthätigen Tage her Zeit gehabt, nachstehende goldene Regeln für Afrika mir zurechtzulegen:

1. Man mufs hier heraufsen zwei entgegengesetzte Eigenschaften in sich zu vereinen vermögen: Geduld nach allen Richtungen; in palavern, in der Behandlung der Schwarzen, gegen hemmende Naturereignisse jeder Art, gegen körperliche Leiden; und die Fähigkeit, im entscheidenden Moment alle geistige und körperliche Spannkraft mobil zu machen, also Energie, trotz aller lähmenden, hemmenden Umstände, trotz vielleicht langdauernder Einsamkeit, Einförmigkeit, Unthätigkeit, trotz langdauernder, quälender Leiden.

2. Unter allen Umständen und trotz aller Umstände Herr über sich bleiben im Geist und Körper . . . .“ —

Wissenschaftliche Vorbereitung.

Bisher, wenn ich von geistiger Schulung, von geistigen Anforderungen sprach, habe ich mehr die Ψύχη im Auge gehabt; nun zur wissenschaftlichen Vorbereitung.

Dafs der Laie nicht imstande ist, streng gediegene wissenschaft-

liche Ausbeute mit nach Hause zu bringen, glaube ich nicht nochmals wiederholen zu müssen; bringt er und kann er ja doch auch nicht gediegene, gründliche, wissenschaftliche Sonderkenntnisse mit hinausnehmen. Dafs er aber nichtsdestoweniger geradezu die Verpflichtung hat, nach Kräften in seiner Weise an der Erschliefsung des dunkeln Kontinents beizutragen, habe ich gleichfalls schon betont. Bis zu einem gewissen Grade kann und mufs er durch vorbereitende Studien Lücken in seinem allgemeinen Wissen ausfüllen, sowie sich einige Vorkenntnisse erwerben, wenigstens so weit, dafs er imstande ist, für die Wissenschaft Brauchbares zu bringen. Endlich wird sich bei jedem infolge seines bisherigen Berufes in der Heimat oder einer Vorliebe für diesen oder jenen Zweig der vielgestaltigen Wissenschaft eine Grundlage finden, auf der weiterbauend, er ganz hübsche Erfolge zu erzielen vermag. Wir Deutsche besitzen überdies ein Werk, das in einer Reihe von fachwissenschaftlichen Aufsätzen die Wahl bietet, welchem Zweige er sich vorwiegend widmen will, und das ihm zugleich die praktischen Anhaltspunkte zur brauchbaren Bethätigung der gewählten Einzelwissenschaft an die Hand giebt: die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ von Dr. Neumayer.

Hierzu bemerke ich, dafs ich insbesondere zu zwei Abschnitten, die gerade für wenig erforschte Gebiete aufserordentlich wichtig sind und eine gröfsere innere Verwandtschaft haben, als man vielleicht auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist: „Topographische und geographische Aufnahmen“ und „Meteorologie“ als recht wünschenswerte Ergänzungen betrachte: „Handbuch der Navigation“, herausgegeben vom hydrographischen Amt der Kaiserlichen Marine; Jelinek: „Anleitung zur Ausführung meteorologischer Beobachtungen u. s. w.“ und einen Aufsatz von Dr. Baumann: „Topographische Aufnahme auf Reisen“ (veröffentlicht in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“, VII. Band, 1. Heft). Diese Schriften enthalten zahlreiche praktische Winke: einfachste Art der Bestimmung der Mifsweisung, Herstellung einer Sonnenuhr u. dergl.; der Aufsatz von Dr. Baumann giebt, nach meinem Dafürhalten, noch praktischere Winke dem Reisenden als der bezeichnete Abschnitt in dem Sammelwerk Dr. Neumayers. Ich wenigstens habe es im eigensten Interesse lebhaft bedauert, dafs der Aufsatz erst 1894, also nach meiner Rückkehr zu meiner Kenntnis gelangte.

Zoologische Vorkenntnisse sich in anregendster Weise zu verschaffen, besitzen wir in Brehms „Tierleben“ das beste Buch, das

auch bei Zusammenstellung der Ausrüstung nicht zu Hause gelassen werden soll.

Sprachliche Vorbereitung ist nicht nur wünschenswert, sondern einfach notwendig. Abgesehen von Englisch — das setze ich als selbstverständlich voraus — ist, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis der im Innern des äquatorialen Westafrika weit verbreiteten Umgangssprache, der Haussasprache, nötig. Ein recht gutes Lehrbuch hierfür ist „Vocabulary and the Grammatical elements of the Haussa Language“ by the Rev. James Frederick Schön, London.

Die so wichtige Aufgabe für einen Reisenden in geographisch noch fast unerschlossenen Ländern: astronomische Ortsbestimmungen vorzunehmen, lernt sich nur durch praktische Anweisung auf einer Sternwarte, Seemannsschule und ähnlichen Anstalten. Dafs theoretische Vorbereitung in dieser Hinsicht kläglich im Stich läfst, mufste ich leider an mir selbst erfahren.

Durch photographische Aufnahmen kann jeder verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ganz wesentliche Dienste erweisen das läfst sich; auch bei beschränkter Vorbereitungszeit, noch leicht lernen.

Ärztliche Vorkenntnisse.

Auch buchstäblich dem Arzt ins Handwerk pfuschen, mufs der Reisende in der Wildnis. Expeditionen in Westafrika, wenigstens deutsche, haben sehr selten noch das Glück gehabt, unter der Zahl ihrer weifsen Mitglieder einen Arzt besessen zu haben; auf Stationen wird der Mangel an einem solchen die Regel sein; Krankheiten und Verwundungen sind aber häufige Gäste: also sind schon für die eigene Person einige ärztliche Vorkenntnisse unbedingt nötig. Dann aber erhöhen glückliche, ärztliche Hülfeleistungen ganz ungemein die Achtung und das Vertrauen zum Weifsen.

Allgemeine afrikanische Vorbildung.

Eine allgemeine afrikanische Vorbildung schliefslich kann und mufs sich der Hinausgehende verschaffen durch Lektüre gediegener wissenschaftlicher Reisewerke. Unter den Schriften unserer Landsleute nimmt das Werk Dr. Gustav Nachtigals: „Saharâ und Sûdân, Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika“ meines Erachtens den ersten Platz in jeder Beziehung ein; wie mir überhaupt Nachtigal das Vorbild des echten afrikanischen Forschers ist.

Diese Winke betreffs wissenschaftlicher Vorbereitung des Nichtfachmanns machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Unfehlbarkeit; sie sollen eben nur Winke sein.



Westafrikanische Reisetechnik.

a) Ausrüstung.

Nachdem die Zahl derer, die in ernster Thätigkeit in den dunkeln Erdteil hinausgegangen, bereits ziemlich beträchtlich ist, sollte man eigentlich glauben, dafs sich, wenigstens bezüglich der persönlichen Ausrüstung (im weiteren Sinne), gewisse feststehende Grundsätze herausgebildet haben. Dem ist aber durchaus nicht so. Fast jeder neue Ankömmling auf westafrikanischem Boden schleppt Unpraktisches und Überflüssiges in Fülle mit sich. Ich habe das am eigenen Leibe erfahren; von den mir als notwendig und zweckentsprechend bezeichneten und demzufolge von mir beschafften Sachen hat mehr als die Hälfte den Busch gar nicht gesehen, ist an der Küste kaum recht ausgepackt, verdorben, verschwunden — und von mir im Innern auch gar nicht schmerzlich vermifst worden. Der Grund liegt zum Teil darin, dafs eben gerade auf diesem Gebiete die Ansichten auch erfahrener Afrikareisenden ziemlich weit auseinander gehen; das ist in anderen Fällen auch so; ich denke da als Offizier nur an die verschiedenen Anschauungen in militärischen Kreisen über Zusammensetzung der Manöver-, der Feldausrüstung; zum grofsen Teil in der Begehung des gleichen Fehlers, wie auf geographischem Gebiet, auch in der Ausrüstungsfrage, dafs nämlich diesbezügliche Angaben, die z. B. für Ostafrika vollkommen zutreffend sein mögen, einfach auch für Westafrika zu Recht bestehend angenommen werden.

Bei der Ausrüstung zu beachtende Grundsätze.

Zum gröfsten Teil liegt er aber darin, dafs zwei Hauptregeln bei der Wahl der Ausrüstung viel zu wenig betrachtet werden, die für eine Reise nach den Hochebenen Centralasiens so gut gelten wie für eine Expedition in die Kordilleren Südamerikas, für eine Reise nach Australien so gut wie für afrikanische Expeditionen. Sie lauten:

1. Je einfacher die Ausrüstung bei möglichster Güte und Vollkommenheit der Einzelteile, d. h. je weniger Gepäck, desto leichter ist die Reise und desto wahrscheinlicher der Erfolg.

2. Man nehme nichts mit, was an Ort und Stelle beschafft oder doch durch „Einheimisches“ ersetzt werden kann.

Dafs die Beherzigung dieser beiden Grundsätze für Westafrika insbesondere unbedingte Notwendigkeit ist, hängt mit den ganz aufserordentlichen Schwierigkeiten der Verkehrsverhältnisse und der Beförderungsmittel, d. i. mit der Trägerfrage zusammen.

Aus diesen Gründen halte ich es nicht für überflüssig, auch meine in zweijährigem, ununterbrochenem Aufenthalt im Innern Kameruns in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen niederzulegen. Vielleicht sind andere zu einem anderen Ergebnis gekommen; ich führe einfach auf, was an persönlicher Ausrüstung (im weiteren Sinne) für jeden einzelnen Forschungsreisenden (*κατ' ἐξοχήν*) ich als nothwendig und praktisch erprobt habe.

Persönliche Ausrüstung des Einzelnen.

Unter persönlicher Ausrüstung verstehe ich:

1. Marschanzug	Ausrüstung im engeren Sinne	Ausrüstung im weiteren Sinne.
2. Lageranzug		
3. Rucksack		
4. Feldbett		
5. Marschkoffer		
6. Proviantkoffer		
7. Feldküche		
8. Tauschwaren		
9. Munition		
10. Instrumente.		

Betreffs Tauschwaren und Munition können ziffernmäfsige Angaben nicht gemacht werden, da hierbei Zweck, Ziel, voraussichtlich zu durchziehende Gegenden und Stämme beeinflussen, und beide eigentlich schon mehr zur Ausrüstung einer Expedition zu zählen sind.

Ausrüstung einer Expedition.

Die Ausrüstung einer Expedition als solcher mufs ich nur der Vollständigkeit dieses Kapitels halber am Schlufs kurz berühren, ohne mich aus den eben genannten Gründen, zu denen noch als weitere Rücksicht auf zur Verfügung stehende Geldmittel und die Verschiedenheit der Stärke und Zusammensetzung an Europäern und Negern kommt, auf genauere Angaben einlassen zu können. —

Ich schmücke mich nicht mit fremden Federn und bemerke demzufolge im voraus, dafs diese meine Ausführungen über persönliche Ausrüstung und, später, über Lebensweise in den westafrikanischen Tropen sich vielfach mit den Anschauungen Dr. Zintgraffs decken, manchmal sogar derselben Worte bedienen werden, wie sie Zintgraff bei der Behandlung des gleichen Stoffes im Anhang seines Werkes „Nordkamerun“ unter der Aufschrift „Afrikanische Reisetechnik“ gebraucht. Er hat mich in den Busch eingeführt; und einen besseren Lehrer in afrikanischer Marsch- und Reisepraxis, in Anspruchslosigkeit und Einfachheit afrikanischer Lebensweise hat es wohl schwerlich gegeben. —

Marschanzug.

Persönliche Ausrüstung: 1. Marschanzug.

α) Bekleidung: Unterzeug, Anzug (im engeren Sinne), Kopfbedeckung, Fufsbekleidung.

Das Unterzeug besteht aus Hemd und Socken.

Möglichst ungehinderte Verdunstung von der Körperoberfläche ist eine ganz wesentliche Bedingung für den Aufenthalt in den Tropen; deshalb ist die erste und hauptsächlichste Anforderung an die unmittelbar dem Körper aufliegende Bedeckung: Durchlässigkeit des Gewebes. Nur Baumwolle erfüllt dieselbe. Am unzweckmäfsigsten ist Wolle. Nicht nur, dafs diese, an sich nicht porös, bei reichlicher Schweifsabsonderung sich sehr bald derart verstopft, dafs die Luft fast gänzlich abgeschlossen wird, dafs sie nach jeder Wäsche nicht unbedeutend eingeht, nimmt sie durch beide Vorgänge in Bälde ein brettartiges, hartes Gefüge an, reizt die in den Tropen doppelt empfindliche Haut und erzeugt die in Afrika unter dem Namen „roter Hund“ bekannte Hautkrankheit. Als Farbe für das Unterzeug ist aus verschiedenen Gründen am zweckentsprechendsten eine sogenannte Schmutzfarbe, grau oder braun.

Der Schnitt des Hemdes ist der der Jägerhemden; doppelbrustig, mit Trikotärmeln, oben eine gesäumte Öffnung, so grofs, dafs man leicht den Kopf durchstecken kann und Nacken und Schlüsselbeingruben frei bleiben. So ist auch ein weiterer, nicht unwichtiger Umstand erreicht: das Hemd ist vollständig knopflos.

Die Socken müssen bis mindestens zur halben Wade reichen.

Der Anzug (im engeren Sinne), bestehend aus Rock und Hose, ist gefertigt aus Kakey, einem indischen, fast unverwüstlichen, gelblichen Gewebe.

Die Hose, oben weit, verengt sich gegen die Unterschenkel, so dafs sie ohne weitere Umständlichkeiten als Stiefelhose getragen werden kann. Die Taschen sind tief und mit Klappen (zum Schutze gegen Hineinregnen) und Knöpfen geschlossen. Hosenträger sind unzweckmäfsig; am besten ist eine breite, lederne, festangenähte Hosenschnalle.

Der Rock hat die Form der Litewka. Er mufs mindestens vier grofse, aufgenähte Taschen (zwei Brust-, zwei Seitentaschen) besitzen, welche, wie die der Hose, mit Klappen und Knöpfen versehen sind. Der Umlegkragen ist breit und beim Hochschlagen durch zwei Spangen vorn fest schliefsbar.

Als Knöpfe an der Hose sind zu wählen die sogenannten Jägerknöpfe zum Durchstecken; am Rock platte Hirschhornknöpfe, die möglichst fest auf untergelegtem Wildleder angenäht sind.

Alle Nähte am Anzug müssen doppelt und unternäht sein.

Bezüglich Kopfbedeckung und Fufsbekleidung bin ich mit Zintgraff so ganz und gar gleicher Erfahrung und Anschauung und hat er sich über beides so treffend ausgesprochen, dafs es schade wäre, nicht seine Worte zu hören.

Der Tropenhelm.

„Ob Tropenhelm oder Schlapphut? — man wird es gleich herausfinden, wenn man beim Einkauf seiner Kopfbedeckung im Laden sich einen Tropenhelm aufsetzt und damit zur Zimmerdecke hinaufsieht. Der Tropenhelm ist meines Erachtens nach ein so unzweckmäfsiges Möbel, dafs ich nicht begreife, dafs er noch Verteidiger findet. An der Küste bei Paraden oder auf Photographieen mag er, wie so vieles andere, ganz am Platze sein.“ (Er ist übrigens endlich aus der Bekleidungsvorschrift auch unserer äquatorialen Schutztruppen ausgeschieden.) „Aber im Busch, da ist nur der breitrandige, leichte, graue Schlapphut, wie ihn unsere Künstler daheim tragen, die einzig richtige Kopfbedeckung, und je breiter, desto besser. Ein während des Marsches mit frischem Gras oder Blättern ausgepolsterter Schlapphut schützt das Gehirn ebenso vor den Einwirkungen der Sonne wie frische Kohlblätter die Butter. Das vermag der Tropenhelm trotz aller Luftlöchlein niemals in demselben Mafse. Einen fest über den Kopf gezogenen Schlapphut schlägt auch kein heimtückischer Zweig herunter. Endlich dient ein breitrandiger Filzhut von ungefährem Durchmesser der Schultern seines Trägers unter Umständen auch als Regenschirm. Dafs ein um die Ohren geklappter Schlapphut (eine Behandlung, die sich der Tropenhelm nicht gefallen läfst, den vielmehr jeder Stofs oder Druck sehr zu seinem Schaden entstellt oder gar brüchig macht) beim Schlafen in der Mittagshitze zugleich die lästigen Fliegen u. s. w. abhält, soll nur nebenbei bemerkt werden. Auch gewährt ein Tropenhelm nicht entfernt den Nackenschutz wie der Filz des Schlapphutes, der sich bei seiner Weichheit der Form des Nackens anschmiegt. Und während der Tropenhelm die Augen allzu sehr beschattet, näht man beim Schlapphut mit ein paar Stichen den halben Vorderrand nach oben zurück, wodurch die ganze Kopfbedeckung einem Südwester ähnlich wird.“

Und zur Fufsbekleidung läfst sich Zintgraff aus: „Wer sich von vornherein an bequem sitzende, hoch über das Knie reichende, lange, weichschäftige Stiefel gewöhnt, ist allen, Gamaschen und anderes Schuhwerk tragenden Reisenden überlegen. Der langgestiefelte Reisende gleitet ohne viel Umstände des Morgens in seine bequemen, palmöl-

geschmierten Stiefel hinein, der Nachttau der Gräser netzt weder Oberschenkel noch Knie, kleinere Bäche halten ihn nicht auf, er geht, die Schäfte hoch heraufziehend, einfach durch. Im Quartier oder bei länger andauerndem Halt schlenkert er sozusagen die Langschäfter von den Beinen, auf diese Weise den Füfsen eine wohlthuende, mehrstündige Ausdunstung gestattend.

Anders aber der gamaschengebundene Reisende. Mühsam müssen die Schnürschuhe oder Gamaschen entweder von ihm selbst oder von einem sich voraussichtlich ungeschickt anstellenden Schwarzen geschnürt und eingehakt werden. Gräser hängen sich an die Schnallen und hindern den freien Schritt. Jedes Wasser setzt ihn der Nässe aus oder hält ihn so lange auf, bis ein hülfsbereiter Träger naht; im Quartier endlich müssen Gamaschen und Schnürschuhe wieder gelöst und sorgfältig behandelt werden."

Einen weiteren, in dem an unerwarteten Ereignissen reichen Leben in der Wildnis nicht zu unterschätzenden Vorteil der hohen Marschstiefel mufs ich, Zintgraff ergänzend, erwähnen: rascheste Marschbereitschaft. Heifst es bei Tag oder Nacht: alle Mann an Deck, so ist der „langgestiefelte" Reisende sicher der erste am Platze.

„Kurzschäftige Stiefel sind höchstens für den Aufenthalt auf der Station, aber ganz und gar nicht für den Marsch zu empfehlen. Man hat bald nasse Füfse darin, ganz abgesehen davon, dafs leicht Steinchen, Sand, kleine Zweige u. dergl. eindringen.

Die Stiefelsohlen müssen von bester Beschaffenheit, natürlich doppelt und frei von Eisennägeln sein. Diese rosten, lockern sich und fallen aus. Messingstifte in der Sohle und ebensolche Nägel oder noch besser Schrauben im Absatz sind das einzig Richtige." —

Warme Kleidung.

Wenn auch strenggenommen nicht hierher gehörig, schalte ich doch der Vollständigkeit wegen hier ein, dafs man bei voraussichtlich längerem Aufenthalt in den Hochländern Nord-Kameruns auf einer Station die Mitnahme eines warmen Anzuges und warmen Mantels (Winterhose, Joppe und Uniformmantel) ja nicht vergessen darf. Auf Baliburg habe ich mit Sehnsucht dieser Kleidungsstücke gedacht und mich in ihrer Ermangelung in wollene Decken eingehüllt. —

β) Ausrüstung (Marsch-): Ledergürtel mit Patronen- und Kartentasche, Revolver, Buschmesser, Gewehr, Bergstock, Uhr, Kofferschlüssel, Signalpfeife, Feldstecher, Kompafs, im Anzug und in der Kartentasche unterzubringende kleinere Gegenstände.

Hiervon trägt der persönliche Diener, der sich stets in der unmittelbaren Nähe des Weifsen befinden mufs, Buschmesser und Gewehr.

Das Buschmesser mufs mindestens 1/2 m lang und mit Sägerücken versehen sein, zu den verschiedensten Verwendungen auf dem Marsch, im Quartier und Biwak zu dienen; vom Baumfällen und Wegbahnen bis zum Köpfen eines Huhnes. Gleich zweckentsprechend ist ein Infanterieseitengewehr M/69 mit Sägerücken.

Das beste Gewehr ist das Militärgewehr M/98, und zwar ein Karabiner, im Gefecht und auf der Jagd, namentlich beim Kameruner Hochwild, dem Elefanten. Bei seiner geringen Streuung genügt es einem guten Schützen auch gegen kleinere jagdliche und, was beim Marschleben im Busch sehr wichtig ist, efsbare Tiere. Manchen Fasan und Graupapagei habe ich mir mit seiner Kugel in den Kochtopf geholt.

(Übrigens ist sowohl von diesem nüchternen als insbesondere vom Standpunkte des Sammlers aus auch die Mitnahme eines Schrotzwillings sehr zu empfehlen.)

Ich wiederhole: der Karabiner M/98 ist für Gefecht und Jagd unübertrefflich; ungemeine Treffsicherheit, Einheitswaffe eben für beide Zwecke infolge seiner enormen Durchschlagskraft, die das Geschofs die Knochen eines Elefantenschädels glatt durchschlagen läfst, Mehrlader, rauchschwaches Pulver, geringes Gewicht der Waffe und der Munition und damit Erhöhung der mitzuführenden Patronenzahl; ich dächte, das sind der Vorteile genug.

Eine Beschreibung des Bergstockes kann ich mir wohl erlassen. Es ist der gleiche, wie er im Gebirge in der Heimat verwendet wird. An seine Stelle kann auch ein langer Speer mit starkem Schaft treten.

Uhr, Kofferschlüssel und Signalpfeife (Schützenpfeife) werden zusammen an einer festen Lederschnur um den Hals getragen, so lang, dafs die Uhr bequem abgelesen, die Schützenpfeife leicht benutzt werden kann. Diese „Medaillons" behält man auch über Nacht an.

Der Ledergürtel ist breit, mit festem Hakenverschlufs versehen. An ihm befinden sich Patronen-, Kartentasche und Revolver (im Futteral). Die Patronentasche mufs mindestens drei Ladestreifen für den Karabiner (also rund 20 Schufs) und einige Schrotpatronen fassen können. Die Kartentasche hat etwa die gleiche Form wie die bei der Truppe gebräuchliche. In ihr befindet sich 1 Feldstecher (im Futteral), möglichst klein, und 1 Kompafs. Der Revolver ist ein kleiner sechsläufiger Bulldogrevolver; im Futteral befindet sich ein Täschchen für weitere sechs Patronen.

Patronen-, Kartentasche und Revolver bleiben stets am Ledergürtel befestigt und werden so zugleich mit ihm an- und abgelegt.

Nichts ist für rasche Marschbereitschaft sowie auf dem Marsch selbst hinderlicher und lästiger als vielerlei Riemenzeug. Zur Unterbringung der weiteren notwendigen kleineren Gegenstände sollen deshalb die Kartentasche und die Taschen des Anzuges dienen.

Diese Gegenstände sind: 1 Notizbuch mit Bleistift und Gummi. Ersteres dauerhaft in Leinwand gebunden, längliche Form; letzterer am besten Blaustift, weil Blei sich leicht verwischt und unleserlich wird. — 1 Feldflasche; aus emailliertem Eisenblech mit einfachem Korkverschlufs. Komplizierte Schraubverschlüsse sind ungeeignet; geht der Kork verloren, so thut ein Holzpfropfen gleiche Dienste. — 1 Messer mit einer gröfseren, einer kleineren Klinge, Korkzieher und Stahlrücken. — Taschentuch. — Rauch- und Feuerzeug. Letzteres besteht am besten aus Feuerstein und Zunder; Stahl hat man am Messer, auch an verschiedenen Waffenteilen und Werkzeugen, ein Feuerstein hat unbegrenzte Dauer und läfst sich leicht Vorrat davon mitführen. Vom Zunder gilt letzteres gleichfalls oder man findet Ersatz im Mark verschiedener Pflanzen. — Wer Augengläser trägt, führe stets bei seiner Person 1 bis 2 Vorratsbrillen mit.

Stete Marsch-bereitschaft.

Wie man diese Sachen in die verschiedenen Taschen verteilt, steht im Belieben des Einzelnen und ergiebt sich bald aus dem praktischen Bedürfnis. Es ist aber im Interesse sofortigen Findens angezeigt, die einmal gewählten Plätze auch für diese notwendigen Kleinigkeiten beizubehalten.

Dabei gleich zwei weitere praktische Winke; einmal: die Gegenstände bleiben auch beim Ablegen und Ausziehen in den betreffenden Taschen, damit man in den dunkeln Negerhütten bei plötzlichem oder auch nur sehr frühem Aufbruch sich diese seine Siebensachen nicht erst zusammensuchen mufs; zweitens: überhaupt jeden Gegenstand nach gemachtem Gebrauch sofort wieder an seinem zugehörigen Platz verwahren. Jederzeitige, rascheste Marschbereitschaft ist Endzweck beider Regeln. Zu Nutz und Frommen zukünftiger Afrikafahrer ein kleines Erlebnis aus meinem Reiseleben.

Ich fuhr mit zwei jungen, erst vor kurzem in Afrika ausgeladenen Faktoristen von Mundame den Mungostrom abwärts. Die erste Nacht hatten wir auf einer Sandbank biwakiert; es war Mitte der Trockenzeit. Auch die zweite Nacht gedachten wir auf einer solchen zu verbringen. Ich, der ich mir im Busch längst angewöhnt hatte, Koffer und alles, sobald etwas nicht mehr gebraucht wurde, an seinen Platz zu legen bezw. zu verschliefsen, hatte jegliches wieder schön im ver-

ankerten Boot untergebracht, war aufserdem im Marschanzug geblieben, so dafs am anderen Morgen vor der Weiterfahrt nur mehr das Feldbett zu verpacken war. Meine beiden Begleiter hatten eine förmliche Ausstellung ihrer Kofferinhalte auf der kleinen Insel ausgebreitet. Da weckte uns nachts ein gehöriger Tornado. Die Wassermassen stürzten herab, pechschwarz war der Himmel, der abends noch im hellsten Mondschein freundlich herabgelacht hatte; doch sorgten die elektrischen Entladungen eines afrikanischen Gewitters bald für Beleuchtung. Der Mungo schwoll rasch an, die Sandbank ward rasch kleiner. Mein Feldbett war im Nu im Boote, ich auch; und ich konnte bei dem nun folgenden Schauspiel den unbeteiligten Zuschauer machen. Da sah man beim Schein der Blitze Wäsche abschwimmen, dort empfahl sich ein Paar Schnürschuhe, da trieb ein Tagebuch und dort suchten die unglücklichen Besitzer dieser versinkenden Schätze krampfhaft wenigstens ihre Koffer zu retten, die auch schon Miene machten, flott zu werden. Was sie bergen konnten, weifs ich nicht mehr; viel war's nicht, denn die Sandbank war bald verschwunden und sie mufsten sich beeilen, ins Boot zu klettern. Der Anker hielt; so blieben wir einfach im Boote. Am anderen Morgen bei Fortsetzung der Fahrt unter herrlichstem Wetter sahen wir an einem ins Wasser hängenden Ast ein paar hundert Meter stromabwärts ein Hemd hängen: eines der vielen Opfer der Sturmnacht! —

Aber wieder zur Ausrüstung.

2. Lageranzug.

Lageranzug.

Der Marschanzug im engeren Sinne ist zugleich Lageranzug; nur verschafft man sich durch leichtere Kopf- und Fufsbekleidung gröfsere Bequemlichkeit.

Als Kopfbedeckung trägt man ein Strohkäppchen, wie solche überall von den Eingeborenen, nett und luftig zugleich, verfertigt werden.

Die Fufsbekleidung besteht in festen, doppelsohligen (siehe Marschstiefel), kalbledernen Schuhen, nur so weit ausgeschnitten, dafs man eben hineinkommt, und in ihnen, wenn's sein mufs, auch gut marschieren kann.

Zum Schlafen behält man aufser dem Hemde stets Hose und Socken an. Einmal schützt man so, wenn man aus irgend einem Grunde die warme Hütte verlassen mufs, oder im Biwak den in den Tropen gegen die kühle Nachtluft doppelt empfindlichen Körper vor Erkältung und dann ist man fast augenblicklich für alle Vorkommnisse bereit.

Rucksack.

3. Rucksack (vom persönlichen Diener getragen).

Derselbe besteht aus braunem, wasserdichtem Stoff (wie die Zeltbahnen der Truppe), aufsen und innen mit Taschen versehen; wovon die äufseren durch Schnallen und weit übergreifende Kappen geschlossen sind. Auch oben, wo der Stoff zusammengerefft ist, mufs eine solche Kappe das Hineinregnen unmöglich machen.

In ihm befindet sich, auf die verschiedenen Taschen verteilt: 1 Vorrats-Anzug[1]) (Marschanzug im engern Sinn). — 1 Lagerkäppchen. — Vorrats-Unterzeug. — Waschzeug. Dasselbe, aus den notwendigsten Toilettegegenständen bestehend, worunter Seife in einer Dose und wohlriechendes Wasser, am besten Pfefferminztinktur in einer Blechflasche nicht zu vergessen, sowie ein Handtuch und ein kleines Gummiwaschbecken, befindet sich in einer Segeltuchtasche. — 1 Paar Schuhe (wie oben beschrieben). — Vorrats-Munition, sowie Wischstrick, Werg und eine Tube Gewehröl zum Reinigen der Waffen. — Cigarren oder Tabak. — 1 Laterne (zusammenlegbar, wie sie der Offiziersverein in sehr praktischer Form lieferte) nebst Kerze und Zündhölzern, alles zusammen in einem Packgefäfs. — Verbandzeug und Chinin. — Ferner an Instrumenten: 1 Schleuderthermometer, 1 kleines Federbarometer (sog. Aneroid) und 1 Kochthermometer; jedes dieser Instrumente sorgfältig in einer Kapsel verpackt. Die beiden ersteren können auch in den äufseren Taschen des Rucksackes untergebracht werden, um sie jederzeit sofort bei der Hand zu haben.

Auf den Rucksack ist noch ein Militärfeldkochgeschirr aufgeschnallt. Dasselbe dient zur Aufnahme von kaltem Frühstück, wie Eier, Fleisch, etwas Salz und Pfeffer, einer Sardinen- und Cornedbeefbüchse u. s. w. oder auch von rohem Fleisch, das vom letzten Quartier oder unterwegs mitgenommen wird. Dazu wird dann auf dem Marsche Zubehör zu der Buschsuppe, von der ich bei Besprechung der Lebensweise noch eingehender erzählen werde, eingesammelt, so dafs nach Ankunft am Halteplatz bereits das Rohmaterial zur Marschmahlzeit zur Hand ist und man mit dem gewöhnlich recht gesegneten Appetit nicht erst auf Beschaffung von Lebensmitteln für die eigene Person warten mufs.

---

[1]) Wenn ich hier und im weitern Verlauf der Ausrüstungsaufzählung das Wort „Vorrat“ gebrauche, so verstehe ich darunter, soweit nicht anders vermerkt, den jeweiligen in einer der vorstehenden oder nachfolgenden Ziffern ausführlich beschriebenen Ausrüstungsgegenstand in ganz gleicher Art und Zusammensetzung, wie dort angegeben.

Rucksack nebst Inhalt und Kochgeschirr darf ein Gewicht von 10 kg nicht überschreiten.

4. Feldbett mit Zubehör und Bettsack.

Feldbett u. s. w.

α) Feldbett: Das Einfachste ist auch hier das Beste. Und das ist entschieden ein französisches Muster, das sogenannte lit de camp, mit der Abänderung, dafs statt des bei ihm verwendeten Matratzenlagers nur starkes, durch Gurte unterstütztes Segeltuch genommen wird. Nach dieser Vereinfachung sieht es folgendermafsen aus: Ein auseinanderklappbarer Segeltuchrahmen ruht auf drei Böcken, wovon die beiden die Schwere des Körpers tragenden durch eine Querstange miteinander verbunden sind. Böcke und Querstange greifen durch kurze, starke Stifte in die Rahmenhölzer bezw. ineinander ein.

Dieses Lager ist in weniger als fünf Minuten auf- und noch schneller wieder abgeschlagen.

β) Zubehör: 2 wollene Decken, am besten braune Kamelhaardecken. — 1 Moskitonetz; aus Schmetterlingsnetzstoff gefertigt. Es bildet aufgespannt ein viereckiges, unten offenes Gehäuse von gleicher Länge und Breite wie das Bett, bei einer Höhe von 2 m, ohne seitlichen Eingang. Die vier Ecken der Oberfläche müssen mit festem Zeug besetzt und mit je einem starken Messingring versehen sein, an welchen sich starke, lange Schnüre zum Aufspannen des Netzes befinden. In Gegenden, wo das Moskitonetz nötig ist, beachte man, dafs man sofort nach Aufschlagen des Feldbettes das Netz darüber spannt und die herabhängenden Wände gleich unter die auf dem Bett ausgebreiteten Decken stopft, so einen abgeschlossenen, luftigen Kasten bildend. Benutzt man dann das Lager, so beeilt man sich in diesen Kasten zu schlüpfen und das Netz wieder sorgfältigst zu schliefsen. — 1 Lederkissen als Kopfkissen; mit Korkmehl ausgefüllt. Draufsen ist dann der noch weit bessere Ersatz der Füllung der flaumige Inhalt der Schoten des Baumwollbaumes. Diese eiderdaunenweichen Fasern haben den Vorteil, dafs sie sich sehr lange nicht zusammendrücken, und wenn je einmal, genügt es, das Kissen ein paar Stunden in die Sonne zu legen, um die Füllung zur alten Weichheit und Höhe anschwellen zu machen. Die Haussa verwenden diese Baumwolle deshalb gleichfalls zu ihren Kissen, Sätteln und den Wattepanzern der Reiter. — Luftkissen sind ganz unpraktisch, da sie sehr bald undicht werden.

γ) Bettsack: Bett (zusammengeklappt und -geschnallt), sowie das gesamte Zubehör werden für die Weiterschaffung in einen wasser-

dichten Sack aus starkem, braunem Segeltuch von entsprechenden Ausmafsen mit Bügelverschlufs verpackt.

Bettsack mit Inhalt wiegt höchstens 18 bis 20 kg.

Notwendigkeit einer eigenen Lagerstätte.

Ein transportables Lager ist ein unbedingt nötiger Ausrüstungsgegenstand. Auf blofsem Boden zu schlafen ist in den Tropen höchst ungesund; eine tüchtige Laub- oder Grasanschüttung macht die Sache allerdings gleich wesentlich besser und ich habe so nicht selten, z. B. auf Jagdstreifen, erquickenden Schlaf genossen. Bei manchen Stämmen ist auch die Ausstattung der Hütten eine geradezu komfortable (z. B. bei den Banyang im Waldland, siehe Abschnitt V). Ersteres ist aber nur in der Trockenheit zu empfehlen, letzteres trifft man nicht immer. So ist auf die Dauer, wie gesagt, Mitnahme einer Lagerstätte notwendig.

Hängematte.

Eine Hängematte ist durchaus unpraktisch: einmal ruht der Körper in ihr doch nicht so vollständig und wohlig aus wie auf einem Bette, dann ist das Schlafen in ihr nicht jedermanns Sache und aufserdem hat es sehr oft, im Biwak und Quartier, seine Schwierigkeiten, den geeigneten Platz zum Anbringen derselben zu finden.

Zelt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch meine Anschauung betreffs eines weiteren Ausrüstungsstückes aussprechen: eines Zeltes. Ich schliefse mich Zintgraffs Ansicht darüber an, der sagt: „Beabsichtigt man kleinere Reisen von nur einigen Monaten zu unternehmen, wobei man sich nicht allzu weit von bekannten Gegenden entfernt, dann kann man auf die Mitnahme eines Zeltes wohl überhaupt verzichten, wie denn das Fehlen eines solchen selbst auf gröfseren Expeditionen gerade kein Unglück ist. Denn man ist sowohl in den Waldländern, wie im Graslande fast jederzeit in der Lage, aus Laub oder Gras sich ganz gute Hütten zu bauen, die ich einem Zelte bei weitem vorziehe. Solche Hütten können unbedingt wasserdicht gemacht und vor allen Dingen weit geräumiger und luftiger im Innern als ein Zelt hergestellt werden. Aufserdem aber gestatten sie, ein warmes Feuer zu unterhalten, das namentlich in der Regenzeit in den kühlen Hochländern geradezu ein Bedürfnis ist. Sonst wird man, auch wieder namentlich in der Regenzeit, trotz mancher Unzuträglichkeiten eine Negerhütte mit ihrem trockenen Boden zum Übernachten jederzeit vorziehen und mit dem Aufschlagen eines etwa vorhandenen Zeltes nicht erst lange Zeit verlieren.“

Ich habe auf meinen Reisen, die mich zwar nicht über weitausgedehnte Räume führten, so doch häufig auf dem Marsch sein liefsen — und darauf kommt es in diesem Falle ja schliefslich an —, nie

den Mangel eines Zeltes empfunden und werde, wenn ich wieder hinausgehe, mich sicherlich nicht mit dem Ballast eines solchen beschweren.

5. Marschkoffer.

Marschkoffer.

Derselbe mufs zwei Anforderungen genügen: er mufs wasserdicht sein und darf, gepackt, das Gewicht von 20 kg nicht überschreiten. Ein Koffer von 70 cm Länge, 30 cm Höhe und Breite, im übrigen von der gleichen, nur leichter gehaltenen Konstruktion wie die seinerzeit vom Offizierverein gelieferten, entspricht beiden Bedingungen ziemlich. Die letzte: unbedingte Wasserdichtigkeit, allerdings ist meines Wissens bis jetzt noch nicht erreicht. Immerhin aber ist ein solcher Koffer wenigstens vollkommen undurchlässig gegen die tropischen Regen und verträgt auch ein gelegentliches Hineinfallen ins Wasser, unbeschadet seines Inhalts. —

Verschlufs der Koffer überhaupt.

Zum Verschlufs sind starke stählerne Schlösser zu nehmen. Bei einiger Sorgfalt rosten sie nicht allzu sehr und verdienen vor messingenen, die allerdings diesen Nachteil nicht haben, deshalb den Vorzug, weil letzteres Metall zu weich ist; ein Messingschlofs kann mit einer starken Messerklinge ganz leicht aufgesprengt werden; verbiegt sich auch bei starkem Druck.

Buchstabenschlösser sind für Koffer im täglichen Gebrauch, und dazu gehört der Marschkoffer, nicht zu raten, einmal weil ein findiger Träger nicht selten auf das Geheimnis der Einstellung kommt, und insbesondere deshalb nicht, weil zum Öffnen Licht notwendig, man aber eben häufig in der Dunkelheit öffnen und schliefsen mufs. Für Koffer dagegen, die seltener geöffnet werden und keine oft augenblicklich nötigen Gegenstände enthalten, fand ich sie praktisch. —

Inhalt des Marschkoffers: Vorrats-Unterzeug und Vorrats-Wäsche; mindestens 6 Hemden, 12 Socken, 3 Handtücher, 12 Taschentücher. — 1 Leibbinde. — 1 Vorrats-Anzug (Marschanzug im engeren Sinne). — 1 Vorrats-Hut. — 1 Paar Vorrats-Marschstiefel. — 1 Paar Vorrats-Schuhe. — 2 Vorrats-Signalpfeifen. — 25 Revolverpatronen. — 1 Vorrats-Kompafs. — 2 Vorrats-Uhren. — 5 Vorrats-Schlösser mit 10 Schlüsseln; 10 Buchstabenschlösser. — Vorrats-Notizbücher mit Blaupapier zum Durchschreiben (doppelte Ausfertigung: erhöhte Sicherung der Aufschreibungen). — Vorrats-Blei- und Blaustifte, Gummi, Siegellack, Tintenpulver. — 1 kleines Metall-Tintenzeug, darin Federhalter und Federn. — Schreibpapier und wasserdichte Couverts. — 2 Vorrats-Feldstecher. — 3 Vorrats-Messer. — Vorrats-Feuerzeug. — Eventuell Vorrats-Augengläser! — 1 Vorrats-

Laterne nebst Kerzen und Zündhölzern. — Vorrats-Waschzeug; aufser Seife für den Körper auch solche für die Wäsche. — 1 Nähzeug; dabei starke Nadeln und ebensolchen Zwirn, Schere, Sicherheitsnadeln, sowie Vorrat von den oben erwähnten Jägerknöpfen nicht vergessen. — 1 Schuhmacherzeug, bestehend aus Messingnägeln, Messingschrauben, kleinem Hammer, Ahle, Sohlen und Absatzflecken. — Arzneien, Verbandzeug, kleines ärztliches Besteck und als Nachschlagebuch: „Dr. Falkensteins ärztlicher Begleiter auf Reisen.“

Ist noch Platz vorhanden und gestattet es das Gewicht, so nimmt man noch Lektüre mit, worunter der eine oder andere Band von Brehms „Tierleben“ und von einem gediegenen afrikanischen Reisewerk nicht fehlen sollte; und schliefslich Cigarren oder Cigaretten. —

Ärztliche Ausrüstung.

Auf die ärztliche Ausrüstung gehe ich wegen ihrer aufserordentlichen Bedeutung für den Reisenden in der Wildnis etwas näher ein.

Ich will keineswegs den nach Angaben tropenerfahrener Ärzte mustergültig zusammengestellten Reiseapotheken u. s. w. zu nahe treten, aber eben weil von Fachmännern zusammengestellt, kann ich mich der Ansicht, gestützt auf meine Erfahrungen, nicht erwehren, dafs diese Apotheken vielfach zu umfangreich sind; einerseits setzen sie gröfsere ärztliche Kenntnisse voraus, als der Laie haben kann, andererseits nehmen sie auf unbedeutende, wenigstens ungefährliche Schmerzen übertrieben viel Rücksicht. Das Risiko, monate- und jahrelang ohne Arzt zu sein, mufs bei einer Expedition mit in den Kauf genommen werden. So auch das, dafs man von einer schweren Krankheit befallen wird, der man als Laie hülflos gegenübersteht, trotz aller für sie in der Apotheke mitgeführten Mittel. Hilft in solchem Falle nicht schliefslich die Natur — nun so mufs man eben dran glauben. Dann war also der Ballast an Arzneien umsonst, und für leichtere Fälle: mal ein bifschen Kopfweh oder dergleichen, braucht man in der Wildnis keine Medicin, das mufs so wieder vergehen.

Von diesen praktischen Erwägungen ausgehend, bin ich der Ansicht, dafs es nicht schadet, wenn auch einmal ein Nicht-Medicinmann sich an die Aufzählung jener ärztlichen Ausrüstung wagt, die er selbständig oder wenigstens mit Unterstützung des oben genannten trefflichen Hülfsbuches zu handhaben versteht.

Chinin mur. und sulf., Fiebermittel.

Opium, Ruhrmittel.

Ipecacuanha, Ruhr- und Brechmittel.

Calomel, Abführmittel.

Chloralhydrat, Schlafmittel.
Natrium bicarbonicum, Verdauungsmittel.
Morphium.
Salicylsäure, innerlich gegen Gelenkrheumatismus; äufserlich gegen Hautausschläge.
Salmiak, Riechmittel bei Ohnmachten und gegen Insektenstiche.
Höllenstein, Zinkblumen, Perubalsam } gegen Hautkrankheiten („roter Hund“ u. dergl.).
Jodoform, Sublimat } Antiseptica.
Bor-Vaseline, gegen Wundlaufen u. s. w.
Heftpflaster, Englisches Pflaster, Sublimatwatte, Sublimatgaze, 1 dreieckiges Tuch, Reines Weifszeug, Gazebinden, 2 Esmarchsche Gummischläuche (für Unterbindungen), 1 kleiner Schwamm } Verbandzeug.
1 kleines ärztliches Besteck: 1 Messer, 1 Sonde, 1 Hohlsonde, 1 Schere, 1 Pincette, 1 Wundspritze, 1 Maximumthermometer, 1 Morphiumspritze.
1 Irrigator: zu Wundausspülungen und Eingiefsungen.

Am zweckmäfsigsten wird die ärztliche Ausrüstung verpackt in zwei verschliefsbare Metallgefäfse; getrennt nach innerer und äufserer Anwendung. Was an Raum und Gewicht bei den nach meiner Anschauung für den Laien unnützen Mitteln gespart wird, kommt der Menge der mitzuführenden zu Nutze.

Soweit nur irgend möglich, müssen die Arzneien in geprefster oder wenigstens fester Form sich befinden. Die beiden Metallbüchsen sind in tuchgefütterte Lager für die Gefäfse mit den Einzelmedikamenten (verschraubbare Metalltuben) abgeteilt. In dem für die inneren Mittel bestimmten Gefässe wird das ärztliche Buch untergebracht.

Mittel der Eingeborenen.

Schliefslich möchte ich noch erwähnen, dafs auch manche Mittel der Eingeborenen durchaus nicht kurzweg von der Hand zu weisen sind, z. B. solche gegen Haut- und leichtere Geschlechtskrankheiten; jene gegen Fieber beschränken sich auf schweifstreibende Wirkung. —

Jahresbedarf an persönlicher Ausrüstung (im engeren Sinne).

Mit einem derartig gepackten Marschkoffer, dazu die unter 1. bis einschliefslich 4. aufgeführten Ausrüstungsbestandteile, ist der Bedarf an rein persönlicher Ausrüstung (im engeren Sinne), natürlich ohne Munition und Geld, d. i. Tauschwaren, für 1 Jahr vollkommen gedeckt. Es ist aber damit auch um kein Stück und kein Gramm über das hinausgegangen, was jeder Reisende für seine einzelne Person unbedingt nötig auf eine Expedition mitnehmen mufs. —

Die letztgenannte Eigenschaft kommt auch dem nunmehr folgenden Ausrüstungsgegenstande zu, dem

Proviantkoffer.

6. Proviantkoffer.

Denn man kann zweifelsohne in den Fall kommen, dafs man dem Grundsatz, zur Bereitung der Mahlzeiten nur „Einheimisches" zu verwenden, nicht getreu bleiben kann; einfach weil nichts zu haben ist. Ebenso gewifs ist es, dafs man nach einem Fieberanfall sich viel leichter und rascher erholt, ja sogar überhaupt nur dann mit dem Leben davonkommt, wenn man dem geschwächten Körper mit stärkender, europäischer Kost und namentlich mit Getränken, wie Wein und Kognak, wieder Kräfte zuzuführen in der Lage ist.

Auch werden einige wenige gewohnte Nahrungsmittel, namentlich solche, welche der einförmigen afrikanischen Kost etwas Würze verleihen, zu hart und sogar auf Kosten der Gesundheit entbehrt, als dafs man Mitführung solcher nicht für ebenso wichtig halten mufs wie Mitführung von Arzneien und der notwendigsten Bekleidungsstücke.

Daraus ergiebt sich, was der Proviantkoffer enthalten mufs: einmal eisernen Bestand an europäischen Lebensmitteln und Getränken für Zeiten des Mangels oder Krankheit und dann die täglichen Bedürfnisse zur Aufbesserung des Küchenzettels.

Letztere bestehen in: Thee, Kakao, Zucker (Saccharin), Salz, Essigessenz (zur Bereitung von Essig), Öl, Senfmehl und sonstigen Gewürzen, je nach dem persönlichen Geschmack.

Eiserner Bestand.

Der eiserne Bestand setzt sich zusammen aus: Suppen- und Fleischkonserven (von letzteren ist das Cornedbeef am geeignetsten), Fleischextrakt, Erbswurst, Sardinen, Milch (kondensiert), sowie einigen Flaschen Kognak.

Die übliche Verpackung des Cornedbeef sowie der kondensierten Milch ist, nebenbei bemerkt, höchst unpraktisch. Die Cornedbeefportionen sind zu grofs; ein einmal geöffnetes Milchtin kann nicht mehr genügend geschlossen werden.

Zur Unterbringung des Proviants ist der Proviantkoffer durch eine Eisenblechwand in zwei Hauptabteilungen abgetheilt; eine für die

täglichen Bedürfnisse, eine für den eisernen Bestand. Jede dieser beiden Hälften ist weiter wieder in verschiedene Fächer, in Form von Einsatzkästen, geschieden, in welche die verschiedenen Packgefäfse mit den Lebensmitteln gelagert werden.

Der Koffer selbst gleicht in jeder Beziehung vollkommen dem ausführlich beschriebenen Marschkoffer. Sein Gewicht darf — gepackt — das von 20 kg nicht überschreiten.

7. Feldküche.

Feldküche.

Diese kann als ein unbedingt nötiger Bestandteil persönlicher Ausrüstung nicht bezeichnet werden. Man wird bei den Eingeborenen fast immer irgend ein Gefäfs zum Kochen finden, auch die Träger schleppen irgend einen Topf zur Zubereitung ihrer Mahlzeiten regelmäfsig mit und schliefslich eignet sich ja jede leere Blechbüchse. Immerhin aber würde ihr Fehlen ein empfindlicher Mangel sein und so gehört auch die Feldküche wesentlich zu einer vollständigen Buschausrüstung.

Auch sie ist in einem dem Marschkoffer gleichen Koffer untergebracht, der für die einzelnen gröfseren Teile bestimmte, durch Eisenblechwände gebildete Unterabteilungen besitzt.

Die Feldküche besteht aus: 1 Kochtopf, etwa 3 bis 4 Liter fassend, mit Deckel, der zugleich Bratpfanne ist und zu diesem Zwecke einen umlegbaren Griff besitzt. — 1 Theekessel für etwa 2 Liter. — 2 flachen, 2 tiefen Tellern. — 1 Theetasse. — 1 gröfseren Bratpfanne, gleichfalls mit umlegbarem Griff. — Diese Gegenstände sind sämtlich aus emailliertem Eisenblech. — Endlich noch eine Metallbüchse, enthaltend 2 Efslöffel, 2 Theelöffel, 2 Messer, 2 Gabeln, 2 bis 3 gewöhnliche Küchenmesser.

Aufserdem gehört zur Feldküche noch, doch nicht in dem Koffer verpackt, ein Militärfeldkochgeschirr. Sein Zweck ist der nämliche wie bei dem vom persönlichen Diener mitgeführten; hier dient es aufserdem noch als Wassereimer.

Feldküche und Kochgeschirr werden von dem zum Koch bestimmten Neger getragen, der aufserdem auch noch das oben bereits erwähnte doppelläufige Schrotgewehr und, wenn er ein guter Schütze ist, auch eine Patronentasche mit Schrotpatronen führt, um gelegentlich selbst für Füllung des Kochtopfes zu sorgen.

Derartig eingerichtete Feldküche mit Kochgeschirr hat ein Gewicht von höchstens 15 kg. —

Wenn man sich dieses üppige Tafelgerät, auf einem Koffer als Tisch gedeckt, vorstellt, wird man mir aufs erste Wort glauben, dafs

ich, nach 20 monatigem, ununterbrochenem Aufenthalt in der Wildnis, auf der am Mungo gelegenen Station Mundame angekommen, Porzellanteller, -tassen, Tischtuch u. s. w. als luxuriösen Komfort mit geziemender Bewunderung und Ehrfurcht anstaunte.

Aber diese einfache Feldküche reicht vollständig aus und hält aus — und das ist die Hauptsache; und ist weit praktischer als die ganz und gar ungeeigneten, kostspieligen, kunstvollen Zusammensetzspiele, genannt Reise-Kochapparate, Menagen u. dergl. Zeug mehr. —

Tauschwaren.

8. Tauschwaren.

Ihre Wichtigkeit ergiebt sich ohne weiteres, wenn ich daran erinnere, dafs sie die Stelle des Geldes vertreten.

Bei der Beschaffung derselben ist es selbstredend von aufserordentlicher Bedeutung, jene zu wählen, welche in den voraussichtlichen Marschländern beliebt und begehrt sind. Auch wenn die Expedition in noch ganz unerforschte Gebiete führt, gestattet der heutige Stand der Erschliefsung Afrikas immerhin Rückschlüsse in dieser Beziehung von bereits durchwanderten. Aufserdem haben einerseits gewisse Tauschgegenstände ein aufserordentlich ausgedehntes Absatzgebiet, andererseits kann man von einigen europäischen Erzeugnissen fast mit Sicherheit annehmen, dafs sie überall in ganz Afrika genommen, ja verlangt werden. Worin man unter Umständen sich verrechnen kann und damit allerdings unnützen Ballast mitschleppt oder viel zu teuer lebt, ist die richtige Wahl der das Kleingeld vertretenden kleineren Tauschgegenstände.

Zur Zeit meines Aufenthaltes und meiner Reisen im nördlichen Hinterland von Kamerun gingen folgende Tauschwaren.

Gangbare Tauschwaren in Nord-Kamerun 1891/93.

Im Waldland. Bei allen Stämmen an der Marschstrafse: Perlen verschiedenster Art und Gröfse — Messingstäbe von etwa 1 m Länge und 1 cm Durchmesser — ganz besonders Tabak und zwar langblätteriger Kentuckytabak — Salz — Feuersteine — kleine runde Spiegel — Rasiermesser. — Dann an wertvolleren Waren: Gewehre — Pulver — Zeug; namentlich helle, rot- und weifsgemusterte Stoffe.

Aufserdem waren sehr begehrt bei den Bakundu und Batom: Schnupftabaksdosen, wie ich sie bereits im Abschnitt II, S. 56 beschrieben habe; bei den Banyang: kleine, weifse Hemdknöpfchen und zwar derart, dafs man für acht Stück ein schönes Huhn, für zwei ein Ei bekam.

Im Grasland. In den südlichen Grenzgebieten: kleine, weifse Metallglöckchen — weifse Polsternägel (beide Gegenstände zur Verzierung der Gewehrkolben und breiten Messerscheiden, die letzteren

auch zum Schmuck der Weiber in Ohr und Unterlippe) — die gleichen Messingstäbe wie im Waldland, aber bereits zu Ringen zusammengebogen — Perlen; und zwar grofse schwarzweifse, sowie grofse buntbemalte Porzellanperlen, dunkelgrüne, vielkantig geschliffene Glasperlen, sog. goldene grofse Metallperlen und ganz kleine mattrote — kleine runde Spiegel — Rasiermesser — Scheren — starke Nadeln — Feuersteine — Salz. — An wertvolleren Waren: Gewehre — Pulver — Zeug; namentlich dunkelblaues und rotes.

Im eigentlichen Adamaua: bei den Heidenstämmen fast die gleichen vorstehend aufgeführten Tauschwaren; in den mohammedanischen Orten beginnt das Reich der Kaurimuschel. Dieses „Bargeld“ kann gegen Stoffe, namentlich gegen Seide, eingetauscht werden; ein insbesondere für den vom Süden kommenden Reisenden wichtiger Wink, denn die Muscheln haben ein grofses Gewicht und beanspruchen viel Platz bei verhältnismäfsig geringem Werte.

Die Verpackung der Tauschwaren findet am besten in Blechkoffern statt, die von gleicher, nur leichterer Art wie der Marschkoffer und kleiner sind. Das ist wegen des Gewichtes notwendig. Einmal wiegt ein mit schwereren Tauschwaren, wie Zeug, Salz u. s. w. gefüllter Koffer meist mehr als der gepackte Marschkoffer und dann wird man sich wohl zum Tragen seiner persönlichen Ausrüstung die kräftigsten Burschen heraussuchen; zur Fortschaffung der übrigen Lasten mufs man mit dem Durchschnittsträger rechnen. Und da habe ich die Erfahrung gemacht, dafs die Last nicht schwerer als höchstens 20 kg sein darf. Dies berücksichtigend, ergeben sich als Ausmafse für die zur Fortschaffung der Tauschwaren bestimmten Koffer: Länge 50 cm, Breite und Höhe 20 cm.

Gewicht einer Trägerlast.

9. Munition.

Munition u. s. w.

Hat hier insoweit genannt zu werden, als auch der einzelne Reisende für seine Person aufser der Taschen- und der geringen Vorratsmunition im Rucksack und Marschkoffer noch weiteren Munitionsersatz gesichert haben mufs.

Bestimmte Zahlenangabe ist aus den S. 79 angegebenen Gründen nicht angängig; doch dürfte ein Vorrat von etwa 300 Patronen für den Karabiner, 100 für das Schrotgewehr, 25 für den Revolver im allgemeinen für's erste genügen. Das ergiebt nebst den nachstehend aufgeführten Gewehrvorratsteilen u. s. w. rund 20 kg: also eine Kofferlast. Der Munitionskoffer ist gleich jenen für die Tauschwaren.

Man wähle für die Schrotpatronen ja Metallhülsen! Ich spreche aus Erfahrung, habe ich doch mit den anfänglich mitgenommenen

Papphülsen Lehrgeld bezahlt — wie in so vielem anderen. Letztere quellen allein schon infolge des aufserordentlichen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft sehr bald so auf, dafs sie sich einfach nicht mehr ins Patronenlager einführen lassen.

Die gleichfalls in dem Munitionskoffer unterzubringenden Gewehrvorratsteile sind: Schlagbolzen, Spiralfedern, Korne; ferner ein paar Schraubenzieher und Gewehrputzzeug, bestehend in Wischstricken, auseinanderschraubbaren Metallwischstöcken für Kugel- und Schrotgewehr, Werg und Erdöl. Erdöl ist sehr geeignet zum Reinigen stark verrosteter Waffen; auch sonst vielseitig zu verwenden als Abwehrmittel gegen Ungeziefer, Ameisen u. s. w., zur Herstellung von Brandpfeilen, Brandspeeren und anderem mehr.

Aufserdem ist noch 1 Vorratskarabiner in wasserdichtem Segeltuchfutteral am Riemen mitzuführen.

Instrumente.

10. Instrumente.

Diejenigen Instrumente, welche jeder Forschungsreisende mitführen mufs, habe ich bereits bei den betreffenden Ausrüstungsteilen, an oder in denen sie untergebracht werden, genannt. Ich führe sie hier nur nochmals zusammenfassend unter Angabe des notwendigen Vorrats u. s. w. auf.

Es sind Instrumente zu topographischen und meteorologischen Beobachtungen.

Zur topographischen Arbeit, worunter ich, von astronomischen Ortsbestimmungen vorerst absehend, Wegeaufnahmen, Peilungen und Höhenmessungen verstehe, sind an Instrumenten nötig: Kompafs, Taschenuhr, Federbarometer, Kochthermometer; zu meteorologischen Beobachtungen: Schleuderthermometer und Federbarometer.

Bezüglich Beschreibung dieser Instrumente verweise ich auf die S. 76 erwähnte „Anleitung für wissenschaftliche Beobachtungen“ u. s. w. von Dr. Neumayer, sowie auf den ebendort genannten Aufsatz von Dr. Baumann. Ich für meine Person gebe dem in letzterem beschriebenen Kompafs den Vorzug. Die Beschaffung der Instrumente bethätigt man am besten unter Vermittelung der Seewarte in Hamburg.

Zahl der mitzuführenden Instrumente: 5 Uhren — 3 Kompasse — 3 Federbarometer — 2 Kochthermometer mit Zubehör — 5 Schleuderthermometer; dazu treten: 2 Maximum- — 2 Minimumthermometer — 1 Regenmesser mit Mefsglas. Letztgenannte Instrumente werden für den Fall mitgeführt, dafs ein längerer Marschaufenthalt (von Wochen oder Monaten) eintritt, wobei sofort mit

Bethätigung ausgedehnterer meteorologischer Beobachtungen begonnen werden soll.

Soweit diese Instrumente nicht im Marschanzug, Rucksack und Marschkoffer sich befinden, sind sie in einem dem Marschkoffer ganz gleichen Instrumentenkoffer sorgfältigst verpackt unterzubringen. Zu diesem Behuf ist der Koffer in tuchgefütterte Fächer abgeteilt.

Ferner werden in ihm Vorrat an Spiritus (für das Kochthermometer), das nautische Jahrbuch (laufender und nächster Jahrgang), Formulare für meteorologische Beobachtungen, etwaiger photographischer Apparat nebst Zubehör, und Vaseline (zur Reinigung der Instrumente) mitgeführt.

Ist der Reisende zur Vornahme astronomischer Ortsbestimmungen vorgebildet, so tritt noch ein zweiter Instrumentenkoffer mit den hierzu nötigen Instrumenten u. s. w. hinzu.

Das Gewicht je eines Instrumentenkoffers darf 15 kg nicht überschreiten. —

Ausrüstung einer Expedition.

Die Ausrüstung einer Expedition als solcher anlangend, kann ich mich aus den oben angegebenen Gründen kurz und allgemein fassen.

Was jeder bei ihr stehende Weifse notwendig bedarf, ist in den Ziffern 1. bis einschliefslich 7. sowie 9. eingehend aufgeführt[1]). Da die Dauer der Unternehmung wohl nie voraus mit Sicherheit bestimmt werden kann, so treten noch ein zweiter Vorrats-Marschkoffer, sowie 1 oder 2 Vorrats-Munitions- und ebenso viel Vorrats-Proviantkoffer für jeden Europäer hinzu. Für Ausrüstung einer Expedition mit topographischen und meteorologischen Instrumenten ist die unter Ziffer 10 aufgeführte Ausstattung hinreichend.

Weiter kommen hinzu: Vorrats-Tauschwaren. — Geschenke für die Häuptlinge; bestehend aufser den als Tauschwaren gehenden Gegenständen in: Schufswaffen (Gewehre und Revolver) mit Munition, Säbeln; wertvollen Stoffen, wie Gold- und Silberbrokat, Samt, Seide, Haussagewändern; Halsketten, und den Koffern selbst. Letztere sind als Geschenke sehr begehrt. — Vorrats-Proviant für die Europäer. — Vorrats-Medikamente und -Verbandzeug. — Werkzeuge: Buschmesser, Beile, Spaten, Taue u. dergl. — Ausrüstung und Proviant für die Träger. Letzterer besteht in Reis (und Bohnen) und ist nur eiserner Bestand. An Ausrüstung ist für jeden Träger zu setzen: 1 Karabiner M/71 mit Riemen, 1 Koppel mit 2 Patronentaschen und Seitengewehr

Bewaffnung und Ausrüstung der Träger.

[1]) Bei weifsem Unterpersonal beschränkt sich die Ausrüstung mit Instrumenten auf je 3 Uhren und 2 Kompasse.

M/69, 1 Segeltuch-Hängematte, 1 wollene Decke. An Munition rechne ich pro Mann 500 Patronen, wovon in den Patronentaschen 50 Stück untergebracht sind. Der Rest ist — Vorrats-Munition, wozu Vorrats-Gewehrteile in entsprechenden Ansätzen kommen.

Ich bilde mir nicht ein, mit Angabe dieser Zahlensätze für Munition die Frage des Munitionsersatzes im Busch gelöst zu haben. Jeder, der erfahren hat, wie blindlings der Neger seine Patronen verknallt, wird mit mir zugestehen, dafs eine der schwierigsten Aufgaben bei Zusammenstellung der Ausrüstung und später der Karawane die ist, die richtige Mitte zwischen der nötigen Patronenzahl und der für die Vorratsmunition zu verwendenden Anzahl von Trägern zu finden.

Um der Gefahr, dafs sich eine Expedition zu bald verschiefst, einigermafsen vorzubeugen, geben manche Reisende einer wenigstens theilweisen Bewaffnung der Träger mit Vorderladern den Vorzug.

Mein Wunsch bezüglich Bewaffnung der Träger, der aber bei den meist knappen Geldmitteln wohl stets ein solcher bleiben wird, wäre ein einläufiger Hinterlader mit glattem Lauf, Kaliber 16 oder sogar 12, aber mit dem Schlofs des Militärgewehres; als Visiervorrichtung nur eine Laufschiene und ein einfaches Jagdkorn; die Patrone eine Metallpatrone mit Schrotladung aus sieben bis acht starken Rehposten bestehend.

Elefantengewehre.

Schliefslich werden bei der Ausrüstung für eine Expedition auch einige Gewehre M/98 nebst Munition für einzelne gute Schützen unter den Trägern mitzuführen sein als Elefantengewehre. Das Gewehr M/98 eignet sich dazu vortrefflich und macht die alten, ungefügen Elefantenwallbüchsen vollkommen überflüssig. Mit einer erfolgreichen Elefantenjagd schlägt man zwei Fliegen auf einen Schlag: seinen Trägern sowohl als den Eingeborenen verschafft man den seltenen Genufs von Fleisch; und Elefantenfleisch ist dem Neger ja ein ganz besonderer Leckerbissen. Der Marsch darf dadurch natürlich nicht aufgehalten werden; man wird also nur dann jagen oder jagen lassen, wenn man aus irgend einem anderen friedlichen Grunde einige Tage in einer Gegend stille liegt. —

Es erübrigt mir noch ein paar allgemeine Grundsätze betreffs Verpackung der Ausrüstung überhaupt niederzuschreiben:

Praktische Winke beim Packen der Ausrüstung.

1. Alle Koffer sind gleichmäfsig zu packen, d. h. man darf nicht gegenstandsweise packen. Nehmen wir als Beispiel den Inhalt der zwei Marschkoffer. Man darf nicht in den ersten Koffer die gesamten Bekleidungsstücke, in den zweiten die Stiefel u. s. w. packen, sondern die verschiedenen Gegenstände müssen auf die verschiedenen

Koffer gleichmäfsig verteilt sein, so dafs jeder Koffer das Gleiche enthält wie der andere.

Ich habe die Aufserachtlassung dieses praktischen Reisewinkes bei Packung meiner Marschausrüstung empfindlich gebüfst. Zwei Tage im Busch und beim Übergang über einen Wasserlauf ging mein einer Koffer mit der gesamten Kleidung u. s. w. auf Nimmerwiedersehen verloren!

2. Die einzelnen Gegenstände im Rucksack, Marschkoffer u. s. w. sind in kleineren Gefäfsen aus Metall — je nach dem Gegenstande Kästchen- oder Flaschen-(Tuben-)form —, welche verschliefsbar bezw. verschraubbar sein müssen, zu verpacken. Das geeignetste Metall ist Aluminium oder Messing.

3. Bei Gegenständen, die in den Koffern in eigenen Fächern oder Lagern untergebracht werden sollen, dürfen die gegenseitigen Ausmafse nicht zu knapp sein; sonst genügt die geringste Verbeulung: und die an sich praktische Anordnung verkehrt sich ins Gegenteil.

b) Träger.

Ich mufste der Ausrüstung einen fast übermäfsig grofsen Platz bei Besprechung westafrikanischen Reiselebens einräumen, einmal weil ich meine diesbezüglichen Erfahrungen niederlegen wollte, dann aber insbesondere, um zu zeigen, welch umfangreiches Gepäck auf länger dauernden Märschen in nicht civilisierten Ländern mitgeführt werden mufs: vom ersten Schritt ab ein stetes, in jeder Beziehung sich unangenehm geltend machendes Marschhindernis an sich schon. Ganz gewaltig aber erhöhen sich die Schwierigkeiten der Fortschaffung durch die in Westafrika vorhandenen Verkehrswege und Verkehrsmittel.

Verkehrswege.

Der gesamte Verkehr in Westafrika — den Küstensaum, der die europäischen Niederlassungen trägt, ausgenommen — findet auf schmalen, höchstens 30 cm breiten Fufspfaden, genau so breit, dafs die Füfse, gleichlaufend gesetzt, dicht nebeneinander gerade Platz haben, statt. Von ihrer Beschaffenheit, mit wenigen örtlichen und zeitlichen Ausnahmen, kann man sich bei uns in der Heimat schlechterdings auch nicht einen annähernden Begriff machen. Der Mangel an Gemeinsinn läfst es nicht zu der Herstellung oder Instandhaltung von allgemeinen Verbindungswegen kommen. Dazu tritt der weitere Umstand, dafs nicht selten, namentlich im Waldlande, ein Dorf nach einigen Jahren, oft auch nach kürzerer Zeit schon aus verschiedenen — nebenbei bemerkt durchaus nicht immer kriegerischen — Gründen einfach verlassen wird. Was soll da dann viel Mühe auf Herstellung eines

guten Weges verwendet werden, wenn er nach ein paar Jahren vielleicht nicht mehr benutzt wird?

Verkehrswege im Urwalde.

Am niederträchtigsten sind diese Wege im Urwalde. Auch wo der Boden hart ist, wird der Pfad doch durch das stete Begehen mindestens $^1/_2$ bis 1 Fuſs tief und ist dabei von Wurzeln durchzogen: das nennt man dann schon einen sehr guten Weg. Wo er aber weicher ist, wird der zum Graben gewordene Pfad oben breit, unten schmal und halb mannstief. Hier sammelt sich dann das Wasser, versumpft ganze Niederungen, so daſs man stundenlang durch Schlamm und Morast waten muſs. Ist der Boden Letten, so wird er durch die nackten Füſse so glitschrig, daſs zehn-, zwölf- und mehrmaliges Ausgleiten und Stürzen zur Tagesordnung gehört. Führt der Pfad durch Niederwald, so ragen Busch und Strauch und Schlinggewächse so über ihn herein, daſs man mit Gewalt sich durchzwängen oder unten durchschlüpfen muſs. Im Hochwalde liegen die gestürzten, frischen und halbverfaulten, mächtigen Stämme zu Dutzenden quer über den Weg.

Die zahlreichen und in der Regenzeit hoch angeschwollenen Wasserläufe sind entweder ohne jegliche Überbrückung — das ist der häufigste Fall —, oder wenn der Fluſs nicht breit ist, liegt ein schlüpfriger Baumstamm quer über oder endlich führt über ihn eine schwanke Lianenbrücke (siehe Abb. 2 bei S. 119).

Verkehrswege im Graslande.

Weit besser sind die Wege im hochgelegenen, steinigen Graslande, namentlich in der Zeit gleich nach den jährlichen Grasbränden. Dann ist der Pfad frei und gestattet auch freien Ausblick; vorher verschwindet der Wanderer vollständig im Buschgras, das 2 m und darüber hoch wird, und zerschneidet sich Gesicht und Hände an den scharfen Rändern des starren, dichtwogenden Halmenmeeres. Der Weg selbst, allerdings nicht viel mehr als eine ausgewaschene Wasserrinne, die mit scharfem Gestein den Fuſs verletzt und in der bei einem Tornado oder in der Regenzeit das Wasser daherschieſst, ist wenigstens fest und hart, und der im Urwald so hemmende Busch kommt so gut wie gar nicht vor.

So sind die Verkehrswege im nördlichen Hinterlande von Kamerun beschaffen; an der ganzen Westküste befinden sie sich fast überall in gleichem Zustande. Welche Verkehrs- oder, was hier gleichbedeutend, welche Transportmittel gestatten sie?

Verkehrsmittel.

Die Wasserläufe zu benutzen, geht ja wohl streckenweise an; aber einmal ist es doch ein selten glücklicher Zufall, daſs einem ein Fluſs den Gefallen thut, auf die Dauer in der beabsichtigten Marschrichtung zu strömen, und dann donnern in fast allen afrikanischen Gewässern nicht sehr ferne von der Mündung die Fluten über Felsbarren in

Stromschnellen und Fällen zu Thal: da wäre also schon das Ziel dem Weitervordringen gesetzt, und hier angelangt, wäre der Reisende jeglichen Mittels zum Weiterkommen beraubt.

Lasttiere irgend welcher Art sind, zum mindesten im Urwald, vollständig unverwendbar: das geht wohl zur Genüge aus der Schilderung der Wege und Wasser hervor. Wir hatten trotzdem, um doch einen Versuch in dieser Richtung zu machen, und in der Hoffnung, die Tiere wenigstens zwischen Mundame und Barombistation zu benutzen, einen Esel und vier Maultiere von Madeira nachkommen lassen: zwei Maultiere ertranken auf der Fahrt den Mungo stromaufwärts, die beiden anderen mufsten mit gebrochenen Beinen zwischen Mundame und Barombi erschossen werden; der Esel gelangte zwar bis auf die Station, aber ohne jede Beladung, mit Mühe und Not seine werte Person allein; und nach vier Wochen war er verendet. — Der Elefant wäre vielleicht das einzig mögliche tierische Transportmittel, wenigstens in der Trockenzeit. Dafs auch der afrikanische Elefant gezähmt werden kann, wissen wir jetzt; aber verschiedene Bedenken (ich erwähne nur die äufserst zeitraubende und sorgfältige Bepackung, damit er die Lasten nicht einfach an den Bäumen abstreift, u. a. m.) machen seine Verwendbarkeit immerhin zweifelhafter, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist.

Lasttiere.

Es bleibt eben vorerst als einzigstes Transportmittel der Mensch, der Träger und zwar der farbige.

Die Trägerfrage ist aber der wunde Punkt bei allen westafrikanischen Expeditionen, besonders in den deutschen Kolonieen Kamerun und Togo; ich glaube wenigstens nicht, dafs hier diese Verhältnisse wesentlich günstiger liegen als in Kamerun. Den unleugbar vorhandenen Vorteilen, den Menschen als Transportmittel zu verwenden, steht eine weitaus gröfsere Zahl von Nachteilen gegenüber: Kostspieligkeit, geringes Tragvermögen des Einzelnen und damit Verlängerung der Marschkolonne, erhöhte Schwierigkeit der Verpflegung. Der Träger ist nicht selten Veranlassung zu Streitigkeiten mit den Eingeborenen und mehr als eine Expedition ist gescheitert nicht infolge des Verhaltens der Eingeborenen gegen sie, sondern ihrer Träger gegen diese. Während das Tier frei bleibt von der Furcht vor dem Unbekannten und nur vor einer unmittelbar drohenden Gefahr Widerspenstigkeit zeigt, genügt vielfach beim Neger das Bewusstsein der Unsicherheit oder einer gewissen, wenn auch noch in zeitlicher und räumlicher Ferne liegenden Gefahr, ihn ängstlich und feige zu machen, läfst ihn schliefslich sogar offen meutern. Ich habe in Abschnitt I berichtet, in welche Lage uns

Träger.

die Gehorsamsverweigerung unserer Träger auf Mi-Yimbistation gebracht hat.

In Kamerun tritt zu diesen allgemeinen Nachteilen, die mit westafrikanischen Trägerkarawanen überall verbunden sind, noch ein ganz wesentlicher weiterer hinzu: der Küstenneger, der Dualla, ist zu verwöhnt und zu faul, auch viel zu feige, als dafs er sich als Träger gebrauchen liefse. Mit den Angehörigen anderer Völkerschaften sind noch wenig Versuche gemacht worden (die Eingeborenen geben sich im allgemeinen nicht gern zu diesem Dienste her, der übrigens auch erlernt sein will); zum mindesten ist noch nicht im entferntesten ein gewisser Stamm geschaffen, zahlreich genug, etwaige Expeditionen mit Trägern der eigenen Kolonie zu versehen: so ist der Forschungsreisende in Kamerun auf fremde Gebiete und damit fremde Gnade angewiesen. Die Hauptbezugsquelle ist der Freistaat Liberia; dazu kommt auch noch Akkrah und Lagos (beide englisch).

Das ist aber einmal teuer; dann kann jederzeit von dem betreffenden Lande die Ausfuhr von Trägern verboten werden, und schliefslich ist die Anwerbung zeitraubend und umständlich, weil der Reisende stets selbst an Ort und Stelle sich die Leute aussuchen und mit ihnen unmittelbar verhandeln mufs, wenn er nicht vom schwarzen und weifsen Vermittler schmählich in Bezug auf Kosten, Zahl und Beschaffenheit der Träger betrogen werden will. Am sichersten thut er, sich die Leute gleich auf der Ausreise persönlich anzuwerben und mitzunehmen.

Wei: gute Träger.

Als die besten Träger habe ich entschieden die Wei — ein liberianischer Negerstamm — befunden, meist mittelgrofse, eher kleine, aber zähe Burschen. Sie sind unermüdliche Buschläufer, leichtlebig, aber auch leichtherzig und es steckt eben infolge ihres unsteten Landsknechtssinnes ein gutes Stück Wagemut in ihnen. „Wein, Weib und Gesang“: in dieser Dreizahl verkörpern sich die begehrten Lebensgenüsse dieser braunen Epikureer. Damit freunden sie sich im Quartier rasch mit den Eingeborenen an; noch häufiger, vor allem in Bezug auf das Ewig-Weibliche, sind sie allerdings Veranlassung verschiedener Reibereien, und gerade die etwas naturalistische Umsetzung des: „Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold, im Sturm erringt er den Minnesold . . .“ in die Praxis hat mich einmal in eine sehr unangenehme Lage gebracht. Dazu kommt noch eine weitere Leidenschaft: das Spiel. Ganze Summen werden von den Kerlen verloren und gewonnen und nicht selten setzt einer den Lohn für ein, ja zwei weitere Dienstjahre, die er dann im Falle des Verlustes auch

ohne jedes Sträuben abzudienen bereit ist. Auf 20, 40 £ und noch mehr beziffern sich die Spielschulden.

So ausdauernd auf Märschen der Wei ist, so gut er Hunger und Durst ertragen kann, ebenso empfindlich ist er, wie übrigens alle Neger mehr oder weniger, gegen Kälte. Jegliche Disciplin hört auf, Aufmunterungen sind wirkungslos, Drohungen fast nicht minder. Zintgraff hat auf seiner Adamaua-Expedition, von einem Hagelwetter überrascht, 18 Leute infolge der Kälte verloren; mir blieben, als ich nur zwischen Bamesson und Bali einmal von einem Tornado mit starkem Hagel überfallen wurde, fünf Träger tot, erstarrt, und nur mit Kolbenstöfsen gelang es mir, die übrigen wenigstens bis zu einem etwas geschützteren Platz vorwärts zu treiben.

Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit eines Wei bleibt mir unvergefslich und wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Der betreffende, er hiefs Mbarra Dungu, gehörte anfänglich zu den wenigen Getreuen, die mit uns von Mi-Yimbi nach Baliburg gezogen waren. Dort oben aber machte er sich verschiedener schwerer Vergehen gegen die Kriegsartikel der Expedition schuldig, zuletzt offener Gehorsamsverweigerung und Aufhetzung der noch übrigen Wei zur Meuterei. Er ward in Ketten geworfen und zum Tode verurteilt. Festen Schrittes legte er den Weg von seinem Gewahrsam zum Scheibenstand, an dem er erschossen werden sollte, zurück. Als er angebunden wurde, stöhnte er nur einmal „o my father“; war aber gleich wieder gefafst. Ich las ihm das Urteil vor und fragte ihn, ob er noch was zu sagen habe. „You kill me for nothing, that palaver no be finished, them lieve for God“ schrie er, und ich sehe noch den wuterfüllten Blick, den er mir zuwarf. Und als ihm die Augen verbunden waren, stellte er sich möglichst breitspurig hin und sagte trotzig: „All right, Sir.“ — — Fertig! — Legt an! — Feuer! — und meine Soldaten hatten gut gezielt. —

Zusammengehörigkeitsgefühl.

Ist auch die Habsucht, die Aussicht auf Gewinn und Lohn natürlich die erste Triebfeder des Gehorsams und der Treue der Träger ihrem Führer gegenüber (wie das übrigens auch unter uns Kulturmenschen vorkommen soll!), so entwickelt sich doch immerhin ein gewisses, gegenseitiges Zusammengehörigkeitsgefühl, herausgeboren aus gemeinsam bestandenen Unternehmungen, gemeinsam ertragenen Gefahren und Strapazen, wenn anders der Führer die Gabe hat, die Leute zu behandeln. Ich erinnere mich der kostbaren Antwort, die mir einmal mein Diener, ein Wei, gab, als wir zu einer militärischen Unternehmung gegen ein feindliches Dorf marschierten und ich ihn

unterwegs fragte, ob er traurig werden würde, wenn ich fiele: „Oh yes, massa, me cry as me lose one hundred pounds.“

c) Lebensweise.

Mit der Frage: wie soll ich mich für den Busch ausrüsten? hängt jene: was soll ich draufsen für eine Lebensweise führen? eng zusammen. Manche Winke in dieser Hinsicht mufsten bereits bei Besprechung der Ausrüstung da und dort eingefügt werden.

Auch bezüglich der Lebensweise in den Tropen gehen, wie bei der Ausrüstung, die Ansichten oft recht weit auseinander; und diejenigen natur- und vernunftgemäfsen Anschauungen, die endlich mühsam widerspruchslos als gut und richtig anerkannt werden — werden so und so oft nicht befolgt; genau wie zu Hause. Und doch ist eine richtige Lebensweise so aufserordentlich wichtig für Erhaltung der Gesundheit, des Lebens und damit für den Erfolg des ganzen Unternehmens.

Es ist erstaunlich, wie sehr und wie oft sogar gegen die gewöhnlichsten Gesundheitsregeln gefehlt wird. Nicht wenige scheint das Aufserordentliche der Verhältnisse zu verleiten, sich „schneidig“ über dieselben hinwegzusetzen. Kommt dann die Strafe in Form eines Fiebers oder eines Dysenterieanfalles prompt nach, so ist natürlich das böse Klima daran schuld.

Mäfsigkeit.

Mäfsigkeit, Thätigkeit und Körperpflege müssen die Richtschnur auch für die Lebensweise im Busch sein.

Mäfsigkeit im Verkehr mit dem anderen Geschlecht, Mäfsigkeit im Genufs geistiger Getränke. Letzteres anlangend, ist ab und zu ein Schluck Kognak ganz gewifs nicht schädlich; aber sicher ist es besser. den mitgeführten Kognak mehr als Arznei denn als Genufsmittel zu betrachten. Von dieser strengeren Anschauung ausgehend, habe ich oben den Inhalt der Proviantkoffer zusammengestellt. Dafs jede Kiste Wein u. s. w. einen Träger mehr bedeutet, soll, an dieser Stelle zwar von untergeordneter Bedeutung, doch nicht unerwähnt bleiben. Für den Alkohol als Genufsmittel findet man in den einheimischen Getränken vollkommenen und, was die Hauptsache ist, weit gesunderen Ersatz. Palmwein und Durrhabier, auch die Milch der Kokosnufs sind gesund, durstlöschend und wohlschmeckend. Meinen Früh- und Abendschoppen in Palmwein auf Baliburg habe ich noch geraume Zeit nach Rückkehr in civilisierte Verhältnisse vermifst; wie köstlich nach langem Marsche unter der Tropensonne eine Schale dieses kühlenden Getränkes mundet, weifs nur der, der es mit Hochgenufs geschlürft.

Vor einer sehr entschuldbaren Überschreitung des Mäfsigkeitsgebotes kann ich nicht genug warnen. Hat man lange Zeit im Busch gelebt und hat sich der Magen an ausschliefslich einheimische Lebensweise gewöhnt, so darf man, endlich wieder an der Küste angekommen, nur allmählich den Übergang von der Lebensweise der Wildnis zu der so gänzlich verschiedenen der civilisierten Welt bethätigen. Ich habe selbst eine schlimme Erfahrung gemacht. Nach nahezu zweijährigem Aufenthalt im Innern endlich wieder an der Küste angelangt und der Versuchung in Gestalt einer Flasche Bier und einiger Bissen eines meiner europäischen Lieblingsgerichte erlegen, mufste ich diese Unvorsichtigkeit mit mehrtägigem Fieberanfall büfsen. Mehr als ein Afrikaner hat diese eine an sich so unschuldige Ausschweifung, nachdem er alle Fährnisse seiner Expedition glücklich bestanden, mit dem Leben bezahlen müssen.

Thätigkeit.

Für die zur Erhaltung geistiger und körperlicher Spannkraft nötige, stete Thätigkeit sorgt das Marschleben mit seinen Anstrengungen und Wechselfällen meist schon von selber. Jedoch auch bei freiwilligen oder unfreiwilligen Pausen darf man darin nicht lässig werden. Kleine Jagdstreifen, Spaziergänge u. s. w. müssen den Körper. Ausarbeitung des Tagebuches, Niederschrift der verschiedensten Beobachtungen und Erkundigungen u. dergl. den Geist in Anregung halten, wenn die Veranlassung der Marschunterbrechung derartiges nicht verbietet.

Die Körperpflege, an sich schon Endzweck, dient in dieser Hinsicht als Mittel zum Zweck, bedeutet Stählung der Willenskraft. Denn es ist ganz sicher eine nicht geringe Selbstüberwindung, wenn man, nach acht-, neunstündigem Marsche todmüde, schweifstriefend oder patschnafs im Lager oder Quartier angekommen, erst noch Toilette machen soll. Dafür lohnt aber auch die moralische Befriedigung und das Gefühl der Erfrischung und Behaglichkeit, wenn man nach genommenem Bade (in irgend einer Form; sei es auch nur, dafs man sich in der Regenzeit in paradiesischer Hüllenlosigkeit tüchtig überregnen läfst), nach Ordnung von Bart und Haar u. s. w. in trockenem Lageranzug wohlig auf seinem Feldbette sich ausstreckt und, aus einer einheimischen Pfeife einheimischen Tabak behaglich rauchend, bei einer Tasse Thee der Kunst seines Koches mit lüsternen Augen zusieht.

Körperpflege.

Die Körperpflege, für sich betrachtet, besteht zum guten Teil darin, dafs man die durch das gesellschaftliche Leben in der Heimat gebotenen Rücksichten für die äufsere Erscheinung als auch für den

Busch bestehend peinlich beachtet. Man mufs auch draufsen stets so zu erscheinen suchen, dafs man gesellschaftsfähig wäre; natürlich läfst sich das nicht den Anzug, wohl aber den Körper anlangend durchführen. In dieser Hinsicht kann man vom Engländer lernen. An der Küste z. B. habe ich ausnahmslos die Beobachtung gemacht, dafs der Brite wohl den ganzen Tag schmutzig und schweifsbedeckt, nur mit Hemd und Hose bekleidet in seinen Warenlagern oder auf seiner Pflanzung thätig ist; kommt aber die Tageshauptmahlzeit, so kennt man denselben Mann nicht wieder: gewaschen, frisiert, pomadisiert, in tadellosem Gesellschaftsanzug, in Lackschuhen, Seidenstrümpfen, weifser Krawatte, schneeweifser Wäsche erscheint er.

Vertreter anderer Nationen haben meist leider diesen Zug nicht. In der „Wildnis“ schon gleich gar mufs man möglichst martialisch erscheinen, d. h. auf gut deutsch möglichst verwildert, verwahrlost und schmutzig herumlaufen. Die Sucht, möglichst „wild“ auszusehen, bringt mir ein Bild von einem deutschen Faktoristen in Erinnerung, der sich folgendermafsen von einem Negerphotographen an der Küste hatte verewigen lassen. Doch ich mufs den Helden zuerst schildern: ein Männchen klein und sanft wie eine Taube und furchtsam wie ein Hase; ward er doch einmal von Genossen dadurch, dafs sie nachts dünne Äste auf das Wellblechdach seines Hauses warfen und ihm weismachten, Schlangen tummelten sich auf dem Dache herum, so in Angst gejagt, dafs er nächtelang nicht mehr zu schlafen wagte. Dieser Tapfere also (auch er liegt schon auf dem Europäerfriedhof hinter der Jossplatte) steht auf dem Bilde da mit einem langen Gewehr, fast so lang als er selbst, was allerdings nicht viel besagen will, im Anschlag auf einen unsichtbaren Gegner; in seinem Gürtel steckt ein Revolver und ein langes Buschmesser und zu seinen Füfsen liegen in malerischer Unordnung — fünf gebleichte Negerschädel! —

Nahrung.

Weiter verlangt der Körper bekömmliche, kräftigende Nahrungszufuhr. Damit sind wir beim „chop palaver“ angekommen, bei der Frage: was und wann sollen wir essen?

Der Appetit des gesunden Reisenden ist sehr rege, weil die Verdunstung eine sehr starke ist. Zu Hause braucht nur ein kleiner Prozentsatz Nahrung in Wärme umgesetzt zu werden, draufsen weit mehr; also müssen wir auch mehr Wärmeerzeuger einführen, um den Ansprüchen der Mehrausgabe zu genügen. Der gelehrten Rede einfacher Sinn ist der: wir haben draufsen, wenn uns das Fieber nicht schüttelt, einen recht gesegneten Appetit.

Schon oben bei Besprechung des Inhalts des Proviantkoffers deutete ich eine für den Reisenden im Busch äufserst wichtige Regel an: als Rohstoffe mufs er so weit als möglich die einheimischen Landeserzeugnisse in Tier- und Pflanzenreich nehmen; dieselben aber bei der Zubereitung durch Verwertung heimatlicher Kochkunst und ihrer einfachsten Zuthaten, die er auch grofsenteils dem Lande entnehmen kann, schmackhaft und dem europäischen Magen zuträglich machen. Wo der Neger lebt, kann auch der Weifse leben. Das Land bietet an Fleisch, Früchten und zu Gemüse verwendbaren Pflanzen so viel, dafs der einigermafsen praktische Reisende über die Rat- und Brotlosigkeit (das Wort in seiner weitesten und engsten Bedeutung) so vieler Europäer, sobald sie von ihren Konservenbüchsen getrennt sind, sich nicht genug wundern kann. Ich, der ich früher mich gerade keiner besonderen Kochanlagen rühmen durfte, habe mich, von meinem unerreichbar praktischen Führer, Dr. Zintgraff, mit einigen Winken in dieser Beziehung versehen, bald und ganz gut in einen brauchbaren Buschkoch verwandelt. Allerdings vermindert sich dieses Verdienst etwas, wenn man erwägt, dafs einerseits auf Märschen die Ansprüche auf Zubereitung und Abwechslung im Speisezettel nicht gerade grofs sind und anderseits der Neger selbst Talent zum Kochen hat. Eine Hausfrau würde freilich seiner Hantierung entsetzt zusehen, nicht zum letzten wegen seiner noch gröfseren Anlage zum Schmutzfinken. Dagegen kämpft wohl jeder Weifse, aber auch jeder erlahmt in diesem Kampfe und ergiebt sich in den unvermeidlichen Dr—uck der Verhältnisse.

Verwendung einheimischer Lebensmittel.

Die Hauptmahlzeit, stets abends, d. h. nach Beendigung des Tagesmarsches eingenommen, bestand meist aus demselben Gericht, das ich immer mit dem gleichen Appetit verspeiste und das von uns Buschsuppe genannt wurde.

Die Buschsuppe.

Ich will das Geheimnis der Zubereitung verraten: Stücke Schaf-, Ziegen-, Schweine-, eventuell auch Elefantenfleisch, Hühner, klein geschnittene Jams- und Kokoknollen, Reis, Koko- und Kürbisblätter, Kresse und sonstiges einheimisches Grünzeug (womöglich während des Marsches bereits abgerupft und im Feldkochgeschirr verwahrt), dazu Negerpfeffer und Salz wird zu einem Brei zusammengekocht. Je mannigfaltiger das „Suppengrün", desto pikanter das ganze Gericht. Eine solche Buschsuppe besitzt, auf die Tafel gebracht, mehr innere als äufsere Vorzüge; und namentlich bei Zuthat eines von mir sehr beliebten Bestandteiles, der Früchte der Okropflanze, wird der Neuling einen Augenblick zögern, bevor er tapfer zugreift: die zerkochten

Okrofrüchte verwandeln das Ganze in eine schleimige, fadenziehende Suppe mit tief violetter Färbung.

Während des Marsches habe ich nie abgekocht; nur gelegentlich eines Haltes oder auch im Wandern ein Gabelfrühstück (ohne Gabel), bestehend aus den Frühstücks- oder, genauer, Mahlzeitresten des vorhergehenden Tages, ein paar ergatterten, rohen Eiern oder Bananen, Ananas u. dergl. verzehrt. Leider bekommt man selten frische Eier. Der Neger kennt deren Genufs nicht und so sind sie oft etwas anrüchig; man gewöhnt sich auch daran, wie man natürlich auch an tadellose Beschaffenheit des Fleisches der vielleicht schon im gestrigen Quartier geschlachteten Ziege u. s. w. keine allzu strengen Anforderungen stellen darf.

Frühstück.

Das Frühstück setzt sich zusammen aus einer oder mehreren Tassen Thee oder Kakao und den mehr oder minder beträchtlichen Resten der Buschsuppe, des Wildbratens vom Tage vorher. Es ist immer gut, ein recht ausgiebiges Frühstück im Magen zu haben. In diesem Punkte, wie in gar manchen anderen, folgten wir, nicht zu unserem Schaden, den lebensklugen Ratschlägen unseres getreuen Blutsfreundes, des Balihäuptlings Garega, welcher stets behauptete, man müsse vor Antritt eines Marsches möglichst viel essen; im Busch wisse man nie, was einem den Tag über begegne und ob man noch Zeit finde, dieses Versäumnis nachzuholen. — —

Sachgemäfse Vorbereitung, Ausrüstung und Lebensweise verbürgen immerhin auch in den so übel berüchtigten westafrikanischen Tropen in ziemlich hohem Grade Erhaltung der Gesundheit, wenigstens in dem Mafse, dafs die Expedition durch- und zu Ende geführt werden kann, und geben berechtigte Hoffnung, ohne allzu schwere Schädigung in die Heimat zurückkehren und die Ergebnisse unserer Wanderungen als bescheidenen Beitrag zur Ausdehnung der Kenntnis unserer Mutter Erde niederlegen zu können.

Die häufigsten Krankheiten.

Welche Gefahren drohen denn der Gesundheit, abgesehen von Verwundungen und Unglücksfällen, im Innern Nord-Kameruns? Auch hierüber giebt man sich in der Heimat unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen hin. Diesen zufolge ist ihre Zahl Legion und jede einzelne fast tödlich. Es sind ihrer nicht so sehr viele und die verhältnismäfsig wenigen nicht so unbedingt gefährlich.

Mir, dem Laien, fällt gewifs nicht ein, eine lange, gelehrte, ärztliche Abhandlung einzuschalten, aber was jeder sehen und beobachten kann, will ich aussprechen.

Es fehlt eine ganze Reihe von Krankheitsbildern, die man zu Hause, als zum notwendigen Rüstzeug der „todbringenden“ Tropen gehörig, als selbstverständlich dort vorhanden vorauszusetzen beliebt. Hitzschlag, gelbes Fieber, typhöse, die meisten Infektions- sowie Entzündungskrankheiten der Brustorgane habe ich bei Weifsen nie beobachtet.

Für den Europäer kommen in diesen Gebieten nur die drei, den Tropen überhaupt mehr oder weniger eigentümlichen Erkrankungsformen in Betracht: Malaria mit ihren Folgen in Gestalt von Leber- und Milzbeschwerden, Dysenterie und verschiedene Hautkrankheiten.

Dabei darf ich aber schon hier eine scharfe Trennung der beiden Regionen des Nord-Hinterlandes nicht unerwähnt lassen: im Waldlande finden wir diese drei Krankheitsbilder, im Graslande verliert gerade die schwerste und gefürchtetste Erscheinung der Tropen, die Malaria, ganz aufserordentlich an Stärke und Häufigkeit der Anfälle, ja zeitenweise mufs sie als geradezu ausgeschaltet bezeichnet werden.

Malaria.

Was das Fieber, die Malaria, anlangt, so habe ich als Nichtfachmann dem bereits oben (Abschnitt II, S. 45 u. f.) darüber Gesagten nicht sehr viel mehr hinzuzufügen. Geschüttelt wird ein jeder davon; dagegen hilft kein noch so gesunder, kräftiger Körper. Im Gegenteil; ich habe an den allerdings nur wenigen Weifsen, die im Laufe der beiden Jahre meines Aufenthaltes in Nord-Kamerun der Expedition angehört haben, die Beobachtung gemacht, dafs durchaus nicht immer derjenige, welcher die meisten körperlichen Kräfte besafs, auch dem Fieber am besten widerstanden hat. Es scheinen also die verschiedenen Persönlichkeiten für das Malariagift, mag es nun woher und wie immer auf den Menschen übertragen werden, eine sehr verschiedene Empfänglichkeit zu besitzen, welche in gar keinem Zusammenhange mit einer mehr oder minder kräftigen Leibesbeschaffenheit steht. Den dort aufgeführten Ursachen selbstverschuldeter Fiebererkrankungen möchte ich hier bei Besprechung des Marsch- und Wanderlebens im Busch eine weitere anfügen: die Unvorsichtigkeit, längere Zeit ohne Kopfbedeckung den lotrechten Strahlen der Äquatorialsonne sich auszusetzen, quittiert diese pünktlich mit einem Malariaanfall — eine Beobachtung, die Zintgraff und ich, namentlich auf der Station, häufig und ausnahmslos eintreffend gemacht haben. Es genügte schon eine Viertelstunde. Man wandelt wohl ungestraft unter den Palmen des Südens, wenn einem nicht gerade eine Kokosnufs auf die Nase fällt, nicht aber unbedeckten Hauptes unter der Sonne des Südens.

Abgesehen natürlich von der thatsächlichen Lebensgefahr, die jeder schwerere Fieberanfall in seinem Gefolge hat, abgesehen von den unmittelbaren Leiden wie Kopfschmerz, Schwindel, Erbrechen, Schüttelfrost und den wohlbekannten schönen Dingen mehr, sind es die Begleit- und Folgeerscheinungen, welche die Krankheit so qualvoll machen.

Begleiterscheinungen des Fiebers.

Die charakteristischen Begleiterscheinungen sind die ganz aufserordentliche Lähmung der Willenskraft und der bis zur gänzlichen Mutlosigkeit und Verzagtheit heruntergedrückte Gemütszustand. Ich weifs es aus nur allzu häufiger eigener Erfahrung, dass man den letzten Rest von Willenskraft zusammenraffen mufs, vom Fieberfrost geschüttelt, von rasendem Kopfschmerz gepeinigt, gequält von stetem Erbrechen und Brechreiz, das in nächster Nähe befindliche Chinin zu nehmen oder seinen Diener zu rufen, dafs er es einem reiche. Dazu möge man sich die Lage denken, in der man sich im Busch bei einem Fieberanfall auf dem Marsche wohl meist befindet. In einer elenden Negerhütte, deren Dach den Regen nur sehr mangelhaft abhält, oder im Biwak, neben einem rauchenden qualmenden Feuer, an das man sich des Frostes wegen mit seinem Feldbette möglichst nahe heranschmiegt und dessen Rauch einem die Augen beizt und den Atem benimmt; draufsen auf der Dorfstrafse oder im Lager bis in die späte Nacht hinein Gesang, Getöse, Gebrüll der Neger, die sich den Teufel um den kranken Weifsen kümmern; als einzige Gesellschaft die zahlreichen Ratten, die einem über die Decken laufen; in der Nähe hängt vielleicht ein nicht mehr ganz frisches Stück der gestern geschlachteten Ziege. Dazu die fieberhafte Ungeduld, hier liegen bleiben zu müssen, wo man vorwärts möchte und sollte, in einem Augenblick; und im nächsten tiefste Entmutigung und Hoffnungslosigkeit!

Eine von uns häufig beobachtete Begleiterscheinung war auch Anschwellung der Hand- und Fingergelenke.

Folgeerscheinungen des Fiebers.

Die tückischen Folgeerscheinungen sind nebst der unvermeidlichen Entkräftung oft hochgradige Nervenschwäche und eine gewisse Gedächtnisabnahme. „ . . . Die Nerven heute noch derart schwach“ (schrieb ich einmal auf Baliburg in einem Briefe an meine Angehörigen nach einem Fieberanfall), „dafs, als ich mit einer Abteilung meiner Soldaten Scheiben schofs, ich buchstäblich bei jedem Schufs zusammengefahren bin: ja wer schlechte Nerven haben will, der mufs nach Afrika gehen! Bei Dr.“ (nämlich Zintgraff) „ist es in bedeutend höherem Mafse bereits; der kann, solange geschossen wird, nicht mehr ruhig sitzen. Wenn Post ankommt, sind wir beide stets in fieber-

hafter Nervenaufregung und können den ganzen Tag nichts essen. Auch ist ganz merkwürdig ein gewisses Nachlassen des Gedächtnisses, wohl eine Folge des verdünnten und darum schlechteren Blutes; auch ich habe bereits darüber zu klagen, z. B. Ortsnamen, Namen von guten Bekannten sind mir einfach entfallen; bei Dr. fällt es mir geradezu oft auf . . . .“

Chinin.

Ohne darauf näher einzugehen, wann und in welchen Gaben man das Allheilmittel gegen Fieber, das Chinin, nehmen soll, möchte ich nur noch zu der umstrittenen Wirkung des vorbeugenden Chiningebrauches Stellung nehmen. Ich glaube daran, rate aber trotzdem oder gerade deswegen vom ständigen Chininessen dringend ab. Denn damit mufs sich ja der Körper an das Mittel gewöhnen und die schützende Wirkung geht verloren. Mufs man durch bekannt ungesunde Landstriche marschieren oder stehen ungewöhnlich grofse Strapazen bevor, dann nehme man Chinin auch bei augenblicklichem vollkommenen Wohlbefinden; sonst nur, wenn die Vorboten des Fiebers oder dieses selbst sich einstellt, im letzteren Fall gleich in gehörigen Mengen.

Dysenterie.

Die zweite, den westafrikanischen Tropen eigene Krankheitsform, die Dysenterie, Ruhr, ist stets eine bedenkliche, ernst zu nehmende Erkrankung, sowohl an sich schon, als weil sich zu ihr dann nicht selten ein Fieberanfall gesellt oder auch umgekehrt. Auch unter den Negern herrscht sie und nimmt des öfteren eine epidemische Form an. Während meines Aufenthaltes auf Baliburg wütete Februar und März 1892 diese Seuche verheerend im Balistamm, und es fielen ihr über 600 Leute zum Opfer; von da zog sie nach Norden, gottlob zu unseren Gegnern, und soll auch bei ihnen die Reihen gelichtet haben.

Hautkrankheiten.

Die Hautkrankheiten schliefslich, die nach Zahl und Häufigkeit ihres Auftretens fast die erste Stelle unter den typischen Krankheiten im Inneren Nord-Kameruns einnehmen, sind anfänglich ja wohl weit weniger gefährlich als Fieber und Ruhr, aber fast noch peinigender als diese und können schliefslich bei ihrer Hartnäckigkeit, bei der durch sie hervorgerufenen Schlaflosigkeit und Nervosität immerhin leicht Geneigtheit für schwerere Erkrankungen schaffen.

Schon aus der reichlichen Zahl von Mitteln, die ich in meine ärztliche Ausrüstung gegen diese gefürchteten Erscheinungen aufgenommen habe, kann man ersehen, ein welch häufiger, vielseitiger und qualvoller Gast sie sind. Besonders auf der Station in der Regenzeit hatte ich schier unerträglich darunter zu leiden und verspare mir darum mein Klagelied auf den nächsten Abschnitt. Hier

mufste ich ihrer, der Vollständigkeit halber, Erwähnung thun. — Das aber habe ich auch auf dem Marsch zur Genüge erfahren, wie schwer selbst unbedeutende Verletzungen heilen. Eine ganz leichte Fleischwunde z. B., die ich einmal gelegentlich eines der Zusammenstöfse mit den Eingeborenen empfangen, machte mir trotz steter antiseptischer Behandlung wochenlang zu schaffen; andere, schwerere Verletzungen heilten natürlich noch weit langsamer und unter reichlicher Eiterabsonderung. Und gerade ich erfreute mich in der Heimat stets einer auffallend raschen und schönen Wundheilung: ein Pferdeschlag, auf der Jagd empfangene Schufs- und Schnittwunden waren glatt und ohne jede Vereiterung geheilt.

Einheimische Mittel.

Was mir übrigens gegen eine besonders hartnäckige Hautkrankheit auf der Station, es war ein flechtenartiger Ausschlag über beide Arme, Rücken und Gesäfs verbreitet, der mich fast zur Verzweiflung brachte, schliefslich half, war keines der zahlreichen Mittel meiner Apotheke, sondern — ein Mittel der Eingeborenen! Woraus es bestand, aus welcher Hexenküche es stammte: ich hatte keine Ahnung. Genug, es half.

Der Sandfloh.

Das Krankheitsbild Nord-Kameruns wäre nicht erschöpfend geschildert, liefse ich eine Landplage, die der Schrecken aller Westafrikafahrer ist, unerwähnt. Wer einmal draufsen war, ahnt schon, was jetzt kommt. Es ist der Sandfloh (pulex penetrans). Er soll, ein Gastgeschenk Amerikas, erst Anfang der 70er Jahre, durch ein Schiff an der afrikanischen Westküste eingeschleppt worden sein. Jedenfalls ist er da und macht seine Gegenwart in der unangenehmsten Weise bemerkbar. Hier mufs diese winzige Bestie genannt werden, weil sie vom ganzen grofsen und kleinen Viehzeug da draufsen die einzige ist, die — ich sehe natürlich von Unglücksfällen und schweren Verletzungen durch andere Tiere ab — geradezu ein Krankheitserreger wird, bösartige Entzündungen hervorrufend und den Menschen auf Wochen vollkommen marschunfähig machend. Das schönere Geschlecht dieses Lebewesens ist es, das durch seine Zutraulichkeit in solche Zustände versetzt. Gelingt es bei den täglich vorzunehmenden Untersuchungen der Füfse nicht, das Weibchen rechtzeitig oder seinen Eiersack unverletzt mittelst eines zugespitzten Holzstäbchens aus den Zehen zu entfernen, so ist eine eiternde Verletzung auch schon da und damit in Bälde die marschhemmende Entzündung. Bei den Negern führen derartige Fälle infolge Vernachlässigung und falscher Behandlung nicht selten zur Verstümmelung, ja Verlust der Zehe, des Fingers und des ganzen Gliedes; denn auch an den oberen Gliedmafsen, sogar im

Gesicht bohren sich die Tiere ein. Am häufigsten finden sich diese Quälgeister in den Hütten der Eingeborenen und an verlassenen Lagerplätzen. Der Neger, achtlos wie er ist, begnügt sich mit der Entfernung des Eiersackes aus der Wunde, den er wegwirft; Unschädlichmachung desselben fällt ihm nicht ein; und so sind die genannten Orte wahre Brutstätten für dieses verwünschte Ungeziefer. Man ist so ziemlich wehrlos dagegen; tägliches Absuchen und sorgfältiges Auslösen ist noch der beste Schutz. Von Herrn Dr. Mense in Kassel habe ich übrigens erst jüngst erfahren, dafs er am Kongo Chinin, in Palmöl u. dergl. gelöst, als vorbeugendes Mittel mit Erfolg angewendet hat. Ich möchte nicht verfehlen, dies hier anzuführen, denn der Entdecker eines Mittels gegen diese Tropenplage wäre des wärmsten Dankes aller Afrikafahrer sicher.

Der Marsch.

„Als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und meiner Hoffnung inmitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfaltigsten Gefühlen, den ungeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte noch lange hin und her. Still war die Nacht, welche einer noch stilleren und einsameren Zukunft vorherging. . . . Ernst zog ich am frühen Morgen des anderen Tages in die sandige Ebene hinaus mit wehmütiger Erinnerung an das, was ich verlassen, an die, welche ich liebte und ehrte in der Heimat und die ich so lange entbehren, vielleicht nimmer wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Vorsatz, meinem Unternehmen physische, intellektuelle und moralische Kraft, soviel mir zu Gebote stand, zu widmen."

Dieser Worte Nachtigals gedachte ich, das Gleiche gelobte ich mir in dem ungleich bescheideneren Rahmen meiner Aufgabe, als ich am Abend vor meinem Aufbruch ins Innere am Ufer des Kamerunflusses stand — allein. Nach Norden richtete sich mein Blick; dort lag die neue, dunkle Welt, in die ich morgen den ersten Schritt machen sollte.

Am 13. Juni 1891 mittags war der Dampfer, der mich nach Kamerun gebracht, vor der Josplatte vor Anker gegangen. Zwei Tage angestrengtester Thätigkeit waren gefolgt; die mitgebrachte Ersatzausrüstung der Expedition, 2000 Gewehre, 80000 Patronen mufsten

gelöscht, Boote und Bootsleute angeworben, Kanus aufgetrieben und alles, was eben aus dem Hochseeschiff ausgeladen war, in die kleinen, elenden Fahrzeuge verstaut werden. Denn die erste Strecke meines Vormarsches ins Innere benutzte ich den Wasserweg, den Mungo stromaufwärts bis Mundame.

Am 15. Juni fuhr ich an der Spitze einer Flottille über den Kamerunflufs, um 2^{00} p. m. bog ich in den Mungo-Kriek ein — und nun war die civilisierte Welt hinter mir versunken, die Wildnis hatte mich aufgenommen, aus der ich erst nach 20 monatlichem ununterbrochenen Leben in ihr wieder in jene zurückkehren sollte. —

Geduld und Energie, zähes Abwarten und Ausharren auf der einen Seite, im entscheidenden Momente alle geistige und körperliche Spannkraft mobil machen auf der anderen Seite, und dann vollstes Einsetzen der Persönlichkeit: das müssen die unbedingten Eigenschaften eines jeden werden, der nicht ein Spielball der Verhältnisse und derer sein will, über denen er stehen soll. —

Flufsfahrt.

Die Regenzeit hatte bereits seit einem Monat eingesetzt und fast ohne Unterbrechung stürzten die Wassermassen herab. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft in den Regenmonaten ist ein ganz aufserordentlicher: die Kleidungsstücke sind stets feucht, die Stiefel weich; Gewehr und Eisengegenstände binnen 24 Stunden von Rost überzogen, das Papier des Notizbuches feucht und breiig.

Schmutzig gelbe Fluten führte der angeschwollene Mungo uns entgegen; obschon wir von früh bis abend mit allen Kräften ruderten, machten wir ein paar Mal nur 5 bis 6 km im Tag. Die Strömung rifs die Kanus einfach mit, und geraume Strecken trieben wir so zurück, die aufs neue gemacht werden mufsten.

In Nyoke, einem der am Flusse liegenden Dörfer, in denen wir abkochten und schliefen, lernte ich, bereits am dritten Tage meines Aufenthaltes im Busch, die gefürchteten, grofsen, sogenannten Treiberameisen kennen. Ich safs im Stern meines mit dem Vorderteil ans Land gezogenen Kanus und wartete gerade der Buschsuppe, die am Ufer im Feldkessel brodelte; da wanderte ein dichter Schwarm dieser kleinen Quälgeister vom Land aus ins Fahrzeug: im Nu war alles ganz schwarz überzogen von ihnen und in wenigen Sekunden auch ich. Ich wufste mich den schmerzhaften Bissen nicht anders zu entziehen, als dafs ich, wie ich war, ins Wasser sprang und eine Strecke weit schwimmend wieder ans Ufer stieg.

Den ganzen Tag safs ich zusammengekauert in dem langen, schmalen Kanu, das fast bis zum Rand im Wasser ging und beständig

mittels einer leeren Konservenbüchse ausgeschöpft werden mufste; dicht um einen herum sitzen die Kerle auf den Bordwänden und unermüdlich tauchen unter stetem Geschrei und Zischen die spitzen Paddeln ins Wasser. Riesige Baumstämme kommen herabgeschwommen, denen man nur mit Mühe ausweichen kann. Manchmal liegt ein mächtiger Urwaldriese quer über die Wasserstrafse, Lianen vom Ufer aus halten ihn noch; die Kanus kommen nicht weiter, eines nach dem anderen mufs auf den morschen, schlüpfrigen Stamm ausgeladen, hinübergehoben und drüben wieder beladen werden. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden Flügelschlag; hoch zu Häupten streicht ein Nashornvogel mit mifstönendem Geschrei. Von den Bäumen hängen schöne, grofse Blüten herab, am selben Stamm auch schon die Früchte; frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was unter den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeiten in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblätterten Wald, nie solchen in jungem, frischem Grün prangen: Werden und Vergehen verbinden sich innig in dem gewaltigen, sich selbst überlassenen Naturhaushalt der Tropen.

Nach 10tägiger Kanufahrt kam Mundame in Sicht, der Endpunkt der Wasserreise. Eine kurze Strecke noch stromaufwärts braust der Mungo in Fällen über Felsbarren herunter und setzt damit der Befahrbarkeit ein jähes Hemmnis entgegen.

Tags darauf auf der Barombistation angelangt, hatte ich die erste Etappe, die Fahrt auf dem Mungo, hinter mir. Von hier aus nahm die zweite ihren Anfang: der Landweg, der eigentliche Marsch.

Hier ward die Expedition, mit der ich den neuen Einmarsch ins Waldland antreten sollte, zusammengestellt. — —

Zusammenstellung einer Expedition.

Diese dem Antritt des Marsches als letzte Vorbereitung vorausgehende Thätigkeit ist infolge des einzig möglichen Verkehrsmittels: des Reisens mit Trägern, eine wichtige und schwierige Aufgabe für den Führer.

Es ist ein kleiner diplomatischer Vorteil, wenn die Träger nicht sämtlich aus demselben Stamm oder wenigstens nicht aus dem gleichen Heimatsdorf angeworben sind. Man kann dann einen gewissen Lokalpatriotismus in den verschiedenen Trupps wecken und zur Erreichung gesteigerter Leistungen benutzen.

Die idealste Zusammensetzung einer jeden Expedition, auch wenn sie nicht militärische Zwecke verfolgt, ist: Führer, einige Weifse als Unterführer (Expeditionsmeister), ein Detachement farbige Soldaten, Träger. Dann kann, gerade bei einer Forschungsexpedition, der Führer

sich während des Marsches ganz und voll der Bethätigung der wissenschaftlichen Aufgaben hingeben; durch die disciplinierte, kleine Truppe werden im Quartier Reibungen und Schwierigkeiten der verschiedensten Art gänzlich ausgeschaltet oder wenigstens gemindert und gemildert.

Mir war während meiner ganzen Expeditionsthätigkeit dies nicht beschieden. Auf Märschen war ich stets der einzige Weiſse; beim Beginn meines Vordringens ins Innere von Barombi aus hatte ich zwar Träger (und diese mehr als knapp bemessen), aber keine Soldaten; später, nachdem ich mir auf Baliburg eine Truppe herangebildet hatte, verfügte ich auf meinen Zügen über Soldaten, hatte aber keine oder fast keine ausgebildeten Träger mehr.

Ich muſs vorausschicken, daſs ich in Folgendem nur von verhältnismäſsig schwachen Expeditionen spreche, indem die meinen nie mehr als 150 bis 200 Mann zählten.

Einteilung der Träger. Für sich selbst, oder vielmehr zum Tragen der für die persönliche Ausrüstung benötigten Lasten (s. S. 79, Ziffer 3 bis einschl. 7, 9 und 10), wählt man die verlässigsten und kräftigsten Leute und stellt sie unter die Aufsicht eines schwarzen Aufsehers (in Westafrika „headman“ genannt). Diese Träger befinden sich in möglichster Nähe des Führers, jedenfalls nicht am Ende der Kolonne und stets geschlossen unter ihrem Aufseher. Diesem Trupp wird noch eingefügt ein Träger mit einer Last Tauschwaren und zwar solchen, welche in der betreffenden Gegend als Kleingeld gehen: also gewissermaſsen ein wandelnder, lebendiger Geldbeutel.

Das sind also mindestens acht (bezw. neun) Mann und ein Aufseher.

Unmittelbar beim Führer marschieren der oder die wegeweisenden Eingeborenen, der Dolmetscher und der persönliche Diener. Man nehme nie mehr als einen solchen; je mehr Dienerschaft, desto schlechter die Bedienung, ganz abgesehen von dem unnötigen Troſs.

Die zweite, also gröſsere Hälfte der Trägerkarawane steht gleichfalls unter einem schwarzen Oberaufseher (welcher event. einem weiſsen Unterführer zur Unterstützung beigegeben ist) und ist wieder in Abteilungen gegliedert mit schwarzen Unteraufsehern an ihrer Spitze.

Träger- und Lastenverzeichnis. Sämtliche Träger erhalten kleine Messingschilde mit Nummern; denn sich ihre Namen und Gesichter zu merken, dauert eine geraume Zeit, und Namensänderungen mit ziemlich unlauteren Hintergedanken sind sehr beliebt. Jeder Träger behält grundsätzlich die ihm einmal zugewiesene Last. Ein genaues Lasten- und Träger (Nummern)-Verzeichnis muſs natürlich angelegt und stets auf dem laufenden erhalten werden.

Kriegsartikel.

Unbedingt notwendig ist die Aufstellung von „Kriegsartikeln“. Dieselben müssen den Anschauungen und Sitten der Neger Rechnung tragen und man thut zu diesem Behuf gut, sie zuerst mit den schwarzen Aufsehern durchzusprechen. Wie die Kriegsartikel in der Heimat der Truppe von Zeit zu Zeit wieder vorgelesen werden, müssen auch diese Expeditionsbestimmungen in den schwarzen Schädeln ab und zu aufgefrischt werden. Als Hauptpunkte haben sie zu enthalten: 1. Genaue Festlegung der Löhne der Aufseher und Träger. — 2. Den Grundsatz, dafs für jedes Vergehen eines Einzelnen bis zu einem gewissen Grade die Gesamtheit mit verantwortlich ist. — 3. Einzelstrafbestimmungen für Vergehen des Raubes, der Plünderung, der Vergewaltigung, begangen an den Eingeborenen; des Diebstahls, selbstverschuldeten Verlustes einer Last, Ungehorsams, Entlaufens, eigenmächtigen Zurückbleibens, dem Führer gegenüber.

Nächst körperlichen Strafen wirkt gänzlicher oder teilweiser Lohnabzug, Lösung des Vertrages mit Verlust des ganzen Verdienstes. Trotz der Empfindlichkeit dieser Strafe kann gerade diese widerspruchlos stets in die Artikel aufgenommen werden. Zum Teil sind die Leute von den weifsen Arbeitgebern an der Küste bereits daran gewöhnt, zum gut Teil versteht sich der Neger leicht dazu infolge seiner grofsartigen Sorglosigkeit: „to day be to day“; die Zukunft kümmert ihn nicht. —

Am 27. Juni 1891 abends war alles zum Abmarsch für den nächsten Tag bereit: die Karawane zusammengestellt, die mitzuführenden Gegenstände in Lasten gepackt, die Leute mit ihrer Ausrüstung versehen, die Kriegsartikel nochmals bekannt gegeben.

Mit dem ersten Morgengrauen des 28. Juni war auf Barombistation alles lebendig. Die Träger flochten ihre Lasten in die Traggerüste, „kingar“ genannt, ein. Es sind dies aus gedrehten Palmenblättern gefertigte Geflechte, in die die Last eingebunden und etwa wie ein Korb oder Tornister nach dem jeweiligen Belieben auf Kopf oder Rücken getragen wird.

Die festgesetzte Abmarschstunde konnte natürlich schon am ersten Tage nicht eingehalten werden. Damit zu rechnen, gewöhnt man sich bald an; ich glaube, es waren, alle meine Märsche mit Trägerkarawanen zusammengerechnet, keine zehn Marschtage, wo nicht durch die Kerle eine Verzögerung des Beginns um eine halbe Stunde und noch mehr statthatte.

„All ready, Sir“, meldet Baitabe, der Oberaufseher, mit ernster Miene; ein letzter Grufs hinauf zum alten Stationshaus: auf Wieder-

sehen im Busch irgend wann und irgend wo, die Karawane setzt sich in Marsch und bald ist der letzte Mann der Kolonne im Urwald verschwunden. — —

Tagebuch.

Meine Tagebücher sollen das Wanderleben in Busch und Gras schildern. Nur bruchstückweise, auch nicht in zusammenhängender und damit (wenigstens mir ist es beim Lesen von Reisewerken schliefslich so gegangen) ermüdender Folge der Marschtage mit den unvermeidlichen, steten Wiederholungen; in wechselnder Reihe lasse ich die Bilder vor dem Auge des Lesers vorüberziehen. Wie sie der Stift unter dem unmittelbaren Eindruck des erlebten Geschehnisses, am Abend eines Marschtages im Quartier, am flackernden Biwakfeuer festzuhalten versucht, biete ich sie „ein rauher Psalm“[1]. —

„29. VI. 91. Kaum den Marsch begonnen, sitze ich schon fest. Gestern Abend noch Ikiliwindi erreicht, Bakundudorf, Häuptling Kikuma, wollte ich heute 6[30] a. m. aufbrechen, da kamen vorausgeeilte Buschleute zurück: ein $1^1/_2$ Stunden nördlich fliefsender Bach sei durch den ununterbrochenen Regen so angeschwollen, dafs er nicht passiert werden könne. Mit Baitabe und einigen Leuten vor zur Erkundung. Versucht durchzukommen, bis an die Brust konnte ich mich halten; zu reifsend, wäre mitgerissen worden, hätte mich Fomoko nicht herausgezogen. Zurück in eine Hütte nahe dem Ufer. Regen in Strömen. Lasse Leute holen mit Äxten, mufs Bäume fällen lassen zum Überbrücken. Die Zeit benutzt, um Wasserlauf festzustellen. Bach, von den Leuten „Manga“ genannt, ist westlicher Zuflufs des nahe Nord zu Süd strömenden Mungo. Schreibe dies in der rauchigen Hütte; scheint ein dies Alliensis zu werden; soeben entdecke ich, dafs ich beim Tauchen meine Kofferschlüssel verloren, und zugleich meldet Baitabe: der Träger mit der Werkzeuglast „no lieve“! Also Lianenseil flechten; schon ist es 1[00] p. m. Zwei Weiber hocken mir zu Füfsen, pudelnackt, die eine füttert ihr Kind, indem sie ihm bald die Brust reicht, bald im Munde zerkauten Mais in den Mund spuckt, die andere sorgt für das Leibeswohl ihres schreienden Balges in noch intimerer Weise; sie verabreicht ihm eine Eingiefsung und zwar folgendermafsen: ein hornähnliches Holzrohr, etwa 20 cm lang, ungefähr so: [Zeichnung], steckt sie mit dem spitzen Ende dem Kinde in den After, schüttet oben Wasser hinein und bläst nun, das Gesicht in den Trichter pressend, aus Leibeskräften das Wasser in den Darm.“

[1]) Die rein wissenschaftlichen Einträge, Uhr und Kompafsablesungen u. s. w. lasse ich natürlich weg; meteorologische Bezeichnungen sind in Worte gekleidet, u. a. m.

Zu Seite 119.

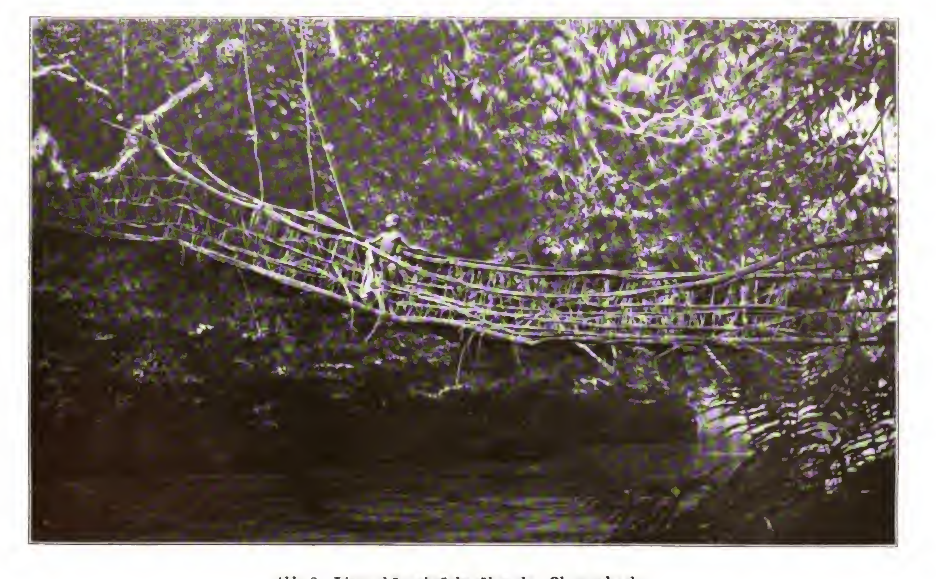


Abb. 2. Lianenhängebrücke über den Ohompebach.

„Fortsetzung abds. Satane. 4°° p. m. war die „Brücke" fertig, d. h. ein Lianenseil gespannt. Anfangs noch Grund, dann plötzlich Halt verloren, untergetaucht und herumgewirbelt. Endlich hantelte ich mich hinüber, meist unter Wasser. Mufs hier bleiben, weil erst die Hälfte der Kolonne übergesetzt. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Der Träger mit Nr. 2 meiner Marschkoffer abgetrieben, beide auf Nimmerwiedersehen, und damit Vorrat an Stiefeln und Kleidern und an Augengläsern zum Teufel. Hätte ich nur nicht so dumm gepackt, besäfse ich jetzt wenigstens doch im anderen Koffer die Hälfte. Zum anderen Koffer der Schlüssel verloren, mufste ihn aufsprengen ..." —

An diesem, meinem zweiten Marschtage im Busch war ich ungehalten, dafs mich ein Bach das beabsichtigte Marschziel nicht hatte erreichen lassen; sehr, sehr bald lernte ich eine derartige unbedeutende Verzögerung gar nicht mehr als eine solche zu betrachten. Gerade die Wasserläufe, in der Regenzeit hoch angeschwollen, breit und reifsend, sind im Waldland häufig aufserordentliche Marschhemmnisse. Lianenbrücken, von den Eingeborenen angelegt, findet man nur an Flüssen, die auch in der Trockenzeit ohne eine solche nicht zu überschreiten wären, oder über einen Wasserlauf, der zwischen zwei in lebhaftem Verkehr stehenden Dörfern strömt.

Wasserläufe: Marschhemmnisse.

Die Herstellung dieser Übergänge findet in folgender Weise statt: von den starken Asten eines Baumes an einem Ufer wird zu einer Astgabelung an einem Baume am jenseitigen Ufer ein Bündel Lianen gespannt, beiderseits bis zum Boden heruntergeführt und hier die Enden verpfählt und verankert. Man mufs also, bevor man diese als Sohle der Brücke dienende Liane betreten kann, zuerst den Baum, den Brückenträger, auf gleichfalls von den Negern angelegten, sehr einfach gebauten, schwanken Lianenstrickleitern erklettern; am anderen Ufer in gleicher Weise den Abstieg bewerkstelligen. Dann sind in Schulterhöhe, rechts und links, im Abstand der ausgespannten Arme, weitere Lianen gezogen, durch dünnes Flechtwerk mit der Sohle verbunden. Um dem Ganzen in seiner ▽ Form festeren Halt zu geben, werden gabelförmige Knüppel eingeflochten (siehe Abb. 2).

Lianenbrücken.

Auch bei gebrauchsfähigem Zustand der Brücke ist der Übergang zeitraubend und umständlich. Mehr als drei Menschen dürfen zugleich sich nicht auf der Brücke befinden; auch dann dehnt sie sich fast bis zum Wasserspiegel hinab.

Bei feindseliger Haltung der Bevölkerung sind natürlich diese

Brücken stets zerstört, was bei ihrer Bauart sehr rasch mit einigen Messerhieben geschehen ist.

Herstellung von Flufsübergängen.

Solche Übergänge zu finden, ist also der günstige Fall; sonst vergehen oft Tage mit dem Suchen nach einer Furt, Fällen von Bäumen und Verankern derselben mittels Lianen. Nicht selten reichte der Baum doch nicht, dann mufste noch ein Lianenseil oder das bei der Ausrüstung mitzuführende Tau gespannt werden. Bis zum Gipfel des Baumes ging es auf diesem, dann liefs man sich ins Wasser gleiten und hantelte sich, gegen die Strömung ankämpfend, hinüber; die Lasten wanderten über die Köpfe und Rücken der am Seil Hängenden ans andere Ufer. Reifsen dieser Kette, Abtreiben, Zuverlustgehen mancher Last: sind die unvermeidlichen Zwischenfälle.

Gestattet es die Zeit nur einigermafsen, so ziehe ich zur Hinüberschaffung der Lasten den Bau von Flöfsen und dergl. vor. Material dazu findet sich überall, schlimmstenfalls nimmt man die wasserdichten Koffer selbst und umgiebt sie zur Herbeiführung gröfserer Schwimmfähigkeit mit einem Rahmen leichten Holzes oder Binsen-, Palmrippenbündeln u. s. w.

Kanus habe ich weder im Waldland, ausgenommen am Elefantensee, noch im Grasland gefunden.

Durchschreiten eines Flusses in der Trockenzeit.

Wenn irgend möglich, wurde der Wasserlauf durchwatet. In der Trockenzeit geht das auch meist. Derselbe Flufs, der in den Regenmonaten 30 und 40 und mehr Meter breit in reifsender Strömung, mehrere Meter tief, daherschiefst, gestattet dann nicht selten ein glattes Hindurchschreiten. Ist das Gefälle nicht stark, so darf das Wasser immerhin bis zum Kinn reichen. Vorsichtshalber ist aber das Anbringen eines Lianenseils oder des Taues stets anzuraten.

Ein Flufsübergang in der Trockenzeit bietet ein malerisches Bild: die Sonne strahlt lotrecht herunter, das Wasser rauscht in klaren Wellen über das Felsgeröll, Affenbanden lärmen an den mit tropischer Vegetationspracht bedeckten Ufern hoch oben in den Wipfeln, Papageien streichen laut kreischend und ob der Ruhestörer schimpfend ab, tief blau glänzende Wasserschwalben schiefsen blitzschnell hin und her und prächtig rot gefärbte und blau schillernde Libellen, bald schlicht kardinalrote, bald weithinleuchtende riesige Schmetterlinge umgaukeln die Ufer. Die braunen, nackten Gestalten der Träger, Gewehre, Patrontaschen und Lasten auf dem Schädel, tauchen langsam, vorsichtig tastend, einer nach dem anderen in die Fluten. Drüben ordnet sich wieder alles, die dunkeln Leiber schütteln das

Wasser ab, Gewehre und Lasten werden gerichtet und bald ist die lange Kolonne wieder im grünen Waldmeer verschwunden.

Marsch in der Trockenzeit.

Überhaupt ein Marsch in der Trockenzeit, bei schönem Wetter, wo Urwald und Graslandschaft wechseln und es dem Auge nach nicht allzu langem Waldesdüster wieder vergönnt ist, in unbekannte Weiten zu schweifen, an der Spitze einer Truppe, die befehlsbereit in der Hand des Führers steht: so durch Afrika marschieren, ist das Schönste, was man sich auf der schönen Gotteswelt denken kann. „Frei von den beengenden Schranken der Civilisation, nur auf sich gestellt und seinen Willen — da erst trinkt man in vollen Zügen den Odem der goldenen Freiheit.“

Das sind dann Tage, und will das Glück einem wohl, manchmal Wochen aus dem afrikanischen Buschleben, die nur Angenehmes bieten; Tage und Wochen, während welcher Afrika, die schwarze Schöne, mit allen ihren Reizen nur in der lockendsten Gestalt sich zeigt.

Doch weit häufiger als ein lächelndes Antlitz zeigt sie ein ernstes, ja finsteres, als wollte sie drohend abschrecken von dem verwegenen Beginnen, in ihr Geheimnis einzudringen, ihre Schönheit hüllenlos schauen zu wollen. Natur und Menschen ruft sie herbei, Hemmnisse dem vorwärts strebenden Fuſs zu bereiten, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten vor dem Forscher aufzutürmen. Aber eben damit reizt sie ihn, Willensstärke und Erfindungsgabe, geistige und körperliche Kräfte anzuspannen. Denn mit der Gröſse der Hindernisse wächst dem Entschlossenen der Mut und das Verlangen, sie zu überwinden.

Gerade bei meinem ersten Vordringen in den Busch sollte ich all die Schwierigkeiten in reichstem Maſse kennen lernen, die Elemente und Menschen nur zu schaffen vermögen. — —

Das Hügelland von Batom war erreicht, bei Dikumi eine Station angelegt und hierher, in wiederholten Märschen zwischen Barombi und Dikumi auf diese zweite Etappenstation alles gebracht.

Am 20. Juli konnte ich wieder einen Schritt weiter thun: das nächste Ziel war Nguti in der Mabumlandschaft an der Südgrenze des Banyanglandes.

Marsch im Urwald.

Aufs neue ging's wieder ununterbrochen durch den einförmigen, eintönigen Urwald. Ich pflegte von 6[30] a. m., wenn es anfing hell zu werden, bis in die Nachmittagsstunden zu marschieren; um Mittag etwa schaltete ich eine einstündige Rast ein. Unter dem feuchten, dumpfen, halbdunkeln Blättergewölbe herrscht eine fast gleichmäſsige Temperatur Tag und Nacht; die eines Treibhauses. Wenn der Himmel bewölkt ist, erreicht das Dunkel bisweilen einen solchen Grad, daſs man

kaum Uhr und Kompafs ablesen kann. Ein Sonnenstrahl dringt fast nie auf den Weg — kein Glitzern und Spielen der goldenen Lichter auf grünem Gezweig. Und stiehlt sich einmal ein schwacher Lichtblick durch die grünen, grauen, braunen, dumpfen Laubmassen, so erfafst den Menschen, der tagelang da unten zwischen den gewaltigen Pfeilerstämmen des Eriodendron, dem Gewirr, Gestrüpp und Wurzelwerk, den mächtigen Fangarmen der Lianen, ein winziges Geschöpf, mühsam seinen Weg verfolgt, die Sehnsucht, hinauf, hinaus zu gelangen, um nur endlich einmal wieder die Sonne und den Himmel zu sehen.

Gleichförmig, eintönig ist der Wald wie der Ocean, wenn kein Windhauch ihn bewegt, kein Segel ihn belebt. Was heute das Auge sieht, ist dasselbe, was es gestern gesehen hat, was es morgen sehen wird. Überall gerade aufstrebende Stämme, um die sich riesige, beindicke Lianen schlingen, daran erinnernd, dafs auch in dieser scheinbar in ununterbrochener Ruhe dahinlebenden Pflanzenwelt hart und unerbittlich der Kampf ums Dasein geführt wird. Die Opfer dieses Kampfes, die abgestorbenen, halb vermoderten Baumleichen liegen allenthalben zu Boden und furchtbar ermüdend sind die steten Klettereien darüber weg: bald schwingt man sich nur mit Mühe hinauf, um ausgleitend drüben herunterzustürzen, bald ist der Stamm bereits so verfault, dafs man bis an die Hüften durchbricht und Staub, Moder, Insekten und Maden in Unmengen aufstört und wie von einer Wolke davon umgeben ist. Zum Teil hängen die erstickten Stämme noch in den Armen ihrer Überwinder, der Lianen, wie in riesigen Klammern, die sie zwingen, hinaufzustarren in die Lüfte, gebleichte Riesenskelette. Neue Gewächse spriefsen aus ihnen hervor. Unten auf dem Boden schiefst ein Heer von Blatt- und Schlingpflanzen auf.

Wege.

Durch dieses Chaos windet sich der schmale Pfad, bald über Urgesteinsbrocken oder spitze Felstrümmer, bald über feinkörnigen Sand oder lehmigen Laterit, bald durch zähen, schwarzerdigen Morast, der zuweilen stundenweit von Wasser überdeckt ist, bis über die Mitte der Unterschenkel reichend, hier über Riesenwurzeln und Wurzelpfeiler kletternd, dort auf einem schlüpfrigen Stamm eine Strecke weit führend und da überhaupt gleich einen Bach als Wegspur benutzend. Auf diese Negerpfade ist man angewiesen, wenn man sich nicht seinen Weg mit dem Buschmesser hauen will. Wer glaubt, man kann in Afrika einfach nach dem Kompafs querwaldein marschieren, hat keine Ahnung von der Üppigkeit und Undurchdringlichkeit tropischer Vegetation.

Solche Bachbetten mit oder ohne Wasser waren mir übrigens immer noch die liebsten Wegstrecken, wegen des meist festen Untergrundes. Die Eingeborenen benutzen sie gleichfalls gerne, sobald sie nur einigermaſsen in der angestrebten Richtung führen. Da aber die Wasserläufe meist in groſsen Windungen flieſsen, so suchen sie diese abzuschneiden und stundenlang geht es dann in der Weise, daſs man eine Strecke lang im Bach läuft, dann aus ihm heraustritt, um einen allzu groſsen Bogen abzuschneiden, dann wieder eine Weile in sein Bett hinein und so weiter in lieblichem Wechsel.

Fast ununterbrochen, kaum daſs man auf Uhr und Kompaſs blicken kann, muſs das Auge bald am Boden haften, damit der Fuſs nicht über die aus ihm hervorragenden, kreuz und quer ziehenden Baumwurzeln, oft versteckt unter Schlamm und Wasser, stolpert oder sich in tückisch ziehenden, kleinen, zähen Ranken verfängt, bald zur Höhe blicken, daſs der Kopf nicht anstöſst gegen tiefhängende Lianen oder Aststrünke; die Hände müssen Zweige und Gestrüpp zurückdrücken und im Anzug festgehakte Dornen entfernen.

Elefanten als Wegezerstörer.

Ganz grundlos wird der Weg, wenn auf ihm vorher eine Elefantenfamilie gewandelt ist; Fuſstief eingetrampelte, mit morastigem Brackwasser gefüllte Löcher, junge Bäume, um- und ausgerissen mit ihrem Aste-, Zweig- und Lianengerank sind die Spuren, die sie hinterlieſs. Dazu kommen noch die etwa verlorenen Visitenkarten gröſsten Formats, d. h. ihre Losung mit auſserordentlich scharfer Witterung. Dieser, dem Elefanten überhaupt eigen, habe ich übrigens mein erstes Stück dieses Kameruner Hochwilds zu verdanken.

Hat man sich durch all das in stundenlangem, anstrengendem Marsche durchgearbeitet, so tönt fernes, mächtiges Rauschen ans Ohr und man steht an einem brausenden, breiten Wasserlauf ohne Lianenbrücke und Furt. —

So tritt der afrikanische Urwald dem vorwärtsstrebenden Wanderer entgegen. Mit anderen Augen betrachtet ihn der Forscher, der Naturfreund. Denn dem gewaltigen Vegetationsbild fehlt es ja gewiſs nicht an Schönheit, an Groſsartigkeit; — aber der, dessen Losungswort „Vorwärts!“ lautet, hat keinen Blick dafür frei. Diesem vom Marschstandpunkt aus berechtigten Unmut geben naturgemäſs meine Aufzeichnungen aus diesen Tagen nicht selten recht deutlichen Ausdruck. Zweier weiterer Hemmnisse finde ich in sehr gereizten Worten des öftern Erwähnung gethan:

Weitere Marschschwierigkeiten.

„... Niederträchtig wird das Marschieren in den Farmen der Dörfer. Hier sind die Stämme einfach angebrannt und zu Fall ge-

bracht worden; die Stümpfe, 2 und 3 m, bleiben stehen: das nennen die Kerle roden! Wo der Boden frei ist, wird regellos angepflanzt auf kleinen zusammengekratzten Maulwurfhügeln, die jetzt in der Regenzeit, von den Güssen zusammengepatscht, ebensoviel halbkugelige, schlüpfrige, lehmige Rutschpartieen vorstellen. Die Stämme u. s. w. liegen kreuz und quer, auf 100 m nicht selten 10 und 20 und fortgesetzt tanzt man hinauf und hinunter und wieder hinauf und hinunter . . .

Zu allem Überflufs ward mir heute der Halt, den ich unterm Schutz von ein paar alten halbverfallenen Hütten einschalten wollte, auch noch verleidet: als ich die wackelige Thüre einer Hütte aufstofse, schlägt mir scheufslicher Verwesungsgeruch entgegen — in einer Ecke lag die halbverfaulte Leiche eines Negers mit abgeschnittenem Kopf . . . — Einen erwünschten Zuschufs zu meinem spärlichen Gabelfrühstück gaben mir einige Kokosnüsse. Eine kleine Gruppe von 4 oder 5 Stück stand auf der Lichtung und habe ich mir mit ein paar Schüssen einige heruntergeholt . . .“

„Nguti 24. VII. 91 abds. Endlich an der Banyanggrenze. Kurz vor Konfi folgt der letzte lehmige Steilhang, die für Batoms Hügelland so charakteristisch sind. Hier mufs ein Elefant abgestürzt sein. Der am Hang führende Pfad an einer Stelle ganz ausgebrochen, in das dichte Unterholz ist eine gewaltige Gasse gerissen, geknickte, schenkeldicke Bäume, abgerindete Äste, festgeschlitterter Boden, niedergedrücktes Unterholz auf breiter Bahn den Hang hinunter. Die förmlich geschälten, stehengebliebenen Baumstümpfe und Stammtrümmer sind vom Rüssel so bearbeitet, mit dem der stürzende Kolofs sich wohl noch vergeblich zu halten versucht haben mochte. Gut 30 m ging diese Rutschpartie hinab: mufs eine flotte Thalfahrt gewesen sein von dieser vierbeinigen Lawine. — Vorgestern in Mabesse ein Weib gesehen mit ganz zerfressenen Brüsten, die eine eine grofse eiternde Fläche, die andere hing in Fetzen herunter, scheufslich.

Zündholz der Wildnis.

Weil's mir gerade einfällt: Jetzt sind wir doch die 4 Marschwochen Tag für Tag von früh bis abend in unaufhörlich strömendem Regen marschiert und ich weifs kaum 1 Tag, wo es meinen Trägern nicht gelungen wäre, ein glimmendes Holzstück mitzuschleppen. Während des Marsches kam es bald da bald dort in der Kolonne zum Vorschein, die unvermeidliche Pfeife in Brand zu setzen (nebenbei: so eine Pfeife ist eine Art Aktieneigentum und wandert von einem zum anderen); im Biwak taucht es auf. Und da habe ich jedesmal die Gewandtheit und auch unsägliche Geduld bewundert, womit es den

Negern gelang, Feuer anzumachen. Laub, winzige Holzstückchen werden gesammelt, ein oder das andere Trockene findet sich doch darunter. Und ist doch der mitgeführte „göttliche Funken" ausgegangen, so wird mit Feuerstein, Stahl und Zunder oder mittels Pulver, auf der Pfanne der Steinschlofsgewehre abgebrannt, eine Stichflamme erzeugt und bald brennt wenigstens ein Feuer, durch Laub- oder Grasdach geschützt. Die Art, wie die „Wilden" Feuer zu machen pflegen, indem man in unsern Lesebüchern die Armen stundenlang zwei Holzstücke gegeneinander reiben läfst, oder ihnen eine ähnliche, kurzweilige Beschäftigung aufoktroyiert, habe ich nie gesehen. Das Zündholz der Wildnis ist das glimmende Holzscheit. . . ."

„Nguti 25. VII. 91. Gestern spät abends noch ein komisches Intermezzo: Ich lag bequem auf meinem Feldbett und schlürfte meinen Thee, in der Dorfstrafse flackerten die Feuer und Eingeborene und Träger vergnügten sich zusammen; Nguti mit seinem gutmütigen Häuptling gleichen Namens war stets der Expedition ergeben gesinnt. Plötzlich ertönte vom unteren Ende des Dorfes ein Heidenlärm und Geschrei, dazwischen hinein klägliches Gemecker. Ein dichter, schwarzer Knäuel wälzte sich auf meine Hütte zu. Hier löste er sich auf und es ergab sich folgendes Bild: An 1 Ziege zerrten 3 Parteien; am Kopf zogen Dorfbewohner, an den Vorderbeinen eine Anzahl meiner Träger, an den Hinterfüfsen die Deputation eines Nachbardorfes, welche mich zu begrüfsen gekommen war. Die 3 Gruppen wollten jede allein mir die Ziege bringen; in rührender Selbstlosigkeit natürlich!? Das arme Thier bot den deutlichsten Beweis, dafs das Sprichwort „duobus certantibus tertius gaudet" in der Vierzahl nicht mehr stimmt . . . — Die Neugierde des gutmütigen Völkchens hier geht ziemlich weit. Nicht genug, beim „Lever" eine ganz stattliche Zuschauerzahl gehabt zu haben, geht der Wissensdrang, die Körperbeschaffenheit des Europäers, seine Kleider, die weifse Haut u. s. w. nicht blofs zu begucken, sondern auch zu befühlen, namentlich seitens des schönen Geschlechts so weit, dafs man Einhalt thun mufs. — Unter den Damen befindet sich übrigens auch eine alte Negerin mit einer Deformation der Brüste, wie ich sie in diesem Grade noch nicht gesehen" (Ich schalte ein, ich habe auch später derartiges nicht mehr zu Gesicht bekommen.) „Die Frauen welken ja sehr rasch und damit geht die Elasticität der Formen bald verloren; dieses Weib aber hatte die beiden Brüste derart schlaff, dafs die linke bis zur Scham, die rechte bis über den Nabel herunterhing; jede Brust eine lange Hautfalte und unten daran kugelförmig noch aufgetrieben mit auffallend langer Warze, scheufslich..." —

Rasttage.

$1^1/_2$ Tage Ruhe mufste ich hier meinen von den anstrengenden Märschen erschöpften Trägern gönnen. Ich meinerseits habe diese beiden Rasttage zum Ordnen und Ergänzen meiner Aufzeichnungen u. s. w. benutzt.

Dann aber litt es mich nicht länger; stand ich doch an der Grenze des Banyanggebietes (siehe Abschnitt I, S. 18). Nguti war sicher, so beschlofs ich mit 100 Trägern am nächsten Morgen loszugehen. Der Rest trabte nach Batomstation zurück, neue Lasten nach Nguti zu schleppen. — —

Bethätigung wissenschaftlicher Aufnahmen u. s. w.

Zu Hause marschiert der Reisende nach der Karte, draufsen marschiert er, um die Karte zu machen.

Die rein topographischen Aufnahmen und meteorologischen Beobachtungen müssen in derselben Zeit, welche zum Zurücklegen der betreffenden Wegstrecke nötig ist, ausgeführt werden und zwar erstere während des Marsches. Das ist nicht so schwer, als man anfänglich glaubt; namentlich wenn man sich zum Grundsatz gemacht hat, als Beförderungsmittel nur seine eigenen Füfse zu benutzen. Der richtige Forscher darf nur zu Fufse wandern. Dafs einer im Waldland von Nord-Kamerun auf keine andere Art der Fortbewegung verfällt, dafür sorgt allerdings das Gelände; aber auch wo diese vis major nicht mehr wirkt, wie z. B. in Adamaua, darf man dem für einen Reiter ja sehr verführerischen Gedanken, auf dem Rücken des Pferdes weiter zu ziehen, aus Forschergründen nicht Raum geben.

Marschgeschwindigkeit und Schrittmafs zu ermitteln, und zwar für die verschiedenen Steigungsgrade, ist unbedingt nötig für die spätere Konstruktion der Itinerare.

Der erste Eintrag ins Tagebuch bei jedem Marschtag ist Antrittszeit des Marsches und Anfangsmarschrichtung in Graden. Und nun soll der gewissenhafte Reisende von 10 zu 10 Minuten die Marschrichtung in Graden aufzeichnen, aufserdem bei jeder stärkeren Wegbiegung unter Vermerk der Zeit. Dazwischen hinein sind Angaben jeglicher Art: Marschverzögerungen, Halte, Namen der durchzogenen Orte, deren Gröfse, Bauart, Bewohner, ethnographische, zoologische, botanische Notizen, allgemeine topographische Beobachtungen, Bezeichnung von Wasserläufen, Richtung derselben, Breite, Tiefe, Namen, Peilungen von Bergen u. s. w., Thermometer- und Barometerablesungen, Sprachliches u. s. w. einzutragen. Halte werden benutzt, flüchtige Krokis zu entwerfen, Siedepunktsbestimmungen zu machen u. s. w. Ortsbestimmungen und photographische Aufnahmen finden wohl meist im Quartier und Biwak statt.

Ich wollte mit diesen paar Zeilen nur ein oberflächlichstes Bild entwerfen von dem, was jeder Forschungsreisende beobachten und bethätigen mufs. Bezüglich des Wie? verweise ich auf die mehrerwähnten Aufsätze von Dr. Neumayer und Baumann; hier führte es zu weit. Aber niederschreiben möchte ich einmal einen Hauptgrundsatz für Topographie und Meteorologie: niemals, auch nicht einen Tag darf Aufnahme und Beobachtung unterbrochen werden; mühsam wochen- und monatelang gemachte Aufzeichnungen verlieren ganz aufserordentlich, ja werden wertlos, wenn zu oft und zu lange Lücken in den Zahlenreihen klaffen — und dann für alle wissenschaftlichen Beobachtungen überhaupt: unbedingteste Wahrheit und Richtigkeit ist Grundbedingung. Es ist viel schlimmer, etwas unrichtig zu berichten als nichts zu bringen. Nachtigal hat dies in die Formel gekleidet: „Es verschlägt der Wissenschaft gar nichts, ob ein wissenschaftliches Ergebnis heute oder erst in 50 Jahren bekannt wird, wenn es nur überhaupt bekannt wird“, und spricht bei dieser Gelegenheit des weiteren gutmütig spottend von „der bekannten Neigung der Afrikaner, auf Grund vager, unzuverlässiger Erkundigungen und Aufschlüsse der Eingeborenen Stromverbindungen zu erfinden und phantastische Flufsnetze zu konstruieren“.

Grundsätze wissenschaftlicher Thätigkeit.

Man mufs sich der nüchternsten, kühlsten Beobachtung befleifsigen; stets jede Erkundigung von mehreren Seiten bestätigen lassen. Ich habe mir z. B. bei Aufzeichnungen in sprachlicher Beziehung ein Wort zehn Mal und noch öfter und zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Leuten vorsagen lassen, bis ich es mit der Überzeugung richtiger Wiedergabe niederzuschreiben wagte.

Von den zahlreichen Fehlerquellen, die drohen, führe ich nur einige an, die vielfach unterschätzt oder ganz übersehen werden. Die meisten Negersprachen kennen keine allgemein gültigen Benennungen für Flufs, Berg, Vogel u. s. w., d. h. es fehlt das abstrakte Bezeichnungswort für eine Gattung. Dörfer führen vielfach den Namen des gegenwärtigen Häuptlings und wechseln ihn mit dem Wechsel des Herrschers. Das vorbeifliefsende Wasser, soweit es die Dorfgemarkung durchströmt, ein naheliegender Berg oder vielleicht nur dessen dem betreffenden Ort zugekehrte Seite wird nach dem gleichen Grundsatz benannt. Im Burgfrieden des Nachbarortes heifst der gleiche Flufslauf, die andere Seite des gleichen Berges schon wieder anders. Ein Flufs, ein Berg, ein Dorf u. s. w. kann also zeitlich und räumlich eine ganze Anzahl verschiedener Namen führen, die an sich alle richtig sind oder waren. Dadurch entstehen aber in den Köpfen der Reisenden und nachher in

den Büchern und Karten die gröfsten Verwirrungen. Vieles hat überhaupt gar keine Benennung. Der Europäer will dies aber nicht begreifen und will von seinem Dolmetscher oder Führer durchaus einen Namen. Der Neger merkt das bald und ist pfiffig genug, einen solchen zu erfinden, damit die arme Seele Ruhe hat. Diese willkürliche Bezeichnung des Schlaukopfes wird dann sofort als grofse geographische u. s. w. Errungenschaft dem Tagebuch einverleibt!

Die nächste Regel ist die, dafs man sich durch die Befürchtung, etwas nicht fachgemäfs gut geben zu können, ja nicht abhalten lassen darf, die bezügliche Beobachtung zu bringen.

Daran schliefst sich sogleich als weitere: auch das scheinbar Unbedeutendste nicht, als zu geringfügig, nicht zu beachten, oder etwas nicht zu verzeichnen in dem Glauben, das sei doch schon längst bekannt.

Aus ganz rohen, unfachmännischen Aufzeichnungen und Wiedergaben in Wort und Bild hat sich schon gar manche wissenschaftlich wertvolle Perle herausgeschält. Eine bestätigende Beobachtung, dafs dieses Tier, jene Pflanze, diese ethnographische Eigentümlichkeit und dergleichen auch in diesem oder jenem Gebiet sich findet, giebt der Wissenschaft oft die Möglichkeit, Schlüsse, deren Bedeutung der Vermittler der Beobachtung in ihrer Tragweite gar nicht ahnen kann, zu ziehen, bildet oft das letzte, noch fehlende Glied einer Kette. Und ebenso ist die einfache Feststellung, dafs dieser oder jener geographische u. s. w. Moment da und da **nicht** beobachtet wurde, nicht selten von grofser Wichtigkeit, gleich wie die einfache Meldung einer Offizierspatrouille: »um die und die Zeit da und dort vom Feinde nichts gesehen« dem Führer wichtige Klärung der Lage zu geben vermag.

Vor einem naheliegenden Fehler soll sich der Forschungsreisende im Interesse der Sache hüten: weitschweifende Schlufsfolgerungen aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Hypothesen aufzustellen u. s. w. Ist er auf einem Sondergebiet Fachmann, dann mag er es im Rahmen seines Wissenszweiges ja thun. Aber der Forscher im allgemeinen soll sich damit begnügen, nur die einzelnen Bausteine heranzutragen; den Bau selbst erstehen zu lassen, ist Sache der Fachgelehrsamkeit. —

Dafs die geographischen Ergebnisse geschätzt und sogar rascher verlangt werden, als die Karte fertig ist (und zwar nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch vom „Volke"), dafür erhielten wir auf Baliburg einen drolligen Beweis in Gestalt eines Briefes, den ich mir zum Dank für seine komische Wirkung aufgehoben habe. Er lautete (Ort: ein kleines Städtchen in Ostpreufsen): „Wir haben ge-

lesen, dafs Sie, meine Herren, mit den Mohren vielen Krieg führen, und wir möchten auch gerne mit. Aber wir wissen nicht, wohinein der Weg zu Ihnen ist. Sind Sie so gut und schicken Sie uns die Karte, damit wir zu Ihnen kommen können. Wir legen Ihnen für die Auslage fünf Groschen in Briefmarken bei. Wir danken Ihnen im voraus und grüfsen Sie.“ Folgen drei Unterschriften, deren Schreiber sich als ehemalige Unteroffiziere in einem preufsischen Kavallerieregiment bezeichneten! — —

Das erneute Vordringen der Expedition fand bis Nguti auf der bereits von Zintgraff benutzten Marschstrafse statt.

Vorteile getrennter Beobachtungen.

Abgesehen von den praktischen Vorteilen ist ein derartiges Begehen des gleichen Weges von verschiedenen Reisenden zu verschiedenen Zeiten auch im Interesse der Wissenschaft gelegen; die Beobachtungen jeglicher Art erfahren auf diese Weise Ergänzung, Bestätigung; der eine richtet sein Augenmerk mehr auf ethnographische, der andere auf naturwissenschaftliche Dinge. Insbesondere ist es von Wichtigkeit, dafs auf diese Weise voneinander unabhängige Wegeaufnahmen entstehen, deren späterer Vergleich einwandfreiere Routenkonstruktion gestattet. Aus diesem Grunde darf man sich's auch nicht verdriefsen lassen, Wege, wenn man sie auch selbst schon begangen und aufgenommen hat, bei einer späteren Wiederbenutzung stets aufs neue zu fixieren. —

Morgen, also am 26. Juli 1891, beabsichtigte ich einen neuen Weg, östlich der Zintgraffschen Route führend, bis Ntok-Difang, dem Hauptquartier der stets widerhaarigen Banyang, einzuschlagen. Ngutis zweitältester Sohn erbot sich, mir ihn zu zeigen. Ich wollte auf diesem Aufklärungsmarsch etwas überraschend im Banyangland auftauchen.

In Ntok-Difang traf ich wieder auf Zintgraffs Weg. Ich konnte deshalb diese Strecke einige Tage später auf Mi-Yimbistation bereits draufsen ungefähr nach meinen Uhr- und Kompafsablesungen flüchtig zusammensetzen, was immerhin für später, auch für die eigene Erinnerung, ein anschaulicheres Bild giebt. Wie so ein rasch hingeworfenes Marschkroki dann aussieht: siehe das verkleinerte Faksimile (Abb. 3, a. f. S.):

Am 28. Juli hatte ich Mi-Yimbistation erreicht, genau vier Wochen nach Aufbruch von Barombi.

Ein Jahr später durchzog ich das Banyangland wieder an der Spitze von 50 Mann meiner selbstgeschaffenen Balitruppe. Das Tagebuch dieser Streife, nach 12 monatlicher Buscherfahrung niedergeschrieben, mag bruchstückweise später folgen; jetzt drängt es mich,

Abb. 3.

Marschkroki.

Letzte Marschtage im Urwald.

den Leser hinaufzuführen in meine geliebten Grasgebiete, hinauf zum Hochland Nord-Kameruns.

In scharfen Märschen (täglich 10 bis 12 Stunden) strebten wir ihm zu, das unfreiwillige, lange Stillliegen auf Mi-Yimbi wieder einigermafsen wett zu machen. (Siehe Abschnitt I, S. 19.) Und scharfe Anforderungen stellte auch das Gelände auf dieser Strecke.

Am Abend des 24. August war der Südrand West-Adamauas erreicht, der an 1500 m über die Waldniederungen sich erhebt.

„Bamesson, 24. VIII. 91. Strömender Regen den ganzen Tag. Abmarsch 6^{00} a. m. nach Bamesson. Weg schön, aber furchtbar anstrengend, steil bergauf und steil bergab ohne Aufhören und ebenso wenig als man in der Heimat sich einen Begriff von einem Buschweg in Afrika machen kann, ebenso wenig davon, was es heifst, hier bergsteigen: Weg ist fortgesetzt auf und ab nur ausgewaschenes felsiges Wildbachbette, wo Block auf Block oft meterhoch getürmt ist, also klettern mit Händen und Füfsen; gleitet man aus und greift nach dem Gestrüpp seitwärts, so fafst die Hand in Dornen und Stechpalmen und Kakteen, deren Spitzen abbrechend haften bleiben, und mit buchstäblich blutüberströmten Händen zuckt man zurück. Überhaupt wie Gesicht und Hände allmählich aussehen.

Nimm den Strafsenarbeiter nach seiner härtesten Tagesarbeit und besieh Hände und staubbedecktes schweifstriefendes Gesicht: schlimmer sieht man hier nach dem Marsche aus; und die Kleidung und Wäsche! ... Zuerst einen falschen Berg erstiegen, mufsten wieder ganz herunter, drei Stunden verloren und nun bis zum Fufs des eigentlichen Bamessonberges sechsmal hinauf und wieder hinunter. Herrliche Thäler und Schluchten und Höhen, gegen Mittag Nebel weniger und nun, ich stieg gerade den vierten Berg herab, eine neue Landschaft; das ganze tiefe, weite Thal, alle Höhen und Hänge ringsum, soweit das Auge reicht, kein gewöhnlicher Wald mehr; Ölpalmenwälder ... Aschubach mindestens fünfmal überschritten, um 11[30] a. m. das letztemal und nun am Fufse des Bamessonberges angelangt. Bis 12[00] a. p. scharf noch gestiegen, dann in einer Hütte (Aschu) gerastet. Dr. war schon $^1/_2$ Stunde hier; er hat fast ein Laufschritttempo. Bis jetzt kam ich immer mit, diesmal der erste Vorsprung.

5[30] p. m. endlich war Bamesson erreicht. Endlich standen wir oben auf den rauhen, nebelumwallten Höhen. Morgen noch ein tüchtiger Marsch: und wir werden sehen, wie die Dinge in Bali sich gestaltet haben.

Dieser Temperaturunterschied! Wie ich mich trotz des starken Feuers in meiner Hütte mit dem verdammten kleinen Thürloch, an dem ich mir schon die Schienbeine wundgeschlagen, in meine zwei, freilich patschnassen Decken einrollte und sie bis an's Kinn heraufzog ..."

„Baliburg, 25. VIII. 91. 6[30] a. m. Abmarsch nach Bali. Der Nebel lag über all den palmbewaldeten Höhen, frisch wie an einem Herbsttage zu Hause wehte die Luft entgegen, wir standen im taufrischen Buschgrase vor der Hütte; regellos durcheinander die anderen Häuschen: und da wehte mich so ein Heimatgefühl an. Fern ging die Sonne über den Höhen auf — als sollt' ich, so war's mir zu Mute an einem prächtigen Herbstmorgen eine frohe Bergfahrt antreten von meinem lieben Ammersee hinein in die Alpen. Doch bald rifs mich das Treiben der nackten, braunen, sehnig schlanken Gestalten der Balikrieger rings umher aus meinen Träumen und ein Hauch von Heimweh zog auf Minuten durch mein Herz; doch nicht viel Zeit war, dem nachzuhängen. Da gab's genug anzuordnen, palaver zu schlichten und fort ging's.

Marsch im Grasland.

Hügelland mit übermannshohem Buschgras ununterbrochen, hart und fest die Pfade. Ein schönes Land öffnet sich in dem Graslande nach Norden dem Blick: an den Hängen zwischen dem Grün leuchtet rotes Gestein und schimmernde Felstrümmer, in den Thälern rauschen

die Bäche, tiefeingeschnitten (stets mufs man hinabklettern zum Wasser und drüben wieder 2 und 3 m hinauf), in einer Menge von Wasserfällen stürzen sie in das nächste. Etwa $^1/_2$ Stunde vor Bali biegt man um einen Hügel, geht etwas zu Thal und siehe: rechts stürzt eine mächtige Kaskade wohl 50 m hoch ihre Wasserströme herab. Wenn man eine Stunde nur marschiert ist, sind Gesicht und Hände durch das scharfe, starke Gras derart zerschnitten, dafs man faktisch voll Blut ist; recht angenehm das. In mächtigen Sätzen springen die Bali an einem vorüber, gleich Tigerkatzen; wie überhaupt die Kerls ein Tempo haben, dafs man schon auch so lange Beine braucht wie ich oder einen so afrikanisch abgehärteten Körper wie der kleine »Dr. Busch« (so heifst Zintgraff bei den Negern), um mitkommen zu können. Es geht aber ganz gut; gesund bin ich vorläufig noch ganz und gar, und hier herrscht eine prächtige Luft.

Auf der Hälfte des Weges passiert man ein Dorf, d. h. es liegt etwa $^1/_2$ Stunde seitab, dessen Bewohner als Wegelagerer berüchtigt sind.“ (Es war Bapigni, das Raubnest, mit dessen Kriegern ich am Weihnachtsabend des gleichen Jahres noch einen tüchtigen Zusammenstofs hatte.) „Die Bali erwarteten sicher einen Überfall, fafsten ihre Speere fester, wir unsere Karabiner; und so passierten wir, eng aufgeschlossen, die gewöhnliche Stelle ihrer Überfälle: ein Thal mit schlechtem Bachübergang, morastigem Boden und hohem Buschgras“ (an eben dieser Stelle ward ich an jenem Abend angegriffen), „doch es zeigte sich nichts. Die zwei Weifsen, die Kunde von den vielen Gewehren und die 300 Bali mochten ihnen eine Attacke doch nicht recht rätlich erscheinen lassen.

Um 12^{00} a. p. zogen wir, unter wahnsinnigem Regengufs, nachdem es den ganzen Vormittag schön gewesen, in Balidorf ein.“ —

Zwei Regen-, zwei Trockenzeiten habe ich da oben im Graslande gesehen, bald auf dieser, bald auf jener Streife habe ich es wandernd durchzogen — und stets, wenn ich morgens aus meinem Hause auf Baliburg, aus dem Ssongo (Grashütte) auf dem Marsche hinaustrat in die Natur, hat sich das gleiche Gefühl der Heimatserinnerung in mir geregt wie damals am ersten Tage. Namentlich in der Trockenzeit, wenn taufrisch die mafslosen Flächen, ein unendliches, rauschendes, grünes Meer, glitzern im Frühsonnenschein, leichte Nebelstreifen wogen und wallen, die kühle Morgenluft Brust und Lungen weitet.

Auf diesen Höhen ist's auch ein ander Marschieren! Mögen in den Sommermonaten die Regenwolken tief herniederhängend ihre Wasser Tag für Tag herunterschütten, mag auch der Südwest über das wind-

gepeitschte Grasmeer dahinbrausen und die Halme blutende Furchen über Gesicht und Hände ziehen lassen, mag der Harmattan in der Trockenzeit ausdörrend Staubwolken aufwirbeln oder die Flammenmeere und Rauchsäulen der gewaltigen Grasbrände vor sich herjagen und die Marschkolonne zu etwas beschleunigtem Tempo treiben: was will all das besagen gegen die morastigen, dumpfen Niederungen des Urwaldes! Stets ist der Untergrund fest und hart, nicht selten steinig und rauh; keine hemmenden Wasserläufe stellen Geduldproben an den Reisenden, die klaren frischen Bäche werden anstandslos durchschritten, höchstens dafs man die Steilufer hinab- und hinaufklettern mufs. Die weichen, welligen Formen der Hügel sind spielend zu überwinden im Verhältnis zu den schroffen Steigungen der letzten Marschstrecke im Waldlande. Und schlägt auch das Grasmeer über dem Fufsgänger, ja über dem Reiter zusammen, so vermag doch das Auge bald wieder frei über das Land zu schweifen, wenn man einen der nicht seltenen felsig nackten Hügel ersteigt.

Günstiges Gelände zu Überfällen.

Was unter den grünen Wogen vorgeht, entzieht sich freilich dem Blick. Zum gedeckten Heranschleichen und überraschendem Überfall ist das Gelände sehr günstig. Mir ist noch recht gut in Erinnerung ein Rückmarsch zur Station am 1. Mai 1892. Ich hatte gegen das stets feindliche Bagangu im Osten der Station eine Erkundung unternommen und war mit nur 30 Mann bis an die Farmen des Dorfes gekommen. Der Weg führte zurück an einem steilen Hang entlang. Allenthalben hörten wir über und hinter uns Hornsignale der selbst gänzlich unsichtbaren Gegner: ein Beweis, dafs wir entdeckt und umschwärmt waren. Die Baganguleute hätten nur von den Höhen Felsstücke herunterzurollen brauchen und wir wären in den tief unten brausenden Wildbach geworfen worden, ohne einen Schufs abgeben zu können. Gegen eben diese Bagangu, später im Dezember gleichen Jahres, von der verhüllenden Grasdecke besseren Gebrauch machend als sie damals gegen uns, gelang uns ein Handstreich vollkommen.

Auch dem Elefanten steht man in diesem Gelände mit dieser Bedeckung oft recht plötzlich und unerwartet und recht ungemütlich nah gegenüber. — —

Ich habe, in Vervollständigung dieses Abschnittes, noch einige, zu afrikanischen Märschen einschlägige Momente zu besprechen. Die Tagebuchaufzeichnungen einer meiner Streifen geben mir hierzu die beste Gelegenheit: es ist mein Zug ins Waldland hinunter im Juni und Juli 1892 (siehe Abschnitt I, S. 24).

„Bamesson, 13. VI. 92. 6^{30} a. m. Abmarsch mit 50 Mann, Baioko

(das war mein Diener, ein Wei), 10 Dahome, 2 Stationsdamen: Mbia und Uandi. Im Dorfe drüben von Garega herzlichen Abschied genommen; er gab mir noch einen geweihten Speer und den Schemel mit, auf dem ich bei ihm zu sitzen pflegte, ferner einen Sklaven, diesen zu schleppen, einen weiteren, um »Prinzessin Mbia« (Mbia war eine seiner vielen Töchter) über die Bäche zu tragen und zu ihrer sonstigen Bedienung eine junge Sklavin, Nungila. Nachdem er, wie er bei jedem Auszuge zu thun pflegte, noch mit geweihtem Wasser mir Gesicht und Brust besprengt und mich umarmt hatte, zog ich los. . . . Im Busch weifs man nie, was kommt, und auf zwei Monate war meine Abwesenheit von vornherein geplant. Fühlte aufs neue, wie heimisch ich da hier oben unter meinen Bali geworden. 11 bis 11^{30} a. m. Rast auf der bekannten Höhe, 1^{15} p. m. Ankunft in Bamesson. Kein Regen. Im gewohnten Hause mich einquartiert. Meine Soldaten zu ihren Gastfreunden entlassen.“ —

Hier konnte ich mir diese sonst als schweren Fehler zu bezeichnende Sorglosigkeit gestatten. Der Häuptling von Bamesson, der Vater Uandis, war unser Blutsfreund und uns so treu wie Garega. Damit war auch die Verpflegungsfrage für diesen Tag aus der Welt geschafft. —

Nur bei einer so unbedingt sicheren Bevölkerung darf man sich solcher Vertrauensseligkeit hingeben; sonst auch bei befreundeten Stämmen und ihren Dörfern ist Mifstrauen und Vorsicht im Quartier stets oberste Regel.

Einmarsch, Einquartierung und Verpflegung spielt sich dann in folgender Weise ab:

Einmarsch in ein Dorf.

Die Kolonne marschiert geschlossen bis auf den Marktplatz oder in grofsen Ortschaften bis zu einem freien Platz. Hier wird gehalten, die Lasten werden abgelegt, die Truppe marschiert zur Front auf und hält mit „Gewehr ab“. Ist man einmal bis ins Dorf gelangt, so hat man augenblicklichen Beginn von Feindseligkeiten kaum zu gewärtigen. Grofse Aufregung herrscht natürlich im Städtchen ob der Ankunft des Weifsen. Ängstliche Damen und Kinder gucken nur verstohlen hinter den schleunigst geschlossenen Thüren hervor.

Die Anwesenheit der Weiber übrigens und — ungalanterweise mufs ich gleich hinzusetzen — des Viehes bietet dem Buscherfahrenen eine gewisse Bürgschaft für friedliches Verhalten der Eingeborenen. Im gegenteiligen Falle werden diese beiden wertvollsten Habseligkeiten schon bei der Kunde vom Nahen der Expedition in einem der für alle Fälle stets vorhandenen Verstecke in Wald oder Gras gebracht. Man thut also gut, der europäischen Sitte auch hier treu zu bleiben

und fleifsig nach den Schönen des Städtchens Ausschau zu halten. Der Häuptling erscheint mit den Ältesten des Dorfes oder man läfst ihn rufen. Unterkunft und Verpflegungsfrage wird mittels Dolmetscher vereinbart, im Graslande meist bei einem rasch improvisierten Palmweinumtrunk; alle weiteren Unterhandlungen auf später verschoben.

Einquartierung.

Die Leute dürfen niemals zerstreut untergebracht werden; möglichst sind solche Partieen des Dorfes zu wählen, welche eine Beherrschung des übrigen Teiles gestatten, also im Falle eines Angriffs eine möglichst günstige Verteidigungsstellung gewähren. Aber das führt mich über den Rahmen einer Schilderung hinaus. Ich verweise also bezüglich der weiteren, notwendigen militärischen Vorsichtsmafsregeln auf meine afrikanische Felddienstordnung (Anhang zu Abschnitt IV).

Verpflegung.

Aufserordentlich wichtig ist die Regelung der Verpflegung. Seinen Leuten Tauschwaren hinausgeben und sie sich selbständig Lebensmittel dafür kaufen lassen, ist immer von Übel. Das und das Ewig Weibliche werden zu leicht eine Quelle zahlreicher Reibereien und Streitigkeiten mit den Eingeborenen, wobei meist die eigenen Leute der schuldige Teil sind. Das ist auch einer der Gründe, warum ich der Ortsunterkunft bei nur einigermafsen annehmbarem Wetter stets das Biwak vorzog. Das einzig Richtige ist: die Eingeborenen zu veranlassen, Lebensmittel zum Quartier des Führers zu bringen, der sie dafür bezahlt, und dann an die einzelnen Korporalschaftsführer bezw. Aufseher und Unteraufseher davon austeilt.

Beitreibung.

Sind die Bewohner aus irgend einem Grunde, sei es Furcht oder Übelwollen, nicht zu bewegen, Lebensmittel zu bringen, so mufs allerdings Beitreibung, aber nur mit geschlossen gehaltenen Trupps eintreten. Aber auch dann habe ich, namentlich bei ersterem Grunde, stets dem Häuptling die Tauschwaren dafür übergeben oder sie beim Abmarsch auf den Marktplatz hingelegt.

Gastgeschenke.

Ist das Dorf bereits befreundet oder bahnen sich gute Beziehungen an, so schickt der Häuptling nach einiger Zeit ein Gastgeschenk, in mehr oder weniger zahlreichen Lebensmitteln: Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern, den verschiedensten Bodenprodukten u. s. w. bestehend, dazu eventuell Palmwein und Durrhabier. Nicht selten überbringen diese Dinge junge Frauen und Mädchen seines Haushaltes und stellen sich auch diese als lebende Gastgeschenke vor. Dann kostete es am anderen Morgen oder wenn man eben weiterzog, nicht unerhebliche Mühe, eine gewisse Verstimmung des also die Gastfreundschaft in ihrem weitesten Umfang bethätigenden Herrschers zu beseitigen, wenn die Aufnahme dieses Geschenkes nicht die vom Geber beabsichtigte war.

Das Gegengeschenk, in Tauschwaren bestehend, bildet gewissermafsen Entschädigung für die gewährte Unterkunft und die Einquartierungslasten. Der Neger erwartet stets, dafs dieses weit wertvoller sei als seine Gabe, und nicht selten führt Meinungsverschiedenheit darüber zu unerquicklichen Verhandlungen. —

Ich fahre in meinen Tagebuchaufzeichnungen fort:

„. . . Bei der Ähnlichkeit aller Verhältnisse hier zu Lande mit altgermanischen hiefse eigentlich Bamesson am besten Nebelheim. So oft ich noch hier war, stets ballten sich die Nebelmassen und wogten von den Schluchten und Thälern herauf bis auf den Marktplatz, alles verhüllend: der Ausgleich des gewaltigen Höhenunterschiedes in den Lüften. Das Rauschen und Brausen unsichtbarer Giefsbäche an den steilen Hängen ist ganz eigen. . . . Abends kam das unvermeidliche Schwein an. Der obligate Schufs führte es seiner Bestimmung näher.“ (Auf dem Marsche die gewöhnliche, abgekürzte Schlachtmethode der vierbeinigen Liebesgaben.)

„Sabi, 14. VI. 92. Abmarsch 6^{00} a. m. Rasten: 7^{15} bis 7^{45} a. m. bei Aschu, 11^{45} a. m. bis 12^{30} bei Banti. Ankunft in Sabi 4^{45} p. m. Marschzeit: $9^1/_2$ Stunden.

Über Aschu geht es bedeutend steiler hinab als auf dem Wege, den ich voriges Jahr gemacht, und da ich nicht schwindelfrei bin, ward's mir manchmal unbehaglich. Prächtige Naturbilder rollten sich auf, die ich voriges Jahr beim Anstieg gar nicht ahnte. Dieser Unterschied der Wasserverhältnisse! Die Buschpfade boten das alte Lied wie immer. Glücklich ohne Regen durchgekommen. Ganz ernst stimmte mich die Stelle, wo Dr. und ich voriges Jahr $^1/_2$ Tag safsen, Baum zum Übergang über den Sabibach zu fällen; heute watete ich durch. Noch liegt ein Stück des Stammes halbverfault im seichten Wasser. Erbärmlich kommen mir Menschen und Dörfer hier schon vor; oh mein schönes Grasland! In diesen verdammten Waldlandniederungen beginnen nun wieder neben den Vorsichtsmafsregeln gegen die Banyang, denen nie zu trauen (machen einen so unsicheren Eindruck, dafs ich mich stets auf dem qui vive fühle) auch wieder jene gegen das kleine Viehzeug notwendig zu werden.“ —

Vorkehrungen gegen Insekten- u. s. w. Plage im Quartier.

Diese Vorkehrungen sind in der That lästig genug.

Dicht neben dem Feldbette wird ein kleines Feuer angezündet; wir pflegten es spafsweise den „Altar der Vesta“ zu nennen. Zwar beizt einem der Rauch die Augen; aber das ist immer noch erträglicher als die zahllosen kleinen Fliegen, die sich sonst in Augen, Mund, Nase und Ohren setzen. Gegen diese winzigen Quälgeister hilft auch

kein Moskitonetz; sie schlüpfen durch die Maschen. Dann läfst man sich von seinem Diener sorgfältig die Zehen absuchen und die Sandflöhe, die sich unter die Nägel eingebohrt haben, nebst Eiersack mit einem spitzen Holzsplitter herausgraben und verbindet die kleinen Wunden. Die Stiefel werden an einem Lianenstrick frei aufgehangen, sonst fressen die Ratten das Lederzeug an. Schliefslich werden die Füfse des Feldbettes in mit Wasser gefüllte Kalebassen oder Konservenbüchsen u. dergl. gestellt, um die Ameisen abzuhalten. Jetzt hat man noch die auf den dürren Palmblattdächern laut raschelnden Jagden der zahlreichen grofsen farbenprächtigen Eidechsen über sich ergehen zu lassen, bis auch diese schlafen gehen. Und nun endlich darf man hoffen, ruhen zu können; längst bereits ist die Dunkelheit hereingebrochen (geht ja doch da drunten am Äquator die Sonne Tag für Tag um 6^{00} morgens auf und um 6^{00} abends unter und ist die Dämmerung von kürzerer Dauer als in unseren Breiten), stille wird's draufsen und in den Hütten und in tiefer Ruhe liegt im Urwald das afrikanische Dorf. —

„Biwak südliches Ufer des Mi-Yimbibaches. 15. VI. 92. Abmarsch 6^{00} a. m., zwei Rasten zu je 30′. Ankunft im Biwak 3^{00} p. m. Marschzeit: 8 Stunden.“

Das Tagebuch enthält für den 15. keine weiteren Aufzeichnungen; die Schilderung eines Biwaks im Urwald, an anderweitiger Stelle meinen Aufschreibungen entnommen, mag hier Platz finden.

Biwak in der Trockenzeit.

„ . . . Ein Biwak in der Trockenzeit: das ist auch so ein Stück echter Poesie des Marschlebens in der Wildnis. Ein geeigneter Platz am Ufer eines der unvermeidlichen Wasserläufe ist erreicht. Dieser wird noch überschritten. Nie vor einem Defilee Halt zu machen, ist hier im Busch erst recht oberster taktischer Grundsatz. Eine Anhöhe womöglich, überhaupt eine gute Lage im Gelände in militärischer und gesundheitlicher Beziehung, Nähe von Ortschaften wegen Verpflegungsrücksichten sind weitere nicht aufser acht zu lassende Gesichtspunkte. Die gleichen Vorsichtsmafsregeln wie bei der Ortsunterkunft müssen beim Beziehen eines Lagers erst recht statthaben; im Biwak sind nächtliche Beunruhigungen viel wahrscheinlicher als in einer einmal besetzten Ortschaft. Darum tritt hier zur Aufstellung von Wachen und Posten u. s. w. stets noch Tag und Nacht stattfindendes Vortreiben von Aufklärungspatrouillen, Unterhalten von Wachfeuern hinzu.

Ein mächtig aufstrebender Baumwollbaum mit seinem walzenartigen, stachelbewehrten Stamm und breit ausliegender Krone gewährt

schützendes Dach, die 2 und 3 m ausstrahlenden Pfeilerwurzeln natürliche Gelasse. In diesen Naturkammern richten wir uns behaglich ein: eine wird Wohn- und Schlafzimmer, eine weitere Feldküche, in der dritten und vierten sind die Lasten untergebracht. Bald brennen die Feuer und rasch haben die Leute sich leichte Laubhütten gebaut. Die Anordnungen betreffs Patrouillengänge u. s. w. sind gegeben. Ich nehme ein erfrischendes Bad, und vertausche den Marschanzug mit dem bequemen Lagerkostüm. Beim Durchwaten des Flusses habe ich stromaufwärts eine Gruppe Affenbrotbäume und Ölpalmen bemerkt, Lieblingsaufenthalte der Meerkatzen und Graupapageien. Namentlich Ölpalmen wegen der begehrten Palmkerne sind sehr beliebt bei diesen drolligen vier- und zweibeinigen Lausbuben des Busches. Das Gewehr wird zur Hand genommen; ich möchte Abwechslung in den etwas einförmigen Speisezettel des Marsches mit seiner unvermeidlichen Buschsuppe bringen in Gestalt eines bepelzten oder gefiederten Bratens.

Die Abendstunden sind wie zu Hause so auch in den Tropen eine recht günstige Zeit, sich anzupirschen. Einen prachtvoll lasurblau gefiederten Turako lasse ich trotz günstiger Schufsnähe und trotzdem auch er ein willkommenes Kochtopfobjekt ist, abstreichen, um mich der Affenschar, die ich schon höre, nicht zu verraten. Diese Enthaltsamkeit wird auch gleich belohnt; mit einem jungen Affen trete ich vergnügt den kurzen Rückweg an. Und heute scheint mir mein lang verschwundenes Jagdglück wieder zu lächeln. Zwei Graupapageien müssen auch noch daran glauben.

Ein junger Affe ist ein leckerer Bissen für den nicht verwöhnten Buschläufer, darum wird dieser jugendliche »Vetter« zum zweiten Gang bestimmt und dreht sich bald am Wischstock als saftiger Braten; die beiden Rotschwänze wandern in die Buschsuppe.

Unterdessen liege ich behaglich auf dem Feldbett ausgestreckt, schlürfe eine Tasse Thee, rauche eine aus Tabaksblättern selbst gedrehte Cigarre von unheimlichen Ausmafsen und schaue dem Treiben einer ganzen Kolonie zierlicher Webervögel zu, die ihre wunderlich, ungefähr wie ein umgekehrter Reitstiefel geformten Nester, wohl an 60 Stück an den schwanken Blattrippen einer übers Wasser sich neigenden Ölpalme aufgehängt haben. — Die Abendmahlzeit ist eingenommen, Gesang und Tanz der Leute ist verstummt. Lange bin ich dann noch manches Mal wach gelegen: der Mond sendet seine Strahlen durch das hochragende Dach des Urwaldes und flimmert im Wasser des rauschenden Flusses; im Schlummer liegt das Lager, nur

die Feuer brennen und in ihrem flackernden Schein tauchen da und dort die dunkeln Gestalten der nächtlichen Patrouillen auf. Sonst tiefe Stille ringsum, ab und zu unterbrochen durch einen des Nachts doppelt geheimnisvoll klingenden Laut der Wildnis. Mit einem Mal kracht und prasselt es durch den Urwald; sein gewaltigster Bewohner, der Elefant, bricht sich Bahn. . . . .“

Weiter auf meinem Zug.

„Tintostation, 16. VI. 92. Abmarsch 6^{30} a. m. Mi-Yimbidorf passiert 8^{00} a. m. Ankunft auf Mi-Yimbistation 8^{30}. Dort geblieben (Conrau [1]) sitzt hier) bis 1^{00} p. m. Ankunft auf Tinto 2^{00} p. m. Marschzeit: 3 Stunden.

. . . . Der Mi-Yimbihäuptling, Difang-Tale, so scheu und trotzig zugleich, dafs ich nichts Gutes wittere; in Zugsfronten durch seinen neu angelegten grofsen Ort auf der Dorfstrafse marschiert. Bevölkerung gröfstenteils ausgerückt. Lebensmittel mit Requisition eingetrieben; trotzdem ich Baioko vorausgeschickt, solche einzukaufen; »sie hätten grofsen Mangel«, kein Wort wahr, Farmen stehen ausgezeichnet. Na, nous verrons.“

„Tinto, 17. VI. 92. —“

„Tinto, 18. VI. 92. Baioko nach Ntok-Difang geschickt, ob keine Kunde von der (von Zintgraff) erwarteten Karawane zu erfahren . . .“

„Tinto, 19. VI. 92. Fliegen, Eidechsen, Sandfliegen, Ratten! Abends Eidechsen, nachts Ratten; vom frühen Morgen bis Nachmittag wieder Eidechsen und Fliegen, von da ab Sandfliegen, Eidechsen und Ratten: liebliche Abwechslung! . . . Exerziert und Gewehrappell.“

„Tinto, 20. VI. 92. Mit Conrau auf Elefantenjagd: Tier mit ganz kleinen Zähnen, also nicht geschossen.

Bis heute täglich ein Tornado gegen 5^{00} p. m. Nun scheint sich Regenzeit mit Macht einzustellen; seit dem frühen Morgen strömt es grau in Grau herunter . . .“

„Tinto, 21. VI. 92. O warten, was spielst du für eine Rolle in Afrika! . . .“

„Tinto, 22. VI. 92. Regengufs auf Regengufs strömt herunter: das wird wieder ein angenehmer Marsch zurück ins Grasland. So glatt wie voriges Jahr wird's kaum gehen; gestern spät Abend kam Baioko zurück unverrichteter Dinge. Von unten kein Lebenszeichen, dagegen

[1]) Derselbe, welcher dann 1900 von den Bangwa gefangen genommen wurde und nach einem mifsglückten Fluchtversuche sich selbst erschofs.

regt sich's im ganzen Banyanglande. Ob dieses letzte Nachgrollen ob des gebrochenen, so einträglich gewesenen Zwischenhandels — denn das ist des Pudels Kern — sich in offenen Feindseligkeiten Luft macht? Quien sabe? Hoffentlich nicht vor Ankunft der ersehnten Karawane. Ich brauche Tauschwaren und Patronen notwendiger wie's tägliche Brot . . . Baioko ist ein kluger Bursche und hört und sieht gut." —

Plaudern mit den Trägern: vorteilhaft.

Ich habe es immer für recht vorteilhaft gefunden, mich mit meinen Leuten manchmal kameradschaftlich zu unterhalten. Die Kerle hören und sehen viel mehr als der Weifse und ihre Äufserungen und Bemerkungen über die augenblickliche Lage, Stimmung der Eingeborenen u. s. w. haben mir nicht selten recht wesentliche Dienste geleistet. —

„Tinto, 23. VI. 92." (Die Aufzeichnung dieses Tages: zu Papier gebrachte afrikanische Lebensweisheit habe ich bereits auf S. 75 eingefügt.)

„Tinto, 24. VI. 92. Ich marschiere morgen selbst der Karawane entgegen, die nicht mehr weit sein kann. Die Lage wird mir zu kritisch."

„Tinto, 26. VI. 92. Wieder auf Tintostation!

Es ist zum Teufelholen, jetzt liege ich hier mit verbundenem Bein. Die Karawane wäre da, nun kann ich nicht. Aber hübsch der Ordnung nach.

Gestern 8^{45} a. m. mit 30 Mann nach Ntok-Difang abmarschiert auf der alten Marschstrafse. Nfo-Tabe war von den Einwohnern verlassen. Das war mehr als verdächtig; also mit allen Vorsichtsmafsregeln weiter marschiert: Kriegsmarsch. Wir waren etwa $^1/_2$ Stunde marschiert, da fielen plötzlich von der rechten Seite einige Schüsse; von den Schützen nichts zu sehen. Fühlte einen Schlag unter'm linken Knie, kann aber weiter ohne Beschwerden; also nichts von Bedeutung. Zwei meiner Leute stürzten. Wieder ausgezeichnet sich benommen, sofort gehalten und Kommando erwartet. Das folgte auch prompt und in wenigen Sekunden war der Knäuel formiert und krachten Salven nach allen Seiten in das Dickicht hinein. Vom Gegner erfolgt kein weiterer Angriff. Marsch in der Haufenform fortgesetzt. Verwundung der beiden Soldaten nur leicht, beide Unterschenkelstreifschüsse. Auch ich nur leichte Verletzung, aber das Geschofs jedenfalls originell: halb im Leder des Stiefels, halb im Fleisch steckte ein Stück von einem kleinen europäischen Kofferschlüssel! Wo das der Kerl her haben mochte? Verband unnötig. Ntok-

Difang gleichfalls verlassen. Vorerst nicht weiter belästigt. Am Mbia (Calabar?) angelangt, Hängebrücke zerstört. Doch Conrau“ (dieser begleitete mich) „wufste eine Furt. Strömung ziemlich stark. Wasser bis Mitte der Oberschenkel. Furt nur schmal und rasch mufsten wir hinüber. In zwei Partieen; der übergehende Trupp von dem an Land gedeckt. Ich machte den Schlufs, trat fehl und gleich keinen Grund mehr gefunden. Mufste ein Stück weit schwimmen, mit den langen Stiefeln ging's schlecht. Wir waren keine 20 Schritte marschiert, als wir Stimmen hörten. Sofort bereit zum Feuer. »Whiteman lieve« schrie Baioko; in der That ein Weifser wurde sichtbar: Unteroffizier Wisotzki (Expeditionsmeister) mit der Karawane, allerdings blofs 22 Mann. Also kehrt marsch. Die Schwimmpartie hätte ich mir ersparen können. Auch am Rückmarsch nichts mehr von den Banyang gesehen. Gegen 5^{00} p. m. wieder auf Tinto eingetroffen.

Heute früh glücklich starke Schmerzen und Entzündung an der an sich lächerlichen Verwundung, trotzdem ich sie gestern Abend, wie auch Ntchonyoya und Yap“ (die beiden angeschossenen Soldaten) „noch verbunden habe. Hab's schon gefürchtet, heilt ja doch die kleinste Verletzung so ekelhaft langweilig und eitert wie daheim nicht das gröfste Loch. Kann kaum ein paar Schritte hinken, Knie ganz verschwollen . . .“

Vom 27. Juni bis 6. Juli war ich marschunfähig. Endlich war ich so weit wieder hergestellt, um für den 7. den Aufbruch nach Baliburg festsetzen zu können. Ich mufste mich wenigstens einigermafsen ausheilen, denn scharfe Kriegsmärsche in der nun mit Macht eingebrochenen Regenzeit standen bevor, Gefechte waren fast mit Sicherheit zu erwarten. —

Kriegsmärsche.

Kriegsmarsch. Das ist hier zu Lande eigentlich ein Pleonasmus. Eines überraschenden Angriffs mufs in feindlichem oder unbekanntem Gebiete eine Expedition stets gewärtig sein: fast jeder Marsch im Busch wird mehr oder weniger ein Kriegsmarsch. Aber gerade die drei ihn als solchen kennzeichnenden Momente lassen sich im Urwald fast gar nicht, im Grasland nur unvollkommen durchführen: Gefechtsbereitschaft, Sicherung und Aufklärung. Die Gründe ergeben sich wohl von selbst aus meiner Schilderung des Geländes und der Verkehrswege im tropischen Westafrika. Die einzig mögliche Marschformation ist die Kolonne zu Einem, die einzige Gefechtsformation auf dem Buschpfaden dieselbe oder höchstens noch der Haufen. Auch hierüber verweise ich des näheren auf den Anhang zu Abschnitt IV. —

So begann denn am 7. der Rückmarsch ins Grasland.

„7. VII. 92. Kleines Sklavendorf eine Stunde nördlich von Mi-Yimbi. 7⁰⁰ a. m. aufgebrochen mit allen Soldaten und 25 beladenen Trägern (Wei und Dahome), diese unter Baioko gestellt. Behelfe mich mit Ntchonyoya, der kann mithinken. Yap liegt noch an seiner Wunde; mit ihm auch die beiden Weiber zurückgelassen, auf dem Marsch kann ich sie nicht brauchen. Vortrupp ich, Nachtrupp unter Landi und Ngeba.“ (Es waren dies meine beiden besten Baliunteroffiziere.) „Strömender Regen. Erstes Wasser zwischen Mi-Yimbidorf und einem Sklavendorfe bis zur Brust, zweites bereits nicht mehr passierbar. Bleibe hier, vielleicht fällt das Wasser bis morgen; auch ist mein Bein noch ziemlich steif und fühle ich mich nicht recht wohl. Kleines Sklavendorf, 20 Hütten, schöne Farmen. Leute ruhig, aber fast keine Weiber da. Zum chop blauen Fasan geschossen. Appetit schlecht; 2 g Chinin, Wunde eitert wieder etwas.“

„8. VII. 92. Noch hier. Regen. Versucht durchzukommen, unmöglich, hat die ganze Nacht geregnet. Nacht ruhig. Eine Patrouille meldet mir, dafs eine halbe Stunde wasseraufwärts ein kleiner Trupp Banyang mit Vieh gezogen sei, auffallend nafs, als ob sie durch den Bach gewatet wären. Vielleicht eine Furt da? Das jämmerliche Dorfoberhaupt, das der Sicherheit halber die Ehre hat, stets in meiner Nähe zu sein, beteuert, es gäbe keine. Gut, dann bleibe ich hier, bis Baum gefällt oder Übergang möglich, und lebe auf Requisition. Plenty chop hier, meine Requisitionstrupps häufen vergnügt ganze Depots auf. Gutes Schufsfeld, Rücken deckt der Flufs.

Auf- und abwärts gesucht, endlich passenden Baum gefunden, bis 4⁰⁰ p. m. hacken die Wei und Dahome daran herum: wie er fällt, fällt er nach der Seite landeinwärts! Also heute wieder nichts mit Weitermarsch. 2 g Chinin . . . . Da hocke ich nun wieder, wie schon so oft, einsam auf dem Schwellenbaum einer Negerhütte tief im Busch; das Essen, der Überrest des gestern geschossenen Fasans in Koko und Bohnen aufgewärmt, die tägliche Nahrung auf dem Marsch, auf einem schmutzigen Koffer vor mir stehend. Schaue hinaus auf die regentriefenden Bananen und die elenden Hütten darunter mit ihren Insassen; gegenüber reicht ein Weib ihrem schmutzigen Kind die schlappe Brust; das drückt daran mit den Händen, dafs die Milch herunterträufelt. Die Wunde brennt; ermüdende, nur zu bekannte Märsche im Regen und gelegentliche Knallereien in Aussicht und als Endziel dieses ewige Bali, wo ich dann wieder weiter vegetiere und wozu? Wozu von zu Hause fort, ein liebes Mütterchen, das ich vielleicht nicht mehr sehe, eine zärtliche Schwester verlassen, betrübt — —

und ein Narr wartet auf Antwort«. Auf dem Feuer brodelt das Essen meines Burschen, der davor kauert, darüber trocknet die triefende Wäsche; bin ja heute zur Abwechslung wieder ein paarmal bis zum Mund im Wasser gewesen, einen Übergang oder einen passenden Baum zu suchen, um über dieses verdammte Wasser endlich zu gelangen. Meine Stiefel hängen am Strick; die Ratten haben mir heute Nacht zwei Lederstreifen meiner Sandalen ganz aufgefressen . . . .“

So geht's noch ein ganzes Ende weiter in der jedem Afrikaner wohl bekannten Gemütsverfassung, der so niederdrückenden Begleiterscheinung des Fiebers. Sehnsucht nach der Heimat, Verzweiflung geradezu an der augenblicklichen Lage und insbesondere Sehnsucht nach einem Lebenszeichen von seinen Lieben; all das steigt da überwältigend auf. Und das letztere hat schon seine gewisse Berechtigung. Monatelang lebt man ja da drinnen zu tiefst im Busch ohne jede Nachricht von zu Hause. Auf dem Marsch befindlich, darf man schon von vornherein alle Hoffnung auf Eintreffen einer Post fahren lassen. —

„9. VII. 92. Sklavendorf $2^1/_2$ Stunden nördlich von Mi-Yimbi. Ein flottes Marschtempo! $1^1/_2$ Stunden weiter wie gestern. Sitze eine halbe Stunde nördlich des Mi-Yimbiflusses fest, an dessen Südufer ich beim Heruntermarsch biwakierte.

6^{30} a. m. aufgebrochen. Fieber und Wunde gut, damit auch die sentimentale Anwandlung weg. Nachts kein Regen, Wasser war etwas gefallen. Versuch durchzuwaten glückte mit Hülfe eines Lianenseils; Wasser reichte aber bis zum Kinn. Auch über den Mi-Yimbiflufs ging's: Hängebrücke, die auffallenderweise nicht zerstört war. Am nächsten Wasserlauf, nur eine halbe Stunde weiter, war die vorhandene zerstört. Aber die Bewohner im kleinen Dorf nicht weit davon da, und so werden sie herangeholt, unter meiner Bewachung sie wieder auszubessern. Heute wird sie nicht mehr fertig. Leute ziemlich willig; so bezahlte ich die requirierten Lebensmittel. Ich gab die Stücke Zeug dem Dorfbürgermeister. Nun war's gelungen: der wollte das für sich behalten und schleppte es in seine Hütte. Jetzt ging aber ein Skandal an und es dauerte nicht lange, so war das Ende vom Lied, dafs die getreuen Unterthanen ihren »König« regelrecht durchprügelten! Welch himmelweiter Unterschied zwischen diesen »kings« des Waldlandes und den Häuptlingen oben im Grasland. Hier ist der Herrscher der reinste Hanswurst, dort genügt ein Wink und eine tausendköpfige Menge ist totenstill.“

„10. VII. 92. Sabi (von hier ab erst wieder auf Balıburg nachgetragen). 6^{30} a. m. Abmarsch. 7^{00} bis 8^{00} Übergang über die fertig

gestellte Hängebrücke. 10^{45} a. m. in Fomum angelangt. 6^{30} p. m. Ankunft in Sabi. Marschzeit: 12 Stunden.

Herrgott, das war ein heifser Tag in jeder Beziehung! In aller Frühe ging's schon an. Nachts nicht viel geschlafen, um Bewachung der Brücke und des Brückenbaues öfters zu kontrollieren. Wie ich gegen 11^{00} p. m. von der Brückenstelle dem Orte wieder mich nähere: Geschrei, Gekreisch, schliefslich Heidenspektakel. Das Gekreisch erkannte ich bald als das eines Weibes und nun ahnte ich schon, was es sei. Und richtig, die verdammte Weibersucht eines der Träger, natürlich ein Weijunge war's wieder, hat mir ein bei der gegenwärtigen Stimmung im Lande mehr als überflüssiges palaver eingebrockt. Aus dem Durcheinandergeschrei der aufgeregten Parteien schäle ich mir den Sachverhalt heraus: Ein Dörfler hatte an Jalla (das war der Attentäter) für einiges Zeug und Tabaksbündel seine Gattenrechte für diese Nacht verschachert. Als Jalla sie nun antreten wollte, war entweder die Schöne anderer Ansicht als ihr Herr Gemahl oder diesen mochte der Handel reuen oder der Gauner hat ihn geprellt, was weifs ich: der Wei blieb Sieger und nun war dies palaver fertig. Hätte ich biwakiert, so wäre diese dumme Geschichte nicht vorgekommen. Ich habe aber absichtlich mir vorgenommen, auf diesem Marsch stets in den Dörfern über Nacht zu bleiben, um den Banyang zu zeigen, dafs ich sie nicht fürchte, und vielleicht im ruhigen palaver die Sachen beizulegen. Nun mufs mir der Teufel diesen Streich spielen. Den Kerl liefs ich verhauen, die Gegenpartei wurde einigermafsen mit dash abgefunden.

Mit Tagesgrauen an der Brücke weiter gearbeitet. 7^{00} a. m. konnte ich drüber. Erfahren, dafs es aufser unserer Heerstrafse noch einige andere Wege nach Sabi giebt; einen dieser neuen eingeschlagen, mich auf ihm von der Haltung eines anderen Teils von Banyang zu überzeugen. Keine Zeit und Lust heute zu steten Ablesungen. Führer ziemlich wider ihren Willen mitgenommen . . . Weg ziemlich gut, zahlreiche Dörfer und Farmen; nicht belästigt. Am alten Weg hat man keine Ahnung von all dem; neuer Beweis für die dichte Bevölkerung und verhältnismäfsig hohe Kultur des Bodens. Dörfer meist ganz frisch verlassen, acht oder neun Orte passiert . . . Bis 10^{00} a. m. fast nur durch Farmen. Dann wieder Busch, welliges Terrain. 10^{45} a. m. gröfseres Dorf aufgetaucht, an 100 Hütten geschätzt, gegen Ende zu sich auf einer Anhöhe erhebend. Auffallend viel Männer im Kriegsschmuck, ein paar Hundert. Wo kommen die her? Schöne breite Dorfstrafse, wie in allen Banyangdörfern. Ort hiefs Fomum. In Zugsbreiten durch bis

auf die Anhöhe. Hier halt gemacht, Palmwein und Lebensmittel gefordert. Widerwillig brachten einige Bewohner nach einiger Zeit eine Kalebasse an und boten mir, auf einmal dienstwillig geworden, eine Schale voll davon. Durch diesen Wechsel schon stutzig, noch mehr, dafs sie nicht davon kosteten" (es ist eine aus dem gegenseitigen Mifstrauen allmählich zur Sitte gewordene Gewohnheit, dafs stets der fertiges Essen oder Trunk Anbietende zuerst davon nimmt), „fordere ich sie auf, zuerst zu trinken. Auf das hin liefsen sie Schale und Kalebasse fallen und liefen davon. Unterdessen hatte sich die Bevölkerung in Haufen auf der Dorfstrafse, 50, 60 m entfernt, zusammengerottet. Baioko macht mich darauf aufmerksam: »war palaver lieve for come« meinte er. Ich reifse einem Soldaten neben mir das Gewehr aus der Hand und feuere. Einer stürzt. Jetzt schiefsen auch die drüben ihre Schlüsselbüchsen los; meinen Leuten zum erstenmal ihre Feuerdisciplin durchgegangen und schon rollt ein wahnsinniges Schützenfeuer. Drüben fallen viele und der Rest zerstiebt nach allen Seiten. Mit Pfeifen und Schreien bekomme ich das Feuer wieder in die Hand. Nun den Schaden besehen. Von uns war keiner verwundet. Drüben lagen an 15 oder 16. Dem Kerl, der mir den offenbar vergifteten Palmwein angeboten, ich hatte ihn ins Bein getroffen, lasse ich in der ersten Erbitterung eine Schale voll seines Giftzeugs eingiefsen. Dorf truppweise absuchen lassen, da und dort Schüsse; also haben die Soldaten doch noch einzelne versteckt gefunden. Ich sah dann bei den gefallenen Gegnern nach, da hatten die Bali schon wieder ihre Arbeit gethan und ihnen die Köpfe abgeschnitten. Und wie ich zu meinem Standort zurückkehre, streckt mir Sabi, mein rechter Flügelmann, grinsend den Schädel des von mir Verwundeten entgegen: »bush people abutiti, abutiti, e ni tam fuon-nakang«. (Die Buschleute sind ganz schlecht, sie wollten den Herrn des Gewehres töten.) Da war nichts mehr zu machen, vielleicht ganz gut, denn meine erste Übereilung hatte mich schon gereut. Die Trupps kamen wieder zurück mit ihren unvermeidlichen Trophäen; Dorf und nächste Umgebung war gesäubert. Ich lasse noch die Hütten in Brand stecken.

Aber nun waren wir für den Weitermarsch ohne Führer, denn die beiden anfänglich mitgenommenen hatten den Zwischenfall in Fomum benutzt, sich aus dem Staub zu machen. Sehr weit konnte Sabi nicht mehr sein, waren wir doch schon an sechs Stunden unterwegs und die alte Strecke Mi-Yimbi — Sabi betrug etwa acht Marschstunden. Einen dem Kompafs nach die Richtung darauf einschlagenden Pfad gewählt,

und weiter. Es war jetzt 2^{00} p. m. In den Farmen wieder einmal ein Wasser passiert, langsamen Lauf, Wasser bis zur Achsel, etwa 200 m stromabwärts schönen Fall. Dann Busch, fast bis zum Knie stets im Wasser. Fortwährend angeschossen, bald von rechts, bald von links. Auch mit Speeren. Keine ernsten Verwundungen. So gut als möglich in Haufenform (Vor- und Nachtrupp je ein Haufen) marschiert, mit Salven gesäubert; half immer wieder eine Zeitlang. Zwei Stunden etwa marschiert, immer noch kein Sabi. Da taucht auf einem Kreuzwege ein einzelner alter Buschkerl auf, behauptet, er wäre aus Fomum und käme gerade von Sabi. Also als Führer requiriert. Biegt nach Nordosten ab; nun, wollen sehen. Die Banyang lassen uns jetzt in Ruhe. Von 4^{00} bis fast 6^{00} p. m. marschiert, bergauf, bergab, miserabeln Buschweg und noch kein Sabi. Jetzt ward's mir klar, der Kerl führt falsch; wir hatten allmählich das reinste Laufschritttempo, mufsten also schon längst in Sabi sein. Mein Mifstrauen mochte sich auf meinem Gesicht ausprägen; plötzlich springt der angebliche Fomummann in den Busch seitwärts. Ein Hieb mit meinem Balispeer, den ich als Stock führte, traf ihn in den Nacken. Im Nu gepackt und in nicht mifszuverstehender Weise mache ich ihm begreiflich, wenn ich nicht heute Nacht in Sabi schliefe, dann — Gebärde des Kopfabschneidens. Sogleich schlug er eine andere Richtung ein und 20 Minuten später betraten wir die Farmen von Sabi. Ich war bei der ganzen Geschichte und dem halben Laufschritt mit meinem Vortrupp (nur 20 Mann) dem anderen Teil weit voraus, grofser Fehler; und nun, zweiter Fehler, zog ich mit dem blutenden, gebundenen Kerl und meinen paar Soldaten gleich ins Dorf ein. Grofses Geschrei und Aufregung. Den Fehler einsehend, zog ich, nun absichtlich langsam gehend, feuerbereit zum Häuptlingsgehöft, liefs den Häuptling rufen (kannte ihn ja von früher), packe ihn sofort als Geisel und nun (in Sabi kenne ich mich aus) schreite ich einem erhöhten Hüttenviertel zu; dort Aufstellung genommen. Nach einer bangen halben Stunde trafen Träger und Nachtrupp wohlbehalten ein. Todmüde. Nachts natürlich in Bereitschaft geblieben."

„Banti, 11. VII. 92. Bereits um 5^{30} a. m. abmarschiert. Sabihäuptling mitgenommen. Regen den ganzen Tag, Wege grundlos. Über den Sabibach führt Hängebrücke, an deren Zerstörung die überraschten Banyang nicht gedacht; der »Kriegsschauplatz« war wohl zwischen Mi-Yimbi und Sabi gedacht gewesen. Sabi nahm ich bis fast Banti mit, dann liefs ich ihn laufen. Marsch ohne jede Störung. 9^{00} a. m. am letzten gröfseren Wasser vor Banti angelangt; gerade noch ging das Durchwaten, doch schon brauste es mächtig über die gewal-

tigen Felsblöcke. Nun war ich wieder im Babegebiet und in Freundesland. Hoffe die Banyang merken sich die Lektion. 9^{45} a. m. in Banti angelangt; blieb hier . . ."

Am nächsten Tage ging es wieder hinauf nach Bamesson. Hier mufste ich einen Rasttag einschalten; ein Teil der Träger war in Banti liegen geblieben und schleppte sich erst im Laufe des 13. bis herauf auf die Höhen. Einer davon versicherte mir, so schlechte Wege habe er noch nie gesehen und ich liefe schneller wie ein Affe! In diesem Fall war der Vergleich schmeichelhaft.

Der alte Nu-Taku (so hiefs der Häuptling von Bamesson) hatte von dem ganzen palaver im Banyangland bereits Kenntnis und von ihm erfuhr ich auch die Vorgeschichte: Mehrere Banyanghäuptlinge, darunter der alte Feind des Weifsen, Difang, ferner der von Sabi und Fomum hätten Blut getrunken: wenn die Trockenzeit käme, den Weifsen zu bekriegen. Auch ihn, Nu-Taku, wollten sie dazu veranlassen. Nun war ich bereits in der Regenzeit im Banyangland erschienen; daher der Mangel an einheitlichem Vorgehen. Es operierte jeder der Verbündeten auf eigene Faust. So schlugen Difangs Leute auf meinem Marsch von Tinto nach Ntok-Difang los. Dann erschien ich einige Zeit später in Fomum. Da waren infolge meiner Marschverzögerungen schon etwas mehr Vorkehrungen möglich gewesen und traf ich wohl gerade an dem Tage in Fomum ein, als sich die aus dem Fomumgebiet dortselbst sammelten. Sie fühlten sich noch nicht genügend stark, gleich offen feindlich aufzutreten; deshalb der Vergiftungsversuch. Jetzt kam der in den Augen der Neger schwere Verlust von etwa 25 Mann, der um so tieferen Eindruck machte, als in wenig Sekunden durch das Schnellfeuer meiner Leute gleich 16 Mann fielen. Nun ward der letzte Trumpf ausgespielt: ein angeblicher Führer sollte mich im Busch so lange herumschleppen, bis ich irgendwo nahe bei Sabi zu biwakieren genötigt gewesen wäre. Unterdessen hätten wohl Fomum und Sabi ihre Kriegsmacht verstärkt und vereinigt und nachts das Lager überfallen. Die Plänkeleien nach Verlassen von Fomum waren keine ernstgemeinten Angriffe. Aber auch dieser schöne Plan schlug fehl: ich tauchte doch auf einmal noch in Sabi selbst auf und fing mir den Häuptling als Geisel ein.

Meine Hoffnung, die Banyang möchten sich die erhaltene Lehre hinter die Ohren schreiben, hat sich übrigens erfüllt: anstandslos verkehrten, solange ich fortan auf Bali safs, Karawanen hinauf und hinunter und die Stationen in ihrem Gebiet, Mi-Yimbi und Tinto, wurden in keiner Weise von ihnen belästigt.

Am 14. Juli 1892 zog ich wieder in Baliburg ein. — —

Wie verhängnisvoll unter Umständen die Führerfrage für eine Expedition werden kann, dafür hatte mir diese meine Streife wieder neuen Beweis geliefert.

Schwierigkeit der Führer- und Dolmetscherfrage.

Gute, redliche Führer zu finden, sowie das Glück, ebensolchen Dolmetscher zu besitzen: beides entscheidet nicht selten über Wohl und Wehe einer Expedition. Beide Momente gehören zu den wichtigsten, aber auch zu den schwierigsten auf Reisen in Westafrika.

„Der Dolmetscher", sagt Zintgraff, „soll den Mut und die Ehrlichkeit des Soldaten mit dem Verstand und der Gewandtheit des Diplomaten vereinigen. Fortwährenden Versuchungen und Bestechungen ausgesetzt, hat er doch gleichzeitig das Bewufstsein, in seiner Thätigkeit wenig überwacht werden zu können."

In denjenigen Länderstrecken Afrikas, wo eine Sprache auf grofsen, räumlichen Ausdehnungen gesprochen oder wenigstens verstanden wird, wie z. B. im westlichen Sudan bis herunter nach Adamaua die Haufsasprache, kann dieses wichtige Bindeglied vom Standpunkt der einfachsten Verständigungsmöglichkeit aus allerdings entbehrt werden. Gehört doch eine wenn auch oberflächliche Kenntnis der Haufsasprache zu den Vorbereitungen in der Heimat. Unbedingt notwendig ist der Dolmetscher auf Reisen in Gebieten, die von verschiedensprachigen, kleinen Stämmen bewohnt sind; so in Nord-Kamerun im Waldland und in den südlichen Gebieten des Graslandes. Aber auch in ersterem Falle kann ein Dolmetscher nicht wohl entbehrt werden, weil die Schwierigkeit einer Verständigung da und dort nicht blofs in Unkenntnis oder mangelhafter Beherrschung der betreffenden Negersprache liegt, sondern fast mehr noch darin, in längeren gewichtigeren Unterhandlungen sich dem Gedankengang und dem Auffassungsvermögen des Negers anzupassen. Das kann nur der Dolmetscher, eben wieder ein Neger.

Nebenbei bemerkt will das im Graslande streng beachtete Hofceremoniell, dafs der Verkehr des Häuptlings mit dem eines anderen Stammes oder mit dem Weifsen nie unmittelbar, sondern stets durch Dolmetscher stattfindet, auch wenn Audienzgeber und -empfangender ganz gut derselben Sprache mächtig sind.

Gleiche Schwierigkeit bereitet die Führerfrage. Dazu kommt, dafs diese stets wieder aufs neue an den Expeditionsleiter herantritt. Der Neger hockt im allgemeinen sein ganzes Leben lang zwischen seinen vier Pfählen, in Westafrika den länderdurchwandernden Haufsahändler ausgenommen; über sein Stammesdorf hinaus, wenn's gut geht, sein

Stammesgebiet und allenfalls noch ein Stück ins Nachbarland hinein; weiter weiſs er nicht Bescheid. Es hängt das innig mit dem Zwischenhandel zusammen. Aber auch auf ihm bekannten Pfaden hält es aus den verschiedensten Gründen oft, nur zu oft auſserordentlich schwer, Führer zu erhalten. Stundenlanger palaver bedarf es meist, den Häuptling zu bewegen, wegekundige Leute bis zum nächsten Stamm mitzugeben; nicht selten dauert es Tage, sogar Wochen. Und dann ist der versprochene Führer beim Aufbruch so und so oft nicht da, läuft unterwegs davon oder führt aus eigenem Trieb oder auf Grund entsprechender „Weisung von oben" falsch. Im nächsten Ort oder Gebiet beginnt der Tanz aufs neue.

Der Kompaſs giebt ja wohl die Marschrichtung im groſsen an, gestattet annähernde Kontrolle des Führers — und wenn's sein muſs, schlägt man sich nach ihm auch mal einen oder ein paar Marschtage durch die Büsche; auf die Dauer ist der Führer unentbehrlich. — —

„Die einzige, aber groſse und ständige Sorge des Reisenden", habe ich am Beginn dieses Abschnittes gesagt, „ist die Überwindung der Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen entgegensetzen."

Inwieweit erstere im Nordhinterlande von Kamerun vielgestaltig stets aufs neue Hindernisse vor dem vorwärts strebenden Forscher aufzutürmen weiſs und ihm nur ziemlich spärlich bemessene, dann aber von dem ganzen unsagbaren Reiz der Wildnis durchstrahlte Lichtblicke gönnt, wollten meine Marschschilderungen veranschaulichen. Auch das zweite Kampfmittel haben sie gestreift, das Afrika gegen den kühnen Eindringling ins Treffen führt: die Menschen.

Hemmend heftet es sich ihm an die Fersen in Gestalt des einzig möglichen Transportmittels, der Träger; hemmend zumeist, aber auch nicht selten offen feindlich, tritt es in den Weg in Gestalt der Eingeborenen der zu durchwandernden Gebiete selbst.

Verhalten der Eingeborenen gegen den Forscher.

Wie stellt sich der Eingeborene zu dem Unternehmen des Weiſsen, das alte Rätselland Afrika zu erschlieſsen? Häufig geradezu feindselig, fast immer argwöhnisch, selten von Beginn an freundlich. Die thatsächlich reine Absicht des Forschungsreisenden, der reine wissenschaftliche Zweck sind ihm vollständig unerklärlich und unverständlich, also auch unglaublich. Er sucht einen materiellen Hintergedanken und da ist ihm der naheliegendste: der Weiſse will Handel treiben oder Sklaven fangen. In beiden Fällen kommt er, der Neger, schlecht weg. Auch der Aberglaube läſst ihn in dem ihm unerfindlichen Gebaren des Reisenden bedenkliche und gefährdende Handlungen erblicken.

Religiöse und noch weit mehr materielle Furcht also erzeugt in ihm den Wunsch, dafs der weifse Forscher sein Gebiet nicht betrete; veranlafst ihn, offen und versteckt, je nachdem, gegen ihn zu arbeiten.

Wohl verstanden, ich spreche hier nur von dem thatsächlichen reinen Forschungsreisenden! Dafs koloniale Absichten vom idealen Rechtsstandpunkt aus eigentlich nichts anderes als eine Vergewaltigung bedeuten, das dürfen wir — unter uns — schon eingestehen. Ihnen gegenüber befindet sich der freie Eingeborene in berechtigter Notwehr, und wir sind nichts anderes als Eindringlinge. Wenn wir auch nicht gleich den Konquistadoren auftreten, nicht mit Feuer und Schwert zerstören, wie jene ein Inkareich, ein blühendes Tenochtitlan zertrümmert haben: an der Thatsache ändert das nichts. Diese Thatsache, insbesondere die für Behandlung des Negers daraus sich ergebenden Folgerungen, dürfen wir nie vergessen; leider geschieht das bei kolonialem Vorgehen nur zu häufig.

Doch das gehört in ein anderes Kapitel.

Ist der Weifse jedoch einmal zu einem Stamm gelangt, so erwachen beim Neger neue Leidenschaften, dem Reisenden nicht minder gefährlich, ja bedrohlicher; befindet er sich doch gewissermafsen nunmehr in der Falle: Habsucht und Eitelkeit. Die Tauschwaren, die Waffen, alles, was der Weifse mit sich führt, sind in den Augen des Negers wahre Schätze; und es ist ihm wirklich nicht zu verübeln, wenn er beschliefst, sich in den Besitz aller zu setzen, statt mit einem geringen Geschenk zufrieden, den Europäer weiter ziehen zu lassen. Auch die zweite Regung, der Stolz, birgt die Gefahr in sich, dafs dem Weitermarsch Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Der Weifse ist dem Neger ein mit den begehrenswertesten Sachen ausgestattetes, höheres Wesen, das auch alles können und machen mufs; es hat bessere Waffen, bessere „Medicin“. Dafs er diesem „Gott“ dennoch in der verschiedensten Weise zu Leibe gehen will, ihn zu überlisten sucht, steht damit in keinem Widerspruch — auch Götter werden gestürzt. Nichts liegt näher, als dafs er dieses Wunder sich sichern und damit den Nachbarstämmen gegenüber sich rühmen und brüsten will.

Der Reisende bewegt sich also meist zwischen Skylla und Charybdis: zuerst will ihn der Neger nicht herein- und dann nicht wieder hinauslassen.

Entschieden leichter und klarer liegt der erste Fall. Entweder bin ich zu schwach und kann also nicht weiter vordringen, oder ich bin stark genug, und es bahnt mir schliefslich Gewalt den Weg.

Dann aber auch wieder heraus! O nein, durchaus nicht immer; es machen oft die verschiedensten Umstände die Anwendung des gleichen Mittels nicht mehr möglich. Ein recht beliebtes ist u. a., dafs der Häuptling durch die Träger auf den Führer einen Druck auszuüben sucht, indem er auf den Sinnesmenschen in ihnen spekuliert, ihnen einerseits mit Weibern und Essen und Trinken ein wahres Kapua schafft, andererseits durch Schilderung der schrecklichsten, beim Weitermarsch unfehlbar drohenden Gefahren die Furcht weckt.

Auch ist zu bedenken, dafs ein weiterblickender Häuptling, namentlich wenn er sich mächtig fühlt, die ersten Regungen des Argwohns und Mifstrauens unterdrückt und den Eintritt gar nicht sonderlich verwehrt. Dann aber schliefst die Habsucht die Falle um so fester zu.

Was den Baliherrscher Garega so fest und unentwegt am Weifsen halten liefs, war zum guten Teil Habsucht. Habsucht niedriger Art nach dauerndem Genufs und Zufuhr der neuen Schätze; Habsucht mit höheren Beweggründen. Im Verstand und in den Waffen des Weifsen sah er das Mittel, dem Ziel seines glühenden Ehrgeizes näher zu kommen: allgewaltiger Herrscher im ganzen Grasland zu werden. Er sagte das auch mit ganz verblüffender Offenherzigkeit: „Ich könnte euch ja töten, wie eine Antilope bei den Grasbränden, ich könnte euch und eure kleine Trägerschar zermalmen, wie ein Weib das Maiskorn auf dem Stein zermalmt, aber ich will nicht eure Köpfe und eure Koffer, ich will die Klugheit des Weifsen!“

Diese höhere Stufe der Habsucht kann, vom Weifsen geschickt benutzt, Mittel zum Zweck werden. Im gegebenen Fall ist sie es auch geworden. Anhänglichkeit, Bundesgenossenschaft und schliefslich geradezu Freundschaft bauten sich auf ihr auf.

Ist oder bleibt die Begierde aber rein materiell, so beginnt nunmehr systematisch das schamloseste Auspressen. Mit offener Gewalt sich der Schätze des Weifsen zu bemächtigen, scheut auch ein übermächtiger Häuptling in den meisten Fällen.

Gewifs stöfst der Forscher nicht immer auf derartig mehr oder weniger offen feindlich gesinnte Eingeborne; auch freundliche Aufnahme vom ersten Augenblick an findet er. Aber häufiger ist, wie gesagt, das geschilderte Gegenteil der Fall.

Langwierigkeit der Unterhandlungen betreffs Durchzuges u. s. w.

Zum mindesten ziehen sich die Unterhandlungen über Eintritt zuerst, und dann über Weitermarsch, über Führer, ungehinderten Durchzug und Geschenke stundenlang hin. Es ist wahrlich nicht der leichteste Teil der Expeditionsführung, nach ermüdendem Marsche,

nach geistigen und körperlichen Anstrengungen jeder Art, neben wissenschaftlicher Thätigkeit, der Sorge für Verpflegung, den verschiedensten sonstigen palavern bis tief in die Nacht hinein beim flackernden Feuer die Führer-, die Durchzug-, die Geschenkfrage zu erledigen. Stunden der so sehr ersehnten Nachtruhe, des so nötigen Schlafes zur Gewinnung neuer Kräfte für die Ereignisse des nächsten Tages mufs der Führer opfern.

Da mufs sich die passive Schneid zeigen; Geduld, Geduld und nochmals Geduld und Zähigkeit. Alle afrikanischen Diplomatenkünste kommen da auf beiden Seiten zur Geltung. Gut gespielter Zorn ist nicht selten von überraschender Wirkung. Aber nur geschauspielerter, bei dem man innerlich Herr über sich bleibt. Nachtigal erzählt bei Schilderung seines Auszuges aus Kuka, dafs ihm ein alter Ratgeber Scheïch Omars eine Strecke Wegs das Geleite und dabei eine Fülle guter Ratschläge gab, darunter ganz besonders den, „sich vor der unschicklichen und gefährlichen Heftigkeit der Weifsen“ zu hüten.

Auch da, wo man durch Anwendung von Gewalt sich die Strafse für den nächsten Tag mit zweifelloser Aussicht auf Erfolg frei machen könnte, mufs der Führer der so nahe liegenden Versuchung widerstehen, statt stundenlanger Verhandlungen den rauchenden Karabiner das palaver führen zu lassen. Rücksicht auf sich selbst, d. h. auf seinerzeitigen offenen Rückweg, Rücksicht auf einen allenfallsigen Nachfolger andererseits verbieten es. Gerade diesen letzteren Punkt darf der Forschungsreisende niemals aufser acht lassen. Mag der Nachfolger wieder ein Forscher oder mag es der Kolonialbeamte sein; er wird es an Land und Leuten und damit am eigenen Leibe bald merken, wie sein Vorgänger „gearbeitet“ hat.

Ultima ratio.

Die Waffe, der Kampf darf nie und nimmer etwas anderes sein als die „ultima ratio“. Unmittelbare Bedrohung, offene Feindseligkeit, Wortbrüchigkeit, die Notwendigkeit, wenn alle anderen Mittel erfolglos geblieben sind, auf Durchführung seines einmal ernsthaft kund gegebenen Willens zu bestehen, und damit die Macht und Überlegenheit des Weifsen zu zeigen: das sind die Fälle, in denen das Gewehr nicht nur sprechen darf, sondern mufs.

In Einzelbildern nur, mit wenig Strichen hingeworfen, habe ich versucht, westafrikanisches Marschleben in Urwald und Savanne mit all seinen Schwierigkeiten, mit all seinen Reizen zu schildern.

Nicht zum letzten in der Ecke des Golfes von Guinea ist beides, leider der Schwierigkeiten mehr als der Reize, vereint. Aber durch

sie, über sie weg geht der Weg in's Unbekannte; und mächtig lockt Unerforschtes. Im April 1901 bringe ich dieses Kapitel zum Abschlufs, im April 1892 habe ich auf Baliburg in mein Tagebuch geschrieben:

„Ein schöner Blick bot sich mir heute abend auf dem Hügel. Über dem malerischen Waldthal im Osten hingen weifse Wolkenmassen tief herab, das unbekannte Land dahinter verschleiernd — vom Widerschein der untergehenden Sonne ganz blafs zuerst, dann heller und herrlicher in zartestem Rot verheifsungsvoll gemalt. Das sendete seine Strahlen hinauf bis fast zum Zenith in sechs Zacken gleich einer Krone von rotem Gold, die sich dem auf die Stirne drückt, der forschend einmal eindringt in jene Gebiete, wo »das Geheimnis, selten nur entsiegelt, sich lockend um die Länder schlingt«."

Abschnitt IV.

Auf einer Station im Innern.

Bedeutung und Aufgaben einer Station. — Anlage und Bau. — Leben, Lebensweise und Ausrüstung. — Aus Tagebüchern und Briefen auf Baliburg. — Anhang: Meine Balitruppe.

Bedeutung und Aufgaben einer Station.

Dem Schiffe auf hoher See, das vorwärts strebend mit seinem Kiel die Wellen durchschneidet, gleicht die vorwärts strebende, marschierende Forschungsexpedition. Da und dort geht das Fahrzeug vor Anker, da und dort füllt es mit neuen Schätzen und Waren die Ladungsräume — und weiter geht die Fahrt. Das Kielwasser zeigt noch seine Bahn eine Weile lang; dann glätten sich darüber die Fluten und jede Spur seiner Anwesenheit ist verwischt.

Da und dort hält der Forscher stunden-, tage-, wochenlang; wissenschaftliche Ausbeute jeglicher Art festet der Stift in Wort und Bild in der Schreibtafel; Pflanzen und Tiere bereichern die Sammlungen; Geräte und Waffen jeglicher Art, Zeugen der kulturellen Stufe, des Lebens und Treibens der fernen Völker werden aufgespeichert. Aber weiter geht wieder der Marsch, und über kurz oder lang ist die Karawane in den grünen Laubmassen des Urwaldes untergetaucht, das wogende Halmenmeer schlägt über ihr zusammen. Geraume Zeit noch ist der Weifse mit seinem rätselhaften Gebaren und seinen noch rätselhafteren Instrumenten, mit seinen Waffen und begehrten Schätzen Gegenstand des Gespräches der Stämme, die er durchzogen; dann legt sich allmählich die Erregung und schliefslich lebt die Kunde von dem Erscheinen des weifsen Mannes als Sage fort, von den Alten den Jungen erzählt.

Der Wissenschaft ist das durchwanderte Gebiet, oberflächlich wenigstens, erschlossen; für die Praxis ist es lediglich ein geographischer, ethnographischer Begriff.

Das ist mit einem Schlage anders, wenn eine Station sich im Lande erhebt.

Der Forschungsmarsch wirft einen Lichtstrahl nur hinein in das Dunkel unbekannter Länder, ungekannter Völker; eine Station bedeutet vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Errichtung einer ständigen Lichtquelle, in deren Bereichungssektor (als Artillerist weifs ich keine treffendere Bezeichnung) allmählich volle Klarheit und Helle über alles verbreitet werden mufs; je gröfser der Radius, desto besser.

Wissenschaftliche Aufgabe und Bedeutung.

Vom realen Standpunkt aus bedeutet die Anlage einer Station Besitzergreifung; den Entschlufs, festen Fufs im Lande zu fassen. Wo das Klima es nur erlaubt, soll eine Station Anschliefsungspunkt für Ansiedlungen werden; in militärischer Beziehung ist sie Stützpunkt, Operationsbasis.

Praktische Aufgabe und Bedeutung.

Das haben die alten Römer gewufst, drum sangen ihre Legionen:

„Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt,
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heil'ger Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom
Zum Staunen der Barbaren.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nah'n sich des Liktors Stäbe.
Wir bringen eine schön're Welt:
Den Ölbaum und die Rebe.

Wir bauen Strafsen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den eh'rnen Schritt, den Siegesschritt
Der Schlachtkohorten tragen."

An ihren „Strafsen von Granit" — Anlage von Verkehrsverbindungen, Strafsen hängt ja aufs innigste mit der von Stützpunkten, von Stationen zusammen — erhoben sich Kastelle; und diese erst machten ihnen das durchzogene Land zu eigen. Das wufste die Hansa, das wufste der Deutschritter-Orden, dessen Burgen und Festen sich überall im eroberten Preufsenlande erhoben. Die Wälder Nordamerikas und seine Prairieen sind nicht erschlossen worden durch den nomadisierenden Lederstrumpf, sie wurden gelichtet und urbar gemacht durch die Blockhäuser der Hinterwäldler. So wird auch Afrika wissenschaftlich nicht und praktisch erst recht nicht in Besitz genommen durch Expeditionen (so hohen Wert auch sie vom Forschungsstandpunkt aus haben), sondern allein durch Stationen.

Von einem dritten Standpunkt aus mufs schliefslich die Anlage von Stationen betrachtet werden: vom ethischen. Daraus ergiebt

Kulturelle Aufgabe und Bedeutung.

sich aufser der wissenschaftlichen und realen Aufgabe als weitere die kulturelle.

„Wir bringen eine schön're Welt . . .“ Die wahre, echte Kultur, die vervollkommneten Werkzeuge des Friedens zu bringen und ihre Handhabung zu lehren, die Ergebnisse jahrhundertelangen Ringens höher stehender Nationen, und damit die noch auf tieferer Stufe stehenden Eingeborenen emporheben; die Religion der Menschlichkeit und der Bruderliebe zu verkündigen: das wäre die menschlich schönste Aufgabe! In solch idealer Vollkommenheit sie zu lösen, bleibt freilich ein idealer Wunsch. Um das zu können, müfsten wir Kulturmenschen selbst innerlich bessere Menschen sein als die „Wilden“. Das sind wir leider nicht; wir sind nur zahmer, aber nicht besser. Was wir lehren sollen, thun wir selbst nicht. Wir verzehren unsere lieben Mitmenschen allerdings nicht mehr im buchstäblichen Sinne, wohl aber im figürlichen. Den Kampf ums Dasein kämpfen wir Kulturmenschen so gut noch wie jene Naturmenschen, höchstens weniger offen, weniger ehrlich als diese; wir kämpfen ihn „rastlos und unerbittlich verzehrend von Mann gegen Mann, von Weib gegen Weib, von Volk gegen Volk, von Klasse gegen Klasse, von Stand gegen Stand, in unzähligen und buntwechselnden Formen, aber im Wesen immer dasselbe: Krieg aller gegen alle. Im Verlauf desselben tönt dann und wann in das Höllengetöse des wüsten Kampfwirrsals eine Stimme herein wie aus Himmelshöhen und verkündet Frieden unter den Menschen; so der Buddhismus, so das Christentum. Die Völker horchen auf, staunen ob der frohen Botschaft, fühlen zerknirscht: ja so wäre es gut und schön, wir Menschen sollten Brüder sein; — — und morgen treiben sie es, wie sie es gestern getrieben“. (Scherr.)

Verzeihung für meine Abschweifung. Ich stehe schon wieder auf festem Boden; auch bei der kulturellen Aufgabe. In der Wirklichkeit bleibend, können und sollen wir sie in menschlich schöner Weise bethätigen: lehren wir den Naturvölkern den Gebrauch unserer Geräte für Ackerbau und Gewerbe, lehren wir sie mildere Sitten und — halten wir ihnen möglichst lange unsere, aus der Kultur geborenen Laster ferne.

Die Station in der Auffassung der Eingebornen.

Der Eingeborne wird in einer Station entweder eine Zwingburg sehen, oder den Entschlufs des Weifsen, ein „Dorf“ bei ihm zu bauen, mit Freuden begrüfsen. Das erstere wird der Fall sein, wenn das Gewehr vorher gesprochen hat. Dann ist es Aufgabe des Stationschefs — stets eingedenk, dafs eigentlich der Weifse der Eindringling ist, der Neger in gerechter Notwehr gehandelt hat —, auf friedlichem

Wege die Eingebornen an sich heranzuziehen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Durch Voranstellung der kulturellen Aufgabe mufs er das thatsächlich mit Festsetzung in einem fremden Gebiet begangene Unrecht in civilisatorische Segnung wandeln.

Häufiger tritt das zweite Moment ein. Aus den am Schlusse des vorigen Abschnittes geschilderten Leidenschaften wird das Verlangen nach dem „Besitz“ des Weifsen herausgeboren und der Bau einer Station befriedigt ja dieses Verlangen. Der Habsucht hält der Stolz fast die Wage. Ich finde in meinen Aufzeichnungen an verschiedenen Stellen die Bemerkung über die Freude, über den Stolz Garegas darüber, dafs der Weifse bei ihm sich niedergelassen. So oft Gesandtschaften anderer Stämme zu ihm kamen, bei den grofsen Tänzen im Dorfe drüben bat er jedesmal durch eine feierliche Einladung um unser Erscheinen; und man konnte ihn empfindlich strafen, wenn man dieser Bitte nicht Folge leistete.

Ein weiterer Umstand tritt hinzu, den Eingebornen die Anlage einer Station begehrenswert zu machen: das Gefühl der Sicherheit, des Schutzes; zum mindesten, wie es bei Garega der Fall war, die Hoffnung auf Unterstützung bei Ausdehnung des Machtbereiches.

Das wird vielfach mit den kolonialen Interessen des Europäers zusammenfallen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, dafs Ende 1891, nachdem die neue Feuerwaffe des Weifsen bei Bestrafung verräterischer Dörfer so kräftig mitgesprochen hatte, nachdem die Salven des bestausgebildeten Zuges meiner Schutztruppe das Staunen fremder Gesandtschaften hervorgerufen und beides rasch weit im Lande bekannt geworden, einige mehrere Tagemärsche nördlich Baliburg wohnende Stämme um Anlage von Stationen bei ihnen baten. Die Veranlassung war das Gerücht von einem Krieg im Norden; wahrscheinlich eine von den Herrschern in Gaschka und Donga unternommene gröfsere Sklavenrazzia.

Stationen: Träger der Aufgaben der Kolonie.

In Bethätigung der drei Aufgaben nach wissenschaftlicher, realer und ethischer Richtung sind die Stationen in einer Kolonie die Träger der Aufgaben der Kolonie selbst. Denn Stationen sind das Knochengerüst einer Kolonie. Ein paar Faktoreien, ein paar Plantagen, an der Küste klebend, sind noch keine solche. —

Im Schall des ersten Axthiebes gegen den ersten Baum des unberührten Urwaldes, den der Weifse zum Bau einer Station fällen läfst, erklingt das Mahnwort für ihn, dieser dreifachen Pflichten fortan zu gedenken. Zugleich damit aber durchzieht ein Gefühl der Schaffensfreudigkeit die Brust, das, ebenso wie jenes der schrankenlosen Freiheit

auf einem Marsch ins Unbekannte hinein, nur der nachzufühlen vermag, der beide in vollen Zügen getrunken hat.

Mir ist auch dieser Reiz der Wildnis beschieden gewesen. Einmal im Waldland, als am 3. Juli 1891 der erste Urwaldriese auf einer Anhöhe in der Hügellandschaft von Batom zwischen Dikumi und Kokobuma krachend zu Boden splitterte, um Raum zu schaffen für die von mir dort angelegte Batomstation. Das zweite Mal oben im Grasland, als ich daran ging, die Station Baliburg auszubauen, genauer gesagt — ohne Zintgraffs Thätigkeit zu schmälern — von Grund aus um- und neu zu bauen.

Anlage und Bau.

Die angedeuteten Aufgaben treten an jede Station heran, mag sie in West- oder Ostafrika, im Süden oder Norden in unerforschten Gebieten angelegt werden.

Anders ist es mit Bau und Anlage derselben. —

Ich wiederhole meine Warnung, durch Übertragen der Schilderungen von und auf räumlich weit getrennte Gegenden, wenn auch im gleichen Erdteil gelegen, unrichtige Bilder und Vorstellungen zu schaffen; ich wiederhole, dafs ich in meinem ganzen Werke eben nur vom Nordhinterland von Kamerun vom Monga ma loba bis zum Benuë, also von einem kleinen Bruchteil des äquatorialen Westafrika spreche. —

Wahl des Bauplatzes

Die Wahl des Bauplatzes ist von verschiedenen Gesichtspunkten beeinflufst. Politische, militärische, materielle und gesundheitliche Rücksichten wollen und sollen beachtet werden. Und wie das zu Hause in ähnlichen Lagen auch der Fall zu sein pflegt: allen zugleich kann man mit dem besten Willen nicht gerecht werden. Ich meinesteils bekenne mich offen zu der Anschauung, dafs die beiden erstgenannten gegenüber den letztaufgeführten, insbesondere dem gesundheitlichen Moment, zurücktreten müssen. Was hilft mir die herrlichste politische und strategische Lage, wenn die ganze Stationsbesatzung, der Weifse voran, krank am Fieber liegt, weil eben der Platz ein Malariaherd ist. Nach Lage der Dinge mufs abgewogen werden, welcher Gesichtspunkt im gegebenen Fall der wichtigste ist. Lassen sich alle vier berücksichtigen, um so besser; eine leidliche Übereinkunft wird der praktische, buscherfahrene Stationschef immerhin meist zu treffen imstande sein.

Zwei grundsätzlich zu beachtende Regeln sind folgende: Der Baugrund mufs vollkommen trocken sein; der Platz darf sich nicht in der

Nähe von Sümpfen befinden, mufs zum allermindesten vor den aus ihnen kommenden Winden, die seine Miasmen mit sich führen, vollkommen geschützt liegen. Dabei hängt es natürlich ganz von den Umständen ab, ob einer Anhöhe (was vom militärischen Standpunkt aus vorteilhaft, ja notwendig wäre) oder einer Senkung der Vorzug zu geben ist: in einem Fall kann der Platz durch einen dahinter liegenden Hügel vor den Ausdunstungen jenseitiger Wasseransammlungen geschützt sein und deshalb besser am Fufse der Anhöhe gewählt werden, während im anderen zweifellos auf dem Rücken desselben gebaut werden mufs. Die unmittelbare Nähe einer Quelle, eines fliefsenden Gewässers überhaupt, für Trinkwasser und Badegelegenheit ist ein zweites unbedingt nötiges Erfordernis.

Von den fünf Stationen, die wir allmählich angelegt hatten: Barombi, Batom, Tinto und Mi-Yimbi im Waldland, Baliburg im Grasland, war es eigentlich nur Tinto, das den vierfachen, vorangeführten Forderungen zugleich entsprach und zwar geradezu in selten erreichbarer Vollkommenheit. Mitten im Banyanggebiet an der grofsen Heerstrafse, in die die zahlreichen Handelswege nach und von Westen einmünden, auf einer weithin das ganze Gebiet beherrschenden Anhöhe oder vielmehr einem langgestreckten Rücken gelegen, schweifte von ihr der Blick nach Süden, Osten und Westen über ein gut Stück des gesamten Waldlandes, in dem bald da und dort aufsteigender Rauch zahlreiche, verborgene Ortschaften verrät, während im Norden und Nordosten über das Urwaldmeer bereits die Höhenzüge des Graslandhochplateaus verschwimmend den Horizont abschliefsen, die gewaltigen südlichen Grenzmarken West-Adamauas. Das reiche Land der Banyang bot Lebensmittel jeglicher Art in Fülle, und zwischen Station und dem kleinen auf dem gleichen Höhenrücken gelegenen Orte Tinto rieselte eine Quelle zu Thal. Der Kaufpreis für den ganzen Hügel nebst den paar Hütten von Tinto betrug 4 Steinschlofsgewehre, 4 Blechbüchsen Pulver und 4 Stücke Zeug.

Grund-erwerbung.

In diesem Falle mufste der Anlage der Station ein Kauf des Bodens vorangehen, weil der Hügel teils mit Hütten teils mit Pflanzungen, dem Häuptling von Nfo-Tabe gehörig, bedeckt war, also das Land bereits einen Herrn hatte. Mit Gewalt sich da hineinzusetzen, wäre ein schwerer Fehler gewesen; denn oberster Grundsatz mufs friedliche Politik sein. Sonst d. h. auf unbebautem, ungerodetem Boden findet Kauf nicht statt, denn es ist afrikanisches Landrecht: nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst urbar macht und bebaut.

Station: Spiegelbild ihres Erbauers.

Was den Bau selbst und die ganze Anlage einer Station betrifft, kann ich dreist sagen: jede Station trägt den Stempel ihres Erbauers. Wer mit dem Busch vertraut ist, erkennt sofort, ob ein Neuling oder ein Erfahrner sie angelegt hat. Nicht in der Gröfse und Ausdehnung, der Zahl der Gebäulichkeiten und dergl. kommt das zum Ausdruck; das richtet sich ganz nach dem Zweck der Station, den örtlichen Verhältnissen, der Stärke der beabsichtigten Belegung des Platzes und vielem andern mehr. Sondern im Baumaterial und den Nebenanlagen. Ich brauche nicht zu wiederholen, dafs ich von Stationen im Innern spreche. An der Küste kann man ja eigentlich nicht von Bau sprechen, was ich darunter verstehe. Da ist die Sache sehr bequem: die treffliche Firma Schmidt in Altona verpackt ein fertig gebautes Haus auf den Dampfer und draufsen wird es ausgeladen, zusammengesetzt und der „Bau“ ist fix und fertig.

Anders geht das im Innern. Ich will nur ein Bindemittel nennen, ohne das man sich zu Hause auch die Aufrichtung des luftigsten Gartenholzhauses nicht denken kann: den eisernen Nagel. Den kennt man im Innern Afrikas nicht, benötigt und vermifst ihn auch nicht sonderlich. Von Kalk, Ziegelstein, Brettern u. s. w. ganz zu geschweigen; womit ich aber nicht sagen will, dafs man sich diese Dinge draufsen nicht schaffen soll und kann.

Einheimische Baustoffe und einheimische Bauart.

Wie bei der Verpflegung des Körpers, so mufs auch beim Bau der europäischen Einzelwohnstätte im Waldland und Grasland oberstes Gesetz sein: mit dem einheimischen, also landesüblichen Material und nach landesüblicher Art zu bauen. Und wie ich dort betont habe, dafs man sich die einheimischen Rohprodukte durch europäische Kochkunst ganz gut schmackhaft machen kann und soll, so sage ich auch hier nicht, dafs man sich wie der Neger auf seiner Bambuspritsche rädern lassen oder in einer stockdunkeln Negerhütte hausen soll, sondern verlange geradezu, dafs man sich möglichste europäische Behaglichkeit schaffe; aber eben mit einheimischen Baustoffen. Und das geht auch ganz vortrefflich.

Was für einen Ballast man sich durch Mitschleppen von Tischen, Stühlen, Betten und weifs Gott was allem behufs Ausstattung einer Station bei Befolgung meines eben niedergeschriebenen Grundsatzes erspart, bemerke ich nur nebenbei. Auch die gesundheitliche Bedeutung, wenn man selbst draufsen den Schreiner, Tischler und Zimmermann macht, will ich blofs andeuten; von der Freude ob eines gelungenen, selbst gefertigten Einrichtungsgegenstandes gar nicht zu reden.

Also einheimisches Baumaterial, landesübliche Bauart!

Demgemäfs wird man im Waldland die Häuser der Station aus Baumstämmen bauen und das Dach mit Palm- u. s. w. blättern eindecken; im Grasland aus den dicht gefügten, dicken Blattrippen der Raphiapalme, mit Lehm die Seitenwände aufsen und innen bewerfen und das steile, mit Gras warm und dicht belegte Dach daraufsetzen. Die Verschiedenheit der Bauart ist begründet in der klimatischen, überhaupt der ganzen topographischen Verschiedenheit. Abgesehen von letzterer — unter anderem findet sich einfach das Baumaterial des Urwaldes oben in der Savanne nicht und umgekehrt — liegt in der ersteren ein weiterer sehr triftiger Beweggrund, der Landessitte zu folgen: die gesundheitliche Rücksicht. Die jeweils übliche Bauart hat sich zweifelsohne aus Erfahrung in dieser Beziehung bei den Eingeborenen herausgebildet. In den feuchten, warmen Tropenniederungen des Urwaldes ist Hauptbedingung freierer Zutritt und Durchzug der Luft (in Wohnung wie bei der Kleidung): das gestattet die leichte, luftige Waldlandhütte, die also aus sanitärem Grunde einer undurchlässigen Wandfügung aus Steinen oder Brettern weit vorzuziehen ist. Anders oben im rauhen, kalten Grasland. Hier verlangten die niedrigere Temperatur, die kühlen, geradezu kalten Nächte gebieterisch warme, dichte Eindeckungen nach oben und den Seiten: dem entspricht die festgefügte, lehmbeworfene, grasgedeckte Hütte des Hochländers.

Verbesserungen.

Und nun die anzubringenden Verbesserungen an den Bauten selbst.

Die erste und wichtigste ist, den Boden der bewohnten Räume über den gewachsenen Boden zu legen, mindestens 1 m. Im Waldland läfst sich das durch eine Art Pfahlbau (Rost) leicht bewerkstelligen; im Grasland stellt man einen Unterbau von Steingeröll, Kies oder sonstigem porösen Material her, auf den das eigentliche Haus gestellt wird. Zweck in beiden Fällen ist: dem Wind ein Hinstreichen unter dem Fufsboden zu verstatten, also Luftzutritt und Erreichung gröfstmöglicher Trockenheit. Der Pfahlbau im Waldland gewährt aufserdem noch die Annehmlichkeit, die also geschaffenen, unter den eigentlichen Wohnräumen liegenden Gelasse als Aufbewahrungsräume, die unter steter Aufsicht des Bewohners stehen, zu benutzen, und spielt überdies vom Sicherheitsstandpunkt gegen etwaige zwei- und vierbeinige Angreifer eine nicht zu unterschätzende Rolle. Gelegentlich der in Abschnitt I. erwähnten Meuterei unserer Träger kam uns diese reduitartige Anlage der Mi-Yimbistation recht gut zu statten.

Dann ist, in Verbesserung der primitiven Bauart der Eingeborenen, zum Schutz der Hauswände gegen Regen, zur Ermöglichung eines

angenehmen, sonnengeschützten Aufenthaltes in freier Luft und zur Kühlerhaltung der Wohnräume stets eine breite Veranda, am besten ums ganze Haus herumführend, anzulegen. Die namentlich im Grasland kleinen, engen, äufserst unbequemen Thüren der Negerhütten sind in ihrer Bauweise wohl zu übernehmen, aber mit den uns gewohnten Ausmafsen. Fensteröffnungen — mit Schiebeladen nach Art der Graslandshüttenthüren (siehe Abschnitt VI.) — anzubringen ist eine weitere notwendige Verbesserung; die Negerhütten haben bekanntlich keine Fenster. Desgleichen besteht eine Negerhütte stets nur aus einem bewohnbaren Raum; also wird man, um eine gewisse Anzahl solcher in einem Hause zu schaffen, einfach die Seitenlängen vergröfsern und Zwischenwände einfügen. Im Grasland haben wir aufserdem in dieser Beziehung einen neuen Baustil erfunden: 2 oder 4 kleine, einräumige (also Neger-)Hütten mit einem grofsen Dach überdeckt.

Schutz gegen Feuer.

Dringend notwendig ist es schliefslich, möglichste Feuersicherheit gegen Flugfeuer, wenigstens für die Aufbewahrungsräume von Munition und Waren zu schaffen. Meine diesbezüglichen Versuche: Belegen des ebenen Dachbodens mit ausgegrabenen Grasbüschelstöcken, faschinenartig zusammengebundenem Riedgras u. dergl. litten an dem grofsen Mifsstand, dafs dieser Belag immer feucht erhalten werden mufste, sollte er seinen Zweck erfüllen. In einem Aufsatze Wifsmanns las ich (leider erst nach meiner Rückkehr in die Heimat) die so einfache, also doppelt beschämende Lösung dieses Kunststückes: „. . . Man kann eine feuersichere Decke leicht herstellen, wenn man auf die Krone der Wände unter das Dach so dicht als möglich starke Querhölzer legt und so mit einer Lehmschicht bedeckt, dafs diese letztere mit den Wänden des Hauses zusammenschliefst, damit das in Feuer aufgehende Grasdach auf diesem Boden unschädlich verbrennen kann.“

Nachteile der einheimischen Bauweise.

Um gerecht zu sein, dürfen auch die Nachteile der einheimischen Bauweise nicht ungenannt bleiben.

Nächst der Feuergefährlichkeit macht sich, namentlich bei längerem, mehrjährigem Aufenthalt recht unangenehm fühlbar die zerstörende Thätigkeit der Termiten und Bohrkäfer der verschiedensten Art, und insbesondere die geringe Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse, so dafs unaufhörlich Ausbesserungen und Neubauten statthaben müssen.

Wir hatten auf Baliburg recht deutlich zu erfahren, dafs gerade in den Tropen die Elemente „das Gebild der Menschenhand“ hassen. Abgesehen davon, dafs zweimal der Blitz in die Station einschlug, haben Tornadostürme uns zwei Häuser über den Haufen geworfen,

ein andermal mir ein solcher mein eben fertig gebautes Haus schlimm zerzaust und schliefslich das Feuer uns einen gleichfalls gerade fertig gewordenen Bau zerstört.

Ich habe mein Mifsgeschick in einem gewissen Galgenhumor im Tagebuch vermeldet.

„Baliburg, 22. IX. 91 abds. ... »Kaum gedacht, kaum gedacht« u. s. w. — halte heute noch im Vollgefühl eines neugebackenen Hausbesitzers auf der Veranda meine Mittagsruhe, als aus Osten ein Tornado angezogen kam. Eben von der Ablesung der Instrumente wieder im Haus, braust der erste Stofs gleich so gewaltig an, dafs mein erst eine Woche altes Haus in seinen Grundfesten knackt und die Wände aus ihrer rechteckigen Form in eine Raute verschoben sind. Zugleich fliegen die Grasbüschel des Daches wie flatternde Mähnen und der, leider nicht blaue, sondern blauschwarze Himmel schaut herein. Und schon schüttet er seine Wassermassen herunter, herein in meine Gemächer. Der Tisch und alles ist im Nu überschwemmt. Zeichnung mit mühsam konstruierten Wetterkurven lag gerade auf, natürlich beim Teufel; statt der Striche hereingeregnete Grashalme. Einstweilen, bis ich das kaum Gebaute wieder neu zu bauen und einzudecken Lust habe, hab' ich über meinem »Schreibtisch« meinen wasserdichten Poncho mit Buschrob an den vier Zipfeln an der Decke aufgemacht; das Ding hat aber in der Mitte einen Schlitz zum Kopfdurchstecken und hab' ich nun ein Stück Wachsleinwand, von einer Zeuglast stammend, darauf genäht: sitze also unter einem Thronhimmel. Nun ist Tisch und Bett, über dem eine alte Hängematte hängt, wasserdicht. Wenn diese zwei vollgeregnet sind, läuft das Wasser wenigstens seitlich ab. Im übrigen kann's vor der Hand 'rein und 'runter regnen nach Herzenslust . . . .“

Die Feuersbrunst entbehrte nicht eines gewissen dramatischen Hintergrundes; sei mir diese Abschweifung noch gestattet.

„Baliburg, 24. I. 92. Einige Tage bereits lag schon so etwas wie Pulvergeruch in der Luft; Plänkeleien zwischen den Bali und Bandeng. Bald schlichen sich kleine Trupps der erstern ins feindliche Gebiet und brachten ein paar abgeschnittene Köpfe, bald knatterte es in den nördlichen Farmen der Bali als Gegenbesuch. Auf Alarmierung gefafst, waren wir seit mehreren Tagen schon nicht mehr aus den Kleidern gekommen. Heute nacht hatte ich die Wache und gedachte von 6^{00} a. m. ab 'mal gründlich auszuschlafen, zudem ein kleines Fieberchen sich durch Knacken und Ziehen der Gelenke anmeldete . . . Da werde ich, es war zwei Stunden später, durch einen kolossalen Spektakel draufsen, Geschrei und Prasseln wie von Feuer aufgeweckt, mein Junge

kommt hereingestürzt »fuon, fuon, mu mememe« (Herr, Herr, Feuer überall). Wie ich zur Thüre eile, flammt am andern Ende der Station ein Haus hoch im Feuer, die brennenden Grasbüschel fliegen, dazu strömen Massen dunkler Gestalten von allen Seiten an, so dafs ich, noch schlaftrunken, faktisch einen Moment glaubte, die Bandeng hätten ihre militärischen Spaziergänge doch bis zu uns ausgedehnt. Doch diesmal war's noch nicht so weit. Ein dummer Dahome sollte in dem neuen Haus, in dem zum schnelleren Trocknen Feuer brannte, Wache halten, war aber eingeschlafen und die Bescherung war fertig. Es war namentlich höchste Gefahr für das dicht daneben liegende grofse Stationshaus, in dem alle Munition, Tauschwaren u. s. w. lagerten. Im Nu die dem Feuer abgekehrte Seite durchgestofsen, Veranda niedergerissen und die Sachen ins Freie geworfen. Da mufste man unsere Bali sehen, waren in ihrem Element. Wie die Katzen hinauf aufs Dach des gefährdeten Hauses mit ganzen Bananenbäumen und oben im Feuerregen Posto gefafst; andere, durch Leute vom Dorf verstärkt, mit rasch abgehauenen Bananenbäumen 'ran. Massenhaft flogen die nassen, safttriefenden Bäume in die Flammen wie weithin schattende Speere; thatsächlich hier zu Land das beste Mittel, Feuer zu löschen. Und ununterbrochen zogen neue Scharen herauf mit neuen Bäumen gleich Birnams Wald, der gegen Dunsinan heranrückt. Jetzt schaut's auf der Station greulich aus . . ." —

Und nun wieder zum Bau.

Man wird also wenigstens in den Hochländern, wo das Klima dichtgebaute Häuser nicht nur gestattet, sondern sogar fordert, durch solch trübe Erfahrungen gewitzigt dem Bau von Steinhäusern näher treten. Dem Grundsatz, einheimisches Material zu verwenden, wird man darob nicht ungetreu: so ein Steinhaus wird nichts anderes als eine weitere der oben genannten Verbesserungen. Wir haben uns mit Versuchen, Ziegelsteine herzustellen, redlich abgequält; aber mit wenig Erfolg. Dafs das aber geht, ist ganz unzweifelhaft, findet sich doch ausgezeichneter Lehm und Thon allenthalben im Grasland. Die Schuld lag nur an unsern eben sehr geringen Fachkenntnissen und der Kürze der Zeit, die die Station bestehen durfte.

Steinhäuser.

Bis zu welchem Grad in den feuchtwarmen Fiebergegenden des Waldlandes Standfestigkeit und damit Undurchlässigkeit mit den gesundheitlichen Anforderungen sich vereinen läfst, mufs ich der Entscheidung des Arztes überlassen. Ich für meinen Teil würde beides in der Weise zu verbinden suchen, dafs ich auf festem, gemauertem Grund (zur Abhaltung der Termiten) eine leichte, luftige Negerhütte

mit den verschiedenen Verbesserungen aufsetzte. Weht sie ein Tornado um: dann in Gottesnamen lieber wieder eine neue bauen, als in der schwülen Treibhausluft noch in einem festgefügten Stein- oder Bretterhaus sitzen.

Stationsbau im Urwald.

Der Bau einer Station im Urwald ist mühsam und währt geraume Zeit. Zintgraff giebt davon in seinem Werk „Nord-Kamerun“ eine so anschauliche Schilderung, daſs es schade wäre, solche in anderen Worten zu versuchen. „Vor allem gilt es, dem Urwald für die zu errichtenden Baulichkeiten den nötigen Platz abzuringen. Zunächst schlugen die Leute“ (Zintgraff spricht von der Erbauung der Barombistation) „mit breiten Buschhauern alles Unterholz nieder. Die stärkeren Stämme bis zu den gewaltigen Urwaldriesen blieben vorerst noch stehen, da sie durch ein dichtes Lianengewirr untereinander, wie die Masten eines Schiffes durch Taue, verbunden waren. Sorgsam wurden zunächst die Lianen, soweit man sie erreichen konnte, gekappt, da sie vermöge ihrer ungeheuren Zähigkeit nicht nur die Bäume im Fallen aufhalten, sondern ihnen beim Fall auch oft eine unerwünschte Richtung geben. War so unten Licht und Luft geschaffen, dann wurden die kräftigsten und geschicktesten Leute, gewöhnlich 3 oder 4 an der Zahl, an die einzelnen Bäume verteilt und gleichzeitig ihnen die Richtung angegeben, wohin der Baum stürzen sollte. Während diese die stärksten Stämme von oft eisenhartem Holze bearbeiteten, kerbten andere mit kleineren Äxten die Bäume geringeren Umfanges derart an, daſs sie beim Fallen der groſsen umgebrochen und mitgerissen werden muſsten. Viele Stunden währte es oft, bis eines der stärksten Exemplare, die zum Teil einen Umfang von 3 bis 4 m erreichten, so weit gebracht war, daſs ein leichtes Zittern durch den Baum ging und den Augenblick des nahenden Falles verkündete. Alsdann wurden sämtliche Arbeiter zurückgerufen; nur die Baumfäller selbst führten mit äuſserster Kraft die letzten, rasch aufeinander folgenden Schläge, die Wirkung jedes einzelnen Hiebes mit prüfendem Auge verfolgend. Jetzt hört man ein leises Knacken, der Baum »spricht«, sagen die Schwarzen; im Wipfel, in den Ästen, in den herabhängenden Lianen wird eine schwankende Bewegung bemerkbar; die Kraft und Schnelligkeit der Hiebe verdoppelt sich: da, auf einmal ein kurzer, scharfer Krach, die Baumfäller suchen hurtig das Weite, die Zweige bewegen sich heftiger und unter mächtig anschwellendem Knattern und Rauschen neigt sich langsam und majestätisch der Urwaldriese, um plötzlich mit donnerähnlichem, den Boden erschütterndem Getöse zu fallen, zugleich die

kleinern Nachbarn in seinen Sturz verwickelnd und unwiderstehlich mit zu Boden reifsend. Blauer Himmel lacht nunmehr über der Stelle, die noch eben durch ein undurchdringliches Blätterdach in geheimnisvolles Dunkel gehüllt war. Nun geht es mit Messern und Äxten über das chaotische Gewirr der haushoch zum Himmel starrenden Äste her. Alles unbrauchbare Geäst und Wurzelwerk wird möglichst fern vom eigentlichen Arbeitsplatz zu grofsen Haufen aufgetürmt und später verbrannt. Nur die geraden Stämme und Stangen werden sogleich zugehauen und auf der nunmehr entstandenen Waldblöfse aufgestapelt. So geht es fort und nach wenigen Tagen ist bereits ein ansehnlicher Platz geklärt und eine Anzahl Bauhölzer hergerichtet." So weit Zintgraff.

Roden und Lichten des Stationsplatzes ist der mühevollste und zeitraubendste Teil der Arbeit. Der Hausbau geht verhältnismäfsig rasch von statten.

Die nachstehende Abb. 4, nach einer flüchtig von mir entworfenen Handzeichnung einer der Bauten der Mi-Yimbistation wiedergegeben, mag ein solches Stationshaus im Urwald veranschaulichen.

Abb. 4.



Erstes Haus der Mi-Yimbistation.

Hierzu noch einige Mafsangaben: Seitenlänge der quadratischen Plattform 6 m; Höhe derselben über dem gewachsenen Boden fast 2 m; Zimmerhöhe fast 2 m. Dieser Palast enthielt drei Räume oben, unten zwei Aufbewahrungsgelasse für Munition, Tauschwaren und Proviant.

Geraume Zeit noch nach Fertigstellung der Stationsbauten: Wohnhäuser für den oder die Weifsen, meteorologisches Beobachtungshäus-

chen, Küche, Schuppen, Kaserne für die Stationsbesatzung u. s. w., bietet die ganze Anlage eigentlich ein Bild der Verwüstung: die gestürzten Urwaldriesen, halb abgerindete und zubehauene Bäume, 1 bis 2 m hohe Baumstümpfe, Haufen von Wurzelwerk, Lianen, Geäst und Gestrüpp. Allmählich aber klärt sich der Platz bis auf die ganz grofsen Stämme, die eben liegen bleiben müssen. Der beste Bundesgenosse bei den Aufräumungsarbeiten ist das Feuer, von dem man ausgedehntesten Gebrauch macht.

Stationsbau im Grasland.

Gänzlich verschieden natürlich und um ein gut Teil rascher von statten gehend ist der Bau einer Station im Grasland. Die langwierigste Arbeit dort unten im Waldland: das Fällen der Bäume und Entfernen des dichten, wirren Buschwerkes, fällt hier ganz weg. Ist der Platz gewählt, so wird das Gras niedergebrannt oder abgeschnitten und der Bau der Einzelgebäulichkeiten, mit dem Aufschütten des Unterbaues beginnend, kann sofort in Angriff genommen werden. In 1 bis 2 Tagen ist ein Haus im Rohbau fertig, in weitern 3 bis 4 die Grasbedeckung sowie der Lehmbewurf getrocknet, so dafs es 8 Tage nach der „Grundsteinlegung“ bezogen werden kann (siehe Abb. 8, S. 188).

Neben-anlagen.

Die Einzelbauten ständen nun. Damit ist aber erst die Hälfte der ganzen Stationsanlage fertig, es folgen nunmehr die Nebenanlagen. Sie sind es zum gut Teil, in denen der erfahrene Afrikaner vom Neuling auf den ersten Blick sich unterscheidet. Zu ihnen rechne ich: Gemüsegarten, Geflügel- und Viehpark, Pflanzungen, Wege und event. Brücken in der Station und in deren näherer und weiterer Umgebung.

Folgen ist eigentlich nicht das richtige Wort; mindestens gleichzeitig mit dem Bau der Häuser müssen diese Nebenanlagen begonnen werden.

„Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten . . .“

Die Durchführung dieser Arbeiten ist nichts anderes als die folgerichtige Anwendung des auch beim Marschleben stets betonten Grundsatzes: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Ich entlehne auch hier wieder Zintgrafts Worte. „Für den Europäer sind Gemüsegärten, Geflügel- und Viehzucht von allergröfster Bedeutung. Ihre Anlage überhebt ihn des Genusses der Konserven, die, selbst wenn sie sich gut erhalten, auf die Dauer doch geradezu zum Ekel werden und auch wohl vom gesundheitlichen Standpunkt aus niemals einen vollen Ersatz für frisches Fleisch und Gemüse bieten“ (und auch nie frei von den Rockschöfsen Europas,

unabhängig vom Trofs einer Proviantkolonne werden lassen: füge ich hinzu). „Man hat in Afrika sowohl den einheimischen als den aus europäischen Samen gezogenen Pflanzen vom Standpunkt der Küchenchemie aus noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin überzeugt, dafs sie chemische Bestandteile aus dem Boden aufnehmen, welche die mit jedem längeren Tropenaufenthalte verbundene Zersetzung oder Verdünnung der Blutkörper, wenn nicht gänzlich verhindern, so doch auf ein geringes Mafs beschränken.

Und welcher Reiz liegt nicht mitten in der Wildnis im Anblick eines sorgfältig gepflegten Gemüsegartens! Da sehen wir die Kinder unserer Heimat in der befruchtenden Wärme der Tropensonne stark und kräftig emporschiefsen. Wir haben die Aussaat selbst vorgenommen, haben tagtäglich in der trocknen Zeit das Begiefsen überwacht, haben die Pflanzen sorgfältig gegen zu heifse Sonne, gegen die niederprasselnden Tornados geschützt und freuen uns täglich über ihr zunehmendes Wachstum, bis wir sie schliefslich als lecker bereitetes Mahl auf unserm bescheidenen Tische wieder finden. Es sind die Früchte einer nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geist bekömmlichen Arbeit, wodurch mancher Kummer und Ärger vertrieben wird.

Gerade so ist es mit der Geflügel- und Viehzucht — auch sie bieten materiellen Nutzen und zugleich eine reiche Quelle des Vergnügens und der Erholung.

Durch derartige Anlagen und Beschäftigungen erhält der Aufenthalt in der Wildnis erst etwas Wohnliches und Anheimelndes, und die Einförmigkeit des Daseins sowie der Mangel äufserer, geistiger Anregung kommt weniger zum Bewufstsein; denn im grofsen und ganzen schlägt doch auf einer Station des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr und Abwechslungen bilden die Ausnahme.“

Die Anlage von ausgedehnteren Pflanzungen mit einheimischen Produkten hat, abgesehen von vorgeschilderten realen und ideellen Vorteilen, noch eine grofse, praktische Bedeutung darin, dafs wir damit auch die Verpflegsbedürfnisse der ganzen, also auch der schwarzen Stationsbesatzung auf eigenem Grund und Boden erzielen und sicher stellen. Hierdurch verringern wir einmal die Verpflegskosten, indem wir die Lebensmittel nicht in grofsen Mengen von den Eingeborenen kaufen müssen, und dann sind wir unabhängiger von ihrem guten Willen. „Sie erfassen sehr, sehr rasch die Bedeutung der Magenfrage für den Weifsen und seine Leute und sind trotz aller Abmachungen und vereinbarten Marktpreise nur zu oft und leicht zu

dem Versuch geneigt, entweder die festgesetzten Preise zu steigern oder durch gänzliches Einstellen des Verkaufes unter allen möglichen Ausflüchten den Fremdling ihren Wünschen und Ansprüchen gefügiger zu machen. Gerade die Sorge um das tägliche Brot und dieser Kampf ums Dasein läfst am ehesten den Weifsen in den Augen seiner eigenen Leute und bei den Eingeborenen eine geradezu lächerliche und unwürdige Rolle spielen."

Bald hatten wir auf Baliburg Überflufs an europäischen Gemüsen, auf der Station und in Farmen wuchsen einheimische Produkte als unser Eigentum; der Viehpark wies aufser den vier- und zweibeinigen Bewohnern des Landes auch eine Zeitlang fünf Enten auf, die wir mit umständlichster Sorgfalt bis ins Grasland mit heraufgeschleppt hatten. Leider war ihnen nur ein kurzes, afrikanisches Dasein beschieden: eine nach der andern ward von Schlangen totgebissen.

War Zintgraff mein Lehrer im landwirtschaftlichen Ausbau einer Station, so konnte ich hinwiederum meine Berufskenntnisse verwerten bei Wegeanlagen und Brückenbau, sowie namentlich bei der Befestigungsfrage.

Manchmal habe ich zu Hause ob der Maulwurfsthätigkeit meiner Waffe, der Fufsartillerie, gegrollt; hier kam sie mir trefflich zu statten. Der bei der Truppe so oft in die Praxis übersetzte Inhalt der Vorschriften über Batteriebau und Feldpionierdienst hat mir gerade beim Stations- und Wegebau unbezahlbare Dienste geleistet. Ich finde in dankbarer Erkenntnis dessen unterm 29. August 1891 in meinem Tagebuch folgenden Eintrag: „Seitdem ich bei Besprechung der Neuanlage der Station und ihrer Befestigung meinem trefflichen Doktor den Begriff einer Faschine, eines Schanzkorbes, einer Hurde, einer Verankerung u. s. w. klargemacht habe, schwärmt auch er, der einstige Husar, für diese schönen Sachen. Das ganze Grasland hat blofs mehr eine Zukunft, und das ist der Schanzkorb. Spafs beiseite, er wird uns auch recht gute Dienste thun; aber gelungen ist es: der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht. Ich meinte doch annehmen zu können, in Westafrika im Busch, 400 km von der Küste, von Batteriebaustoffen nichts mehr zu hören, und nun: Schanzkorb ist auch hier die Parole; »on revient toujours« . . ."

Nun endlich kann die Station als ausgebaut bezeichnet werden. —

„Ich bin kein schneidiger Leutnant mehr, bin ein behäbiger Bauer", hat mir mein lieber Regimentskamerad Wolfrum, der im Juni 1892 den Heldentod am Kilimandscharo gefunden, einst vom Osten zum Westen herüber in einem lustigen Gedicht geschrieben, in dem er

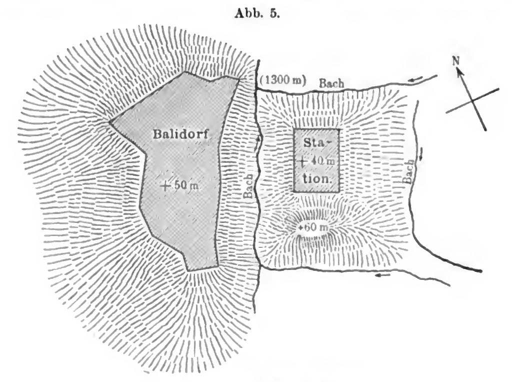
sein Zukunftsbild in Afrika malt. Gewifs, ein „Bauer“ mufs der richtige Afrikaner sein oder werden. Aber der „schneidige Leutnant“ kommt deswegen nicht zu kurz. Der legt, um der militärischen Aufgabe eines Stationschefs gerecht zu werden, Geschütz- u. s. w. Schuppen, Kasernen, Exerzierplatz und Scheibenstand an; wandelt den offenen Platz in ein kleines Fort um.

Militärische Anlagen.

Die Graslandstation Baliburg.

Die Zeichnung veranschaulicht immer besser als viele Worte: ich füge in den folgenden Abbildungen 5 bis 7 die Pläne der Graslandstation Baliburg (seinerzeit im Deutschen Kolonialblatt vom

Abb. 5.

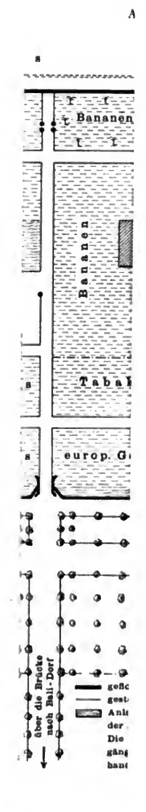


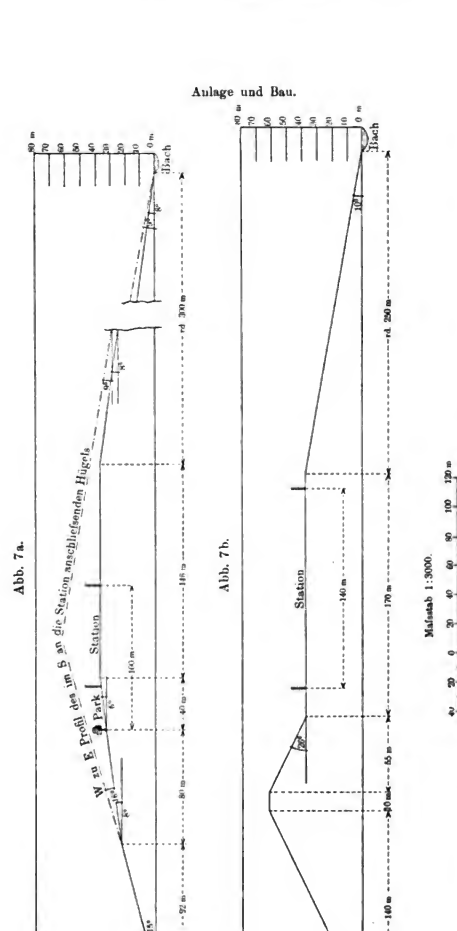
Geländekroki der Station Baliburg.

15. Januar 1893 veröffentlicht) ein. In ihrem von mir vorgenommenen gänzlichen Umbau und der unter meiner Leitung endlich erreichten vollständigen Fertigstellung derselben darf ich sie getrost als mein Werk bezeichnen.

Dem damals mit vorgelegten Begleitbericht entnehme ich zur Erläuterung dienende, teilweise ergänzte Angaben, soweit sie sich auf Lage und Ausbau der Station beziehen und nicht in der Erklärung auf dem Plan selbst (Abb. 6) enthalten sind.

1. Der die Station tragende Höhenrücken ist mit Gras bedeckt, soweit dasselbe nicht für die verschiedenen Nebenanlagen (Wege, Viehpark, Scheibenstand, Exerzierplatz) sowie zur Vermeidung toter Winkel


Bananen
Bananen
über die Brücke
nach Bali-Dorf



Profile des Hügels, auf welchem die Station Baliburg liegt. a. von W z N 7 Strich zu E z S 7 Strich, b. von N z E 1 Strich zu S z W 1 Strich.

und behufs Übersicht entfernt ist. An allen vier Seiten fliefsen an seinem Fufse kleine Bäche, sämtlich überbrückt.

Gleichlaufend zu ihm zieht westlich ein (aber viel längerer) Hügel, auf dem Balidorf liegt, die Station um etwa 8 bis 10 m überhöhend, während andererseits das Dorf von dem im Süden der Station anschliefsenden Hügel um ungefähr 10 bis 15 m überragt wird.

Es gestaltet sich also die gegenseitige Lage, wie in dem Geländekroki (Abb. 5, S. 170) gezeichnet.

2. Zum Ausbau der Station wurde in erster Linie die Stationsbesatzung herangezogen; soweit nötig, aus dem Dorfe selbst Arbeiter gegen einen täglichen Lohn von 1 Yard Zeug angeworben.

3. Die Häuser der Station sind in gleicher Weise gebaut wie die Eingeborenenhäuser; nur sind die Thüren vergröfsert, Fensteröffnungen angebracht, die Grundfläche verbreitert, um die Abteilung in mehrere Räume zu gestatten, und jedes Haus steht auf einem etwa 1 m hohen Unterbau.

4. Die Verpflegung setzt sich fast vollständig aus einheimischen Lebensmitteln nebst hier gezogenen europäischen Gemüsen zusammen, so dafs europäische Konserven, mit Ausnahme von Salz, Thee, Kakao, hier und da Zucker und Milch, fast unbekannte Dinge sind.

An europäischen Gemüsen gedeihen recht gut: Kartoffeln, Spinat, Kohl, Rüben, Schneidebohnen, Kopfsalat, Rettiche, Radieschen.

Reis ist versuchsweise ausgesät; scheint gut fortzukommen.

5. Der Bestand an Vieh und Geflügel (Hühnern) wechselt je nach Verbrauch und Beschaffungsmöglichkeit.

6. Der im Süden anschliefsende Hügel ist als Stützpunkt bei etwaigen Angriffen in Aussicht genommen und dementsprechend zur Verteidigung eingerichtet.

Dieser sachliche Bericht nebst Plänen über die Station Baliburg soll einerseits überhaupt ein Gesamtbild einer ausgebauten Station im Innern Nord-Kameruns liefern, andererseits den Stand der Station selbst Ende 1892 angeben. —

Befestigung von Stationen.

Es erübrigt mir noch, einer militärischen Aufgabe bei Anlage einer Station näher zu treten; der Befestigung einer solchen. Dafs eine solche statthaben mufs, mag die Station in Feindes- oder Freundesland angelegt werden, ist sicher.

Ich habe in dieser Beziehung nur über Sondererfahrungen zu verfügen, die keinen Anspruch auf allgemeine Geltung haben.

Im Waldland habe ich mich eigentlich nur auf dem Durchmarsch

aufgehalten. Wohl habe ich den ersten Baum gefällt zum Aufbau der Batomstation und ihr vorerst einziges Gebäude unter Dach und Fach gebracht; acht Tage später ging's aber schon wieder weiter vorwärts zur nächsten Etappe nach Nguti und nach Mi-Yimbi. Auch dort safs ich (noch dazu unfreiwillig, wie man sich erinnern wird) gleichfalls nur drei Wochen; und wie die Dinge in dieser Zeit standen, war wahrlich an einen Ausbau der Station nicht zu denken. Fast ein Jahr später erst bin ich wieder ins Waldland heruntergestiegen und habe vom 17. Juni bis 6. Juli auf der Tintostation gelegen, davon zehn Tage in des Wortes buchstäblichster Bedeutung dank dem Schufs aus einer Banyangflinte. Dann habe ich die Waldlandstationen erst wieder gesehen im Januar 1893. Da waren sie bereits dem Untergang geweiht: der Befehl des Kaiserlichen Gouvernements hatte ihre Aufhebung verfügt. Also da war für mich zu keiner Zeit Gelegenheit, der Befestigungsfrage näher zu treten; zudem gehörte das Waldlandgebiet nicht zu meinem, des Chefs im Grasland, Machtbereich. Überrascht war ich allerdings, keinerlei derartige Anlagen auf keiner Station vorgefunden zu haben. Wohl bot ja der reduitartige Bau der Stationsgebäude eine gewisse Sicherheit gegen überraschende Überfälle, und es läfst sich in ihm einem Angriff der Schwarzen schon eine Zeitlang Widerstand leisten, wie ich es selbst auf Mi-Yimbi erprobt habe; aber zu einer befestigten Station fehlte denn doch noch sehr viel: Wall oder dergl., Graben, und ganz besonders die so wichtigen Annäherungshindernisse.

Befestigungsanlagen der Baliburg.

Wie sah's mit all dem auf meiner Baliburg aus?

Die Station selbst, wie sie auf dem Plan (Abb. 6, S. 170) erscheint, war allerdings auch nicht befestigt. Hier lagen eben die Verhältnisse ganz eigenartig; darum sprach ich vorher von persönlichen Sondererfahrungen. Die Station war 15 Minuten von dem Dorf des Balistammes entfernt; die Besatzung bestand aus Angehörigen des gleichen Stammes, zu einer Schutztruppe herangebildet. So war eine feindliche Verwickelung mit diesem Stamm ausgeschlossen oder vielmehr, kam es je zu einer solchen, so war natürlich die Stationsbesatzung selbst der erste Gegner. Also gegen die Bali die Balistation zu befestigen, wäre der helle Unsinn gewesen. Gegen überraschende Überfälle der feindlichen Stämme bot der von den Bali in ausgedehntem Mafse ständig betriebene Aufklärungsdienst (siehe Abschnitt VI.) grofse Sicherheit: Überrumpelung durfte man als fast ausgeschlossen betrachten; und ein Entgegentreten gegen einen erkannten Angriff konnte entsprechend der Kampfweise des Stammes, in Übereinstimmung mit dem deutschen

Offensivgeist, nur wieder im Angriff, nie in der Verteidigung bestehen. Die Station stand und fiel mit dem Stamm.

Ferner sei bemerkt, dafs die Wache auf der Station nachts stets patrouillierende Posten gehen zu lassen hatte, sowie bei nur einigermafsen unsicheren Zeiten Patrouillen ins Vorgelände vortrieb. Mehr wie einmal waren wir auf einen Angriff zu jeder Stunde gefafst, kamen tage- und nächtelang nicht aus dem Marschanzug, durfte die Stationsbesatzung nur mit Ablösung ruhen.

Um aber doch für alle, auch die unwahrscheinlichsten Fälle Vorkehrungen getroffen zu haben; namentlich aber um im Fall eines unglücklichen Gefechtes einen Stützpunkt zu besitzen, in dem ein letzter Widerstand, ein letztes Frontmachen versucht werden konnte, und somit auch dem geworfenen Stamme einen letzten Rückhalt und die Möglichkeit zu geben, sich zu sammeln, ward der an die eigentliche Station im Süden sich anschliefsende Hügel (siehe Abb. 5, S. 170) zu einer Art Feldschanze ausgebaut. Kegelförmig sich aufbauend, mit einer flachen Kuppe von etwa 10 m Durchmesser, mit glacisartigen Böschungen nach allen Seiten war er hierzu wie geschaffen. Schützengräben für stehende Schützen wurden in zwei Linien übereinander ausgehoben und gestatteten Etagenfeuer. Als Annäherungshindernisse legte ich zwischen ihnen, sowie am Fufse der untersten Linie Wolfsgruben mit eingerammten, zugespitzten Pfählen auf der Sohle an. Die Kuppe selbst umzog eine Schanzkorbbrustwehr mit davor befindlichem, 2 m breitem und tiefem Graben, letzterer gleichfalls mit Spitzhölzern auf der Sohle als Annäherungshindernisse versehen. Die Bermen waren mit Lehm beworfen, in dem Glassplitter, Dornen u. s. w. steckten. Im obersten Schützenringgraben, sowie im Reduit auf der Kuppe war in Blechkoffern ein eiserner Bestand von mindestens 1000 Patronen, zur sofortigen Verteilung in Päckchen gebunden, eingegraben, die wöchentlich einmal, nachts, gegen frische umgetauscht wurden. In gleicher Weise war ein Proviantvorrat (Konserven) untergebracht. Im Innenraum des Reduits waren zwei eingedeckte Untertreträume eingebaut.

Für die zweite Hälfte der Trockenzeit 1892/93 hatte ich standfesteren Ausbau dieser Befestigungsanlagen sowie die Einrichtung eines festen Blockhauses auf der Kuppe in Aussicht genommen, dessen Plattform zugleich als ständiger Aufstellungsplatz unserer Geschütze dienen sollte: die befohlene Auflösung der Station liefs diesen Plan nicht mehr zur Ausführung gelangen.

Geschütze. Die artilleristische Armierung der Baliburg bestand aus zwei Geschützen. Am 23. Dezember 1891 traf als sehnlichst erbetenes und

erwartetes erstes ein Maximgeschütz ein. Am Rohr fehlte das Korn, der Verschlufs funktionierte nur mangelhaft, das Vordergestell der Lafette war ein zerbrochener Holzbock! In besserer Verfassung befand sich ein Ende April 1892 heraufgeschafftes 3,7 cm Schnellfeuergeschütz. Dabei zeigte sich nur der kleine (?) Mifsstand, dafs wohl vorschriftsmäfsig mit Zinkschliefsschrauben versehene Granatpatronen mitgeschickt worden waren, die Zünder aber an der Küste lagerten.

Leben, Lebensweise und Ausrüstung.

Das Leben auf einer Station geht in ruhigen Zeiten seinen regelmäfsigen, gleichförmigen Gang.

Ein Tag auf der Station.

Mit der Sonne wird aufgestanden, eine Viertelstunde später bläst der Hornist, zu welcher Thätigkeit ich ein paar meiner Soldaten ganz leidlich abgerichtet habe, das Signal zum Wecken. Nicht lange dauert es, und aus den Küchen der Europäer nicht minder wie aus denen der Stationsbesatzung steigen leichte Rauchwölkchen empor. Das Frühstück bestand aus Thee oder Kakao; als oder wenn beides zu Ende war, aus geschrotenem Mais und Honig zu einer kleisterähnlichen Masse zusammengekocht (übrigens ganz wohlschmeckend); für die Neger meist aus gerösteten Bananen und Palmöl. Um 7^{00} ertönt als zweites Signal das zum Appell. Die militärische und Arbeiterbesatzung tritt an den betreffenden Appellplätzen an. Unterdessen werden die meteorologischen Morgenablesungen (7^{00} a. m.) ins Wetterbuch eingetragen, die Instrumente neu gestellt. Nach dem Appell begann Exerzieren oder Scheibenschiefsen mit den Soldaten; die Arbeiter gehen truppweise unter schwarzen Aufsehern zu den verschiedenartigen Arbeiten auf der Station oder in den Pflanzungen ab. Kranke, die des Schwindels nicht sofort überführt werden können oder thatsächlich solche sind, dürfen ins Kasernement zurückhumpeln und werden nach Beendigung des vormittägigen Dienstes untersucht. Jetzt ist dazu keine Zeit; als Stationsleiter ist man ja zugleich Arzt und Apotheker. Die Köche verschwinden in ihre Küchen und beginnen ihre Thätigkeit, bei der nicht Zuschauer zu sein im Interesse des Appetits nur vorteilhaft ist.

Um 9^{30}, spätestens 10^{00}, rückt die Truppe ein, die Arbeiter erst um 12^{00} mittags. Die Soldaten haben zwischen 10^{00} und 11^{00} ihre Waffen u. s. w. in stand zu setzen; um 11^{00} findet Gewehr-, Munitions- und Ausrüstungsappell statt; ein Dienst, der für die Arbeiterbesatzung wegfällt. Der Weifse schaltet in der Zeit zwischen 10^{00} und 11^{00} das zweite Frühstück ein. Von 12^{00} bis 2^{45} ruht jede Thätigkeit. Die Schwarzen verzehren ihr Mittagsmahl oder schleichen sich hinüber ins

Dorf. Selbst liegt man nach beendeter „ärztlicher Visite“ und genommenem Bad behaglich auf seinem Feldbett, trinkt eine Tasse Thee und raucht und schläft. Um 2^{00} p. m. aber heifst es für den Laubfrosch der Station, d. h. für den mit den meteorologischen Beobachtungen beauftragten Weifsen wieder die gleichen Ablesungen im Beobachtungshäuschen vornehmen wie um 7^{00} früh. 2^{45} ruft das mehr oder weniger (meist weniger) tadellos geblasene Signal zum Antreten. Der Dienst bezw. die Arbeit nachmittags dauert von 3^{00} bis 5^{20}. Zwischen 5^{30} und 6^{30} haben wir dann unsere Hauptmahlzeit eingenommen. 6^{30} zog die Wache auf.

Damit war die Tagesarbeit zu Ende; wenigstens für die Besatzung, die zum Teil ins Dorf hinübereilt zu „Muttern“ und den elterlichen Fleischtöpfen oder zu verschiedenen Stelldicheins, zum Teil auf der Station den Rest des Tages verträumt, verraucht, verschwatzt, vertanzt. Des Weifsen harrten noch als tägliche Beschäftigungen Austeilung von Lebensmitteln an die Köche für den kommenden Tag, und für den Meteorologen die dritte und letzte Ablesung der Instrumente um 9^{00} p. m. Daran schlofs ich, die für diese Thätigkeit benötigte Laterne gleich benutzend, Prüfung der Kasernements. Da war freilich der eine oder andere noch nicht einpassiert, abgehalten durch die verführerische Nähe des Heimatdorfes mit seinen verschiedenen Anziehungspunkten. Nun, in friedlichen Zeiten mufste man ein Auge zudrücken; wenn nur beim Morgenappell alles da war.

Am Abend.

Für uns beide, nämlich Zintgraff und mich, folgten nach des Tages Mühen die angenehmsten Stunden. Wie lebhaft steigt mir doch die Erinnerung an sie auf!

Während ich dies niederschreibe, schwindet mir Raum und Zeit und ich meine, es könne erst gestern gewesen sein, dafs wir nach unserer Abendmahlzeit, auf der Veranda von Zintgraffs Hause eingenommen, uns unsere Balipfeifen stopften und auf dem freien Platz vor der Station lustwandelten. Am Fufse des Flaggmastes stellten unsere Diener die Blechtassen mit Thee nieder. Von was allem sprachen da die beiden Weifsen, die weit, weit ab von der Küste, von allem, was europäische Kultur und Civilisation heifst, frei und glücklich sich fühlten; hunderte von Kilometern tief drinnen im dunkeln Erdteil auf dem fernen einsamen Posten! In deutschen Lauten eilt das Gespräch von der Gegenwart in die Zukunft, zurück in die Vergangenheit; der Heimat mit ihren Lieben weit über dem Meere gelten die Worte bald, bald dem erschlossenen, erkämpften Land und seinen Bewohnern, weitreichende Pläne entwerfend. Hinauf auf den Hügel lenken sich unsere

Schritte: im Vollmondschein der Tropennacht liegt hell vor uns das weite Grasland mit seinen Menschenmassen; und im berechtigten Selbstgefühl und Selbstvertrauen werden stolze Gedanken gedacht, stolze Worte gesprochen.

Oder aber wir blieben, namentlich während der Regenzeitswochen, im Hause, den Tisch ans Feuer gerückt, das lustig in der Mitte des Raumes am Boden brannte, ich in meine Decken, mein trefflicher Doktor in seinen von mir dann stets mit neidischen Augen betrachteten Überzieher gehüllt. Das selbstgefertigte Schachbrett ward hervorgeholt und bei ihm und heifsem Palmwein verflossen die Stunden.

Selbstgefertigtes Schachspiel? Jawohl. „Das Brett war bald fertig aus den Deckeln von Patronenkistchen, die Figuren sind Schrauben verschiedener Gröfse mit viereckigen Köpfen, auf denen sie standen; die Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt, die weifse Partie dadurch kenntlich, dafs jede Schraube einen Schopf aus alter Verbandwatte bekam."

Nicht selten war Hausball bei Zintgraff oder bei mir! Auch das schildert am besten die Aufzeichnung aus der vergangenen Zeit: „.... Gelungen sind die Abendunterhaltungen, die wir jetzt schon ein paarmal arrangiert haben. Wenn wir am flackernden Feuer in unserm Hause sitzen und der mächtige Palmweintopf brodelt, so schleichen sich die Damen (wir besitzen bereits acht von Garega uns geschenkte Sklavinnen) der Station, Uandi an der Spitze, herein; auf ein Zeichen von ihr kauern sich alle nieder, klatschen dreimal in die Hände" (die Begrüfsungsart bei den Bali dem Häuptling und den Vornehmen gegenüber) „und werfen so sehnsüchtige Blicke auf den Palmweinhafen, dafs wir nicht widerstehen können. Blofs eines Kopfnickens bedarf's und jede bringt im Handumdrehen eine Kalebassenschale zum Vorschein und acht schwarze Pfoten strecken sich damit entgegen. Bald taut die ganze Gesellschaft auf; es wird geplaudert, gelacht, gescherzt; wir kauderwelschen mit; übrigens lernt sich dabei gar manches von der Sprache. Schnell improvisieren die lustigen Dinger verschiedene Tänze, ganz graziös zum Teil, zum Teil — nun sagen wir — sehr stürmischer und andeutungsreicher Art. Auch die sechs Katzen stellen sich ein, an ihrer Spitze Kater Zwinkerbein mit wahrer Hiddigeigeiwürde." (Mufs schon wieder einschalten: wir haben diese Tiere mit grofser Mühe mit heraufgebracht und hier eingebürgert; im Grasland giebt es keine einheimischen Hauskatzen. Sie haben sich sehr gut eingewöhnt und stark vermehrt. Dem Kater gaben wir, warum, weifs ich nicht mehr, den Namen Zwinkerbein.) „Die zwei zahmen Meerkatzen von Mi-Yimbi sind auch mit bei der Partie und bald tollen

Weiber und Katzen und Affen durch- und übereinander. Den Gipfelpunkt der Lust bildet es aber, wenn Zintgraff die altehrwürdige Expeditionsdrehorgel, pardon Symphonium, die noch von seinem früheren Zug hier herauf Garega aufbewahrt hatte, hervorholt und aufzieht. Am meisten imponiert der Radetzkymarsch. Und gestern, anläfslich einer solchen Abendunterhaltung, trat etwas ein, das den seligen Ben Akiba sicher Lügen straft: wir lehrten die Weiber oberbayrische Schnadahüpfeln und nach »der schönen blauen Donau« Walzer tanzen! . . . . ."

Um 9⁰⁰, wenn mein meteorologisches Gewissen sich regte, ging's auseinander. Dann safs jeder von uns noch gar manche Stunde allein in seinem Hause und nach dem Scherz kam wieder der Ernst: wissenschaftliche Aufzeichnungen der verschiedensten Art, nicht zum letzten manche Sprachbereicherung, bei einem solchergestalt verlaufenen lustigen Abend gewonnen; Eintrag des Tagebuches, Berichte- und Briefeschreiben.

Palmöl-lampe.

Der Beleuchtung bei all diesen vielseitigen Abendbeschäftigungen mufs ich auch Erwähnung thun: ein leeres Blechgefäfs, das einst kondensierte Milch enthalten, darauf ein viereckiges Stück Blech einer Blechdose für corned beef als Deckel. In diesem war in der Mitte eine runde Öffnung gemacht, darin eine abgeschossene Patronenhülse mit ausgestofsenem Boden als Dochthalter. Der Docht bestand aus zerfaserten und zusammengedrehten Zeugstreifen oder noch besser aus alter, verdorbener Verbandwatte. Palmöl vertrat die Stelle des Petroleums, und eine alte Pincette war Lichtputzschere. Das waren unsere Lampen.

Kerzen gehörten nicht selten ein paar Monate lang der Sage an; kamen wieder einmal einige Blechbüchsen mit solchen, so wurden sie sofort zum eisernen Bestand übergeführt für Marsch- und Alarmzwecke, und für die meteorologische Laterne. — —

Wie auf dem Marsch die schönen Tage zu zählen sind, so auch im Stationsleben die ungetrübten Zeiten. Ich habe mit den vorgeschilderten Abenden nur einiger Lichtseiten des Aufenthaltes auf Baliburg gedacht. Zur rechten Zeit lag der eine oder andere von uns am Fieber oder von quälenden Hautkrankheiten gepeinigt in seiner Hütte, oder schwere Palaver liefsen den ganzen Ernst dort oben an Stelle gemütlicher Unterhaltungen treten. Am 5. Mai 1892 stieg Zintgraff ins Waldland hinunter; und fortan hatten für mich, solange ich noch auf Baliburg safs (bis zu meinem Abmarsch im Januar 1893), die abendlichen Zusammenkünfte und Plauderstunden ein Ende.

Die Gleichmäfsigkeit des Tageslaufes in ruhigen Zeiten wird nicht selten, wie allerorten, zur Gleichförmigkeit und Eintönigkeit. Da schaltete ich dann ab und zu gröfsere Felddienstübungen mit meinen Soldaten ein oder die ganze Stationsbesatzung ward fortgeschickt, um Bambus (die riesigen Blattrippen der Weinpalme; nicht zu verwechseln mit dem indischen Bambus!) zu Hausbauten u. s. w. zu hauen und auf die Station zu schleppen. In letzterem Fall, oder wenn drüben im Dorfe die grofsen Tänze gefeiert wurden, wozu wir unsere Soldaten beurlaubten, konnte ich mich für einen oder mehrere Tage als dienstfrei betrachten. Da hat sich dann das Jägerblut in mir geregt. Mein trefflicher Doktor machte für mich den Laubfrosch und ich nahm Jagdurlaub. —

Eintönigkeit.

Ich lade den Leser ein, mich auf meiner ersten Elefantenjagd im Grasland zu begleiten, die aufserdem eines tragikomischen Anstriches nicht entbehrte.

„Heute früh der alte, biedere Büffeljäger Kunyam“ (ein Bali) „gekommen: er hätte nicht weit von der Station die frische Fährte eines Elefanten entdeckt; ob der »fuon ssissa« ihn nicht schiefsen gehen wolle. Ich konnte mich frei machen und zog los mit Mbarra dem Koch, Sullu und Baioko, drei Weijungen, die ganz passable Elefantenjäger waren und denen man schon ein Gewehr/88 in die schwarze Pfote drücken konnte. Zwei Stunden östlich der Station bereits auf die Spur gestofsen, sie führte quer über den Weg zur Königsfarm; ihr nach. Voraus Kunyam mit einer gewaltigen Steinschlofsflinte, dann ich, hinter mir die drei Weijungen und mein kleiner Balidiener Banting. Die Fährte ging in eine Raphianiederung, den Lieblingsaufenthalt der Tiere. Der Führer, vielleicht sieben, acht Schritte voraus, war gerade um eine Windung gebogen, so dafs ich ihn einen Augenblick aus den Augen verloren: da kracht ein Schufs unmittelbar vor mir, und bevor ich recht wufste, was eigentlich los, sehe ich schon auf dem ausgetrampelten Pfade einen Elefanten mit Rüssel hoch in seinem schwerfälligen Galopp ankommen. Gerade noch Zeit zu einem Satz seitwärts ins Gras; braust er schon vorbei an mir. Rückwärts blickend, sehe ich die Kerls hinter mir, ebenso überrascht wie ich, rechts und links in's Gras hüpfen wie Frösche in den Teich. Dann erhoben wir uns, rieben die respektiven Körperstellen und sahen uns an. Auch Freund Kunyam kam beduckt zurück; natürlich der Kerl hat die Geschichte verpatzt. Er stiefs ganz plötzlich auf das gemütlich fressende Tier und in der Verblüffung brannte er seine Schlüsselbüchse auf einen höchst unweidmännischen Körperteil desselben ab. Der Elefant, sehr ungehalten ob dieser Störung seiner Mahlzeit, machte kurz kehrt und entfernte sich

Eine Elefantenjagd.

auf demselben Wege, auf dem er gekommen. Nun ging's nach auf der frischen Fährte. Und nach dreistündiger Verfolgung tauchte er urplötzlich und ebenso unerwartet wieder auf wie das erstemal, auf ganz kurze Entfernung an einem Bach an uns vorbei. Es gelang mir und einem Jungen, ihm drei Schufs aufs Blatt beizubringen. Die schweifsige Spur, gelbe Körperchen in den Blutstropfen, zeigte, dafs er gut getroffen war. Von neuem nach, doch nach weiteren zwei Stunden — es war 5^{00} p. m. — hatte ich genug und brach für meine Person die Verfolgung ab. Die Jungen baten, weiter folgen zu dürfen. Mit Vergnügen. Um 7^{00} p. m. wieder hier angekommen und schreibe jetzt um 9^{30} bei einer Tasse Thee und meiner Balipfeife hundsmüde mein Tagebuch ein."

„Zwei Tage später. Das war vorgestern und gestern noch eine Hetze. Jetzt habe ich die Zähne von dem Gesellen doch noch gekriegt; gewichtige Exemplare, jeder 1,73 m lang und 58 Pfund schwer. Doch hübsch der Ordnung nach aufgezeichnet; wird mir später 'mal noch Spafs machen, diese Jagd zu lesen.

Ich wollte vorgestern gerade zu Bett gehen, als plötzlich Kunyam, Baioko und der Koch noch auf die Station kamen. Da hörten wir schöne Geschichten. Die Kerle hatten den Elefanten also noch weiter verfolgt, trafen ihn auch nochmals an einem Bach, wo er sich mit dem Rüssel Wasser auf seine Wunden spritzte, und knallten nun drauflos. Da hat er sich plötzlich gewendet und, ehe sie Zeit zum Fortlaufen gehabt, schon Mbarra und Sullu niedergeworfen. Den ersteren habe er mit dem Rüssel weggeschleudert gegen einen Baum (Mbarra hatte auch eine tüchtige Schramme auf der Stirn). Baioko konnte rechtzeitig hinter einen Baum flüchten. Da hätten sie beide noch gesehen, wie der Elefant auf dem armen Sullu herumgetrampelt sei; dann seien sie weiter gelaufen. Getroffen hätten sie ihn sicher, da sie alle drei zum Feuern gekommen und jeder vier bis fünf Schüsse gemacht habe.

Gestern früh nun zog ich auf das hin mit den beiden Jungen hinaus, nach dem Elefanten zu sehen und den armen Sullu, der ja zu Brei zerstampft sein mufste, einzugraben; dazu nahmen wir Spaten mit und ein Stück Zeug, die Leiche einzuhüllen. In der Richtung auf Bandeng zu ging's über Bamignie hinaus an zahlreichen, 4 bis 5 m tiefen, gut versteckten Wildgruben vorbei. In Bamignie schlossen sich, lüstern auf den winkenden Elefantenbraten, 60 bis 70 Einwohner an; auch von Bali her folgte eine stattliche Zahl, gelockt von gleichen Gelüsten und auch aus Vorsicht. Denn bald nach Bamignie ging's schon in

feindliches Gebiet; vorsichtig wurden kleine Trupps vorausgeschickt: eine Jagd, bei welcher man unter Umständen selbst das Wild werden konnte.

Aber was erfahre ich hier! Sullu nicht tot, war gestern im Dorf und heute bereits wieder fidel hinaus, sein Gewehr zu suchen. Also unsere Totengräberwerkzeuge hier gelassen, nur ein paar Beile mit zum Elefantenzerwirken. Als wir um einen Hügel herumbogen, sahen wir rings an den Hängen viele Neger in Gruppen hocken. Schon glaubten wir, es seien Feinde; da kam plötzlich unser »toter« Sullu angetrabt und nun gab's grofse Freude und Begrüfsen; es waren auch keine Bandengs, sondern Buschleute, die den Elefanten mit aufspüren helfen wollten. Sullu hatte heute früh den Elefanten nicht mehr am Platz gefunden; er mufste also noch leben und sich hier wo herumtreiben. Der wackere Bursche war gestern allerdings von dem Tiere niedergeworfen worden, hatte aber mit seltener Geistesgegenwart, den Füfsen des über ihm stehenden Tieres ausweichend, sich an ein Vorderbein geklammert, so von ihm wegschleudern lassen und sich dann hinter einen Baum versteckt.

Nun ging die eigentliche Suche an. Angeschossen war er jedenfalls schwer; von mir und den Jungen hatte er zusammen sicher seine 12 bis 15 Kugeln im Leibe: also voraussichtlich schlechter Laune. Dazu war durchaus nicht ausgeschlossen, in der linken Flanke die Bandengs auftauchen zu sehen. Einige Bali, die drei Jungen und ich pirschten durch das hohe Buschgras mit seitlichen Abständen dem Platz zu, wo gestern der Kampf war. Es war faktisch nicht gemütlich, so durch zu gehen. In dem hohen Gras konnte man das Tier ja nur in unmittelbarer Nähe erst sehen, und dafs der dann heute attackierte, war wohl sicher. So kamen wir auf den Platz. Elefant nicht mehr da; alles zerstampft, Büsche ausgerissen, ein Gewehr ganz zusammengedreht, ein zerschmetterter Kolben daneben mit tiefen Bissen d'rin, grofse geronnene Klumpen dunklen Blutes — er nicht. Nun teilten wir uns, bachauf- und -abwärts weiter zu suchen. Bald höre ich hinter mir zwei Schüsse knallen, und Freudengeschrei. Ärgerlich, dafs ich nicht auf ihn gestofsen, eile ich herzu. Da lag der Kolofs im Wasser; er war schon verendet und die Schüsse sollten nur Signal sein. Blofs der aufgetriebene Bauch sah etwas heraus, alles andere unter Wasser.

Nun, wie ihn herauskriegen? Ufer miserabel; köstliche Bilder. Die Kerle paddelten hinüber, steigen auf ihn hinauf, rutschen aus, fallen ins Wasser, wieder hinauf u. s. w. Ich übernehme, soweit mög-

lich, die Direktion, setze mich auf den überhängenden Ast eines Baumes und fange an zu kommandieren, so laut ich schreien kann, unterstützt durch einen langen Balispeer, mit dem ich zum grofsen Gaudium aller und selbst lachend, in die Bande hineinleuchte. Buschrobs werden gekappt; nach vielen, verunglückten Versuchen Kopf und ein Bein gefafst, in Schlingen gelegt und der Schädel wenigstens so weit aufser Wasser gehoben, dafs er mit Beilhieben vom Körper getrennt und ans Land gezerrt werden kann. Den Wedel, die Jagdtrophäe, hat natürlich schon längst einer unter Wasser abgeschnitten und mir als dem, der dem Tier die ersten und vielleicht auch schwersten Schüsse beigebracht hat, überreicht. Ich benutze ihn gleich als Fächer gegen die Fliegen. Nun beginnt mittels Beiles das Herausmeifseln der Stofszähne. Unterdessen hat sich der ganze Schwarm über den an vielen Lianen hängenden, bald sich hebenden, bald senkenden Riesenleib gemacht und die Bilder und Scenen, die sich da beim Zerwirken unter so schwierigen Verhältnissen abspielten, spotten aller Beschreibung. Am meisten mufste ich über zwei Kerle lachen, die, auf dem Körper mühsam festen Fufs fassend, gleich mit ihren Messern anfingen, sich ein paar Brocken Fleisch herauszuschneiden. Der eine, scheint es, hat ein gröfseres Stück erwischt als der andere: darob Zwist und — kurz entschlossen, reifst der letztere dem ersteren den ganzen Brocken blutenden Fleisches aus der Hand und feuert ihn auf kürzeste Distanz dem anderen mitten ins Gesicht, dafs dieser von seinem wackeligen Standpunkt kopfüber rückwärts ins Wasser schiefst; aber auch der Sieger verliert das Gleichgewicht und fällt auf der anderen Seite des Elefanten ins Wasser. Ein donnerndes ›ayilato‹ [1]) aus hundert Kehlen begrüfst das unerwartete Ende dieses Zweikampfes.

Ich überlasse nun den Elefantenleichnam seinem Schicksal und trete mit den inzwischen aus dem zertrümmerten Schädel herausgemeifselten Zähnen und dem Elefantenwedel den Rückmarsch nach Bali an. Unterwegs gerieten wir noch in ein tüchtiges Hagelwetter und klappernd vor Frost und patschnafs, aber nichtsdestoweniger vergnügt und stolz, und mit Freudengeschrei begrüfst, halte ich spät abends mit Zähnen, Schwanz und dem ›Toten‹, der grinsend den Spaten trägt, mit dem ich ihn eingraben wollte, den Einzug in Dorf und Station.“ —

Das sind erfrischende Tage und Zwischenfälle, an denen man dann wieder im gleichförmigen Stationsleben zehren kann. — —

---

[1]) Freudenruf der Bali; = das ist lustig, da mufs man lachen.

Wissenschaftliche Thätigkeit.

Der wissenschaftlichen Thätigkeit kann der Forscher eigentlich erst auf der Station, überhaupt bei einem länger dauernden Aufenthalte, in umfassenderer und eingehenderer Form gerecht werden. Auf dem Marsch kommt naturgemäfs hauptsächlich die geographische Forschung, und davon insbesondere die Wegeaufnahme auf ihre Rechnung; die anderen Aufgaben können nur flüchtiger behandelt werden. Im Vorbeigehen nur vermag der marschierende Reisende meteorologische, ethnographische, topographische, zoologische, sprachliche u. s. w. Notizen ins Tagebuch einzutragen; vielfach nur auf Grund von Erzählungen und Ausfragen der Eingeborenen, ohne sie durch persönliche Beobachtungen und Vergleichungen auf ihren Wert und Unwert prüfen zu können. Nur was ihm in die Augen fällt, was ohne weiteres vor ihm liegt, kann er sammeln; gründliche, und damit richtige Einblicke in ethnographische, kulturelle, sociale, sprachliche Verhältnisse, in Tier- und Pflanzenwelt u. dergl. m. bekommt man erst nach Monaten und Jahren.

Weil ich das aus eigener Erfahrung weifs — und jeder gewissenhafte Forscher wird es mir bestätigen —, bin ich immer entrüstet, wenn mir in dickleibigen Bänden, die noch dazu Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung machen, die Unverfrorenheit manches Reisenden entgegentritt, der nach einem Streifzug von wenigen Wochen, höchstens ein paar Monaten, noch dazu in dem Ton unbedingtester Unfehlbarkeit, eine derartige Fülle gerade von solchen Momenten zu bringen die Stirne hat, von denen jeder einzelne nur in monatelanger Beobachtung, erst nach vollständigem Vertrautsein mit Land und Leuten erkannt und richtig beurteilt werden kann.

Die in Abschnitt III, S. 127 u. f., niedergeschriebenen Grundsätze bei Bethätigung wissenschaftlicher Forschung gelten in ihrem vollen Umfang natürlich auch für die wissenschaftliche Arbeit auf einer Station.

Insbesondere nach einer Richtung kann nur eine solche gründliche Ergebnisse liefern: für die Meteorologie. Mir ist sie eine Lieblingsbeschäftigung geworden. Dank der Einführung in sie durch Herrn von Danckelman, unseren bekannten Meteorologen; und ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm für die Bearbeitung meiner Beobachtungen und die Anerkennung, die er ihnen zu schenken die Liebenswürdigkeit hatte, meinen Dank auszusprechen.

Für ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel wissenschaftlicher Arbeit liegen gleichfalls die Verhältnisse auf einer Station weit günstiger, als sie das Marschleben gewähren kann: für photographische Aufnahmen.

Was die Behandlung der Aufnahmen anlangt, so bin ich auf Grund gemachter Erfahrungen der Ansicht, dafs man sich draufsen damit begnügen mufs, nur die Negative herzustellen; auf dem Marsch und auch auf der Station. Dem hiermit verbundenen allerdings grofsen Nachteil der Gewichtsbelastung stehen als Vorteile gegenüber: die Zahl der mitzuführenden, dem Verderb nur allzu leicht ausgesetzten Chemikalien wird wesentlich vermindert, Herstellung tadelloser Abzüge zu Hause ist gewährleistet; und andererseits ist doch die Möglichkeit gegeben, mifsglückte Bilder zu erkennen und den Fehler durch Neuaufnahmen wieder gut zu machen [1]). Eine Dunkelkammer auf der Station sich herzustellen, ist keine besondere Schwierigkeit und die vier roten Gläser, die man in die Wetterlaterne statt der weifsen einsetzt, sind auch keine wesentliche Vergröfserung der Ausrüstung.

Das anfängliche Mifslingen unserer Aufnahmen schreibe ich, abgesehen von verdorbenen Platten u. s. w., einer zu langen Expositionsdauer zu, zu der wir uns namentlich bei bedecktem Himmel verleiten liefsen. Die Lichtwirkung in den Tropen ist eben doch eine weit intensivere als in unseren Breiten.

Die Objekte, auch die lebenden, machten uns keine Schwierigkeiten; im Gegenteil. Besonders die klugen Graslandkinder, Männlein und Weiblein, hatten das gröfste Vergnügen, wenn sie uns „sitzen“ durften. Und das „ayilato“, wenn ihnen das mehr oder weniger schöne Konterfei auf der Platte entgegengrinste! Drollig war eine Frage der Weiber auf der Station, bevor sie selbst verewigt worden, als sie in meinem Hause auf dem Tisch zwei Bilder meiner Eltern sahen: „ob die andern Weifsen in Deutschland alle so klein wären.“ —

Besseres Verständnis für die Werke von Forschern.

In der kleinen Stationsbücherei befand sich der erste Band von Nachtigals Werk.

Mit welch anderen Gefühlen, mit welch anderem Verständnis liest man so etwas da draufsen, selbst in der Wildnis, selbst auf Forscherpfaden! Da erst versteht man die ungeheuren, schier übermenschlichen Schwierigkeiten zu schätzen, die es gekostet haben mufste, eine solche Ausbeute nach Hause zu bringen. Neidlos, aber bewundernd schaut man zu solchen Männern auf. Zu Hause ist man vollkommen unfähig, ihre ganze Gröfse zu fassen; nicht wenige legen solch ein schlicht und anspruchlos geschriebenes Buch wohl gar beiseite: es

[1]) Falls Verwendung von Films bei den im vorigen und gegenwärtigen Abschnitte geschilderten Marsch-, Witterungs- u. s. w. Schwierigkeiten möglich ist (was ich nicht weifs), liegt die Sache ja viel einfacher: da hat Entwicklung lediglich der Negative nur die hervorgehobenen Vorteile ohne den (buchstäblich) ins Gewicht fallenden Nachteil.

enthält zu wenig afrikanische Schauergeschichten von Menschenfressern und Jagdabenteuern. — —

Was Lebensweise auf der Station als Teil westafrikanischer Lebenstechnik und, damit zusammenhängend, Ausrüstung anlangt, kann ich mich im grofsen und ganzen auf meine diesbezüglichen Ausführungen im vorigen Abschnitt berufen.

Ausrüstung.

Die Gegenstände der Ausrüstung sind auch für den Aufenthalt auf einer Station die gleichen wie für den Marsch. Angaben über Zahl und Umfang lassen sich hier auch nicht annähernd geben; es hängt das von den verschiedensten Umständen, wie Entfernung von der Küste, Häufigkeit des Nachschubes, Gröfse der Station und Stationsbesatzung u. a. m., ab.

Aufgabe der aussendenden Stelle bezw. des Führers einer Expedition wird es sein, schon bei Ausrüstung und Zusammenstellung einer solchen die Möglichkeit oder mehr, minder ausgesprochene Absicht einer Stationsanlage ins Auge zu fassen. Wo's dann noch fehlt, mufs Nachschub die Ergänzung bringen. Ich mache ganz besonders aufmerksam auf die Wichtigkeit reicher Ausstattung einer Station mit Werkzeugen und mit ärztlicher Ausrüstung — in beiden Richtungen kann ich aus eigener, negativer Erfahrung sprechen.

Ärztliche Ausrüstung.

Letztere ist ja nicht blofs für die eigene Person und die eigenen Leute von gröfster Bedeutung, sondern auch für die Eingeborenen des Landes, die bei dem Weifsen auf der Station Hülfe suchen; und glückliche, ärztliche Eingriffe festigen Ansehen und Anhänglichkeit rascher und nachhaltiger als manches Gefecht. Auch das habe ich selbst erfahren.

Während der im Februar und März 1892 in Balidorf wütenden Ruhrepidemie bin ich Tag für Tag mit Opiumlösung und Dowerschen Pulvern, gleich in ganzen Kalebassen angemacht, mit kondensierter Milch und Liebigschen Fleischtöpfen, mit Karbollösung zur Desinfektion von Haus zu Haus gewandert. Abgesehen von dem eben genannten praktischen Nutzen manch glücklicher Kur habe ich gerade bei dieser Gelegenheit vielfach Einblick in sociale und kulturelle Verhältnisse thun können, wie sie mir sonst vielleicht nicht möglich geworden wären. Für Übung in Wundbehandlung sorgten die unaufhörlichen Wegelagereien der Bali und unsere militärischen Unternehmungen. Mein erster schwerer „Fall" in dieser Richtung war leider nicht glücklich: Noch spät nachts brachten mir die Bali einen Schwerverwundeten auf die Station; ein Speer stak ihm in der Brust, den Schaft hatten sie, wie sie das zu thun pflegen, sorgsam abgebrochen. Ich nahm alle

meine heimatlichen Lazaretkenntnisse zu Hülfe, und glaubte nach Erweiterung der Wunde die Speerspitze herausziehen zu dürfen. Ein Blutstrom aber aus dem Munde des Verwundeten übergofs mein zu ihm herabgebeugtes Gesicht und alles war vorbei. Die Speerspitze habe ich zum Andenken an diese erste Operation mir aufgehoben und ein zufälliger Blick auf sie vom Schreibtisch hat mir die Erinnerung wachgerufen. Doch habe ich immerhin manch armem Teufel Hülfe bringen können und das Vertrauen meiner Bali ging schliefslich sogar so weit, dafs eines schönen Tages ein hochschwangeres Weib in meiner Hütte erschien: „ich solle ihr helfen“! Geburtshelfer: darauf hatte ich zu Hause mich doch nicht vorbereitet. Ich sagte ihr auch, dafs ich da nichts verstände; aber sie bat, in meinem Hause bleiben zu dürfen. Meinetwegen; und so ging die Geschichte vor sich unter meiner sehr passiven Assistenz, was wohl das Beste war.

Dafs ich während meines 20monatlichen ununterbrochenen Aufenthaltes in der Wildnis keinen Arzt zur Seite hatte, glaube ich schon einmal gesagt zu haben.

Viel mehr als bisher sollten unsere jungen Herren Mediziner nach beendigten Studien sich bei Expeditionen und auf Stationen in Afrika ihre ersten Sporen verdienen. Abgesehen von humaner und rein medizinischer Thätigkeit kann gerade der Arzt vermöge seiner naturwissenschaftlichen Vorstudien reiche wissenschaftliche Ausbeute bringen.

Durch derartige ausgedehnte Inanspruchnahme schmolz unsere an sich nicht bedeutende ärztliche Ausrüstung bedenklich zusammen, so dafs ich schliefslich sogar ob eines Büchschens mit hypermangansaurem Kali als aseptischen Mittels froh war, das ursprünglich zu meinem Waschzeug gehörte.

Kann die Apotheke nicht grofs genug sein, so empfiehlt sich bei einem anderen Ausrüstungsgegenstand eher Sparsamkeit: bei den photographischen Platten (und wohl auch Films), wegen der beschränkten Haltbarkeit.

Instrumente.

Die bei der Marschausrüstung (Abschnitt III, S. 96 u. f.) aufgeführten Instrumente genügen der Zahl und Art nach auch für stationäre Arbeit in den bezüglichen Wissenschaften.

Werkzeuge u. s. w.

Neu treten hinzu gewisse Werkzeuge: und zwar die einfachsten Ackerbau- und Handwerkergerätschaften, wie Pflugschar, Hacken, Schreiner- und Zimmermannsgeräte. Auch die Mitnahme von einigen Rädern halte ich auf Grund eigener Erfahrung für höchst angezeigt, wenn man nicht in der Lage ist, gleich ganze Karren zerlegt mitzuführen. Das übrige Wagengestell und -kasten kann man sich dann

schon selbst zimmern. An der Herstellung von Rädern (ich wollte Schubkarren herstellen) scheiterte meine ganze aufgebotene Kunst trotz meiner artilleristischen Kenntnisse in den Handhabungs- und Herstellungsarbeiten. Erst als ein sächsischer Artillerieunteroffizier, Knetschke, ein sehr tüchtiger, verwendbarer Mann (gelernter Wagner), als Expeditionsmeister eintraf, gelang das Kunststück.

Sämereien.

Nicht vergessen darf man schliefslich die Mitnahme von europäischen Sämereien zur Anlage der Gemüsegärten.

Stationsanzug.

Der im vorigen Abschnitt S. 85 beschriebene Lageranzug wird nunmehr zum Stationsanzug; solange man so schöne Sachen besitzt. Der Stationschef, das Mädchen für alles, wird nicht selten zum Schneider und Schuster und ich bin oft dagesessen, tief in Gedanken über irgend ein schwieriges Hosen- oder Stiefelproblem. „.... Mufs Euch doch meine gestrige Ostersonntagsbeschäftigung schildern“ — schreibe ich in einem vom 18. IV. 92 an meine Angehörigen datierten Briefe —, „damit Ihr seht, was ein königlich bayrischer Leutnant alles kann. Ich konnte die schon längst dringend notwendig gewordene Putz- und Flickstunde nicht mehr länger hinausschieben. Dr. liegt an einem kleinen Fieberchen und so entschlofs ich mich gestern Nachmittag dazu. Zuerst kamen die Stiefel dran. Bald waren sie mit frischen Sohlen versehen und ein paar Absatzflecke aufgeschraubt. Das Ding kannte ich schon von den Märschen. Entschieden verwickelter war die Herstellung eines gebrauchsfähigen Beinbekleidungsstückes aus zwei alten gänzlich zerrissenen Schlafhosen fürs tägliche Dasein zur möglichsten Schonung meiner einzigen noch passabeln Marschhose. Als Flickmaterial verfügte ich über ein aus der Hinterlassenschaft des armen Spangenberg“ (gefallen 31. I. 91 bei Bandeng) „erstandenes tadelloses Damenhemd. Weifs übrigens der Himmel, was der mit dem Dinge da draufsen vorhatte! Ich entwarf nun folgenden Kriegsplan: die vier Hosenbeine zusammen gaben voraussichtlich zwei ganze, neue; aber eine bedenkliche Blöfse klaffte dann immerhin noch. Diese mufs das Hemd ausfüllen helfen. Auch dessen überschiefsende Teile finden ihre Verwendung. Das Vorderteil kommt also auf die Hose. Was dann noch überbleibt und das Rückenblatt giebt willkommenes Verbandzeug, und damit Ihr seht, wie alles ausgenutzt wird und ein Leutnant auch hierin Bescheid weifs: die seitlich eingesetzten langen, schmalen Zwickel, wegen der Nähte als Verbandzeug nicht geeignet, sowie der Spitzeneinsatz (was er wohl für einen reizenden Busen einst bedeckt haben mochte?) werden aufbewahrt und finden nach und nach ihre Verwendung als Docht in der Palmöllampe ....“ — —

Der beste Feldsoldat ist nicht der, welcher stoische Unempfindlichkeit gegen Hunger und Durst und alle Strapazen zeigt, sondern der, welcher es versteht, unbeschadet jederzeitiger Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit alle Vorteile findig zu benutzen und für Schonung und Instandhaltung seiner körperlichen und damit geistigen Kräfte zu sorgen weifs. So oder ähnlich, jedenfalls in diesem Sinne lautet ein altes Soldatenwort. Im Quartier in der Heimat, in Afrika auf einer Station kommt das zur Geltung. Dafs ich damit nicht etwa meine, man müsse zur Schaffung gröfster Bequemlichkeit auf einer solchen eine Menge schöner Dinge von zu Hause mitnehmen; dieser Mifsdeutung bin ich wohl nach meinen bisher entwickelten Anschauungen nicht ausgesetzt.

Habe ich durch diese eben niedergeschriebene Regel einen meiner Marschgrundsätze, den: möglichster Einfachheit des Gepäcks, für das Stationsleben etwas abgeändert, so besteht der zweite: nur mit Einheimischem zu arbeiten, hier noch mehr zu Recht als auf der Wanderung. Thatsächlich wird die Einschränkung des ersten Grundsatzes nichts anderes als weitgehendste Anwendung des zweiten. Denn alle und jede Behaglichkeit in Ausrüstung und Lebensweise mufs aus dem Lande, in dem die Station liegt, bezogen werden.

Ich verlange auf einer Station im innersten Innern Afrikas eine — es giebt wirklich keinen deutschen Ausdruck, der das alles in einem Wort so vereinigt wie das englische — komfortable Einrichtung der Europäerwohnung, eine komfortable Lebensweise. Erstere, als eigener Hände Arbeit, wird sich immer und überall, letztere meistens erreichen lassen; beides, ich wiederhole, nur mit einheimischen Materialien.

Komfortable Ausstattung.

Auf dem Marsche ist eine Negerhütte, ein Ssongo, darin das Feldbett, ein paar Blechkoffer als Tisch, Stuhl und Waschtisch, ein prächtiges Quartier. Auf der Station genügt das nicht.

Die Verbesserungen beim Hausbau selbst habe ich bereits aufgeführt. Nun kommt hierzu Fertigung von allerlei Hausgerät.

Auf Baliburg sah's in unsern Häusern bald ganz wohnlich aus. Meinen Palast (Abb. 8) z. B. beschreibe ich folgendermafsen. „Baliburg, 15. IX. 91. Heute Haus endlich fertig. . . . . Vom bekiesten Weg steigt man drei Stufen hinauf zur Veranda mit breit ausladendem Sonnendach und Mattenwand auf der Windseite. An der Wand neben der Hausthüre ein breites, schönes Ruhebett aus den gespaltenen Blattrippen der Raphia; davor ein grofser Tisch auf Pfosten in der Erde. An den Verandapfeilern winken an Lianenschnüren verlockend ein paar mächtige Trauben Bananen, von denen einige bereits

Zu Seite 188.



Abb. 8. **Mein Haus auf Baliburg**
(Eindecken mit Gras).

die erwünschte, goldgelbe Farbe zeigen. Ins Innere tretend, kommt man zuerst ins Wohnzimmer, enthaltend einen Tisch, einen Stuhl (natürlich selbstgefertigt), ein altes Feldbett wieder auf ein paar neueingesetzte Beine gestellt, einen protzenhaften, gleichfalls selbstgebauten Bambuslehnstuhl. An den Wänden zwei Fenster mit Schiebeladen; Holzpflöckchen als Kleiderhalter; als Wandschmuck ein paar Speere, Felle, Gehörne und meine bis jetzt erbeuteten drei Elefantenschwänze, dazu ein getrocknetes Elefantenohr, das mir zu Hause mal ein gewifs eigenartiges Rauchtischchen abgeben soll. Dann kommt das Schlafgemach: eine grofse, breite Bettstelle gleich dem Ruhebett auf der Veranda, darauf ein weicher Bananenblätterstrohsack; wieder ein Bambuslehnstuhl, ein kleines Tischchen als Nachttisch, ein weiteres als Waschtisch. Neben dem Bett der stets bereite Marschanzug, Stiefel aufgehängt von wegen der Rattenbesuche, Marschkoffer, Feldbett, Rucksack u. s. w.: alles fertig gepackt. Eine kleine Thür führt von hier ins Freie unter ein Grasdach, allwo ich meine morgendlichen Abgiefsungen mir durch meinen Banting überschütten lasse. Auch intimere Schlafzimmereinrichtung ist vorhanden: eine grofse, leere Spiritusblechbüchse; der halbgeöffnete Deckel ist zugleich Griff . . . .“

Später habe ich als passende Wandverzierung noch die zerschossenen Scheiben aufgenagelt, und wir nannten das also mit Gemälden ausgestattete Zimmer scherzweise „den Ahnensaal derer auf und zu Baliburg“.

Nur das Problem der Rauchableitung blieb ungelöst. Aber schliefslich bekommt das Innere das Ansehen einer ganz hübschen, dunkeln Holztäfelung, und man wird gegen das Qualmen ziemlich unempfindlich. Jedenfalls habe ich lieber hier und da eine Thräne geweint, als nachts, und in der Regenzeit auch bei Tage, auf das lustig prasselnde Feuer, das aufser der Wärme auch ein ganz behagliches Stimmungsbild schafft, verzichtet.

Auch an zutraulichen einheimischen Hausgenossen fehlte es nicht. Von der zweifelhaften Annehmlichkeit zahlreicher Rattenbesuche abgesehen, beherbergte mein Haus nicht selten als wochenlange Gäste einige Chamäleons. Sie wurden schnell heimisch und kamen herangekrochen, wenn ich ihnen eine Fliege vorhielt; ein blitzschnelles Herausschiefsen des Züngleins — und sie war verschwunden. Ich habe viel Spafs an ihnen gehabt, wenn ich ihren ungeheuer bedächtigen, langsamen Marsch- und Kletterübungen zusah; ihre drolligen Augenbewegungen belustigten, und am meisten die bekannte cholerische Anlage der Tierchen, in der sie bei dem geringsten Ärger ihre falten-

reiche Haut in allen Regenbogenfarben spielen liefsen. Und das höchste an Komfort auf meiner Station besorgte ein vierfüfsiger Bewohner der Savanne. Nicht selten roch es auf den Wegen und sogar in einigen Häusern nach Bisam. Eine Zibetkatze (Viverra civetta) stattete offenbar der Baliburg bisweilen Besuche ab; zu Gesicht habe ich dieses lebendige Parfümfläschchen nie bekommen. —

So viel über Ausrüstung bei stationärem Aufenthalt in der Wildnis, und ihre Erweiterung. — —

Komfortable Lebensweise.

Die Lebensweise draufsen überhaupt habe ich bereits in den beiden voraufgegangenen Abschnitten eingehender besprochen; auch im gegenwärtigen schon an einigen Stellen berührt. Es erübrigt mir also hier nur mehr, nachzuweisen, wie man auch in dieser Hinsicht das Leben auf der Station komfortabler gestalten kann und soll.

Dabei habe ich zunächst einmal die Magenfrage im Auge. Auf dem Marsch ist Essen und Trinken in erster Linie Mittel zum Zweck; die Marschstrapazen und -aufregungen selbst sind die beste Würze. Auf der Station ist das anders: hier wird das Essen Selbstzweck! „Pfui, wie gemein!“ klingt's mir im Geist in die Ohren. — Ich habe absichtlich so gesagt; verwahre mich aber feierlich gegen allzu materielle Verdächtigung. Man denke nur an die allenfalls annähernd damit zu vergleichenden Verhältnisse zu Hause: an Manöver- und Garnisonsleben. Sitzt man von früh bis Abend im Sattel, dann, meine ich, schmeckt auch im einfachsten Dorfwirtshaus das einfachste Essen ganz vortrefflich, und giebt's am anderen Tage im nächsten Quartier ganz dasselbe Gericht, so schmeckt es auch da wieder. Anders im weniger abwechslungreichen, weniger anstrengenden Garnisonsdasein: da ist und ifst man um ein gut Teil wählerischer. So auch im Busch. Die Tag für Tag nach anstrengenden Märschen erscheinende Buschsuppe mundet, jedesmal aufs neue sehnlichst erwartet; auf der Station will der Magen Abwechslung. Es ist hier wie dort nicht blofs Geschleckigkeit der Grund, sondern die Forderung der Gesundheit, die sich in diesem Verlangen geltend macht. Draufsen natürlich um ein gut Teil mehr: da mufs der in den Tropen sowieso schon ganz anders in Anspruch genommene Körper des Weifsen Abwechslung in der Nahrung bekommen. Diese gebieterische Naturforderung zu erfüllen: ist Aufgabe und Pflicht sachgemäfser Lebensweise. Diese Naturforderung zu erfüllen ohne europäische Konservenbüchse, aus dem Lande selbst: ist Aufgabe und Kunst des buscherfahrenen Stationsleiters.

Unabhängigkeit von europäischen Lebensmitteln.

An Stoff hierzu aus Pflanzen- und Tierreich fehlt es draufsen

wohl selten und nur zeitweise; dann wird eben der Speisezettel einfacher. Wie sehr ich in Bezug auf Mannigfaltigkeit desselben verwöhnt war, entnehme ich einer Notiz in meinen Tagebüchern, laut der einmal ich über „verdammt einförmiges Essen" höchlichst ungehalten war: „acht Tage Schwein, fünf Tage Ziege, sechs Tage Schwein heifst es nun bereits seit ein paar Wochen." In meinen Marschaufzeichnungen kommt wesentlich höhere Anspruchslosigkeit zum Ausdruck und bei Beginn des Stationslebens auf Baliburg beschreibe ich noch ganz begeistert, was man doch auf der Station aus solch einem Rüsseltier sich für schöne Sachen machen kann: „. . . . Heute wieder ein paar Stunden an der vielseitigen Verwendung eines geschossenen Schweines gearbeitet: Leber heute abend im eigenen Fett gebraten, zwei Keulen für morgen und übermorgen als frische Braten aufbewahrt, Fett ausgebraten, Kopf und Füfse eingesulzt, zwei Keulen und den Ziemer als Sauerbraten eingelegt, das übrige wird dieser Tage als Kotelettes und kalter Schweinsbraten oder in der Buschsuppe verzehrt. . . ."

Einheimische Produkte aus Tier- und Pflanzenreich.

In meinem oben (S. 170 u. f.) teilweise aufgenommenen Stationsberichte habe ich von unserer Verpflegung auf Baliburg die europäischen Gemüse bereits aufgeführt. Hier die Aufzählung der Landesprodukte selbst, nebst der Preisangabe der einzelnen (in deutsche Geldwerte umgesetzt).

Aus dem Tierreich:

Rindvieh; mufste von umwohnenden Stämmen gekauft werden, da die Bali solches nicht haben, 7 bis 10 Mk.

Ziegen; eine grofse Ziege 2,50 bis 3 Mk.

Schafe; glatthaarig, die Hammel mit langer, voller Mähne an Brust und Hals, gleichfalls 2,50 bis 3 Mk.

Schweine; ein fettes Schwein gleicher Preis wie von Schaf und Ziege. Die besten Schweine züchtete Bamefson.

Hühner und Kapaunen; ein grofses Huhn 25 Pfg.

Das waren die Haustiere, die auch den Bestand unseres Vieh- und Geflügelparkes bildeten.

An Wildpret gab es: Antilopen, namentlich die zierlichen Zwergantilopen schmeckten wie zarter Rehbraten; Elefanten: war auch das Fleisch zum Essen zu zäh, so lieferte es doch eine sehr gute, kräftige Fleischbrühe, und mit Elefantenfett haben wir bei Mangel an Schweinefett stets ganz gerne unsere Braten hergestellt; bisweilen brachten die Bali ein kleines dachsähnliches Tier, das sie „ssibisi" nannten, es hatte zartes Fleisch. Dann an Federwild: Frankolinen und verschiedene Taubenarten.

Noch reichhaltiger waren die Bodenerzeugnisse:
Bananen; zwei grofse Trauben 25 bis 40 Pfg.

<table>
<tr><td>Koko
Jams
Süfse Kartoffel
Negerhirse
Mais
Erdnüsse
Bohnen
Kürbisse</td><td>in grofsen Körben oder Säcken von etwa 3 bis 4 Liter Inhalt: schwankte der Preis für einen Korb oder Sack zwischen 25 und 50 Pfg. und wurde gewöhnlich in Perlen verlangt.</td></tr>
</table>

Palmöl; eine Kalebasse von 2 bis 3 Liter Inhalt 25 bis 40 Pfg.
Pfeffer
Kolanüsse; ein Sack 25 bis 50 Pfg.
Honig; eine Kalebasse 0,50 bis 1 Mk.
„mpa“; eine walnufsartige, ölige, wie Mandeln schmeckende Frucht.
Tabak; ein Korb 25 bis 30 Pfg.

„essuga“ (kleine aus Pfeffer, mpa, Erdnüssen, Maismehl und noch einigen Gewürzen gefertigte, sehr wohlschmeckende kleine Knödel) seien als einheimische „Delikatesse“ hier auch noch genannt. (Wie und wo die letzteren, ebenso wie eine gewöhnliche Speise der Neger: die grofsen aus Mais, Koko, gerösteten Bananen und Palmöl zusammengekneteten Klöfse, ihre rundlichen Formen erhalten, will ich doch, als von gastronomisch-kultureller Wichtigkeit, gleich hier schon einschalten: die Ballen werden von den Weibern auf dem Bauch auf und ab gerieben, bis sie die Kugelgestalt haben.)

Einheimische Getränke.

Schliefslich der Getränke nicht zu vergessen: Palmwein, von der Raphiapalme, und Durrhabier, aus der Negerhirse zubereitet.

Beinahe den ganzen Bedarf an all diesen Bodenerzeugnissen konnte ich aus den Pflanzungen der Station decken; aufserdem kamen zum Verkauf dieser Dinge, hauptsächlich vormittags, Männer und Weiber aus dem Dorfe auf die Station, priesen ihre Schätze an, handelten und feilschten: das ganze Getriebe eines heimischen Wochenmarktes spielte sich da oft ab. —

Ich meine, wenn man dieses stattliche Lebensmittelverzeichnis liest, sich dazu die europäischen Gemüse in Erinnerung ruft: dann mufs man schon sagen, dafs in den Hochländern Nord-Kameruns gerade kein Hungertod zu befürchten ist. Aus dieser Menge von Rohstoffen kann man bei nur einigermafsen vorhandenen Kochanlagen Speisezettel zusammenstellen, auf denen sich in einer Woche kaum ein Gericht wiederholt. Und erst die Zusammensetzungen!

Aus Jams, Eiern, Maismehl und Elefantenfett, darauf Bananenschnitten, haben wir uns ausgezeichnete Pfannenkuchen gebacken; aus Bananen und Honig, Kürbissen und Honig vorzügliches Kompott bereitet. Gehacktes Fleisch (wenn's nicht mehr ganz frisch war, reichlich mit Pfeffer getränkt) in ausgehöhlten Kürbissen gedämpft, schmeckt prächtig; und geradezu stolz war ich auf meinen selbsterfundenen Kartoffeldampfhafen, aus dem tadellos aufgesprungene Kartoffeln geboren wurden und, mit Schweine- oder Elefantenfett gegessen, mir die heimatlichsten Gerichte vorführten. Ich besafs eine dunkle Erinnerung an die Konstruktion der in der elterlichen Küche hierzu benutzten Gefäfse: unten ward durch kochendes Wasser Dampf entwickelt und oben dadurch die Kartoffeln gar. Endlich kam mir ein Gedanke und ward sofort in die Wirklichkeit umgesetzt: eine der Platten des Symphoniums wurde in den Kochtopf durch Zuschneiden u. s. w. eingepafst, durch die Durchbohrungen für die Stiftchen konnte der Dampf des in der unteren Hälfte des Topfes befindlichen Wassers durchdringen und die auf der Platte liegenden Kartoffeln dämpfen.

Ganz leidlichen Essig bereitete ich mir aus Bananen: süfse, reife Bananen wurden fest in einen grofsen Steintopf gestopft, dieser zugebunden und acht Tage stehen gelassen. Der Saft der in Fäulnis und Gärung übergegangenen Früchte dann in leere Cognakflaschen abgezogen, darin einige Tage der Sonne ausgesetzt, wieder abgezogen — und der Essig war fertig.

Auch an die Herstellung von Brot aus Maismehl habe ich mich gewagt; in Ermangelung eines regelrechten Treibmittels versuchte ich es mit saurem Palmwein. Weiter empfehlen kann ich dieses Rezept nicht, wenngleich wir auch diese — nun nennen wir es immerhin — Brote mit Appetit verspeisten; bei lebhafter Einbildungskraft konnte man, wenigstens in der Form, eine Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen heimischen Bäckergewerbes finden.

Man wird mir nun schon aufs Wort glauben, dafs ich allmählich auf europäische Genüsse, d. h. auf europäische Konserven u. s. w. gerne und ganz verzichten lernte. Aufser Salz, Thee, Kakao, etwa noch Milch und Zucker, gab's auf Baliburg nichts derartiges mehr. Ja, ich gewöhnte mich sogar derart an diese einheimische Küche, dafs ich in meinen Tagebuchaufzeichnungen regelmäfsig beim Vermerk des Eintreffens einer Karawane am nächsten Tag Einträge von leichtem Fieber, Magenverstimmung, Übelkeiten und dergl. finde. Dann hatte sich sicher beim Nachschub ein oder das andere europäische Genufsmittel befunden, wovon zu kosten man sich verleiten liefs, schon weil

Gewöhnung an die einheimische Küche.

der Verderb derselben einen ordentlich reute; und jedesmal quittierte der afrikanische Magen mit einem mehr oder minder leichten Unwohlsein. Schliefslich habe ich thatsächlich alles, was an europäischen Genüssen sich herauffand (viel war's ja so nie und oft trat der Fall auch nicht ein), aufser den genannten fünf Dingen unberührt gelassen und nach Auffrischung des eisernen Bestandes wieder an die Waldlandstationen zurückgegeben.

Und als einmal auch Kakao, Zucker und Milch ausgingen und ein paar Monate lang nur mehr der Sage nach auf Baliburg bekannt waren, „begann“, so schreibe ich in meinem Tagebuch, „eine neue Ära: die des Honigpappes. Jeden Morgen wird in der Stationsküche eine grofse Pfanne voll Maismehlbrei angerührt und einige Löffel Honig hinein gethan. Davon ein paar dampfende Teller voll schmeckt prächtig. Auch in die Theetasse ein Löffelchen Honig thut die gleichen Dienste wie Zucker; so dafs wir also aufser Thee und Salz gar nichts Europäisches mehr verwenden“.

Diese beiden Dinge mangelten glücklicherweise nie, und so vermifste ich eigentlich nur Brot und gute Eier. Letztere kennt der Neger als Lebensmittel nicht, und man erhält selten frische. Wenn ich schliefslich auch in dieser Hinsicht meine Anforderungen heruntergeschraubte, so war es doch ein freudiges Ereignis, als ich endlich meinen Geflügelpark auf eine solche Zahl gebracht hatte, dafs ich nicht nur für den täglichen Bedarf Eier bekam, sondern mir auch einen Vorrat anlegen konnte.

Ein paarmal war der Hühnerstall in grofser Gefahr.

Eines schönen Tages entstand auf der Station am hellen Mittag ein entsetzliches Angstgegacker und einer meiner Leute kam hereingestürzt: „massa, come quick for outside, one lapard catch all the fowls.“ Als ich mit rasch ergriffenem Gewehr aus dem Hause eilte, sah ich gerade noch den frechen, gelbpelzigen Räuber im hohen Gras verschwinden. Zum Schufs war's zu spät. Auf dem freien Platz vor der Station lagen zwei zerfleischte Hühner, eines fehlte, und die andern kreischend in alle Windrichtungen zerstoben. Noch ein zweites Mal hat eine solche Katze einen Plünderungsversuch gemacht, nachts.

Schlimmeren Ausgang, auch für mich, nahm die Gefährdung des Hühnerhofes durch weit kleineres, aber auch weit gefürchteteres Viehzeug: durch Ameisen. „Baliburg, 19. IX. 92. . . . . Heute Nacht durch ganz eigenen Lärm im Hühnerstall (besitze seit drei Tagen 28 Hühner) geweckt. Erhebe mich mühsam und hinke hinaus (bin ja seit Wochen gepeinigt von unaufhörlichem Hautausschlag am ganzen Körper); sehe

aber anfänglich nichts Verdächtiges. Plötzlich fühle ich am ganzen Körper ein Beifsen: die Ameisen! Sie waren in den Hühnerstall geraten, und nun auch über mich. Den rechten Arm bewegungslos eingebunden, überall sonst verpappt und verbunden infolge dieser Pustelflechte oder was es ist; und nun auch noch von hunderten von Ameisen überdeckt und zerbissen. Natürlich alles herunterreifsen, auch die klebenden Verbände, und die Ameisen abstreifen. Scheufslich zerbissen, mufste ich mich dann von neuem verbinden. Das that wohl auf die offenen, wunden Flächen der Haut! Eine mehrstündige, angenehme nächtliche Beschäftigung. — Die Hühner liefs ich frei; die armen Tiere fuhren wie verrückt heraus. Aber elf Stück lagen bereits tot, erstickt und zerbissen am Boden; nur mehr schwarze, unförmliche Klumpen, so dicht waren sie von Ameisen bedeckt."

Köstlich naiv war die Logik der Bali beim Verkauf der Eier, nachdem sie sehr schnell die Liebhaberei des Weifsen für diese Lebensmittelart erfafst hatten. Es währte nicht lange, so verlangten sie für ein Ei so viel wie für ein Huhn, und begründeten das damit, dafs aus dem Ei ja doch auch einmal ein Huhn würde.

Brot war, wie gesagt, der zweite Gegenstand, dem ich hier und da in sehnsüchtigen Gedanken nachhing. Das selbstgebackene Maisbrot besafs ja nur eine sehr, sehr entfernte Ähnlichkeit. Da war denn grofser Jubel, als sich endlich einmal eine Büchse Backpulver nach Baliburg verirrte, und steigerte sich aufs höchste, als sogar etwas Weizenmehl in der Proviantlast sich fand. Nun ging's ans Backen. Fünf Brotlaibe gab's; und einen Tag afs ich gar nichts anderes als nur Brot; den würzigen Geruch sog ich dabei mit wahrer Andacht ein, jedes zu Boden gefallene Krümchen ward sorgsam wieder aufgehoben und verspeist. Auch das Maisbrot, mit Backpulver statt saurem Palmwein angemacht, bekam nun ein ganz anderes Aussehen.

Europäische Zubereitung.

Mein trefflicher Koch Mbarra und Baioko, mein Diener, lernten bei ihrem dem Neger überhaupt eigenen Geschick zum Kochen schnell die doch vielgestaltige Art und Weise der europäischen Zubereitung einheimischer Rohstoffe. Zusehen durfte man ihnen allerdings in ihrer Hexenküche nicht allzu lange, sollte sich der Appetit nicht vermindern; abgesehen von ihrer Liebhaberei, die Hühner meist bei lebendigem Leibe zu rupfen. Auch gegen so etwas kämpft man vergebens an; in Gegenwart seines Herrn unterläfst der Neger das dann wohl, hinter seinem Rücken geht alles nach wie vor. Mitleid mit Tieren ist dem Schwarzen ein unbekanntes Gefühl. —

Ich bin fest überzeugt, dafs wir dieser Lebensweise, die uns aufser-

dem fast ganz unabhängig von Proviantnachschub machte, unseren im grofsen und ganzen recht befriedigenden Gesundheitszustand zu verdanken hatten.

Der Lebensweise, und nicht minder der steten, geistigen und körperlichen Thätigkeit.

Thätigkeit.

Dieser weiteren wichtigen hygienischen Forderung für das Leben in den Tropen nachzukommen, ist auf einer Station viel schwerer als auf dem Marsche. Dort besorgt das zum gröfsten Teil der Marsch selbst; anders auf der Station. Namentlich in den langen, langen Regenzeitwochen ist die Gefahr geistigen und körperlichen Verliegens sehr grofs. Kein gröfserer Feind aber in den Tropen als Langweile und körperliche Unthätigkeit. Jede Beschäftigung ist eine Arznei. Dadurch, dafs wir Tischler, Schreiner, Zimmermann, Gärtner und oft auch Koch waren, haben wir aufser den hierdurch erreichten besonderen Annehmlichkeiten nicht zum letzten für unsere Gesundheit gesorgt. An Sonntagen oder wenn wir sonst dienstfrei waren, haben Zintgraff und ich durch „Speerwerfen“ für körperliche Übung gesorgt. Damit dieser Sport mehr Reiz hatte, mufste jeder, der das Ziel fehlte, einen Schein auf eine Flasche Sekt ausstellen. Getrunken haben wir freilich die verfallenen Flaschen nie. Spaziergänge ins Dorf hinüber, in die Farmen, Jagdstreifen u. s. w.; all das waren Zwecke nicht nur, sondern auch Mittel zum Zweck: Erhaltung der Gesundheit.

Und diese nur in letzter Linie verstattet ja, dem auch auf der Station nicht minder wie auf dem Marsch geltenden allerobersten Hauptgrundsatz afrikanischen Lebens gerecht werden zu können: stete Marschbereitschaft dem Geist und Körper nach.

Stete Marschbereitschaft.

Stete Marschbereitschaft auf der Station mufs gewährleistet sein auch bezüglich der Ausrüstung.

Das, was ich im vorhergehenden Abschnitt als Ausrüstung im engeren und weiteren Sinne, für die eigene Person und für eine Expedition aufgeführt habe, mufs stets bereit liegen für eine allenfallsige plötzliche „Mobilmachung“. Im Geschützschuppen auf Baliburg waren die Munitionslasten in einem Raume, in weiteren solche mit Tauschwaren und Proviant, Ausrüstung der Soldaten und Träger wenigstens für event. rasch nötige Märsche von 8 bis 14 Tagen bereitgestellt. In meinem Schlafzimmer war meine gesamte Marschausrüstung jederzeit zum Anziehen und Aufnehmen fertig.

Instandhaltung und Auffrischung.

Aufs engste damit zusammenhängend ist natürlich Instandhaltung und Auffrischung dieser „Kriegsbestände“. Feldbett und Inhalt des Marschkoffers wird an schönen Tagen gelüftet, gesonnt, Proviant und

Munition und Tauschwaren werden umgetauscht und erneuert. Um das zu ermöglichen, mufs von Zeit zu Zeit Nachschub stattfinden. **Nachschub.**

Schon aus diesen Gründen, Auffrischung und Ergänzung der Bestände, ohne die eine Station auf die Dauer nicht bestehen kann (man denke nur an das Geld: die Tauschwaren), wozu dann noch die gewichtigen politischen, kolonialen, wissenschaftlichen u. s. w. treten, ist es oberste Pflicht eines jeden Stationschefs, mufs er geradezu dafür verantwortlich gemacht werden, mit allen Mitteln Verbindung mit der Küste, zum mindesten mit der etwaigen Nachbarstation, aufrecht zu erhalten. **Verbindung mit der Küste.** Umgekehrt ist es nicht minder Pflicht der Regierung bezw. der aussendenden Stelle, ihrerseits in jeder Weise von der Küste ins Innere Verbindung zu halten.

War so, dank der vorgeschilderten Lebensweise, der Gesundheitszustand auf der Baliburg im allgemeinen ein recht guter zu nennen, **Gesundheitszustand auf Baliburg.** so fehlte es natürlich doch zu rechter Zeit auch nicht an Mahnungen daran, dafs wir in den Tropen lebten.

Fieberanfälle waren meist auf Rechnung eigenen Verschuldens zu setzen: europäische Genüsse in Gestalt von Konserven und dergl., Überanstrengungen bei militärischen Unternehmungen, zu scharfe Jagdstreifen, Unvorsichtigkeit gegen unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen konnten fast ausnahmslos als Krankheitserreger nachgewiesen werden. Nur bei dem Übergang von einer Jahreszeit zur andern, namentlich von der Trocken- zur Regenzeit, traten leichtere Fiebererscheinungen auch ohne die genannten Ursachen auf. Diese „Saisonkrankheit“, wie wir sie nannten, hatte insbesondere nebst den andern wohlbekannten Fieberzuständen plötzliche Anschwellung der Hand- und Fufsgelenke in ihrem Gefolge. Mit dem Fieber selbst empfahl sich auch diese Beigabe.

Schlimme Gäste, qualvoll und hartnäckig, waren Hautkrankheiten, namentlich in der Regenzeit; sowie Verletzungen, verursacht durch das kleine Ungezieferheer. Ein Klagebrief darob in die Heimat eröffne das nächste Kapitel und damit den Reigen von Tagebuchnotizen und Briefen, auf Baliburg geschrieben.

Aus Tagebüchern und Briefen auf Baliburg.

Leiden und Freuden des einsamen Stationschefs da draufsen, grofse und kleine Erlebnisse, Stimmungen und Gefühle wollen die wenigen, aufs Geratewohl aus der reichen Zahl meiner Aufzeichnungen herausgegriffenen Blätter, im Verein mit den bereits da und dort verstreut eingeschalteten, wiederzugeben versuchen.

„Baliburg, 25. II. 92. .... Mal wieder zur Abwechslung einen Bleistiftbrief. Da liege ich nun heute den vierten Tag auf meinem Feldbett, esse, trinke, rauche; kurz, bin pudelwohl — nur kann ich auch nicht einen Schritt gehen: diese verd ...... Sandflöhe! Zwei Nägel am Fufs sind bereits ganz vereitert und aufserdem besitze ich noch etliche, centimetergrofse Löcher an den Fersen und Zehen. Jeden Morgen hinke ich wie ein Invalide auf meine Veranda; dort beginne ich die ärztliche Sprechstunde. Wie unterhaltend es dann gerade hier ist, den ganzen Tag mutterseelenallein dazuliegen — jetzt ist's gerade 7³⁰ p. m. und neben meinem Bett steht die trübselige, unvermeidliche Palmöllampe, die unruhig hin und her flackert, weil der Wind durch die breiten Spalten meines Bambuskastens (Verzeihung: Hauses) bläst — könnt Ihr Euch wohl lebhaft denken. Zu lesen gar nichts, und bei meinen Soldaten sollt' ich so notwendig sein wie 's liebe Brot; gerade kommt eine Deputation an: »wann sie wieder unter mir exerzieren dürften«. ... Morgen versuche ich noch das letzte Mittel, schneide mir aus Büffelleder ein paar Sandalen, und wenn die gröfsten Löcher nur einigermafsen zu sind, bandagiere ich sie mir an. ..... Wenn man den ganzen Tag so liegt, ist's natürlich mit dem Schlafen auch nichts, und aufserdem ist in meinem Hause nachts immer Schnitzeljagd einer ganzen Rattenfamilie. Neulich war's besonders lebhaft: ich war unter Stöhnen und Fluchen in mein Bett gekrochen, das ich mir frisch mit getrockneten Bananenblättern hatte füllen lassen; kaum lag ich, da turnte eine solche Menge Sandflöhe an (man spürt sie an den Beinen laufen), dafs ich die Flucht ergriff und auf mein Feldbett retirierte. Eben hatte ich das Licht ausgelöscht: patsch, fiel was von der Decke herunter, patsch, nochmal was, auf den Hals; ich griff hin, da fafste ich eine lange Raupe und hatte auch schon eine Unzahl ihrer Härchen im Hals und in der Hand. Brannte wie Feuer und schwoll gleich an. Das war doch noch unangenehmer als die Sandflöhe. Also unter beiden Übeln das kleinere gewählt und wieder zu meinen Sandflöhen ins alte Bett. Soeben hatte ich mich unter die Decke gestreckt, da rührt sich was unter meinem Kopf im Strohsack; ich vermute eine Ratte, die sich da drinnen verfangen, mache Licht: aus dem Schlitz des Strohsackes ringelt sich eine etwa zwei Spannen lange grünliche Schlange heraus. Das war mir nun doch zu toll. Das Vieh war offenbar mit den trocknen Bananenblättern hineingekommen; und ich sagte diesem Bett endgültig Lebewohl. Nun wohin mein Haupt legen? Ich entschlofs mich zum Raupenbett, hing eine meiner Decken darüber auf, dafs mir diese lieben Tierchen wenigstens nicht

ins Gesicht fallen konnten, und so hatte ich endlich Ruhe. . . . . . — Jetzt haben wir Tag für Tag p. m. wieder starke Tornados. Vorgestern in das alte Vorratshaus, wo gegenwärtig die Weiber einquartiert sind, der Blitz eingeschlagen, aber nicht gezündet. Uandi kam mit der ganzen Hexenschar entsetzt angestürzt: »neben ihr sei das Feuer heruntergefahren«. Eine Seitenwand hat der Blitz zerrissen; nun, wollte es so demnächst abbrechen. . . . . .“

„Baliburg, 2. XI. 91. . . . . Droben im Norden ist heute der trübe, nafskalte, traurige Allerseelentag mit Schnee und Regen, grau in grau. Hier lacht die Sonne und das ganze Land; die lange, lange Regenzeit ist ja zu Ende. Jeden Morgen von der Veranda meines Hauses aus aufs neue entzückt von dem wunderschönen landschaftlichen Bild. Mit der Sonne um 6^{00} auf, nach erfrischendem Bad Kakao auf der Veranda getrunken. Hinter meinem Hause steigt eben die Sonne empor, frischer Tau und Morgenduft liegt über der ganzen Landschaft, die Bananen rauschen leise im Winde, Schwärme von zierlichen kleinen Vögeln zwitschern im hohen Gras, die Viduas singen ihr lustiges »Bubi, Bubi«, hoch kreisen mächtige Falken in den blauen Höhen und im Dorfe drüben kräuselt sich der Rauch. Die Hügel ringsum im weiten Grasland tauchen tauduftig auf; aus dem Dorfe ziehen die dunkeln Gestalten herüber und in die Farmen, oder in die nächsten Dörfer auf den Markt, mit elastischen Schritten, auf den langen Speer sich stützend, auf dem Rücken einen mächtigen Sack voll Bohnen, Mais und Koko: ein Bild tiefsten Friedens. Nur der Glockenklang fehlt zu einer deutschen Sonntagsmorgenstimmung. . . . . Herrlich ist auch mein Badeplatz am kleinen Bach. Das helle klare Wasser in dem kleinen Becken unter dem noch kleineren, aber reizenden Wasserfall, der Grund helle Kiesel; darüber ragen hoch auf einige Palmen, riesige Kakteen und Baumfarne; niedriges Gebüsch in üppiger Fülle säumt ihn ein. Drüber hin flattern und gaukeln prachtvolle Schmetterlinge; oben hausen Trupiale und Wildtauben, und ein paar grüne Papageitauben spektakeln auch mit; und da in der kühlen Flut wohlig herumzuplätschern. . . . — — Wahrhaftig; ich fühle mich hier so heimisch, so hergehörig: ich gründe ein Balireich im Grasland und sage dem alten Europa für immer Lebewohl; hätte ich meine Lieben in der Heimat nicht, ich ginge mein Lebtage nicht mehr an die Küste, geschweige nach Deutschland. Fühle mich hier so frei, so der Natur ganz zurückgegeben, dafs ich auf die europäische Vergangenheit zurückblicke, wie auf einen schweren Traum. Ich glaube immer, auch mich haben bereits die Reize der schwarzen Schönen, geheifsen »Afrika«, in ihre

Ein Graslandsmorgen in der Trockenzeit.

Fesseln geschlagen, jener Schönen, die mit magischer Gewalt alle, die sie geschaut, in ihre Arme gezogen.. Und wer in ihnen geruht, der kehrt wieder; und sei es, dafs die Lurlei unterm Kreuz des Südens ihm sein Todeslied singt. . . .“

„Baliburg, 13. XI. 91. Heute europäische Gemüse gesät (zweite Aussaat) sowie sogar (vor meinem Hause) Levkojen und Löwenmaul. . . . Zum erstenmal bereits Schneidebohnen gegessen. . . . .“

„Baliburg, 14. XI. 91. Baligewand fertig geworden. Gehen morgen hinüber ins Dorf zum grofsen Womatanz. Die Tage her ging's eigentlich hier genau so zu wie in einem kleinen Nest zu Hause acht Tage vor dem ersten Kasinoball: wir sprachen selbst viel von dem grofsen Tanz und mit den Bali, Männlein und Weiblein, war vollends von nichts anderem mehr zu reden. Die Soldaten sind vier Tage beurlaubt. Vor Dr.'s Haus und dem meinen safsen zwei Tage lang ein paar Schneider und nähten an unsern Gewändern, was das Zeug hielt; man hätte uns für die schwergeprüften Papas ballfähiger Töchter halten können.“

„Baliburg, 15. XI. 91. Die paar Tage Ruhe haben gleich in unseren Köpfen den Sprühteufel der Bosheit wachgerufen; wir haben eine Zeitung herausgegeben: »Erste und letzte Nummer des Balimorgenblattes, das auf keinem Kaffeetische eines Balibürgers fehlen sollte.« Unter andern Anzüglichkeiten enthielt es im Nachrichtenteil folgende Todesanzeige:

»Gott, dem Allmächtigen, ist es nicht gelungen, den ehrengeachteten, ehr- und tugendsamen Jüngling

Herrn Schama Ndumu,

Privatier in Bali,

bis zum Eintreffen der Post aus Kamerun am Leben zu erhalten.

Baliburg, 15. November 1891.«“ —

Die Post.

Seit Anfang August, also 3½ Monate, waren wir ohne jegliches Lebenszeichen von der fernen Heimat.

Man kann sich das zu Hause, wo man den Inhalt der umfangreichsten Tagesblätter zweimal im Tage verschlingt, wo Telegraph und Telephon Zeit und Raum, als nicht mehr vorhanden, ausschalten, einfach gar nicht vorstellen: 3½ Monate ohne Post. Ebenso wenig hat man aber eine Ahnung von der freudigen Erregung, wenn dieses ersehnte Ereignis endlich, endlich Wirklichkeit wird. Schon an der Küste; kein Backfisch in Europa, der täglich einmal nach einem „Brief postlagernd“ am Schalter fragt, kann ungeduldiger sein als der Weifse draufsen, wenn der fällige Dampfer einmal sich einen Tag ver-

spätet. Und nun erst im Innern, hunderte von Kilometern von der Küste, in der Wildnis! Auf dem Marsche darf man von vornherein jeden Gedanken an Post aufgeben. Auf der Station giebt das seltene und unregelmäfsige Eintreffen solcher den gröfsten Festtag.

Zu dem ungleich lebhafteren, persönlichen Sehnen nach einem Lebenszeichen der fernen Lieben tritt im Innern noch ein sachlicher Umstand hinzu. Solange keine Post — in unserm Fall — aus dem Waldland heraufkam, zögerte man auch stets mit dem Absenden der eigenen. Denn im Busch ist es sehr unangenehm, wenn sich die Posten kreuzen. Befehle, Mitteilungen u. s. w. werden unter Umständen hinfällig oder erzeugen Verwirrungen, die zu lösen es dann wieder ein paar Monate braucht. „Das ist auch so ein Hemmschuh, nur einer von den vielen, die einem das Wörtchen Geduld stets aufs neue lehren“; steht in meinem Tagebuch bei einem der nicht seltenen Vermerke über endlos langes Ausbleiben der Post.

Hat man aber endlich einen Brief in der Hand und liest voll Freude, dafs die Lieben da droben im fernen Norden sich wohl befinden: ein Blick auf das Datum — und man sagt sich unwillkürlich, ja das ist alles recht gut, so stand es vor 12, vor 15 Wochen. Was kann aber in der langen Zwischenzeit sich nicht alles ereignet haben. Und umgekehrt geht es so den Angehörigen daheim. Ich habe auf Baliburg mal zu gleicher Zeit einen Brief erhalten von meinem lieben Freunde Wolfrum aus Ostafrika, und einen aus der Heimat, in dem mir Kunde ward, dafs der, dessen fröhliche Zeilen ich eben gelesen, vor Monaten schon am Kilimandscharo gefallen. — So etwas berührt eigen. Mir fällt da ein Gedicht ein:

„Des Tages Glut ist vorüber;
Es sendet der Mond seinen Strahl
Vom Himmelsdome hernieder,
Durchflutend ein kleines Thal.

Er breitet sich über die Palmen
Und über das frische Grab
Des jungen, deutschen Soldaten,
Dem man drei Salven gab. — —

Und weit, weit über dem Meere
Empfängt zu derselben Stund'
Seine Mutter von ihm ein Schreiben,
Dafs er munter sei und gesund.“

Postverbindung zwischen der Heimat und Baliburg.

Ich habe meinen Angehörigen, die über die so langen Pausen bitter Klage führten, den Gang unserer Postverbindung zu schildern versucht: „ . . . Von Hamburg bis Kamerun oder umgekehrt: das ist

das wenigste; aber von da hierherauf oder hinunter. Nehmen wir mal von der Küste hierher: den Mungo hinauf 10 Tage; dann ist der Brief in Mundame. Dort sitzt ein Faktorist von Jantzen; nehmen wir nun bei der ganzen Berechnung an, dafs alles glatt geht, was aber nie der Fall ist, so schickt dieser die Post, welche meinetwegen Mittag ankommt, gleich am nächsten Tag nach Barombi. Von da geht sie in fünf Tagen nach Batom, in weiteren fünf Tagen nach Mi-Yimbi; von da in vier Tagen hierher; also mit geradezu »D«Zugsgeschwindigkeit: Kamerun bis Bali 10 + 1 + 5 + 5 + 4 = 25 Tage, d. i. rund ein Monat. Einen Monat braucht der Dampfer von Hamburg nach Kamerun. Demnach, wenn alles so glatt und schnell geht, wie bei einem Exprefsbrief in Euerem paragraphenbehüteten Deutschland, kann ein Brief von Euch erst zwei Monate, nachdem Ihr ihn zugepappt, in meinen Händen sein, und beim gleichen Tempo habt Ihr in weitern zwei Monaten meine Antwort. Solch ein glattes Laufen kommt aber einfach nicht vor. Rechnet für hin und her von Baliburg bis München und zurück sechs Monate und die »schwarze Post« hat glänzend gearbeitet.

Postalische Hindernisse.

Seht die Post diesmal: Am 1. Juni habe ich Eure teuern Zeilen erhalten. Am 3. Februar habt Ihr sie geschrieben: vier Monate ist der Brief unterwegs gewesen. Da hat vielleicht die Sache mit dem Dampfer nicht geklappt. Von Kamerun kann auch nicht mit jedem einzelnen Brief ein Boot nach Mundame rudern. Und wie ist's ihm im Busch gegangen! In Batom lag er 14 Tage; dann wurden die beiden Jungen, die die Post brachten, zwischen Nguti und Ntok-Difang angeschossen, rissen aus und schwammen über den Mbia (haben also ihre Sache ganz gut gemacht). Dabei gingen ein paar Tage verloren und der Postbeutel wurde bei der Gelegenheit voll Wasser. Dann kamen sie auf Mi-Yimbi gerade recht zu einem von Conrau geschossenen Elefanten. Jetzt wurden die Briefträger Elefantenfleischfresser, lagen wahrscheinlich dann ein paar Tage mit Verdauungsbeschwerden dort drunten. Als auch der letzte Knochen abgenagt war, fiel ihnen erst der Postbeutel wieder ein; müfsten keine solchen Windhunde von Wei gewesen sein. Natürlich ward aber noch ein tüchtiger Brocken Elefantenfleisch aufgepackt, alles in eine Last: Post, stinkendes Fleisch u. s. w. lagen friedlich neben einander und gingen bei Regen und in den Bächen noch innigere Verbindungen ein. So kam die Post endlich am 1. hier an.

Durch dieses Durcheinander von Papier, faulem Fleisch, Wasser, Fett, zerflossener Tinte hat Euer so lieber, lieber Brief, wie seine

papiernen Leidensgenossen, einen derartig lieblichen Geruch angenommen, dafs er mir meinen ganzen Raum verpestet und ich ihn, wenn ich ihn entziffert — was bei also geschildertem Zustand auch seine Schwierigkeiten hat — gleich verbrennen mufs. Diesen meinen Brief nehme ich übermorgen selbst mit . . ."

Mit derartigen postalischen Hindernissen sollte es aber nicht genug sein. Eines schönen Tages weigerten sich meine schwarzen Postboten (ich benutzte dazu meist die gleichen Wei) nach Mi-Yimbi hinunterzugehen: zwischen Aschu und Banti treibe sich ein Elefant herum, der ohne jede Veranlassung sie nun schon zweimal angegriffen habe. Bamessonleute bestätigten dies. Das war mir denn doch zu toll, und ich machte mich selbst auf, mir diesen principiellen Gegner der schwarzen Jünger Stephans anzusehen. Und es war in der That so. An der gleichen Stelle fast, wo die Jungen attackiert worden, brauste er auch diesmal an. Es gelang mir, ihn zur Strecke zu bringen und damit wieder die Strafse für meinen „Postwagen" gangbar zu machen. Es war ein Elefantenweibchen mit seinem Kalbe (welch letzteres einzufangen uns leider nicht gelang): daher auch die Attackenlust.

In dem Brief steht aber noch etwas: „ . . . Das freut mich, mein tapferes Mütterchen, dafs Du den Zeitungen nichts mehr glaubst, wenn sie von Rückzug der Nordexpedition, schwerer Niederlage, Niedermetzlung aller Weifsen im Nordhinterland von Kamerun und Ähnlichem faseln. Solange keine amtliche Mitteilung des Auswärtigen Amtes an Euch gelangt, dafs einem da hier oben etwas Menschliches passiert ist, kannst getrost in den Zeitungen lesen: »Dem Leutnant Hutter ist am so und so vielten laut Aussage von 100 Augenzeugen um 2^{55} p. m. der Kopf abgeschnitten und der übrige Teil aufgefressen worden.« Ihr könnt durch Vergleich dieser wahrheitsgetreuen Berichte mit meinen Briefen am besten bemessen, welch unbedingten Glauben diese Druckerschwärze verdient . . ."

Verantwortung leichtfertiger Zeitungsberichte.

Ich habe diesen Absatz aus dem Briefe noch hier aufgenommen, weil ich, an ihn anknüpfend, ein ernstes Mahnwort an die betreffenden Adressen richten möchte. Ich greife nur das persönliche Moment heraus; auf die sachliche Tragweite unrichtiger Nachrichten gehe ich gar nicht weiter ein. Möchten doch diese Herren, bevor sie leichten Herzens und mit noch leichterer Feder so ein paar Weifse da drinnen in Afrika fallen lassen, des Schreckens und der Angst der Angehörigen in der Heimat gedenken. Wochen-, ja monatelang harrt die Mutter, die Frau des Totgesagten in qualvoller Ungewifsheit, bis endlich ein

Lebenszeichen des Fernen sie daraus erlöst — der Herr Nachrichtenverfertiger hat schon längst vergessen, was er als Eintagsfliege, um die Spalten zu füllen, in die Welt gesetzt hat! —

Weiter.

Fehler in der Zeitrechnung.

„Baliburg, 16. XI. 91 ... Will sehen, wie unser Mondpalaver ausgeht, und damit der Fehler in unserer Zeitrechnung. Am 15. November soll laut nautischem Jahrbuch totale Mondfinsternis, in äquatorialen Gegenden vollkommen sichtbar, eintreten. Wir haben das benutzt und den Bali bereits gesagt, wir wollten »den Mond töten«. Nun trat aber gestern dieses Naturereignis nicht ein! Also haben wir uns im Kalender geirrt. Das ist auch etwas, was man sich in der Heimat nicht vorstellen kann; aber im Busch kann einem so was schon passieren, wo es keine Kalender giebt und keine Kirche und keine Kirchenglocken. Als die Bali uns heute frugen, warum wir denn gestern den Mond nicht tot gemacht, halfen wir uns damit aus der Klemme, dafs wir sagten: »wir hätten gestern palaver mit dem Mond gehabt und er habe uns gebeten. ihn noch ein paar Tage leben zu lassen.« Denn heute oder morgen mufs die Finsternis eintreten; um so viel können wir uns doch nicht verrechnet haben ..."

„Baliburg, 16. XI. 91. Gestern abend Vollmond und nachts 1^{44} a.m. totale Mondfinsternis. Dies liefs uns erkennen, dafs wir im Datum seit unserer Ankunft auf Bali um zwei Tage voraus waren; daher heute diese scheinbare Rückdatierung[1] ... — Schlufs des Womatanzes Gegen 4^{00} p.m. kam alles auf den freien Platz vor der Station und wird uns zu Ehren bei lohenden Feuern die ganze Nacht weitergetanzt: zweifelhaftes Vergnügen. Von Schlafen ist natürlich keine Rede ..."

„Baliburg, 5. XII. 91. Beginn des Ledatanzes, des grofsen Waffenfestes der Bali. Heute früh hat ein Trupp Krieger, die wegelagernd gegen Bandeng sich geschlichen, zwei Bandeng eingebracht; darob grofse Freude drüben. Dem einen schnitten sie gleich den Kopf ab, den andern erwartet dieses Schicksal morgen beim grofsen Tanze. Den Kopf brachten sie, eine heulende, johlende Menge, auf die Station, ihn zu zeigen: eine Lianenstrippe durch den Mund und den Hals gezogen, trug und schwang ihn bald der eine, bald der andere. Dann ward der bluttriefende Schädel draufsen am freien Platz an einen Baum gehangen und unter ihrem Schlachtgeheul hielten sie Kriegstanz

[1]) Bei den in dem Buche enthaltenen objektiven Zeitangaben ist der gemachte Fehler natürlich berücksichtigt.

darum. Den Gefangenen liefsen wir uns abends von Garega herüberschicken, ihn auszufragen. Als er auf keine der an ihn gerichteten Fragen Antwort gab, zog Fonte (Vertrauter Garegas) sein Messer aus der Scheide, und ehe wir wufsten, was er damit wolle, hatte er dem Gefangenen schon ein Ohr abgeschnitten; meinte ganz ruhig, indem er die blutige Klinge bedächtig abwischte: »da der Bandeng so schlecht versteht, was der Weifse sagt, so müsse man ihm ein Ohr abschneiden, damit er besser höre« . . .“

„Baliburg, 6. XII. 91 . . . Nachmittags mit meinem Zug hinübermarschiert zum Tanze; an 3000 Krieger da, auch Gesandtschaften von Bagam und Bafuen. Sechs Zugssalven abgegeben. Ein Murmeln der Bewunderung ging schon durch die Reihen der Tausende bei den Aufmärschen zur Front, und als die Salven glatt und rund krachten, tosender Beifall. Das wissen sie morgen in Bandeng und Bafut auch schon. Die deutsche Flagge und die des Balihäuptlings flatterten über dem Steinsitz Garegas, neben dem wir uns niederliefsen, die Soldaten kauerten um mich im Kreise. Weniger angenehme Nachbarschaft waren die beiden frischen Bandengschädel und einige andere, schon acht Tage alte; und in dieser stillen Gesellschaft ein paar Stunden bei fleifsigem Palmweinumtrunk. Wenn die Scharen zur Begrüfsung anstürmten, packten sie die Köpfe und schüttelten sie uns entgegen.

Köstlich waren zwei von den Weibern der Station. Wir hatten ihnen vor einigen Tagen zur würdigen Feier des Tanzes ein paar weifse, lange Frauenhemden (aus Spangenbergs Nachlafs) geschenkt. Nun stolzierten sie damit an. Als sie sich zu unsern Füfsen zum Palmweineinschenken niederkauerten, hoben sie in gänzlicher Verkennung des Zweckes die Hemden hoch auf bis über die Hüften, damit sie ja nicht schmutzig würden! . . .“

Eine Tropen-Vollmondnacht.

„Baliburg, 14. XII. 91 . . . Gestern Abend auf dem Hügel schöne Nacht in ernsten Gesprächen. Der volle, glänzende Mond strahlte auf die Wildnis; die paar Häuschen der einsamen Station hell bescheinend. Dazwischen die mächtigen, dunkeln Gestalten der hohen Palmen, der grofsblätterigen, sturmzerfetzten Bananen, leise im Winde rauschend. In erhabener Ruhe liegt die Landschaft, in den dunkeln Thälern wallen feuchte Nebelmassen auf und nieder, aus der Tiefe in der kalten Nachtluft schwirren die grofsen Fledermäuse herauf, von drüben aus dem nebelverhüllten Dorfe schallt Lärm und Tanz: das ist eine Mondnacht hier draufsen auf der fernsten Grenzwacht Deutschlands, wo weltabgeschieden zwei einsame Pioniere hausen. Düster, geheimnisvoll ernst, ahnungsvoll packend ist die Wirkung. Heute besonders.

Die Post brachte die Nachricht von Gravenreuths Tod. Zwei seiner Offiziere gestorben, einer verwundet; Rückzug. Hier vor einem Jahr vier Europäer gefallen, droben bei unsern Gegnern regt sich's aufs neue, schon sind wir drei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen; jetzt gerade, wie wir in die Landschaft schauen, knattern Schüsse im Norden, bei den Bamignie, vielleicht in den Farmen, wo gestern bereits die Bandeng sich gezeigt haben. Noch fehlt ein gut Teil der Munition; kommt's zum Losschlagen, stehen wir mit 5000 Bali gegen doppelte und dreifache Übermacht; meine 30 Männlein Truppe, die ich bis jetzt ausgebildet habe: in diesem Fall dann doch nur eine Handvoll, und werden sie im Feuer parieren? — Ernste Vergangenheit, ernste Gegenwart, ernste Zukunft."

„Baliburg, 23. XII. 91 . . . Endlich ein Teil der grofsen, längst sehnlichst erwarteten Karawane mit Munition; auch ein Maximgeschütz; Herrgott, wie schaut aber das aus. Zugleich Kunde von eigentümlichem Vorgang in Bamesson: Der Häuptling eines Dorfes zwischen hier und Bamesson (?) war beim Durchmarsch der Karawane zugegen und hatte die paar Faden Zeug, die ihm der Expeditionsmeister schenken wollte, verächtlich zurückgewiesen. . . . Nachmittags plötzlich die Kunde, Mbarra der Koch und ein paar Wei seien bei Bamesson von Buschleuten angeschossen worden. Bald kam Mbarra selbst: er habe 13 Elefanten gesehen, auf 1 geschossen; da seien plötzlich viele Buschleute gekommen und hätten sie verjagt. Aufserdem läfst der Bamessonhäuptling sagen, bei ihm sei der von Bamungu" (westlich von Bamesson gelegen) „im Dorfe und habe ihn aufgefordert, gegen den Weifsen Bündnis zu schliefsen. Auf das hin beschlossen, heute Nacht dorthin zu marschieren und den Fomungu aufzuheben."

Erstes Gefecht der Balitruppe.

„Baliburg, 24. XII. 91. 3[30] a. m., sobald der Mond aufgegangen, auf, angetreten, jeder Mann 50 Patronen und mit den 30 Mann abmarschiert. Fonte und Tituat, die zwei Vertrauten Garegas, und 10 Balikrieger mit, wahre Hünen. In den taufrischen Morgen hinein; also heut' hoffentlich erste Feuerprobe für meinen Zug. Noch lag alles in Dämmerung, als ich auf einem (neuen) stark nach Westen ausbiegenden Weg zuerst über gewaltige Felsblöcke in ein schönes, weites Thal voll Farmen hinabstieg. Nach zweistündigem Marsch rötete sich der Horizont und die ersten Strahlen der Sonne fielen auf einen massigen Berg mit kahlen, schroffen Wänden; glühend rot leuchtete seine breite Steinfläche im Westen meines Weges. 10[30] hinter einem Hügel, etwa eine halbe Stunde von Bamesson entfernt, gelagert. Hier unter Tituat die 10 Bali gelassen, ich mit den Soldaten und Fonte durchs

hohe Gras querfeldein fast im Laufschritt hinüber an den Weg Bamesson—Bamungu. Hier mich in Hinterhalt gelegt. Fonte und noch zwei meiner Soldaten legten Waffen und Ausrüstung ab und zogen als Kundschafter, friedlichen Marktwanderern gleich, mit grofsen Säcken voll Mais und Kalebassen ins Dorf.

Gegen 1^{00} p. m. Fonte zurück mit der Meldung, der Fomungu sei bereits heute in aller Frühe wieder in sein Dorf zurück. Nun zog ich mit beiden Abteilungen in Bamesson ein; alles abgesucht: der Vogel war uns entwischt. Gegen Bamungu, ein grofses Dorf mit über 2000 Kriegern war mit der Handvoll Leute heute nichts zu machen; also Rückmarsch nach Bali. Der alte Fomesson warnte mich noch »vor im Grase lauernden Leoparden«.

An einem versumpften Bachübergang; ein Baumstamm war die Brücke in dichter Raphianiederung: plötzlich flog ein Hagel von Speeren mit dem mir vom Oktober her noch sehr wohlbekannten sausendem Zischen in und über die Marschkolonne. (Wie man sich da artig verbeugt!) Dann kam nichts mehr. Einer meiner Soldaten fiel; aber die andern keinen Schufs abgegeben! Die Balikrieger nur knallten drauf los. Im Laufschritt hinauf auf die nächste Höhe durchs Rauchmeer der bereits den ganzen Tag über weithin qualmenden Grasbrände. Droben angelangt, sahen wir auch schon unten in der nächsten Mulde zahlreiche, an ein paar Hundert Bapigni (denn dieses Raubgesindel war es) heraufstürmen mit ihrem Kriegsgeheul. Mochten wohl nicht erwartet haben, dafs wir so rasch die Höhe erreichten, bevor sie ihrem Vortrab, der am Bach versteckt uns angeschossen, zu Hülfe kommen konnten. »Marschiert auf — Marsch, marsch! — Fertig! — Legt an! — Feuer!« Und zu meiner unbeschreiblichen Freude: prächtig folgte der junge Zug. Viermal stürmten die Bapigni noch an, fünf Salven krachten und die Gegner suchten nun das Weite. Auf 40, 50 m waren sie jedesmal herangekommen, gut sichtbar auf den abgebrannten Flächen. Jetzt freilich war kein Halten mehr; die Köpfe mufsten geholt werden. Grofse Freude war noch, als ich selbst auf 200 m den Fliehenden nachfeuernd, zwei weitere niederstreckte. »fuon-nakang, fuon-nakang« (d. i. Herr des Gewehres), schrieen alle ganz aufgeregt. Mit den Trophäen, 13 Köpfen, ging's nun weiter. Jetzt erst wieder daran gedacht, dafs heute ja Christabend war! . . . Ringsum knatterten die Grasbrände, und die Rauchwolken verdüsterten den Himmel. Angegriffen wurden wir nicht mehr. Weiter ging's bergauf, bergab, die Nacht brach finster ein, und todmüde schleppte ich mich weiter, seit 3^{00} a. m. auf den Beinen.

Im Dorf hatte man schon davon gehört, und aus allen Häusern schauten die Leute und schrieen und tanzten, als wir einzogen. Zu Garega mufste ich noch rasch, einen Schoppen Palmwein trinken. Ganz nackt, nur schnell mit Rotholz bemalt, führte er mich in sein Allerheiligstes, und die Köpfe tragenden Soldaten durften mit hinein. Funkelnden Blickes betrachtete er die Schädel und liefs sich erzählen und umarmte mich ein halbes Dutzend mal. Endlich kam ich los, 'rüber auf die Station. Dort freudig begrüfst; mein trefflicher Dr. hatte sogar noch eine Weihnachtsüberraschung für mich bereit: eine kleine Pfeife" (ich besitze sie heute noch); „dann warf ich mich um 11^{00} nachts todmüde aufs Lager: mein erstes Weihnachten im Busch. — Aber die Soldaten hatten gut bestanden."

„Baliburg, 26. XII. 91 . . . Zweite gröfsere Karawane eingetroffen: Ltnt. von Steinäcker mit 27 Dahomemännern und 22 -Weibern, wandelnde Gerippe in des Wortes buchstäblichster Bedeutung . . . Morgen werden gleich weitere 30 Rekruten eingestellt, nun ein zweiter Offizier da ist. Mein selbstgeschriebenes Exerzierreglement hat sich bewährt. Kniee lerne ich die Leute allerdings nicht durchdrücken und den schönen Griff: »präsentieren« können sie auch nicht! . . ." — —

Ich mufs noch viel mehr Tagebuchseiten und Briefe über- und unterschlagen, will ich nicht selbst dem selbst gerügten Fehler verfallen, durch langatmige Tagebuchwiedergabe schliefslich zu ermüden. Machen wir also gleich einen Sprung von vier Monaten.

„Baliburg, 5. V. 92 . . . Seit 10 Stunden Alleinherrscher auf Baliburg. Heute früh Zintgraff und Steinäcker mit den Dahome und einem Zug meiner Soldaten ins Waldland hinunter. Gestern abend noch Palmweinumtrunk selbdritt bei selbstgebrautem Schnaps aus Spiritus und Ananas. »Wer weifs, wann wir uns wiederseh'n?« Hier in diesem Lande ist's ja vermessen, von einem Tag zum andern zu bestimmen. Man hat sich doch recht zusammengewöhnt."

„Baliburg, 7. V. 92 . . . Nachmittags von 4^{00} bis 5^{00} wütete ein entsetzlicher Tornado. Aus Nord und Ost fegten die Hagelmassen vom Sturm gepeitscht heran, aus pechschwarzem Gewölk zuckten ununterbrochen die Blitze und rollte ohne Aufhören in krachenden Schlägen der Donner. Das Gras flog von den Dächern, die Bananen stürzten zur Erde; die Häuser wankten, und mit einem Male schmetterte das alte Stationshaus prasselnd zusammen. Die Soldaten, die bis zur demnächstigen Fertigstellung von zwei neuen Kasernen hier einquartiert waren, krochen zitternd und verstört hervor; getötet war keiner, doch einer schwer im Kreuz verletzt, einer den Arm gebrochen, der zahlreichen

Quetschungen, Abstreifen eines Stücks Kopfschwarte u. s. w. nicht zu erwähnen. Die Anlagen ums Haus, erst vor ein paar Tagen von einem Tornado zerstört und notdürftig gerichtet, sind aufs neue gründlich dahin, ganze Bananenreihen liegen am Boden; also wieder aufs neue. Hier lehren die Verhältnisse, die Menschen Geduld und Ausdauer. Und wenn das noch nicht reicht, besorgt's die Natur . . ."

„Baliburg, 8. V. 92 . . . Post! . . . Emin Pascha soll seine Seeenprovinz verlassen und sich westlich gewendet haben; sollen Ausschau nach Emin halten, weil er möglicherweise eine Durchquerung versucht; und da er bei einer westlichen Marschrichtung hier wo auftauchen könnte, ihm event. entgegen kommen . . ."

„Baliburg, 10. V. 92. Gestern abend noch 8 Bafut mit 1 grofsen Elefantenzahn und dito Ring. Auch 20 Bagam und 40 Bali N'kunbat sind da. Morgen empfange ich die Gesandtschaften auf der Station bei unvermeidlichem »Umtrunk«; das erste Treffen, 24 grofse Kalebassen Palmwein und ein paar Säcke Kola, steht bereits draufsen auf der Veranda. . . . Heut' ist Jahrestag meiner Ausreise nach Kamerun! Ein Jahr verstrichen, dafs ich die Heimat verlassen und Euch, meine Lieben. Um diese Zeit etwa, 8^{00} p. m., habe ich den letzten Grufs meines deutschen Landes gesehen, den Leuchtturm von Cuxhaven: da zieht ein Strom von Gedanken mir heute durch den Kopf.

Mit der letzten Post kam auch, freudig begrüfst, ein Heft einer illustrierten Zeitschrift herauf. Mit der Stationsbücherei ist's schlecht bestellt: ein nautisches Jahrbuch, Dickens' Pickwickier und Coopers letzter Mohikaner, das ist alles! Den »Nachtigal« hat mir Zintgraff mitgenommen. In den Lasten wird nach jedem bedruckten Papierfetzen gefahndet; die lange Regenzeit mit ihren trostlosen Abenden steht ja vor der Thüre.

Zu Hause scheint es ja mächtig zu gären; einen Aufsatz fand ich da d'rin: »Der Geist der neuen Zeit.« Wie wohl thut doch 'mal wieder geistige Anregung. Hier in der Wildnis fällt sie auch auf denkbar besten Boden; und weit, weit weg vom Getriebe der Zeit, ist der Blick und das Urteil auch klar und frei: ein seitab stehender Beobachter. Was dieser Aufsatz sagt, es ist das, was in der Brust eines jeden, tiefer veranlagten Menschen, mein' ich, sich regt: Sehnsucht nach Rückkehr zu der Natur. Wohl mir, dafs ich diesem Zuge gefolgt bin. — —"

„Baliburg, 14. V. 92. Wieder sind vier Tage weiter verstrichen und mein schwarzes Dasein nimmt seinen gewohnten Verlauf. Gestern abend kamen wieder 'mal ein paar Trupps Bali von einer Wege-

lagerei gegen Bagangu heim unter Freudengeknall, und präsentierten ein paar frisch abgeschnittene Schädel und 5 rechte Mannshände (zum Beweis, dafs sie wirklich 5 getötet). Man gewöhnt sich fast, mufs ich leider sagen, an so etwas, so dafs man so einen Kopf, ohne 'was besonderes daran zu finden, anschaut, ob es auch der eines Mannes ist (Zähne vorn spitz zugefeilt, während die Weiber sie ausgebrochen haben). Für jeden Bandeng- und Baganguschädel (männliche) erhalten die Bali einen Faden Zeug. Jeder Feind weniger ist Verstärkung für uns. Ich seh' Euch den Kopf schütteln; es ist hart, das ist wahr; aber das ist eben vorerst noch Afrika. An afrikanische Kriegführung darf man nicht europäischen Mafsstab legen. Hier gilt das Gesetz der Wildnis: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Dem Gegner ist jedes Mittel recht, so mufs man selbst jedes anwenden, will man nicht im Nachteil sein ..."

Afrikanische Kriegführung.

„Baliburg, 15. V. 92. Hoffte heute bereits Nachricht von Dr. zu erhalten, wie's unten ausschaut, und es Garega mitzuteilen, gelegentlich meines sonntäglichen Abendschoppens bei dem alten Herrn. Da könnt Ihr mich jeden Sonntag aufsuchen in Gedanken. In seinem kleinen Palmweinhause, vor uns ein grofser Topf Palmwein brodelnd und wir beide fleifsig den Becher leerend. Frau Fe kredenzt mit der holdseligsten Miene, ein paar vom Rate kauern da und rauchen, und der Leutnant Hutter raucht auch aus der Balipfeife und trinkt aus dem Balihorn trotz einem Eingeborenen. Meinen Stammplatz habe ich auch da; der gleiche Schemel wird flugs, wenn ich erscheine, an den gleichen Platz stets hereingeschleppt. Da plaudern wir, ich in Schlafhose, Hemd und Strohkäppchen und Garega in seinem Hausrock, einer weiten dunkeln Tobe, eine gestrickte Mütze wie eine Zipfelkappe auf, gemütlich über alles Mögliche. Die ernsten palaver sind stets nachts in verschlossener, abgesonderter Hütte oder auf der Station. Jetzt sind wir ohne Amt und Würden: zwei gute Bekannte bei Palmwein und — Rettichen, die Garega leidenschaftlich gern verspeist; als Zeichen besonderer Huld nur ab und zu 'mal einem des Rates ein Stück oder den abgebissenen Rettichschwanz zuwerfend. Ich lustwandle, meist auf Umwegen durch das Dorf schlendernd, hinüber. Alles grüfst ehrfurchtsvollst; begegne ich einem Soldaten, steht er stramm still und folgt mir nach, so dafs ich fast stets mit einem kleinen Gefolge im Königsgehöft anlange. Nicht selten grüfsen auch Nichtsoldaten durch flottes Frontmachen, nicht selten klingt aus einem Gehöft ein deutsches Kommando ans Ohr, mehr oder weniger verkauderwelscht: »Stillstand«, »Vorwärts morning«; auch kräftigere Exerzierplatzausdrücke sind schon

erfreulicherweise in die Volkssprache übergegangen; »Sakrament« und »heiliges Gewitter« tönt's anheimelnd da und dort! Auch sonst ist deutsches Soldatenleben zu bemerken; beim Exerzieren umsteht den Platz oft eine ganze Zahl neugierig guckender Mägdelein und Kinder — wie zu Hause das zweierlei Tuch magnetisch fesche Kindsmädchen mit ihren Wägelchen ans Kasernengitter bannt."

„Baliburg, 28. VII. 92. Garega hat heute auf meinen Wunsch zur Volksversammlung blasen lassen. Mit den Soldaten hinüber. Ringsum kauerte die tausendköpfige Menge, rauschend und brausend wie ein ferner Wasserfall. Rede vom hohen Stein." (In der Mitte des weiten Marktplatzes ist ein Steinhaufen um zwei geweihte Baumstrünke aufgetürmt, von wo aus zum Volke gesprochen wird.) „Nach Rücksprache mit Garega das Gesetz verkündet, dafs kein Bali ohne schriftlichen Erlaubniszettel ins Waldland hinunter dürfe. Gab eine Salve ab, dann auf den Stein gestiegen. Plötzliche Ruhe in der tosenden Masse, Totenstille. »Wer das thäte, dessen Haus in Bali würde niedergerissen, und der Schuldige und seine Hausgenossen als Sklaven verkauft.« Zum Schlufs wieder eine Salve.

Hochgefühl.

Wenn ich so auf dem Königsplatz stehe, vor mir meine blind ergebenen Soldaten; der einzige Weifse inmitten dieser tausende ungebändigter, raublustiger Schwarzen, die meinen Worten lauschen und zu mir aufblicken, der ich durch nichts als meine Persönlichkeit diese Macht mir geschaffen habe: da wallt in meiner Brust ein so freudiges Hochgefühl des Stolzes, dafs ich mich höher recke und was vom Herrscher in mir verspüre! Und heimisch, hergehörig in dies mein selbstgeschaffenes Reich fühle ich mich zugleich . . .

Abends noch kamen 28 Bali und baten um Urlaub. Schrieb Abmeldezettel wie ein Bezirksfeldwebel . . ."

„Baliburg, 11. VIII. 92. Wetter einen Tag scheufslicher als den andern: Regen, Sturm, nafs, feucht, kalt, Nebel; halt Regenzeit. Ich kann mich heuer gar nicht erwärmen, rolle mich in der Hütte in meine zwei Decken ein; hätt' ich beim Exerzieren nur meinen Mantel hier. Die Kälte in Afrika setzt mir weit mehr zu als die Hitze. Wenn ich 'mal heimkomme, kauft nur gleich ein paar Pelzmäntel; lafst den Wagen heizen und mit Wärmflaschen auspolstern. . . . In drei Tagen ist's doch schon ein Monat, dafs ich von meiner Tintostreife zurück bin, und noch immer erinnert mich die schmerzende Stelle am Fufs an den verdammten Kerl mit seiner Knallbüchse . . ."

„Baliburg, 7. IX. 92 . . . Wie rasch vergeht doch die Zeit, meine Lieben. Noch drei Monate; und auch das Jahr 92 ist zu Ende. Frei-

lich, was in den drei Monaten alles hier in Afrika geschehen kann, wissen die Götter. Schnappe ich aber dann noch Luft, so naht allmählich die Zeit, wo ich vielleicht der Heimkehr gedenken darf nach fast zweijährigem, ununterbrochenem Aufenthalt im Innern. Einmal in Kamerun, bin ich ja bereits wieder mitten d'rin im Weltgetriebe der Zeit, und — »zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«. Die eine zieht mächtig der Heimat mich zu; die andere aber — und die ist die stärkere — läfst mich mit Trauer des Scheidens von der freien, grofsen, schönen Wildnis mit all ihren tausend Reizen gedenken. Ich beschwichtige sie nur mit der Hoffnung auf Wiederkehr. Wohl habe ich hier verlebt und verlebe wohl noch manch' ernste, einsame Stunde; aber fasse ich alles zusammen: ich bin hier im Busch frei, glücklich und zufrieden. Nur ein Gedanke drückt nieder: dafs das schöne, grofse Werk, das wir hier aufzubauen strebten, dessen Grund sich langsam zwar, aber sicher festete, wankend gemacht, ja vielleicht umgestürzt wird — durch die Schwarzen nicht, wohl aber durch die Weifsen ... — —

Hier geht jetzt alles wieder seinen Gang. Was es Neues hier gäbe und gab, mag ich dem Briefpapier nicht anvertrauen. D'rum nur ein paar innere, harmlose Ereignisse. Die eine Stationssau hat 6 Junge neulich geworfen; ich bin nun von allen Seiten von Wöchnerinnen umgeben; im Hause 5 junge Katzen, draufsen 6 Glücksschweinchen ....“

„Baliburg, 12. IX. 92. Noch keine Post! Die gestrige Nacht war wieder 'mal etwas lebhafter. Ich zünde gerade meine Wetterlaterne an, da entsteht draufsen im Hofe ein Gekreisch und Geflatter meiner zwei Hühner (das ist zur Zeit mein ganzer Geflügelhof), und wie ich hinauseile, liegt eines zerzaust am Boden, das andere fehlt; im weichen Sand die frische Fährte eines Leoparden! Da war nichts mehr zu machen als sich diese Teilung des Hühnerbratens gefallen zu lassen. Doch hoffte ich, der Räuber käme vielleicht noch einmal, sich auch das zweite Huhn zu holen, und setzte mich, im Schatten des Daches, auf den Anstand. Bald höre ich auch etwas, doch im Innern, in der Nähe der als Vorratsraum benutzten Hütte. Schleiche mich vorsichtig um die Ecke der Veranda: eine dunkle Gestalt sucht die Thüre des Vorratsraumes zu öffnen. Ich schiefse natürlich, und der Kerl stürzt. Es war ein Bali, der nächtlicherweise billig einkaufen wollte. Verbinde ihn und lasse ihn noch nachts zu Garega hinüberschleppen. »So ginge es jedem, der glaube, dafs der Weifse schliefe.« Tags darauf erschien die bekannte Dreizahl (meist kamen stets die

gleichen drei Vertrauten Garegas zu allen palavern auf die Station), brachte ein Schaf, sonstige Lebensmittel und Entschuldigung des alten Herrn . . .

17. IX. Den Anfang meiner täglichen Plaudereien wifst Ihr nun schon bald: keine Post . . .

19. IX. Anfang siebe oben! Nun sind es wieder einmal 50 Tage seit dem letzten Lebenszeichen von der Küste. Jetzt schicke ich Post fort, kann nicht mehr länger warten; meinetwegen mögen dann die Posten sich kreuzen oder zusammenrumpeln . . . Dieser Hautausschlag ist zum Verzweifeln; dazu die Füfse und Unterschenkel voll näfsender Kratzwunden infolge steten Juckreizes; an den Zehen Sandflöhe! . . ."

„Baliburg, 22. IX. 92. Gestern liefs mir Garega mitteilen, er habe zwei Bali ertappt, die ohne Erlaubnis im Waldland gewesen und dort sogar ihre Gewehre und Patronen verkauft hätten; schickte zugleich die beiden gebunden mir herüber. Ich beschlofs ein Beispiel aufzustellen, dafs das Gesetz vom Juli nicht leere Drohung gewesen; marschierte mit einem Zuge hinüber, zerstöre die Häuser der beiden, ihre Ziegen und Hühner wandern auf die Station; die beiden nebst ihren Weibern übergebe ich Garega »zur weiteren Behandlung.« Eigentlich doch viel, dafs sich das die Bali in ihrem Dorf von dem Weifsen gefallen lassen, und die Soldaten ohne Widerrede gegen ihre eigenen Stammesgenossen sich so verwenden lassen."

„Baliburg, 28. IX. 92. Meine Elefantenjagd vor vier Tagen wohl für ein paar Wochen die letzte gewesen. Wäre er nicht so nahe bei der Station aufgetaucht, hätte ich ihm wohl kaum nachhinken können. Denn allmählich reizender körperlicher Zustand: Ellenbogen und Gelenk des rechten Armes, Knie und Gelenk des linken Fufses Pustelflechte hochgradig; an den noch freien Extremitäten am selben Platz im Anzug. An den Füfsen eine Art Nesselausschlag. Im ersten Fall Höllensteinlösung und Öl und einbandagiert; im zweiten Jodoform und Heftpflaster. Ferner am linken Oberschenkel zwei tiefe, eiternde Löcher: Jodoform und Verband. Am linken Gesäfs Geschwüre, so dafs ich nur mit Schmerzen sitzen kann, desgleichen im Kreuz: Zinkblumen versucht; (nebenbei) recht bequeme Behandlungsplätze. Am ganzen Körper scheufsliches Jucken. Folge von diesem netten Gesamtzustand natürlich vollständige Schlaflosigkeit und davon wieder: stetes Einnehmen von Chloralhydrat . . . Vorgestern brachten sie die Zähne: eine afrikanische Abnormität. Der Elefant selbst ein grofser, alter Geselle; der eine Zahn 1,92 m, der andere ganz klein, nur vielleicht zwei Spannen lang."

Hautkrankheiten.

„Baliburg, 28. X. 92 . . . Mein körperlicher Zustand bessert sich allmählich, so dafs ich hoffentlich nächsten Monat meine geplante Streife nach Westen machen kann. Kurierte seit August mit allen möglichen hochweisen Medicinen herum; seit 8 Tagen reibe ich mich mit einer Buschmedicin ein, die mir Fonte gebracht, und schon ist's bedeutend besser . . . Grofse Weihnachtspost abgeschickt, nachdem heute früh Post von unten kam, aber nur von Kamerun. In Hamburg soll die Cholera herrschen? — Da drunten an der Küste ging das bestimmte Gerücht, die Bali hätten mich tot geschlagen. Bedaure, leider noch nicht. . . . Jetzt bereits beginne ich, Weihnachtsvorbereitungen zu treffen; hoffentlich wird der Abend heuer friedlicher als voriges Jahr; quien sabe? Milch, Zucker, Honig, Kerzenstümpfchen: alles wird zusammengespart. Sogar als Zuckerbäcker mache ich Vorübungen: in eine mit Fett ausgeschmierte grofse Kugelzange kommt Kakao- und Honiggemeng hinein, etwas am Feuer getrocknet, die Zange geöffnet und ein Praliné ist fertig. . . .“

An der Küste tot geglaubt.

„Baliburg, 31. X. 92. Vormittags plötzlich furchtbares Geschrei draufsen, ich 'raus; was war's? Eine zottige dunkle Masse braust durch die starke Fenz vorn herein und durch Anlagen und Beete durch, dafs die Bananenbäume nur so rechts und links fliegen. Und schon war es auch durch die jenseitige Wand neben meinem Gartenhaus verschwunden, ein zweites grofses Loch in die Umzäunung reifsend. Es hatte Form und Gröfse eines Schweines. Ein zahmes konnte es nicht gewesen sein; die drei Rüsseltiere der Station lagen friedlich in ihrem Koben, aufserdem waren sie blond und kurzhaarig; der grobe Störenfried aber rötlich dunkel und an den Seiten langbehaart; also wahrscheinlich ein Pinselohrschwein. Die Bali riefen auch gleich: »kunyam, kunyam« (d. i. Schwein) . . .“

„Baliburg, 25. XII. 92 . . . Gestern mittag Tornado aus Nordwesten mit Hagel. Die hohen Fenzen meterweise eingelegt. Steinäckers Haus (nach seinem einstigen Bewohner noch immer so genannt) war mit seiner Veranda als Christabendplatz ausgedacht, wo ich mit dem gerade anwesenden Expeditionsmeister Knetschke ein ganz nettes Bäumchen zusammengerichtet hatte. Es war aus Bambus in Tannenbaumform gezimmert, und Stamm- und Zweiggerippe mit Stechpalm- und Baumfarnzweigen dicht grün belegt. Auf den Deckeln von Zündhütchenschachteln standen die zusammengesparten Kerzenstümpfchen, Goldflitterschmuck gab's aus den Tauschwaren. Das hatten wir uns vormittags schon so aufgebaut. Stofs auf Stofs brauste das afrikanische Gewitter; bald flatterten die Grasbüschel der Veranda und

der Häuser, wolkenbruchartiger Regen und Sturm fegte das Bäumchen uns weg und schüttete sein Wasser in unsere wankenden, wackeligen Hütten; reihenweise stürzten draufsen auf dem freien Platz die neu gepflanzten Laubbäume; und auf einmal ein Schlag, dafs ich taumelnd an die Wand fliege: der Blitz hatte den Flaggmast vor der Station zersplittert und den Steinhaufen an seinem Fufse nach allen Seiten auseinander geschleudert: ein Omen?? Abends die Station ein Bild der Verwüstung . . . vormittags bis nachmittags 4^{00} Heuschreckenschwärme aus Nordwesten, aber in solchen Massen, wie ich sie noch nicht hier gesehen, bedeutend stärker wie im Februar. Jetzt abends liege ich auf meinem Bett; Erbrechen u. s. w., leichtes Fieber. — Das ist mein zweites Christfest im Busch!“ — —

Damit schliefse ich die bruchstückweise Wiedergabe meiner Stationstagebücher und Briefe.

Acht Tage später traf die verhängnisvolle Post aus Kamerun ein und brachte den Auflösungsbefehl für die Nordexpedition. Nun wufste ich, was der zerschmetterte Flaggmast bedeutet hatte! — — —

Leicht war sie nicht, die Aufgabe des einsamen Stationschefs da draufsen tief in der Wildnis auf dem vorgeschobensten Posten — dem verlorenen Posten.

Schroffe Absonderung.

Allein ist der Stationschef, auch wenn ein weifser Untergebener ab und zu auf der Station sich befindet, ein weifser Karawanenführer ab und zu eintrifft. Unbedingt nötig ist schroffe Absonderung, weit mehr als zu Hause bei der Truppe. Dort steht dem Vorgesetzten das eiserne Gefüge der Subordination zur Seite, hier ist er auf selbstgeschaffene Autorität angewiesen. Diese mindert sich rasch und versagt leicht, giebt man der begreiflichen Neigung zu aufserdienstlichem Verkehr nach. Der Chef allein hat die Verantwortung, allein die Leitung.

Einsame Abende

Der Tag vergeht ja wohl rasch; aber die einsamen Abendstunden sind lang, recht lang namentlich in der langen, einförmigen, trüben Regenzeit bei der elenden Palmöllampe. Eintrag der Tagebücher, Festlegung wissenschaftlicher Ausbeute, Fertigung von Berichten nimmt doch nur einen Teil der Stunden in Anspruch, fällt oft naturgemäfs ganz weg, mangels Stoff. Mit Lektüre ist's schlecht bestellt. Vor 9^{00} abends kann man sich nicht zur Ruhe begeben, weil noch die abendliche meteorologische Ablesung gemacht werden mufs. Da freut man sich denn wochenlang auf den Festtag einer ankommenden Post, und schreibt selbst viel und gern. Einen ganz eigenen Reiz hat es für

mich gehabt, in meinen Briefen in die Heimat heimatliche Bilder mir vors Auge zu führen und mit der Feder auszumalen. „Man macht sich so förmlich eine camera obscura und guckt hinein“, nenne ich das einmal in meinem Tagebuch.

Heimatsgefühl in der Wildnis.

Andererseits aber kann ich sagen: selten ist das Gefühl wirklicher Einsamkeit, das Gefühl des Verlassenseins über mich gekommen. Durch alle meine Tagebücher und Briefe weht der Hauch der Freiheit und des Glückes, die beide ich draufsen gefunden habe. Und noch etwas: heimisch geradezu bin ich geworden auf meiner Baliburg, bei meinen Bali.

Das ist vielleicht nicht zum letzten Germanenart. Der Wandertrieb führt den Deutschen hinaus übers Meer; draufsen dann schafft und baut er sich eine neue Heimat.

Am Tage meines Abmarsches von der Baliburg steht als letzter Eintrag in meinem Tagebuch: „Ein Gefühl tiefen Heimwehs ergriff mich, als ich von der Höhe aus die Station zum letztenmal sah, die 16 Monate lang meine Wohnstätte in Afrika gewesen. Hier war ich frei und glücklich, hier war ich heimisch. Vorbei — — —“

Anhang.

Meine Balitruppe.

Ich möchte von meiner Station Baliburg nicht scheiden, ohne der auf ihr zurückgelassenen „schwarzen Kameraden" noch besonders zu gedenken: ich meine die von mir geschaffene und herangebildete Balitruppe.

Sie besitzt nur mehr ein historisches Interesse. Die Baliburg steht längst nicht mehr, die Soldaten haben sich längst in ihr Dorf verstreut und erzählen als alte Veteranen vielleicht noch ab und zu von ihrem einstigen Führer.

Im Rahmen einer Forschungsexpedition, wie die Nordexpedition amtlich hiefs, ist diese meine Thätigkeit eigentlich eine Sonderaufgabe gewesen; dafs sie allmählich geradezu zu einer meiner Hauptthätigkeiten heranwuchs, hatte seinen Grund in den Verhältnissen, die ich im Abschnitt I gedrängt berichtet habe. Sie läfst sich auch kaum mit der Thätigkeit des Chefs einer Militärstation z. B. in Ostafrika vergleichen. Zwei Momente bedingten eine wesentlich andere Auffassung und Durchführung der Aufgabe:

1. Die Balitruppe war der erste Versuch, die Eingeborenen eines Gebietes in ihrem eigenen Lande zu Soldaten heranzubilden.

2. Der fast gänzliche Mangel an Ausbildungs-Unterpersonal; weitaus die längste Zeit war ich ganz allein.

Ich arbeitete, in Anlehnung an die deutschen Bestimmungen, vereinfachte Vorschriften aus, die durch die eigene Lehrzeit in Krieg und Frieden draufsen manche Abänderung erfuhren. (Nachstehend die wichtigsten Abschnitte.)

Bewaffnung und Ausrüstung: Jägerbüchse M/71; Koppel mit 2 Patronentaschen (50 Patronen Taschenmunition); grofse Balitasche als Rucksack (in ihm eiserner Bestand an Munition: 50 Patronen, sowie an Proviant: für 2 Tage).

Die Kommandos wurden in deutscher Sprache gegeben.

Die Ausbildung war nur auf geschlossene Verwendung berechnet. Die Balitruppe hatte nicht die Aufgabe, selbständig, allein z. B. Angriffe auf feindliche Dörfer zu unternehmen, sondern sollte in solchem Falle nur Unterstützungstrupp sein, an dessen Salven sich Gegenstöfse brechen, der mit seinen Salven und nachrückend den Angriff ohne Stocken durchführen hilft, der im Fall eines Rückzuges eine lebende Aufnahmestellung bildet und unter dessen Schutze und dessen Feuer die weichende, irreguläre Masse des Balistammes sich wieder zu sammeln vermag. Diese Irregulären, die Krieger des Stammes, bildeten die „Schützenlinie".

War so Durchführung eines Angriffes ohne die Mitwirkung der Stammeskrieger überhaupt nicht gedacht, so war die Balitruppe auf dem Marsch in ihrer geschlossenen Ausbildung vollkommen befähigt zur Abwehr eines Angriffes. In diesen Fällen ist ja eben die geschlossene Masse die einzig richtige taktische Formation für den Busch.

Aus den Bestimmungen für die Ausbildung der Balitruppe.

Vorbemerkungen:

1. Man darf nie vergessen, dafs man es mit der Ausbildung von Negern in ihrem eigenen Lande zu thun hat, denen jede Idee militärischen (ja nicht kriegerischen!) Sinnes fehlt, und mufs infolgedessen stets eingedenk sein, dafs eine ganz unsägliche Geduld, Ruhe und gleichmäfsige, auf das ganze Wesen des Negers überhaupt Rücksicht nehmende Strenge der einzig sichere Weg ist, das Ziel: Gehorsam in allen Fällen, Feuerdisciplin und Schiefsfertigkeit, zu erreichen.

2. Man mufs hier ganz besonders den Grundsatz befolgen, nur das zu befehlen, was unbedingt verlangt werden kann, und mufs, mit steter Rücksicht auf den ganzen Charakter des Negers, seine Lebensweise und Anschauungen, auf die unmittelbare Nähe des Heimatdorfes, sich hüten, europäisch-militärischen Mafsstab nur irgendwie anzulegen.

3. Das mangelnde Ausbildungspersonal und die Kürze der Zeit — denn nie darf man aus dem Auge verlieren, dafs es sich darum handelt, in möglichster Raschheit eine möglichst gefechtstüchtige Truppe zu haben — werden mehr einen Drill in der Masse und somit weniger exaktes Arbeiten des Einzelnen bedingen, doch ist stets trotzdem der Eifer des Einzelnen anzuregen durch Vergünstigungen u. s. w. verschiedener Art.

4. Die Diensteinteilung ist nach folgenden Anhaltspunkten zu regeln:

Täglich: 2 bis 3 Stunden Exerzieren, 2 bis 3 Stunden Schiefsen und hierzu vorbereitende Übungen, 1 Stunde Instruktion und Appelle u. dergl.

Bei fortschreitender Ausbildung können diese Zeiten verringert bezw. teilweise zu Arbeitsdienst: Scheibenstände bauen und in Stand halten, Scheiben anfertigen, Patronen laden u. s. w. verwendet werden.

Felddienst wird eigens befohlen.

Unter allen Umständen hat jeder Mann in jeder Woche mindestens eine Übung abzuschiefsen; die ausgebildeten Mannschaften in jeder Woche an mindestens einer Felddienstübung teilzunehmen.

5. Taktische und Dienst-Einheit ist der Zug; möglichst nicht über 50 Mann stark; für den inneren Dienst in Korporalschaften (farbige Unteroffiziere als Korporalschaftsführer) gegliedert.

A. Exerzieren.

1. Die Ausbildung erfolgt im Zug; zuerst ohne, dann mit Gewehr in einem Glied, dann mit Gewehr in zwei Gliedern.

2. Die Kommandos sind langsam bezw. scharf, und recht deutlich zu geben, zwischen Ankündigungs- und Vollzugskommando ist lange Pause zu machen.

3. Es ist weniger auf peinliche Genauigkeit der Ausführung im einzelnen als auf Richtigkeit und Raschheit des Erfassens und der Ausführung im ganzen zu sehen; ganz besonders bei den Ladegriffen.

4. Grundstellung ist einzeln mit den Leuten zu üben und hierbei auch annähernd gleichmäfsige Gewehrhaltung und -übernehmen anzustreben.

5. Beim Marsch; Vorübung: Bambusstange vor den Leib bezw. in die Hände beim Front- bezw. Reihenmarsch geben, desgleichen bei den Schwenkungen ist sehr gut, weil dadurch die Leute an annähernde (nicht eigens geübte) „Richtung" und an das Nebeneinanderbleiben gewöhnt werden.

6. Als Mafs für den Gliederabstand zeigt man den Leuten des zweiten Gliedes: Unterarm vorstrecken, die Entfernung vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers. Der Gliederabstand ist im Marsch meist zu grofs, im Halt meist zu klein; desgleichen der Abstand in der Reihenkolonne.

7. Ein Hülfsmittel bei den Wendungen ist das Legen von Pflöckchen ┼

8. Es giebt nur zwei Formationen: Linie und Reihe.

9. Der Laufschritt ist viel anzuwenden, bei Front- und Formationsänderungen stets.

10. Durch Zeichen, Winken mit dem Säbel u. s. w. ist das Kommandowort, wo angängig, zu verdeutlichen.

11. An Signalen kommen zur Anwendung:

a) der Pfiff: während des Marsches: „Halt!", während des Feuerns: „Stopfen!", wenn je kommandolose Feuerabgabe eingetreten ist,

b) das Hornsignal: zum Antreten, Sammeln beim Führer, dessen Standpunkt es anzeigt.

12. Grundstellung. Kommando: „**Stillgestanden!**" — „**Rührt Euch!**" Ausführung: der Mann steht in möglichst gerader Haltung: Fersen geschlossen, Schultern zurückgenommen, Blick geradeaus, ruhig. Das Gewehr ist übergenommen; auf „Rührt Euch!" wird zugleich Gewehr bei Fufs genommen.

13. Auf das Kommando: „**Weggetreten!**" entfernt sich der Zug rasch nach der durch Zeigen befohlenen Richtung im Laufschritt; auf „Halt!" oder Pfiff bleibt er stehen. Auf „**Angetreten!**" kommt er im Laufschritt und tritt dem Kommandierenden gegenüber an; wenn nichts weiter befohlen, stets in Linie.

14. Richtungen werden nicht eigens geübt und befohlen; bei jeder Übung ist möglichst gerade Linie bezw. Deckung zu verlangen und zu üben, die Leute müssen sich nach jedem „Halt!", jeder Wendung u. s. w. selbst rasch ausrichten, indem sie nach der Nase des rechten Flügelmanns sehen; desgleichen Gliederabstand, Aufschliefsen u. s. w. selbst rasch machen.

15. Wendungen werden nur auf der Stelle ausgeführt. Kommando: „**Rechts — um!**" „**Links — um!**" „**Bataillon — kehrt!**" Ausführung: die Drehung wird auf dem Ballen des linken Fufses ausgeführt.

16. Marsch. Kommando: „**Vorwärts — Marsch!**" oder: „**Laufschritt — Marsch, marsch!**" „**Halt!**" oder Pfiff. Ausführung: auf „Marsch!" bezw. „Marsch, marsch!" wird mit dem linken Fufs

angetreten, Schrittlänge reguliert sich von selbst, desgleichen Tempo. Die Kniee brauchen nicht durchgedrückt zu werden.

Beim Reihenmarsch marschieren die Leute gedeckt mit Gliederabstand; bei schmalen Wegen schiebt sich ohne weiteres Kommando das zweite Glied zwischen das erste, der Mann des zweiten Gliedes hinter seinen Vormann im ersten Glied; wird der Weg breiter oder auf „Halt!", ist stets die zweigliedrige Formation wieder herzustellen.

17. Laden und Feuern. Kommando: **„Geladen!" „Legt — an!" „Feuer!"** Ausführung: auf „Geladen!" (kurz zu kommandieren) bringt der Mann möglichst rasch das Gewehr an die rechte Hüfte, senkrecht zur Frontlinie und ladet möglichst rasch; zugleich setzt er den rechten Fufs rückwärts seitwärts. Das hintere Glied deckt sich auf die Lücken des vorderen und tritt hart an dieses heran. Auf „Legt — an!" (gedehnt zu kommandieren) wird das Gewehr in Anschlag gebracht. Auf „Feuer!" (kurz zu kommandieren) wird abgedrückt und bleibt das Gewehr in Anschlag.

Oder (wenn bereits geladen war) Kommando: **„Fertig — Legt an!"** u. s. w. Auf „Fertig!" (kurz zu kommandieren) geschieht das Gleiche, wie oben auf „Geladen!" (statt des Ladens wird entsichert).

Kommando: **„Geladen!" „Das Gewehr — über!"** Ausführung: auf „das Gewehr!" wird gesichert, auf „über!" die ursprüngliche Stellung eingenommen.

Das Laden im Marsch erfolgt auf das Kommando: **„Geladen!"** Ausführung: das Kommando wird gedehnt gegeben, es wird während des Marsches geladen, gesichert und das Gewehr übergenommen.

Soll aus dem Marsch zum Feuern übergegangen werden, so erfolgt stets vorher das Kommando: **„Halt!"** Dem Laden und Feuern im Knieen geht das Kommando **„Nieder!"** bezw. **„Halt!" „Nieder!"** voraus. Ausführung: auf „Nieder!" läfst sich der Mann rasch auf das rechte Knie (oder auf beide) nieder; das Gewehr wird an der rechten Seite mit dem Kolben auf den Boden gesetzt; zugleich deckt sich das zweite Glied auf die Lücken des ersten. Auf **„Auf!"** wird die alte Grundstellung eingenommen, event. vorher noch gesichert.

Als kommandierte Feuerart kommt nur die Salve zur Anwendung.

Bei allen Kommandos zur Feuerabgabe sind lange Pausen zu halten, damit der Mann Zeit zum Zielen hat, und ganz besonders zur Aufrechterhaltung der Feuerdisziplin.

18. Frontveränderungen finden statt durch Wendungen und Schwenkungen. Kommandos und Ausführung wie bei der Truppe zu Hause.

19. Formationsänderungen durch Wendungen (nur auf der Stelle) und die Kommandos: „Zug formiert — Marsch, marsch!" (Bildung der Linie); „Reihe formiert — Marsch, marsch!" (Bildung der rechts abmarschierten Reihenkolonne). Ausführung: wie in der Heimat.

Soll die Linie oder Kolonne rasch nach allen Seiten Front machen, so erfolgt nach eventuellem vorhergegangenem „Halt!" das Kommando: „Kreis formiert — Marsch, marsch!" Ausführung: die Flügel biegen sich, in der Reihenkolonne von der ursprünglichen Frontseite ausgehend und gleichzeitig die Wendung nach aufsen machend, soweit zurück, dafs sie sich berühren. Es kommt gar nicht auf genaue Kreisformation an (meist wird es ein Knäuel oder Haufen werden); sondern nur darauf, rasch nach allen Seiten Front zu haben.

B. Schiefsen.

Die Leute kennen nicht den Begriff des Zielens. Für Manche existiert vielleicht das Korn, für Keinen aber eine Visierkimme; sie schauen deshalb einfach nach der Scheibe, unbekümmert, ob sie dabei Visier und Korn sehen oder nicht. Im besten Falle nimmt einer oder der andere gröbstes Vollkorn: also durchweg Überschiefsen. — Die Gewehre werden fast allgemein rechts verdreht. Die Leute mucken. Abziehen geschieht nicht langsam, sondern mit heftigem Ruck: also Rechtsvorbeischiefsen. — Wie zu Hause zeigen auch hier manche grofse Erregtheit beim Scharfschiefsen. — Allgemein schiefsen die Leute (stehend und knieend) freihändig besser als aufgelegt. — Im Verlauf der Ausbildung erzielt man viel früher gute Höhen- als Seitenrichtung (meist rechts vorbei). — Beim Scharfschiefsen bessert sich der Mann sichtlich von Schufs zu Schufs, wenn er mehrere Schüsse hintereinander machen darf. — Der an sich auch hier vorhandene Eifer wird erhöht, wenn man dem Manne sagt, erst wenn er gut zielen gelernt habe, dürfe er scharf schiefsen. — Vielfach richten die Leute am Sandsack gut, beim Anschlag schlecht; sie müssen erst da wieder auf's neue lernen, Visier, Korn, Ziel und Auge in eine Linie zu bringen. —

1. Es wird vorläufig genügen (bei dem Mangel jeglicher Schiefsfähigkeit und Treffsicherheit der einzustellenden Bali), auf

ungen von 50, 100 und 150 m in den verschiedenen Anschlag-
a einen Treffer-Prozentsatz von 50 bis 60 Proz. zu erreichen; mentsprechend sind auch die Übungen und der einzuschlagende Ausbildungsgang ausgearbeitet.

2. Ob der Mann ein Auge oder beide offen hat, ist gleichgültig, er mufs nur gut richten.

3. Gleichgültig ist es ferner, ob der Mann das Ziel von oben, unten oder seitwärts fafst.

4. Anschlagarten: a) stehend freihändig, b) knieend.

Den Leuten ist völlig freier Spielraum in der Haltung des Körpers u. s. w. zu gewähren; der Mann mufs nur richtig visieren und gut schiefsen. Namentlich beim Anschlag knieend ist es ihm zu überlassen, ob er auf ein oder beide Kniee sich niederlassen will, linken Ellenbogen aufstützt oder nicht. Die Gewohnheit der Leute von ihrem frühern Schiefsen her, den Gewehrlauf mit der vollen, linken Faust zu umfassen, darf natürlich nicht geduldet werden; dagegen hatte die weitere, dafs sie mit dem Mittel- oder Ringfinger abziehen, keine sonderlich beeinträchtigende Wirkung: ist also gestattet.

5. Visier: Es giebt nur Standvisier (die grofse Visierklappe nebst Feder ist abgenommen, kleine Klappe angelötet).

6. Haltepunkt: Ziel aufsitzen lassen; beim stehenden ganz sichtbaren Gegner ist erlaubter Spielraum: zwischen Ziel aufsitzen bis zum Unterleib.

7. Schulschiefsen. Übungen:

I.	50 m	stehend freihändig	5 Schufs	3 F	ganze Figurscheibe
II.	100 „	„ „	8 „	4 „	„ „
III.	100 „	knieend	5 „	3 „	„ „
IV.	50 „	knieend, Feuer auf Kommando	5 „	3 „	„ „
V.	100 „	stehend freihändig	6 „	3 „	Rumpfscheibe
VI.	100 „	stehend, Schnellfeuer	5 „	2 „	verschwindende Rumpfscheibe
VII.	100 „	stehend, Feuer auf Kommando	6 „	3 „	ganze Figurscheibe
VIII.	100 „	knieend, Feuer auf Kommando	6 „	3 „	„ „
IX.	150 „	knieend	5 „	3 „	„ „
X.	150 „	stehend freihändig	6 „	3 „	„ „

Einteilung in Schiefsklassen giebt es vorerst nicht; die besseren Schützen schiefsen die gleichen Übungen mit verschärften Bedingungen, im Feuer auf Kommando oder Schnellfeuer; zu zwei, drei und mehreren zusammengenommen.

8. Gefechtsschiefsen: im Zug; und mit Felddienstübung verbunden.

9. Schiefspreise:
   a) jeder Schütze bekommt für jede Figur über die geforderte Zahl von Figuren bei einer Übung innerhalb der ausgeworfenen Patronenzahl 1 Yard Zeug = 25 Pfg.,
   b) aufserdem bekommt wöchentlich der beste Schütze der verflossenen Woche 5 Yard Zeug = 1,25 Mk. oder eine gleichwertige Quantität anderer Tauschwaren.

Befreiung von Arbeitsdienst, dienstfrei u. s. w. sind weitere Vergünstigungen für gutes Schiefsen.

10. Der Patronenverbrauch ist so zu regeln, dafs jederzeit ein eiserner Bestand von 300 Patronen für jeden Mann der Truppe auf der Station lagert.

C. Felddienst[1]).

Durch die afrikanischen Verhältnisse bedingt, beschränkt er sich auf die einfachsten Formen. Zwei Punkte sind ganz besonders wichtig, weil man eigentlich jederzeit auf einen Angriff gefafst sein mufs: Sicherung und Gefechtsbereitschaft. Beide lassen sich aber, namentlich auf dem Marsche, nur sehr mangelhaft durchführen. Die in dieser Hinsicht im nachstehenden angegebenen allgemeinen Mafsregeln werden sich je nach der Lage und den Verhältnissen vielleicht etwas ändern bezw. ergänzen lassen: das ist Aufgabe des Führers.

I. Marsch. 1. Als Marschformation wird nur die Reihenkolonne anzuwenden sein; die Linie ist bereits Gefechtsformation.

Für gewöhnlich wird auch die Reihenkolonne zu zweien noch zu grofse Breite besitzen; die Leute setzen sich dann ohne weiteres Kommando in die Kolonne zu einem, indem der Mann des zweiten Gliedes hinter seinen Vormann des ersten Gliedes tritt.

2. Sobald „Halt!“ kommandiert bezw. „aufmarschiert“ wird, ist stets ohne weiteres Kommando die betreffende zweigliedrige Formation anzunehmen.

3. Mit Rücksicht auf das ganze Wesen des Negers haben grundsätzlich möglichste Erleichterungen u. s. w. einzutreten, soweit Gefechtsbereitschaft und Sicherheit dies irgend gestatten; andererseits mufs aber mit Strenge die auf folgende Punkte sich beschränkende Marschdisziplin verlangt werden:

[1]) Der Sache nach mehr für den Führer bestimmt. Ebenso wenig wie früher bei der Ausrüstung (Abschnitt III), mafse ich auch hier mir nicht an, hiermit eine allgemein gültige „westafrikanische Felddienstordnung“ zu geben; ich lege lediglich meine Erfahrungen, zu Vorschriften für meine einstige Truppe verarbeitet, nieder.

a) Der Marsch ist geschlossen anzutreten; auch während desselben darf mindestens bei Abteilungen bis zur Stärke eines Zuges kein Abreifsen der Kolonne eintreten.

b) Selbständige Vermischung der Marschkolonnen mit Mannschaften anderer Züge oder mit anderweitig Mitmarschierenden darf nicht stattfinden.

c) Während des Marsches hat jeder Soldat seinen bestimmten Platz in der Kolonne stets beizubehalten.

d) Jeder Mann, der aus irgend einem Grunde austreten mufs, hat dies dem die betreffende Kolonne schliefsenden Weifsen zu melden. Das Gleiche gilt beim Eintreten an seinen vorgeschriebenen Platz. Austreten, um sich mit Essen zu versehen oder zu trinken, ist nicht erlaubt.

e) Der Soldat trägt nur seine vorschriftsmäfsige Bewaffnung und Ausrüstung, und zwar am vorschriftsmäfsigen Platz; erlaubt sind aufserdem die kleinen Balimesser am Gehäng.

f) Rauchen, Singen, Sprechen ist gestattet.

g) Das Gewehr kann beliebig getragen werden.

4. Ob und in welchen Pausen u. s. w. Rasten eingeschaltet werden, ist dem Ermessen des Führers des Ganzen anheimgestellt; doch wird bemerkt, dafs den Leuten jede mögliche Gelegenheit zum Essen und namentlich zum Trinken gestattet werden soll.

II. Unterkunft und Verpflegung. 5. Wann, wo u. s. w. Quartier bezw. Biwak bezogen wird, richtet sich vollständig nach Gegend, Zweck des Marsches u. s. w., und ist dem Führer des Ganzen das darauf Bezügliche überlassen.

6. Alarmplätze, Alarmsignale sind bekannt zu geben; gegebenen Falls den Mannschaften die Plätze anzuweisen, die sie bei etwaigem Alarm sofort einzunehmen haben.

7. Ist die Dauer des Aufenthaltes eine längere, so ist innerer und äufserer Dienst — soweit irgend mit dem Zwecke des Aufenthaltes u. s. w. vereinbar — dem auf der Station möglichst ähnlich zu gestalten.

8. Ein wichtiges Moment ist die Verpflegung. Kann die betreffende Ortschaft vorher in Kenntnis gesetzt werden, so ist das um so günstiger, und dann sind gleich die Quartiermacher mit Ankauf von Proviant und Anlagen solcher Depots zu betrauen. Ist der Aufenthalt ein längerer, so wird die stete Ergänzung dieser Depots und Entnahme aus diesen die geregeltste Art der Verpflegung sein.

9. Müssen Requisitionen eintreten, so sind sie möglichst geordnet, etwa durch Entsendung einiger zuverlässiger Leute, auszuführen und dürfen nie in ein Plündern ausarten. Vergehungen in diesem Punkte sind streng zu bestrafen.

III. Sicherung. a) Auf dem Marsche: 10. Mit der Sicherung zusammenfallen wird hier zu Lande fast immer die Aufklärung. Je besser und weiter letztere jedoch noch aufserdem durchgeführt werden kann (Nachrichten von den Eingeborenen, Abfangen Angehöriger feindlicher Stämme, weitere Entsendung von Patrouillen u. s. w.), desto vorteilhafter ist das natürlich.

11. Auch die Gefechtsbereitschaft ist nicht viel mehr als möglichste Sicherung. Sie beschränkt sich darauf, dafs natürlich mit geladenen Gewehren marschiert, ein aus den tüchtigsten Leuten und besten Schützen zusammengesetzter Vor- und Nachtrupp abgeteilt wird, die Trägerkolonne in der Mitte eingeschoben ist.

12. Bei einem Angriff wird sofort gehalten, die einzelnen Züge (Trupps) bilden durch Vorwärtseilen zum bezüglichen Spitzenmann Haufen mit Front nach allen Seiten, also den Igel der alten deutschen Landsknechtsfechtart. Die Träger werfen die Lasten ab und verfahren in gleicher Weise.

Wenn nur irgend möglich, soll nur Feuer auf Kommando, also Salven abgegeben werden. Die Gefahr ist sonst zu grofs, dafs ein blindes Patronenverknallen beginnt, das nur mit der letzten Patrone endet.

13. Eine gewisse Sicherung und Aufklärung wenigstens nach vorn kann man erreichen, wenn man bei annähernd bekannter Marschstrafse oder bekanntem, d. h. mit Genauigkeit zu bezeichnendem Marschziel kleine Trupps auf ziemliche Entfernungen, also ohne unmittelbare Fühlung auf den nach vorwärts und seitwärts führenden Wegen vortreibt. Der Flankenschutz wird aber auch in diesem Fall, wie stets, der wunde Punkt bleiben.

b) In der Ruhe: 14. Einzelne der für Sicherung auf dem Marsch gegebenen Bestimmungen sind auch hier anwendbar; so bezüglich Alarmsignal u. s. w.

15. Nie ist vor einem Defilé (Flufs u. s. w.) Halt zu machen.

16. Beim Ein-(auch Durch)marsch in eine Ortschaft marschiert die Truppe bezw. Karawane stets geschlossen, wenn möglich zur Front aufmarschiert. Wird Ortsunterkunft bezogen, so erfolgt Halt auf einem freien Platze des Dorfes, Aufmarsch und Warten mit „Gewehr ab“. Die Träger legen die Lasten ab.

17. Die Leute müssen stets geschlossen untergebracht werden.

18. Stets sind solche Punkte im Gelände oder solche Viertel im Dorfe zu wählen, welche im Fall eines Angriffes gute, beherrschende Stellung und Feuerwirkung gestatten. Gegebenen Falls dürfen Verteidigungseinrichtungen (Schufsscharten, Freimachen des Schufsfeldes u. s. w.) nicht verabsäumt werden. Lieber zu vorsichtig als das Gegenteil!

19. Ausstellen von Wachen, Posten, Ausschicken von Patrouillen und Unterhalten von Wachfeuern — die beiden letzteren Vorsichtsmafsregeln namentlich im Biwak — haben stets stattzufinden.

20. Das Quartier bezw. der Lagerplatz des Führers mufs stets kenntlich sein (Flagge, Laterne).

21. Auch bei nur vorübergehenden Rasten während des Marsches wird es oft nötig sein, Sicherheitsmafsregeln zu treffen.

D. Instruktion.

a) Ehrenbezeigungen und Schicklichkeitsregeln. 1. Vorerst ist die einzige Ehrenbezeigung „Frontmachen“; mit Gewehr: mit „Gewehr über“; und zwar vor allen Europäern; gleichgültig, ob der Vorgesetzte oder der Soldat geht oder steht oder sitzt.

2. Bei Betreten eines Kasernenraumes durch den Vorgesetzten erheben sich die darin befindlichen Leute rasch und stehen still.

3. Bei dem allgemeinen Respektsgefühl der Bali sind keine weiteren Schicklichkeitsregeln mehr zu verlangen. Ausweichen, respektvolles Folgen bei Begleitungen, Aufheben eines zu Boden gefallenen Gegenstandes, Thür öffnen u. s. w.; alle diese Punkte beobachtet der Bali sowieso schon dem Weifsen gegenüber.

b) Gewehrinstruktion. 4. Sie erstreckt sich auf die deutsche Benennung der Hauptteile, Zusammensetzen und Auseinandernehmen des Schlosses, Heraus- und Hineinschrauben des Stockes, Reinigung.

5. Zum Zerlegen des Schlosses hat der Mann die Ausdrehung oben im Stock zum Aufsetzen des Schlagbolzens zu benutzen. Im allgemeinen zeigt der Bali hierzu viel Geschick, und das zweite oder dritte Mal wird er die Sache bereits richtig machen.

6. Reinigung. Auch hier zeigen die Bali viel Geschick und Eifer. Palmöl ist ein sehr gutes und überall zu erlangendes Putzmittel. Man hat die Leute nur darauf aufmerksam zu machen, nicht zu viel davon zu verwenden, desgleichen die Patronenausbohrung mit einem stärkeren Pfropfen zu reinigen als den gezogenen Teil.

E. Innerer Dienst.

a) Appelle u. s. w. 1. Erstere sind mit dem Antreten zum Dienst bezw. zur Arbeit zu verbinden. Gewehrappell ist jeden Tag einer abzuhalten; desgleichen treten die Mannschaften, welche Scheiben geschossen, nach der unmittelbar darauf vorzunehmenden Gewehrreinigung zur Revision wieder an. Jeden Sonntag zwischen 7^{00} und 9^{00} morgens ist Löhnungsappell. Es bekommt jeder Mann, Unteroffiziere eingeschlossen, jede Woche 1 Yard Zeug = 25 Pfg. zum Essenkaufen. Jeder Unteroffizier erhält 5 Yard Zeug = 1,25 Mk.; jeder Mann, der vier Wochen gedient hat, von da ab 2 Yard Zeug = 50 Pfg. als Löhnung für eine Woche.

Die allgemeinen Appelle haben sich auf Bewaffnung, Ausrüstung und Körper zu erstrecken.

2. Der Morgenrapport wird bei'm ersten Antreten entgegengenommen.

3. Wecken. Das Signal hierzu wird täglich um 6^{15} früh geblasen.

4. Erst nach ganz beendigtem Tagesdienste dürfen die Leute in's Dorf gehen, nicht aber in den Pausen. Beim Antreten am Morgen des nächsten Tages hat alles wieder da zu sein; überhaupt ist darauf hinzuarbeiten, dafs die Leute auch in ruhigen Zeiten nachts möglichst auf der Station bleiben.

5. Beurlaubungen einzelner Leute treten nur ein bei Krankheits- und Todesfällen ihrer nächsten Verwandten, und zwar mufs das immer durch einen Vertrauensmann des Häuptlings bestätigt werden. Beurlaubungen der ganzen Truppe sind möglichst einzuschränken, doch ist andererseits den Sitten (Festen und Tänzen) Rechnung zu tragen.

b) Strafen. 6. Dieselben bestehen in: Nachexerzieren, Beschäftigung in der Freizeit, Arbeit an Sonntagen, Stationsarrest, Arrest im Arrestlokal, Abzug an der Löhnung; ausnahmsweise Binden, und in ganz schweren Fällen: Peitschen.

c) Wachdienst. 7. Nachts zieht stets eine Wache auf: ein farbiger Unteroffizier und sechs Mann; sie giebt einen Posten vor dem Geschützschuppen, sowie einen patrouillierenden Posten.

8. In unsicheren Zeiten ist die Wache auch tags über aufgezogen, wird nachts verstärkt und treibt Patrouillen ins Vorgelände.

9. Die stets abzustellenden Posten sowohl, als etwaige weitere haben nachts jeden sich Nahenden mit „Halt!“ anzurufen, worauf mit „Bali!“ zu antworten ist. Wer das nicht thut und sich dem Posten nähert, auf den wird geschossen.

10. Alarmsignal ist mehrmaliges Schiefsen.

11. Vor allen Europäern erweisen die Posten Ehrenbezeigung, und zwar durch Stillstehen mit „Gewehr über“.

12. Jeder Mann der Wache, Wachbefehlshaber eingeschlossen, bekommt in ruhigen Zeiten fünf Patronen. Die Posten haben stets geladen.

Die in diesen allgemeinen Bestimmungen für den Mann einschlägigen Kommandos u. s. w. sind meinen Bali in Fleisch und Blut übergegangen. Als ich nach einer längeren Pause (veranlafst durch eine im Dorf wütende Ruhrepidemie) die Uebungen wieder aufnahm, arbeiteten die Soldaten zu meiner eigenen Ueberraschung sofort wieder sicher nach den deutschen Kommandos, und auch die Schiefsleistungen hielten sich auf der Höhe der vordem erreichten.

Die Schiefsausbildung war der geduldheischendste Teil der ganzen Ausbildung. Ich setze als Beispiel für die erzielten Erfolge Auszüge aus den Schiefskladden dreier meiner Soldaten her, und wähle die meines besten, meines schlechtesten und eines mittleren Schützen, der somit die Durchschnittsleistung darstellt:

Bester Schütze U. O. Schama.	Mittlerer Schütze U. O. Landi.	Schlechtester Schütze Samotu.
I. FF00; FF00F	I. FFFFF	I. 000; 0F00FF
II. F0F00; 0FF00F0F	II. F00FFF00	II. 000F000; F0F00 F000; 0F0000; 0F00F0F0F
III. FFFFF	III. 0F00F00F00FF	III. F00FF
IV. FFFFF	IV. FFFFF	IV. FF000; 00F00; 0000FF0F
V. 00FF00F	V. F0F0000F000FF	V. 000000; FF0000; 0F00F0F
VI. FFF00	VI. FFF00	VI. 00000; F0000; 00000; FFF00
VII. FF00FF	VII. F000FF	VII. 0000F0; F00F0F
VIII. FFFFF0	VIII. FF0000; F000; FFFFF0	VIII. 000000; F00000; FFFF00
IX. 00FF0F	IX. 000F0FF	IX. F00FF0F
X. FF0FFF	X. 0F00F000; 0F0FFF	X. —

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer köstlichen Frage eben des mit seinen Schiefsergebnissen vorstehend verewigten Unteroffiziers Landi, als ich ihn wieder einmal zur Anfertigung von Scheiben (aus gespaltenem Bambus und, mit Rufs und Palmöl darauf gemalten Figuren bestehend) kommandierte. Bemerken mufs ich noch, dafs wir ein paar Tage zuvor einige Bandeng gefangen eingebracht hatten. „Es wäre doch nicht mehr nötig, noch Holzscheiben zu machen, nachdem wir ja nunmehr lebende Scheiben hätten!"

Zu statten kam mir bei der Ausbildung der kriegerische Sinn der Bali, ihre körperliche Gewandtheit, Geschicklichkeit und Abhärtung gegen Strapazen, worin sie unseren heimatlichen Bauernbuben weit über sind, sowie der Umstand, dafs ihnen Knallereien ganz und gar nichts Neues waren, sie also eine Feuertaufe weit weniger nötig hatten als ich selbst. Andererseits aber befürchtete ich gerade in ihrer Kampfweise (wie ich sie in Abschnitt VI näher schildere) ein schweres Hindernis in Erreichung der Feuerdisziplin zu finden. Der Disziplin überhaupt mufsten schwere Anfechtungen drohen: einmal der Umstand, dafs ich die Leute in ihrem eigenen Lande auszubilden hatte, die verführerische Nähe des Heimatdorfes und der Mangel an disziplinarem Rückhalt. Dazu kam noch, dafs die Bali ja noch nie militärischen Drill auch nur gesehen hatten, ihnen also vorerst namentlich die Exerzierbewegungen unverständlich und wertlos erscheinen mufsten. Das letztere ward mit einem Schlag anders, als ihnen das Gefecht am Weihnachtsabend 1891 die Wirkung der neuen Kampfweise zeigte. Nun war das Vertrauen hierzu, das Vertrauen zum Führer gewonnen. Die Disziplin, der Gehorsam war von Anfang an wider Erwarten tadellos.

Ein gewichtiges Beispiel, wie festgewurzelt die Anhänglichkeit war, hat Dr. Zintgraff in seinem Werke bereits angeführt; ich nehme es hier herüber. Es ist die bereits (Abschnitt III) erwähnte Unternehmung gegen Bagangu am 1. Mai 1892. „Ich" (Zintgraff) „hatte eine kriegerische Aktion gegen ein Dorf im Graslande geplant und rückte ohne Wissen des Häuptlings Garega mit 40 Soldaten, geführt von Leutnant Hutter, aus. Der Häuptling, welcher das Unternehmen mit so wenig Leuten zu gefährlich fand, schickte Boten nach, »wir möchten doch wieder zurück kommen und erst einen Kriegsrat halten, damit noch viele irreguläre Bali mitgehen könnten«. Wer die Gebräuche der Eingeborenen kennt, wird das Ansinnen des Häuptlings richtig finden. Auch direkte Sorge um unsere eigene Sicherheit war es, uns abzuraten, mit einer Handvoll Leute gegen einige Hundert vorzugehen. Ich ging nach Balidorf zurück, befahl

jedoch Leutnant Hutter, jedenfalls bis an die Farmen des feindlichen Dorfes zu gehen und daselbst weitere Befehle zu erwarten. Während ich beim Häuptling safs, erschien der älteste Sohn Garegas, Tita N'Yi, bei unseren Balisoldaten. Tita N'Yi geniefst fast eine ähnliche absolute Verehrung wie der alte Garega selbst; aufserdem befanden sich an zehn zu seinem Haushalt gehörige Leute als Soldaten unter dem Kommando des Leutnants Hutter in der mittlerweile bezogenen Vorpostenaufstellung. Obgleich nun dieser Königssohn aus Leibeskräften auf die Balisoldaten einsprach und sie durch Bitten und Drohen dazu zu verleiten suchte, nach Bali zurückzukehren, blieben die Leute, treu dem Befehle ihres Offiziers gehorchend. Erst später wurde die Abteilung durch mich zurückberufen."

Ein andermal bemerkte ich beim Exerzieren, dafs der linke Flügelmann ängstlich nach dem nahen Gras zu schielte. Ich folgte der Richtung seines Blickes und gewahrte, ihm ganz nahe, eine Schlange auf den freien Exerzierplatz herauskommen. Es war gerade die Zeit der Grasbrände, und da wird es in dem Schilf allenthalben lebendig. Wer weifs, ob ein deutscher Rekrut bei dieser Ueberraschung so standgehalten hätte?

Ich habe nur zwei Fälle erlebt, in denen die Disziplin versagte. Der eine war gelegentlich des Vergiftungsversuches in Fomum (siehe Abschnitt III), wobei meinen Soldaten die Feuerdisziplin durchging, und sie ohne Kommando zu einem tüchtigen Schnellfeuer sich fortreifsen liefsen. Der andere trat ein, als ich bei einem Marsch in ein starkes Hagelwetter geriet. Da löste sich die ganze Kolonne auf; mit über den Kopf gehaltenen Gewehren, Rucksäcken u. s. w. suchten sich die Leute gegen die niederprasselnden Körner zu schützen, bargen sich da und dort im Gelände, ohne der vorwärtstreibenden Kommandos mehr zu achten. Wer den Neger kennt und seine Empfindlichkeit gegen derartige Elementarereignisse, wird diesen an sich ja schweren Fall milder beurteilen.

Dem Zusammengehörigkeitsgefühl, das mich allmählich immer mehr mit meiner Truppe verband, haben beide keinen Eintrag gethan.

Heute noch gedenke ich gern und oft der gemeinsam bestandenen Strapazen und Unternehmungen; und dafs auch die Bali sich noch meiner erinnern, habe ich erst jüngst erfahren: die einstigen Soldaten erkundigen sich heute noch, wenn sie als Arbeiter auf die Plantagen der Viktoriagesellschaft kommen, nach dem „Herrn des Gewehres“.

FORSCHUNGEN.

„Jedes Erforschen ist nur eine
Stufe zu etwas Höherem.“

Vorbemerkungen.

1. Zur gröfseren Anschaulichkeit und schärferen Hervorhebung der Gelände- und Völkergliederung Nord-Kameruns — in Richtung meiner Marschstrafse — habe ich in der Einleitung des nächsten Abschnittes (V) einen diesbezüglichen Gesamtüberblick dem eigentlichen Inhalt desselben vorangestellt.

2. Vereinzelte sachliche Wiederholungen in den Abschnitten V und VI mit Dr. Zintgraffs Werk „Nord-Kamerun“ sind, soweit unsere Beobachtungen nicht auseinandergehen, unvermeidlich, da wir beide uns gröfstenteils auf der gleichen Marschstrafse bewegt haben.

3. Was die Vollständigkeit bezw. Lückenhaftigkeit meiner in den folgenden Abschnitten niedergelegten Forschungsergebnisse anlangt, wolle man nicht vergessen, dafs ich das Waldland auf dem Durchmarsch, das Grasland in stationärer Thätigkeit kennen gelernt habe.

Abschnitt V.

Das Waldland und seine Bevölkerung.

Ueberblick über das Gebiet zwischen der Mungomündung und dem Benuë.
Das Waldland: I. Das Gelände: a) allgemeine; b) orographische; c) hydrographische; d) topographische Gestaltung. — II. Die Menschen: a) Völkerscheiden; b) ethnologische; c) anthropologische; d) ethische; e) statistische Angaben; f) politische Verhältnisse; g) sociale Gliederung; h) Märkte; i) Wegeanlagen; k) Ansiedelungen; l) Farmen; m) Haustiere; n) Sitten; o) Gewerbethätigkeit; p) religiöse Verhältnisse.

Ueberblick über das Gebiet zwischen der Mungomündung und dem Benuë.

Von der Joſsplatte in Kamerun den Mungo stromaufwärts und von da in nordnordöstlicher Richtung ins Innere vordringend, werden zwischen der Küste und dem Benuë, also auf einer Strecke von rund 650 km, drei Gebiete, nach Gelände und Menschenschlag ausgeprägt voneinander verschieden, durchschritten. Doch deckt sich die geographische Dreiteilung nicht mit der der Bevölkerung.

Geographische Dreiteilung.

Die geographische Dreiteilung tritt zu Tage in dem stufenförmigen Aufbau des Landes und in der Bedeckung.

1. Das Küstengebiet: von der Einmündung des Mungo in das Sammelbecken des Kamerunflusses bis Mundame; rund 50 km. Eine geraume Strecke vom Küstenrand landeinwärts findet sich nur ein Mittelding zwischen Wasser und Land: die Wattenregion, deren schlammiger, von der Flut gröſstenteils überschwemmter Boden durch das verwickelte Wurzelgeflecht der Mangrovedickichte zusammengehalten und überkleidet wird. Durch diese Sumpfniederungen ziehen eine Anzahl von Wasserrinnen, sogenannte „Krieks“, in die der eigentliche Stromlauf des Mungo bereits 10 bis 15 km landeinwärts sich verliert. Dann erst beginnt festeres Schwemmland, bis Mundame zu einer Höhe von 110 m ansteigend. Die Bewachsung desselben besteht anfänglich noch aus Mangroven, dann aus undurchdringlichem

Buschwald mit vereinzelten Hochwaldbäumen und Palmen (Kokos-, Oel-, Wein- Fächerpalmen) durchsetzt. Die Wasserrinne des Mungo wird ein ausgeprägtes, vielfach gewundenes Flufsbett, in dem der Strom zu Thal geht. Dieses Küstengebiet bildet die erste Stufe.

2. Das Waldland: von Mundame bis zum Babeflufs südlich von Banti, also bis zum Fufs des Steilabfalles der westafrikanischen Hochebene; rund 200 km. An sich teilweises Hügelland, mufs es mit Rücksicht auf die nach ihm folgenden hochgelegenen Gebiete als Niederland bezeichnet werden. Der fast ununterbrochene Urwaldgürtel, der es bedeckt, liefs uns ihm den Namen geben. Das ist die zweite Stufe. Nach Ersteigung der mit ausgedehnten Oelpalmenwäldern bedeckten Steilhänge folgt

3. Das Grasland: von Bamesson, also vom Südrand des nun folgenden Hochlandes bis zum Benuë; rund 400 km. Der Südrand, rund 1500 m über dem Kamerunflufs gelegen, wird durch eine etwa 80 km nördlich in Richtung Nordwest-Südost streichende Bergkette mit breitem Rücken um ungefähr 300 bis 400 m überhöht. Von hier ab beginnt die Abdachung gegen das Benuëgebiet. Die Bedeckung ist im südlichen Teil fast ausnahmslos, im nördlichen Teil überwiegend 1,0 bis 2,5 m hohes schilfartiges Gras; daher die Bezeichnung dieser dritten Stufe: Grasland.

Ethnographische Dreiteilung.

Ich sagte, dafs ich auch in Bezug auf die Bevölkerung eine unverkennbare Dreiteilung gefunden.

Bevor ich diese ausführe, habe ich die Anschauungen, die mich bei dieser Einteilung leiteten, darzulegen. Auf der reinen Rassen- und Sprachentheorie fufst diese meine Dreiteilung nicht. Ich mufs mich überhaupt zu der ketzerischen Ansicht bekennen, dafs in meinen Augen diese Kriterien, allein angewendet, Theorie mit der mephistophelischen Nebenbedeutung sind.

Im Nordhinterland von Kamerun sind mir Vertreter der sogenannten Banturasse sowie der Sudannegerrasse (in Gestalt der Haussa) zu Gesicht gekommen. Ich habe — aufser der Sprache — keine, weder äufserliche noch innerliche in die Augen fallenden Verschiedenheiten zu entdecken vermocht, die ich als praktisch zu verwertende, scharf ausgeprägte Unterscheidungsmerkmale ansprechen könnte. Wohl aber habe ich innerhalb der vom rein anthropologischen (bezw. linguistischen) Standpunkte aus als zur gleichen Rasse gerechneten Stämme tiefgehende geistige und körperliche Verschiedenheiten festgestellt. Gerade hier im Hinterlande der Ecke des Meerbusens von Guinea haust ein Gewirr von Völkerschaften, ähnlich und doch wieder ver-

schieden, dafs man meiner Ansicht nach mit allzu theoretischen Rassenmerkmalen, mit kleinen Unterschieden im Längenbreitenindex, mit etwas verschiedenem Prognathismus, mit Sprachwurzelunterschieden allein nicht viel zur praktischen Klärung beiträgt.

So glaube ich denn mit Fug und Recht — im Rahmen der Wissenschaft bleibend — meine Dreiteilung aufbauen zu dürfen: auf geographischen und kulturellen und ethnographischen und sprachlichen Verschiedenheiten zusammen.

Gerade der erstgenannte Punkt wird meines Erachtens vielfach zu wenig gewürdigt. Die Natur eines Landes drückt seinen Bewohnern ein ganz bestimmtes Gepräge auf: auf trockenen, rauhen, freien Hochebenen finden wir im allgemeinen magere, elastische Gestalten, dabei kräftig und sehnig, auch enthaltsamer und widerstandsfähiger; in feuchtwarmen Niederungen schlaffe, fleischige, weichliche Körperformen, sinnlichen Genüssen mehr hingegeben. Auch geistig geweckter, schon durch den steten Kampf mit der rauheren Natur, werden erstere sein. Ja ich gehe noch weiter: auch auf Sprechweise, Denkart und Sprachidiom bleiben bedeutende geographische, namentlich orographische Verschiedenheiten nicht ohne Einflufs. Und da sollten sich nach Generationen bei ursprünglich gleichen Stämmen nicht tiefgreifende Verschiedenheiten in Körper und Geist entwickeln? Das habe ich zu Hause in meinen bayerischen Bergen beobachtet, das habe ich draufsen im Wald- und Grasland als zutreffend erkannt. —

Wie erwähnt, deckt sich die Dreiteilung der Bevölkerung nicht mit der des Geländes.

Die erste und zweite geographische Stufe, Küstengebiet und Waldland, bilden zusammen die erste Völkerzone. Die dritte geographische Stufe, die Hochebene bis zum Benuë, zerfällt ethnographisch in das südliche, etwa 100 km breite Gebiet zahlreicher, meist voneinander unabhängiger, aber starker Völkerschaften der eigentlichen Graslandstämme: zweite Völkerzone; und in das nördliche, etwa 300 km breite, nach Westen und noch mehr nach Osten sich ausdehnende Adamaua (oder „Adamava“, wie die Eingeborenen das Wort aussprechen): dritte Völkerzone.

Das Waldland.

Nun zu den einzelnen Gebieten; und zwar gleich zur zweiten geographischen Stufe: dem Waldland mit seiner Bevölkerung.

Auf das Küstengebiet einzugehen, liegt aufser dem Rahmen meines Buches. Es ist auch schon von verschiedenen Seiten eingehend geschildert, und so ziemlich allgemein bekannt. Ich möchte fast sagen, zu bekannt! Ich habe gefunden, dafs der beliebte Fehler, von einem Stück Afrika auf ein anderes frischweg alles zu übertragen, gerade betreffs Kamerun recht oft gemacht und so ein ganz falsches Bild von dem von der Küste so ziemlich in jeder Hinsicht verschiedenen weiteren Hinterland geschaffen wird.

I. Das Gelände.

a) Allgemeine Gestaltung.

In dem Aufbau des Nordgebietes bildet das Waldland die zweite Stufe. In einer durchschnittlichen Höhenlage von 300 m erstreckt es sich rund 200 km tief gegen Norden. Der südliche Beginn desselben scheidet sich naturgemäfs nicht in der gleich schroffen Weise von dem Küstenstrich ab, wie es im Norden seine jähe Grenze an den steilen Wänden des Hochlandes findet.

Immerhin tritt gleich hinter Mundame (abgesehen von der beginnenden anderen Bodenbeschaffenheit und dem teilweise anders gearteten Waldcharakter) die dieser Stufe eigene Reliefgestaltung zu Tage. Auf der Strecke Mundame—Mukonye, d. i. auf 7 km Horizontalentfernung, beträgt der Höhenunterschied 130 m. Von Mukonye bis Dieka, also auf einer Länge von etwa 50 km, schwanken die Höhenverhältnisse zwischen 240 m und 300 m, mit Zwischenerhebungen bis zu 340 m (Mambanda), 320 m (Barombistation): diese Strecke kann als eben bezeichnet werden. Oestlich davon, höchstens 2 bis 4 km von der Marschstrafse entfernt, und mit ihr annähernd gleichlaufend, mufs ein von Nord zu Süd ziehendes Thal, wenn auch nur wenig niedriger, gelegen sein, in dem der Mungo nach Süden fliefst. Hoch- und Buschwald deckt den meist festen, sandigen Boden. Es folgt der Abstieg in das 2 bis 3 km breite Niederungsthal des Mungo. Nun beginnt das Hügelland von Batom in einer nördlichen Ausdehnung von etwa 30 km, bis über Konfi hinaus: eine Nord-Süd Völker- und Wasserscheide zugleich.

Diese etwas lichtere und stellenweise freieren Ausblick bietende Hügellandschaft geht, noch einzelne Ausläufer nach Norden aussendend, über in ein nunmehr sich nordnordöstlich anschliefsendes zweites, fast ebenes Gebiet von einer ungefähren Länge von 40 km in Richtung der Marschstrafse, bis Nguti reichend. Die steil geböschten, schluchtartigen Ufer zweier breiter Wasserläufe, des Mbia und Saro, kennzeichnen den Anfang eines zweiten Hügellandes, welches mit dem jäh abfallenden westlichen Ufer des Fi endigt. Seine Ausdehnung in Nordost Richtung beträgt an 30 km; ich halte dieses im Banyangland gelegene oder vielmehr einen Teil seiner westlichen Grenze bildende Hügelgebiet für eine Nordwest-Südost Völkerscheide. Mit dem östlichen Ufer des Fi, an 20 m niedriger als das westliche, beginnt wiederum ein langer und breiter, grofsenteils wohlangebauter Streifen ebenen Landes, das von zahlreichen Wasserläufen mit morastigen Ufern durchzogen ist und, in der geringen Höhe von 150 bis 200 m, den Charakter einer Niederung in einem weiten Thale trägt. Es reicht bis zum ersten Flufs nordöstlich von Sabi, ist also etwas über 50 km lang.

Jenseits dieses Wassers ändert sich das Landschaftsbild wesentlich. Querthäler durchfurchen das Gelände, in ihnen rauschen Gebirgsbäche in reifsender Strömung nach Westen zu Thal; Geröll und Stein bilden den Boden, auf dem Stamm an Stamm die Hochwaldriesen sich in die Lüfte strecken. Bergauf, bergab, im ganzen aber scharf steigend führt der Weg an fast 10 km. Mächtiges fernes Rauschen kündet ein Wildwasser an von noch gröfserer Stärke als die zahlreichen, bisher durchschrittenen. Scharf geht es hoch in einer Mure und auf einer Meereshöhe von etwa 600 m braust ein gut 15 m breiter Gebirgsstrom über Felsengeröll und mächtiges Gestein nach Westsüdwest, stromaufwärts in 30 bis 40 m hohen Fällen herunterdonnernd: der Babe, die Nordgrenze des Waldlandes.

Es ergiebt sich aus dieser allgemeinen Geländeschilderung — natürlich immer in der Richtung meiner Marschstrafse — folgende orographische Gliederung des Waldlandes.

b) Orographische Gestaltung.

Nach einer etwa 60 km langen Strecke, die — auf durchschnittlich 270 m Meereshöhe gelegen — als ebenes Land angesprochen werden kann, erhebt sich ein Hügelgebiet mit Höhen bis zu 500 und 600 m bei einer Horizontalausdehnung von ungefähr 30 km. Dann folgt ein zweites ebenes Stück Land, an 40 km lang, in fast gleicher Höhenlage wie das erste; diesem eine zweite Hügellandschaft mit ebenfalls gleichen

Höhen wie die erste, und ebenso lang; sodann ein drittes ebenes Geländegebiet mit einem fast 100 m niedrigeren Niveau als die beiden vorherigen; seine Längenerstreckung mit etwa 50 km kommt der der erstgenannten fast gleich. Kettenrücken als die äufsersten nach Süden ausstrahlenden Ausläufer des Hochlandabfalles gestalten den letzteren nicht ganz 10 km langen Abschnitt des Waldlandes zu einer Art Vorbergsgebiet des nunmehr folgenden Hochlandes.

Vom reinen orographischen Standpunkte aus mufs diese letzte Strecke vom Waldland getrennt und zum Südhang des Hochlandes gerechnet werden. Aber die Bedeckung, und namentlich ethnographische Momente liefsen mich dasselbe noch in's Waldland hereinnehmen.

Das Hügelland von Batom.

Auf das Hügelland von Batom näher eingehend, glaube ich demselben eine ungefähr kreisförmige Gestaltung zusprechen zu sollen, soweit der (namentlich nach Osten) durch die Waldbedeckung sehr beschränkte Ausblick solchen Schlufs zuläfst. Die von Ikiliwindi sowie von Kombone aus gepeilte Bergkette im Westen dürfte nach dieser Richtung hin die Grenze sein. Von Babri aus scheint das Gelände ostwärts sich zu senken, ohne wieder anzusteigen, so dafs sich also als Länge der Ost-West Achse etwa 35 km ergiebt bei einer Nord-Süd Ausdehnung von etwa 30 km. In dem mir für Beobachtung zugänglichen Teil dieses Berglandes habe ich zwei Längsthäler, von Nord zu Süd streichend, festgestellt, östlich und westlich der Wegstrecke Kokobuma—Kombone; das westliche mit sanften Böschungen, das östliche auf der der Marschstrafse zunächst liegenden Thalseite ziemlich steil abfallend. Auf dieser Strecke liegt auch die Pafshöhe der Süd-Nord Strafse durch das Land: bei Dipundu II in 460 m Höhe. Der westliche Teil des Landes scheint keine Thäler mit gröfseren Längsausdehnungen zu besitzen, sondern aus einem Konglomerat von Hügeln ähnlich dem westlich von Kumisi eingezeichneten, mit sanften Kuppen zu bestehen. Nord- und Südhang der Landschaft böscht sich steil zu den bezüglichen ebenen Gebieten ab. An- und Abstieg ist infolgedessen beschwerlich trotz der an sich ja nicht bedeutenden Erhebungen. Die schroffen Böschungsverhältnisse, noch verschlimmert durch glitscherigen, lehmigen Boden erschweren den Marsch in Batom sehr. Mehr als einmal habe ich mich in den schluchtartig eingerissenen Wegstrecken und Bachbetten tüchtig überschlagen.

Das Hügelland von Banyang.

Eine wesentlich andere orographische Anordnung zeigt das Hügelland in der Banyanglandschaft. Durch Querthäler mit schluchtartigen Flufsbetten sind die einzelnen Hügelstöcke voneinander getrennt. Beim südlichsten derselben, dem Apiung, kommt das ganz besonders

scharf zum Ausdruck: der in Richtung Südwest-Nordost langgestreckte Hügel baut sich wie eine isolierte Erhebung auf. Das Massiv der Akudekaberge mit ausgesprochener Südwest-Nordost Längsachse sendet gegen Osten und Nordosten langgestreckte Rücken mit Rückfallkuppen aus, auf deren einer die weit in's Land hineinschauende Tintostation lag. Der von hier aus sichtbare, östlich von Ntok-Difang beginnende schwache Höhenzug dürfte wohl an den nordöstlich von Fomum nach Süden führenden sich anfügen, und so in nordöstlicher Richtung ein weites Thal einschliefsen. Eine nordwestliche Höheneinrahmung desselben zu konstatieren, hinderten von Tinto aus die Rückenausstrahlungen der Akudekaberge, und so lange man im Thal selbst marschiert, die dichte Bewachsung mit Urwald, die gerade auf der ganzen Strecke von Tinto bis Banti fast jeglichen Ueber- und Ausblick unmöglich machte. Die gleichfalls nur von Tinto aus gegen Ost und Ostnordost sichtbaren ganz bedeutenden Erhebungen in ziemlicher Entfernung (wohl 50 bis 60 km) bin ich geneigt als in ähnlich orographischem Zusammenhang mit einer Hochebene stehend zu bezeichnen, wie die oben erwähnten südlichen Ausläufer der der Baliländer. Vielleicht ist die erstere die südliche Fortsetzung der letzteren?

Die bedeutenderen Thäler (des Mbia, Saro) des Banyanghügellandes streichen in Ost-West Richtung, welche Neigung sich auch im Laufe der Wasser zwischen Mi-Yimbi und Sabi zeigt, und, scharf ausgeprägt, dann weiter im Terrain des Vorberggebietes, sowie oben im Hochland selbst, wie wir sehen werden, hervortritt.

Zusammenhang mit dem Kamerunberg?

Betrachtet man die beiden Hügelgebiete von Batom und Banyang, in der Karte eingezeichnet, auf ihre geographische Lage, möchte man sie fast in Verbindung mit dem Kamerunberg bringen. Füllt man nämlich die Lücke zwischen diesem und dem Batomhügelgebiet mit den von mir von Batomstation und Kombone aus gepeilten Rumbibergen (?) aus, so hat man ziemlich ungezwungen in letzteren und den beiden geschilderten Hügelländern einen vom Kamerungebirgsstock gegen Nordnordost ausgeschickten abdachenden Höhenzug vor sich. (?)

c) Hydrographische Gestaltung.

Zwei Stromgebiete.

Zu den hydrographischen Verhältnissen des Waldlandes übergehend, habe ich in ihm zwei Stromgebiete beobachtet: in der südlichen Hälfte das des Mungo, in der nördlichen das des Mbia. Die Wasserscheide ist das Hügelland von Batom.

Stromgebiet des Mungo.

Das Flufssystem des Mungo, an sich nicht sehr verzweigt, liefs sich auf der von mir eingeschlagenen Marschstrafse gut verfolgen.

Bis Mundame habe ich den Strom selbst benutzt; von hier aus ging der Landmarsch verhältnismäfsig stets nahe des Oberlaufes, ihn in seiner Dreiteilung mehrfach überschreitend.

Ich bezeichne den das Waldland durchströmenden Teil als Oberlauf bis zu den nahe bei Mundame befindlichen Stromschnellen und -fällen; von da ab bis zur Mündung in das Kamerun-Sammelbecken als Unterlauf. Die Stromlänge des letzteren beträgt in gerader Linie gemessen etwa 50 km, jene des Oberlaufes etwa 80 km.

Die allgemeine Stromrichtung ist Nord-Süd.

Von Mundame bis Ebulu ist der Oberlauf des Flusses entschieden auf ein Bett beschränkt. Die ihm auf der Strecke zwischen Mundame und Ikiliwindi, auf welcher der Flufs wahrscheinlich etwas nach Osten ausbiegt, zuströmenden Gewässer sind, wenn auch manche von ganz ansehnlichen Breiten und Tiefen, offenbar nur Nebenflüsse. Auch die einstimmige Aussage der Eingeborenen bestätigt dies. Von Ikiliwindi bis Ebulu fliefsen ihm nur ein paar kleine Bäche zu; und nähert sich Flufslauf und Marschstrafse so sehr, dafs man fast auf der ganzen Strecke sein Rauschen vernimmt, an manchen Stellen, unter anderen an der Einmündung des Manga, seinen Wasserspiegel sieht. Der Manga ist wohl der bedeutendste seiner westlichen Zuflüsse. (Mir persönlich ist dieses tückische, reifsende Gewässer in recht guter, schlimmer Erinnerung: es ist das Grab meines Marschkoffers. Requiescat in pace; zusamt seinem Träger.)

Kurz südlich von Ebulu beginnt eine Zweiteilung des Oberlaufes. 1 km nördlich von Ebulu überschritt ich einen 25 m breiten Wasserlauf mit starker Strömung, der sich in dem Thal ein gut Stück weit Nordnordwest mit den Blicken verfolgen liefs. Der mir genannte Name „Munyo“ liefs mich ihn vorerst als den Mungo ansprechen. Doch machte mich wieder stutzig die bestimmte Aussage, „dafs derselbe nahe bei Ebulu in einen noch gröfseren Flufs, »Muanya«, sich ergiefst; denselben, den wir bisher rechts vom Wege hätten fliefsen hören“. Es währte nicht lange, so traf ich auf einen Nordwest-Südost gehenden, kleineren Bach, „der auch in den Muanya ginge“. Nun nahm der Weg zuerst östliche, dann nordnordöstliche Richtung, und bald nachdem ich Nyambo passiert hatte, hörte ich nahe im Osten wieder starkes Wasser rauschen. „Muanya close“ (der Muanya ist in der Nähe) übersetzte mir einer der Leute die Antwort auf meine Frage an den Führer. Das Rauschen tönte fort, ein paar nach Ost und Ostsüdost fliefsende Bäche wurden durchwatet, und von Kombone zu Thal steigend traf ich wieder auf einen an 20 m breiten,

voll daher fliefsenden Strom: „Das wäre der Munyo.“ Auch ihn konnte der Blick eine Strecke weit thalaufwärts gegen Norden verfolgen.

Diese Beobachtungen, in Verbindung mit der Namensbezeichnung der Eingeborenen lassen mich eine vorläufige Zweiteilung des Mungooberlaufes, von Ebulu stromaufwärts, als unzweifelhaft annehmen.

Auf die Namengebung der Eingeborenen lege ich im allgemeinen aus früher dargethanen Gründen für gewöhnlich keinen besonderen Wert; ist sie günstigstenfalls richtig, so erfreut sie sich einer äufserst lokalen Beschränktheit. Auch hier glaube ich in den Worten „Munyo“ und „Muanya“ (letzteres vielleicht Verstümmelung des ersteren oder umgekehrt) nicht die Flufsnamen erfahren zu haben, sondern in ihnen vielmehr die Sammelbegriffe für eine gröfsere, fliefsende Wassermasse sehen zu müssen. Aber eben der Umstand, dafs an verschiedenen Stellen annähernd gleich starker Wasserläufe — wir werden es noch weiter stromaufwärts gleich wieder hören — die gleichen Bezeichnungen genannt wurden, läfst mich, mit dem, was ich mit eigenen Augen sah, zusammengehalten, zu dem vorstehend gezogenen Schlufs kommen.

Weiter. Nach Erkletterung des Steilanstieges von Batom unter manchem Schweifstropfen und manchem Ausgleiten höre ich wieder das Rauschen nahe östlich des Weges tief unten im Thale. Der soeben überschrittene Flufs konnte es so schnell nicht wieder sein; der flofs in dem Thal westlich des den Weg links begleitenden Höhenzuges. Bis Dipundu III begleitete mich dieser Ton. Als Name wird mir zuerst „Dibungu“, dann wieder „Munyo“ genannt. Halbwegs zwischen Dipundu III und Kokobuma beginnt die Gegend lichter zu werden und rechts vorwärts glitzerten sich rasch überstürzende Wellen, nach Süden eilend: also wieder eine Verzweigung des Mungo, oder ein Nebenflufs desselben. Auf meinen von Kokobuma aus nach Osten und Westen behufs Wahl eines Platzes für die anzulegende Zwischenstation gemachten kurzen Streifen bin ich bei Babri sowohl wie bei Dikumi auf ganz kleine, nach Süden fliefsende Quellbäche gestofsen. Nach Norden senkte sich das Land mit Ausnahme der Höhe kurz vor mir. Auf ihr traf ich auch dementsprechend auf keinen Wasserlauf mehr, der nur annähernd südliche Richtung gehabt hätte. So hatte ich wohl die Gewifsheit, in den beiden eben erwähnten Quellbächen die des sogenannten Mungo gefunden zu haben. Der bei Ebulu fliefsende Mungo hat zweifelsohne seinen Ursprung gleichfalls in den südlichen Hängen der Batomhügel.

Ich glaube also für den Oberlauf des Mungo eine Dreiteilung feststellen zu können.

So viel über das Stromgebiet der die südliche Hälfte des Waldlandes und das Küstengebiet durchziehenden, etwa 130 km langen Wasserstrafse.

Mit dem Abstieg aus Batom beginnt ein zweites Flufssystem: das des Mbia.

Stromgebiet des Mbia.

Liefs bei dem des Mungo die (westliche) Richtung der Zuflüsse auf höher gelegenes Land im Westen der Marschstrafse schliefsen, so springt nunmehr dieses Verhältnis nach Osten um. Hydrographische Momente ergänzen so die orographische Beschreibung, indem sie in diesem nördlichen Teil des Waldlandes auf höher gelegene Gebiete im Osten, auf ein Tiefland im Nordwesten hinweisen.

Im südlichen Waldland war kein Zweifel, welcher Flufslauf als der Stamm des Stromgebietes anzunehmen sei; hier liegt die Sache weniger klar. Dafs ein bedeutendes Wasser nicht allzu fern im Westen des Banyanglandes strömt, das wissen wir aus den Forschungsergebnissen der Engländer. Becroft und King haben einen solchen Strom (den sie „Kalabar" oder „Cross River" nannten) bis zu seinen Stromschnellen an der deutsch-englischen Grenze befahren, d. i. bis etwa 5° 40′ nördl. Breite und 9° 15′ östl. Länge. Von da bis zu meiner Marschstrafse ist eine mittlere Entfernung von 45′ = 80 km. Wie sich auf dieser Strecke der Oberlauf des Kalabar — denn auch hier handelt es sich wieder um den Flufsoberlauf — gestaltet, wissen wir nicht. Die durch die Forschung festgestellte Thatsache, dafs im Westen ein grofser Flufs fliefse, bestätigen auch die übereinstimmenden Aussagen der Mabum und Banyang. Als Namen wurden mir genannt: „Manyu", „Mbia", „Monyum"; am häufigsten „Mbia". Bei der Suche nach dem Stammstrom des Oberlaufes des Kalabar können auf Grund eigener Beobachtung und der Auskünfte der Eingeborenen vier der zahlreichen von mir passierten Wasser in Frage kommen: der Doppellauf des Mbia südlich von Kope und südlich von Ntok-Difang, der Fu und Ano zwischen Mi-Yimbi und Sabi, und schliefslich auch der Gebirgsstrom Babe, hart südlich von Banti. Meinem geographischen Gefühl nach wäre der Ano der Hauptflufs, also der Oberlauf des Kalabar. Dafür spricht weiter die Aussage der Eingebornen, „dafs nordwestlich der Akudekaberge ein grofses Wasser fliefse"; dagegen steht die Benennung desselben: „Mbia".

Ich entschliefse mich nun für die natürlichste und darum wahrscheinlichste Lösung, d. i. für die Annahme einer Drei- oder Vier-

teilung des Kalabaroberlaufes: die gleiche Lösung, wie ich sie beim Oberlauf des Mungo feststellen konnte. Die Plätze, wo die Vierteilung in Dreiteilung u. s. w. übergeht, zu finden, überlasse ich späterer Forschung. Als Name für dieses Stromsystem in unserem Waldland schlage ich aber die häufigst gehörte Wasserbezeichnung „Mbia“ vor.

Die allgemeine Stromrichtung des Oberlaufes ist zweifelsohne Ost-West.

Nach Entwickelung meiner Anschauung über das Stromsystem wende ich mich den einzelnen Wasserläufen selbst zu.

Vom Hampa bis zum Babe, der als ausgesprochener Bergstrom daherbraust, tragen sie sämtlich, sogar der eine Strecke weit in morastigen Ufern strömende Ano, das Gepräge von Bergwassern, die, aus hochgelegenen östlichen Gebieten kommend, durch die Banyanghügellandschaft insbesondere, aber auch in den südlich und nördlich davon befindlichen, flacheren Landstrichen in Erosionsthälern nach Westen sich durchgearbeitet haben. Schluchtartig sind meist die Betten eingerissen, steil der Abstieg und Aufstieg zu und von dem Wasserspiegel, soweit nicht Lianenbrücken in hohem Bogen über die Fluten führen. Wo der Ausblick nicht durch scharfe Flufskrümmungen bald abgeschlossen wird, sieht man nicht selten in schäumenden Fällen die Wasser sich über Felsriegel herabstürzen und in weifskochendem Gischt auf mächtigen Blöcken im Bette zerstieben. Solch landschaftlich herrliche Bilder habe ich an dem von den Höhen des Apiungberges kommenden Ohompe, von der Mi-Yimbistation aus auf den durch felsige Engen in rasender Eile durchschiefsenden Fi in die Tiefe blickend, von der schwanken Lianenbrücke über das wilde Bergwasser des Babe in vollen Zügen genossen. Und am üppigsten in der üppigen Pracht des Tropenpflanzenwuchses sind die Wände dieser Waldthäler bekleidet.

d) Topographische Gestaltung.

Ich bin kein Botaniker und kein Geologe, und so wird in der topographischen Beschreibung des Waldlandes die Schilderung des Laien überwiegen.

Boden und Bedeckung von Mundame bis Batom.

Der erste flache Geländeabschnitt zeigt gröfstenteils festen, sandigen Boden, mit Hochwald bestanden; nur einzelne morastige Strecken bei Ikiliwindi und Ebulu mit hohem, starkem, übelriechendem Schilf. An den Rändern dieser Strecken wächst niederer Busch, bald wieder

zum Buschwald bei Ikiliwindi, zu Parklandschaft mit folgendem Hochwald bei Ebulu übergehend.

Grundgestein habe ich nur in den Betten und zum Teil an den Ufern der Wasserläufe anstehen gesehen. So zeigte der Kumba-, Ngovebach, dann der Manga steiniges, felsiges Bett und Ufer. Am Mungo nördlich von Ebulu fand ich gleichfalls, bei morastiger Beschaffenheit der ganzen Gegend, Felsenufer — ich habe sie für Granit gehalten — mit ausgeprägten Wassermarken. Die übrigen Wasserläufe auf dieser Strecke hatten tiefen, sandigen Grund mit Ausnahme (?) des Mungo nördlich von Kombone, dem ich Grundproben wie bei den meisten übrigen durch Tauchen, wegen der schlammigen, lehmigen Ufer nicht entnehmen konnte.

Boden und Bedeckung in der Batomlandschaft.

Die morastige Mungoniederung nördlich von Kombone geht sehr bald in steilgeböschte, lehmige Hänge über und bleibt diese den Marsch in der Regenzeit ganz aufserordentlich erschwerende obere Bodenbeschaffenheit ein getreuer Begleiter durch das ganze Batomhügelland. Beim Einmarsch in dieses Gebiet ist dieser schlechte Tausch um so empfindlicher, als gerade auf der letzten Strecke vorher, Dieka—Kombone und Bulu—Kombone, der Weg über festen, stark eisenhaltigen Boden führt.

Lehm und Letten, und wieder Lehm und Letten ist die geologische Losung für ganz Batom; nicht einmal in den zahlreichen, tief eingerissenen Hohlwegen quer und längs des Weges eine Spur von felsigem, auch nur steinigem Untergrund. Die Insel im Mungo bei Kombone ist lediglich Lettenanspülung, mit Schilfgras und niederem Buschwerk bedeckt. Dafür entschädigt allerdings die lichtere, freiere Ausschau gewährende Bodenbedeckung: ausgesprochene Parklandschaft, die aber gerade auf den Höhen bei Babri und Dikumi, wo man weiten Ausblick in's Land und Einsicht in seine Reliefgestaltung zu gewinnen hofft, heimtückischerweise in Busch und Hochwald übergeht.

Boden und Bedeckung zwischen dem Batom- und Banyanghügeland.

Auf lehmigem Abstieg gleitet man hinunter in das zweite Flachland; bis zum Hampa glitscht und schlittert man über dieses verwünschte gelbe Parkett. In diesen Niederungen ist's erst recht fatal. Ganz gleich, ob ich in der Regen-, ob in der Trockenzeit durch diesen Landstrich kam, zwischen dem Dibobi bis zum Hampa und ein gut Stück noch darüber nordwärts: stets traf ich schlammiges Ueberschwemmungsgebiet mit seinem dichten, stinkenden Schilf, seiner langweiligen Einrahmung durch Busch und Buschwald. Von Bakun an endlich knirscht, ein gut' Stück freilich noch unter Wasser, Sand unter der Sohle des Wanderers; dann sagen wir dem feuchten Element gottver-

gnügt Lebewohl und marschieren bis Nguti im Hochwald; in der Hoffnung, solchen bei sandigem Boden wieder anzutreffen, nicht getäuscht. Die Wasserläufe, vom Hampa angefangen gegen Norden haben sandigen Grund; der Hampa selbst schiebt Quarzstücke von ziemlicher Gröfse.

Boden und Bedeckung des Banyanghügellandes.

In der Banyanghügellandschaft tritt nun wieder in den Flufsbetten und den steilen Uferböschungen der Wasserläufe festes, felsiges Gestein zu Tag; mit der schroffen westlichen Böschung des Fi, wie abgeschnitten, endend.

Die Akudekaberge scheinen felsiges Knochengerüst zu besitzen; an einigen Stellen standen an der Marschstrafse von mir für Granit gehaltene Felswände, ähnlich wie am Elefantensee, an. Das Fleisch um diese Steinknochen (um im Bilde fortzufahren) ist freilich wieder gröfstenteils Lehm, der auch die obere Bodenschicht des ganzen Banyanglandes bildet. Doch ist er nicht mehr in dem Mafse schlüpfrig durchknetet wie in Batom, sondern grobkörniger.

Was die Bodenbedeckung anlangt, so ist von Nguti bis Ntok-Difang das dichtbevölkerte Land so fleifsig angebaut, dafs auf dieser Strecke der Marsch fast nur durch Farmen geht. Jenseits derselben schliefst Hoch- und Buschwald den Blick ab. Dann folgt bis zur einstigen Mi-Yimbistation, die, ein stolzes Waldkastell, auf den unten schäumenden Fi herunterschaute, teilweiser Geröllboden; auf ihm ragender Hochwald.

Boden und Bedeckung des Banyangniederlandes.

In das dritte Niederungsgebiet herabgestiegen, wechselten bis zur Gabelung meiner Marschstrafse nordöstlich von Mi-Yimbi Farmen und Buschwald auf lehmigem Boden. Von hier bis Sabi habe ich auf den beiden eingezeichneten Wegen zwei, was Bedeckung anlangt, überraschend verschiedene Gebiete kennen gelernt; beide im gleichen Niederungsland, dem weiten, oben geschilderten Thale gelegen. Bei ursprünglich sehr ähnlichen sonstigen Bedingungen des Bodens, der Wasserverhältnisse u. s. w. führt der westliche Weg durch Morast mit hohem Buschgras zuerst, und dann durch Buschwald auf Sand und Lehm, der östliche Weg bis über Fomum hinaus ununterbrochen durch Farmen und die sauberen Banyangdörfer, links allmählich in reinen Buschwald übergehend, während rechts an den sanften Thalhängen Hochwald solchen überwölbt.

Von Sabi aus setzt sich das Gelände in gleicher Beschaffenheit wie auf dem eben beschriebenen westlichen Weg bis zu einem breiten Wasserlauf mit schlammigen Ufern fort; drüben ändert es sich bald ganz wesentlich.

Boden und Bedeckung des Vorberggebietes.

Ich entnehme seine Beschreibung meinen Aufzeichnungen:

„ . . . Gelände ziemlich beschwerlich, landschaftlich sehr schön, immer Hochwald, steinige Pfade und Geröll. Wohl an 20 Wildwasser schicken in schäumenden Fällen oft 15, 20 m hoch ihre Wasser zu Thal; sie müssen alle durchwatet werden, soweit der Marsch nicht in ihren Steinbetten mit oder gegen die Wasser führt. Bergauf, bergab auf Felstrümmern und über sie weg; es erinnert vielfach an Partieen bei Murnau in der Totklamm . . . . Endlich nach scharfem Anstieg in dem Schuttgeröll einer Mure am Ufer eines reifsenden Bergstromes. Vor uns, gen Norden, geht es nach allen Seiten hinauf zu Höhen wie fast Herzogsstand und Benediktenwand. Die Wände machen einen um so grofsartigeren Eindruck, als trotz des nackten Gesteins allenthalben gewaltige Urwaldriesen sich hoch in die Lüfte recken . . . .“ Der Bergstrom, von dem ich da spreche, ist der Babe. der mehrerwähnte nördliche Abschlufs des Waldlandes. (Siehe übrigens auch nächsten Abschnitt VI, S. 303, sowie S. 310 u. ff.)

Salz.

Eine Gesteinsart habe ich noch zu nennen, nicht auf Grund eigener Anschauung des Minerals, sondern nur des daraus gewonnenen Produktes, sowie der Aussage der Eingeborenen: „an dem grofsen nordwestlich der Akudekaberge fliefsenden Wasser, sowie südöstlich derselben gäbe es Salz.“ Aus Salzseen, wie Nachtigal vom Tsäde berichtet, kann es unmöglich gewonnen werden; eine solche Wasseransammlung müfste bedeutende Ausdehnung besitzen, und ich hätte von den Eingeborenen davon gehört. Also müssen es salz- oder vielmehr natronhaltige Mineralien (vielleicht bereits in Wasser — Salzquellen — gelöst?) sein, aus denen das Salz gewonnen wird. Das mir gezeigte Produkt hielt ich auch, nach Farbe und Geschmack. für Natron. Läfst das auf vulkanische Gesteinsbeschaffenheit schliefsen? — In den von Tinto aus in Ost- und Ostnordost Richtung gepeilten Bergen schliefslich „soll es Eisen geben“. (Siehe auch weiter unten S. 267 und 293).

Eisen.

Die Bodenbedeckung der Urwaldstufe überwältigt zu Anfang durch ihre Grofsartigkeit und Neuheit. und gestattet vorerst nur einen Gesamteindruck.

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füfsen wuchert in üppigster Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen

Zu Seite 249.



Abb. 9. Ufer des Mungo in der Nähe von Mundame.

dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan, oder hängen in wüstem Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Ueber all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden gesehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald über'm Walde.“ (Pechuël-Loesche „Die Loangoexpedition“.)

Einzelformen der Geländebedeckung.

So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägt verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Dann trifft man da und dort auf zwei weitere Bedeckungsarten der Waldlandstufe: auf Parklandschaft und Morast.

Anknüpfend an die Schilderung des Gesamteindruckes eines Tropenurwaldes in Nord-Kamerun überhaupt, läfst sich der Unterschied zwischen Hochwald und Busch, kurz gefafst, am besten in der Aufzählung der hier bezw. dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der vorangedeutete Wald über dem Wald; die Riesenstämme dichter aneinander gerückt. Lianen durchranken ihn, Gesträuch und Gestrüpp fehlt gröfstenteils, an ihre Stelle treten blattpflanzenartige dichte Bestände niederer Farne und Moose; der Boden ist meist sandig. — Der Buschwald ist der Wald unter dem Wald. Dichtes Unterholz und Lianen und Gestrüpp, wie vorgeschildert, füllt ihn in reichstem Wachstum. Meist traf ich ihn auf morastigem und lehmigem Boden, sowie üppig emporschiefsend auf ehemaligen, von den Eingeborenen aufgelassenen Farmen. — Vielfach gehen natürlich beide Formen ineinander über, und für diesen Mischwald stimmt obige Schilderung. An den Ufern der Flüsse finden wir solchen am häufigsten (Abb. 9).

Der Hochwald.

Den Hochwald in seiner schönsten, reinsten Gestaltung traf ich am Elefantensee, am Südfufs der Akudekaberge bei Nguti und in den Vorbergen des Hochlandes. Das Fehlen von Verbindungsgliedern zwischen dem Boden und dem 40 und 50 m über ihn emporgehobenen Blätterdach einerseits, das Massige und Riesenhafte der Pflanzengestalten andererseits giebt dem Tropenhochwald ein ernstes, grofs-

artiges Gepräge. Was aber den im ersten Moment naheliegenden Vergleich mit einem deutschen, hoch aufgeschossenen Nadelwald doch wieder ganz und gar umwirft, ist der eben das Massige der Erscheinung hervorbringende Pfeilerbau der Riesenstämme, sowie die seltsamen, im Hochwald deutlich erkennbaren, gespenstischen Gebilde der Lianenarten (darunter nicht zu vergessen die Landolphia, die Gummiliane).

Baumwollbaum.

Den Pfeilerbau bringt am kräftigsten zum Ausdruck der Baumwollbaum (Eriodendron anfractuosum). 3 bis 6 m über dem Boden treten allmählich tafelähnliche Strebepfeiler wie Wände hervor, nach unten weiter und weiter bis zu 3 und 4 m Entfernung vom eigentlichen Stamm, ausstrahlend. Bald radial verlaufend, bald seltsam gekrümmt und gewunden, bilden sie drei bis fünf und mehr geräumige Naturgelasse. Gar manches Biwak habe ich in ihnen mir behaglich eingerichtet. Er ist überhaupt ein stolzer Baum von gigantischem Wuchs. „Gerade aufstrebend“, schildert ihn Nachtigal, „cylindrisch, mit mächtigen, fast wagrecht liegenden und in mehreren Etagen angeordneten Ästen, die aber erst in bedeutender Höhe vom Boden beginnen, führt er seinen Namen von seiner ungefähr 15 cm langen, spindelförmigen Frucht mit graugelber, holziger und unebener Schale, welche sich bei der Reife öffnet wie die Früchte der Baumwollstaude — Schote — und einen kurzfaserigen, wolligen und seideglänzenden, weifs oder gelblich weifsen Inhalt zeigt, dessen Weichheit der der Eiderdaunen nahezu gleich kommt. Der Stamm trägt auf seiner grauen Rinde kurze, breitbasige, kegelförmige Stacheln, welche nach oben zu verschwinden. Der Inhalt der Früchte wird in den Haussastaaten zur Polsterung der Kissen und Sättel u. s. w. verwendet, auch zur Füllung der Wattepanzer.“

Aufser diesem typischen Hochwaldbaum, einigen mahagoniholzartigen Stämmen von schönem, schlankem Wuchs, sowie verschiedenen Gelb- und Rotholzarten (und der oben genannten Landolphia) vermag ich keinen der so verschiedenartigen Hochwaldstämme mit nur halbwegs wissenschaftlichem Namen anzusprechen.

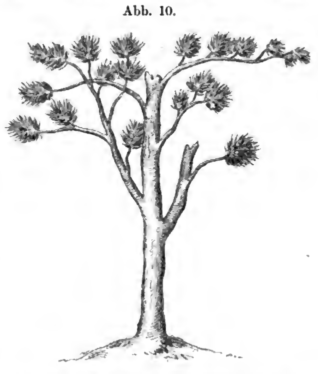
Das ist ja auch eine weitere Verschiedenheit unserer Waldungen und der Urwälder Nord-Kameruns, dafs diese nicht wie erstere aus einer oder doch nur aus einigen, wenigen Holzarten bestehen, sondern aus einem reichen Gemisch der verschiedensten Baumarten.

Der Buschwald.

Vom Buschwald ein nur annähernd erschöpfendes Bild zu geben, ist schwer. Fangen wir unten am Boden an mit dem dichten, unentwirrbaren Unterholz. Die Hauptmasse sind immergrüne, förmlich ineinander verwachsene rankenartige Gewächse bis zu 3, 4 m

Höhe, dann niedere Farne, zwischenhinein Baumfarne bis zu 5 und 6 m hoch. Erdorchideen schiefsen dazwischen empor, und hochstaudige Scitamineen bilden undurchdringliche Dickichte. Gräser sowie Moose habe ich im Buschwald fast nie beobachtet, nicht selten dagegen oft dichte Strecken der mir von den Blumentischen in der Heimat her wohlbekannten Canna indica. Darüber erheben sich die eigentlichen Bäume des Buschwaldes. Die verschiedenartigsten Schlinggewächse, darunter auch wieder zahlreich die Landolphia, klettern zu ihnen hinauf, hinunter und schaukeln sich in Bögen bald, bald sind sie straff gespannt wie eine Saite. Die Bäume müssen sich, kräftig dieses Gewirr durchbrechend, in die Höhe arbeiten, und schliefsen dann 20 und mehr Meter hoch oben ihre Laubkronen dicht aneinander: der Buschwald ist fertig.

Abb. 10.



Eigenartiger Baum am Ufer des Mi-Yimbiflusses.

Akazienarten mögen wohl zum grofsen Teil die Waldbäume des Buschwaldes sein; auch einzelne Affenbrotbäume sah ich über das Niederzeug ihr vielgestaltiges Astgerüst ausbreiten, doch nur da, wo andere Laubbäume fast fehlten; ihr Reich ist die offene, lichtere Gegend, dort werden wir sie häufiger treffen. Bäume mit walzenartigem Stamme und hochgegabelten Aesten, desgleichen solche mit Pfeilerbildung habe ich im Buschwald seltener gesehen; verhältnismäfsig nieder über dem Boden — im Vergleich zum Hochwald — beginnt bereits die Verästung der oft knorrigen, unregelmäfsig geformten Stämme.

Einen eigenartigen Baum (Abb. 10) habe ich im Buschwald am Ufer des Mi-Yimbiflusses Anfang Juli 1892 (Mitte der Regenzeit) gefunden. Ich setze Zeichnung und Beschreibung aus meinem Tagebuch hierher: „Am Ufer steht ein Baum mit seltsamgeformter Laubbildung, wenn diese Bezeichnung in diesem Fall gestattet ist; Stamm ist glatt; keine Akazie (im Laiensinne), keine Fächerpalme; Blätter wie sehr lange

Kiefernadeln, ganz dicht und fein, büschelförmig, so dafs eine breite, ziemlich schattige Krone sich bildet.“

Eine weitere, mir (als botanischem Laien) auffallende Erscheinung möchte ich gleichfalls nicht unerwähnt lassen: Zwischen Kokobuma und Ikiliwindi, und dann wieder zwischen Mukonye und Mundame wehte mich auf den Buschwaldstrecken häufig ein Geruch genau wie von starkduftenden Walderdbeeren an, sehnsüchtige Erinnerungen weckend. Es war im Januar 1893, also in der Trockenzeit. Den Erreger dieser heimatlichen Düfte vermochte ich nicht zu finden; Landolphia war es nicht, deren starker Geruch war mir wohlbekannt. Weder zu anderer Jahreszeit noch an anderen Buschwaldpartieen habe ich diese Beobachtung gemacht.

Die in der Parklandschaft häufiger und in der Nähe der Ortschaften, von den Bewohnern gepflanzt, in ziemlicher Menge vorkommende Oelpalme (Elaeis guineensis) findet sich im Buschwald nur vereinzelt (wohl infolge Verschleppung des Samens durch Vögel); etwas häufiger die Weinpalme.

Arznei-pflanzen.

Vom einheimischen Arzneistandpunkt aus ist eine Pflanze des Buschwaldes nennenswerth, deren Blätterabsud die Eingeborenen als schweifstreibendes Mittel gegen Fieber vielfach anwenden. Ich habe es gleichfalls versucht und bei ein paar leichten Malariaanfällen gute Wirkung verspürt. Auch meine Bali, die als Hochländer in den Urwaldniederungen nicht selten stark am Fieber zu leiden hatten, übernahmen den Gebrauch dieses Mittels von den Waldlandleuten. Ich habe die Pflanze in den Regenzeitmonaten Juni und Juli, sowie im Januar (also in der trockenen Jahreszeit) mir zeigen lassen: ein einzelwachsender, unscheinbarer, niedriger Strauch mit graugrünen, etwa 6 cm langen, 3 cm breiten ungezahnten Blättern mit stumpfer Spitze; Blüten oder Früchte habe ich zu keiner der genannten Zeiten an ihm gesehen. — Von einem Waldbaum, „ndakwa“ genannt, verwenden die Banyang die Rinde zu medicinischen Zwecken: der Absud derselben soll ein Heilmittel gegen leichtere Geschlechtskrankheiten (Tripper) sein.

Die Park-landschaft.

Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer endlich der Fufs wieder freiere, lichtere Gegend betritt; das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut, und ein frischerer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Bei Ebulu, dann im Batomland bei Kokobuma, und von da an wenigstens ab und zu sind solche ersehnten Unterbrechungen: Parklandschaft. Aus Gras, Buschwald oder nur dem als Unterholz des-

selben geschilderten pflanzlichen Durcheinander, dem reinen Busch, setzt sie sich zusammen in der Form, dafs die waldigen Partieen inselartig im hohen Grase liegen. Im ganzen betrachtet ist das Verhältnis zwischen Wald und Gras etwa $^1/_2 : ^1/_2$.

Dieses Gras der Parklandschaft ist einerseits natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen, andererseits aber auch fast ebensosehr von der Grasbedeckung der Hochland-Graslandgebiete. Hier im Waldland ist es niederer, harmloser und weit weniger dicht wie oben, wo die Grasmeere als typische Bodenbedeckung die Stelle der Urwaldmassen einnehmen. In der Parklandschaft ist das Gras schmiegsam, ja weich, unter Mannshöhe, und verstattet verhältnismäfsig müheloses Wandern querfeldein. Gramineen, etwa 1 m hoch, bilden die Hauptmasse der Grasbedeckung einer Parklandschaft. In vereinzelten Büscheln sind die starren Schilfhalme der Panaceen — des ureigensten Bestandteiles der Hochlandsgrasgebiete — eingestreut. Gröfsere Flecke von 50 und mehr Meter Durchmesser fand ich besetzt mit dem westafrikanischen Tropenunkraut: der Canna indica. Diese Bestände deuteten sumpfigere Bodenbeschaffenheit an, während Panaceen und Gramineen einträchtiglich auf gleichartigem Boden nebeneinander wachsen. Das frische, satte Grün unserer heimatlichen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften; Blumen habe ich nicht gesehen; wenigstens finde ich in meinen Aufzeichnungen nichts darüber, und auch in der Erinnerung suche ich vergebens nach diesem Schmuck. An ihre Stelle treten verstreute Einzelpflanzengebilde, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Gras.

Ersterer findet seinen Vertreter in der Zwergakazie (Anona senegalensis); — streng genommen auch ein Baum, der aber in seiner verkrüppelten Gestaltung mehr den Eindruck eines vielverzweigten Gesträuches mit grofsen, steifen, blaugrünlichen Blättern macht.

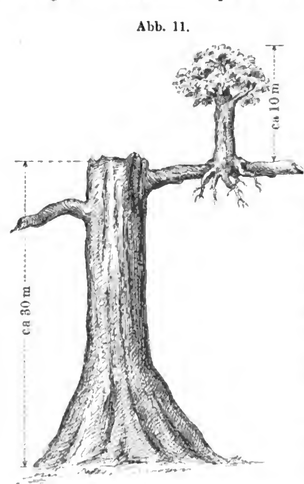
Affenbrotbaum.

Als schroffster Gegensatz sei gleich der Affenbrotbaum, die mächtige Adansonia digitata, auch „Baobab“ genannt, daneben gestellt: das Wahrzeichen der Parklandschaft. Ueber Kokobuma hinaus habe ich übrigens keinen mehr beobachtet. Die Adansonia ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigen Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Aeste in den manigfaltigsten Verrenkungen wagerecht hinaus. Gleich dem Eriodendron war auch sie mir stets ein gern gesehener und benutzter Biwakbaum. Bot jener natürliche Kammern, so hatte der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Naturregenschirmes. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln,

aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter. Ich habe einmal irgendwo einen treffenden Vergleich dieses richtigen Vertreters der übermächtigen Tropenvegetation gelesen: der Affenbrotbaum ist der Elefant unter den tropischen Bäumen.

Eine bereits abgestorbene Adansonia war es auch, an der ich die ungebändigte Lebenskraft der Tropen so recht auffallend beobachtete (Abb. 11).

Abb. 11.



Junger Baum auf dem Seitenast einer abgestorbenen Adansonia.

Auf einem ihrer kahlen Seitenäste wuchs in einer Höhe von etwa 30 m über dem Boden ein junger, frisch grünender Baum, bereits an 10 m hoch, mit den Wurzeln zum Teil den Ast der Baumleiche umklammernd.

In der Parklandschaft endlich findet man auch die nach heimatlichen Begriffen zu einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in gröfserer Zahl: die bereits genannte Oelpalme, die Wein- und Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermischt. Auch den palmenähnlichen Melonenbaum (Carica papaya) traf ich an einer Stelle zwischen Kombone und Kokobuma. Hochstämmige Palmen mit ganz kleiner Büschelkrone finden sich gleichfalls zu zweien und dreien nebeneinander stehend (Fächerpalmen?).

Kokospalme.

Nördlich von letzterem Orte sind mir keine Kokospalmen mehr zu Gesicht gekommen; wie sie denn überhaupt auch an den gefundenen Standplätzen eine nur vereinzelte, untergeordnete Rolle spielen. Die Cocos nucifera ist eine charakteristische Tropenfigur. Besonders schön und graziös kann man sie gerade nicht nennen, und die Fruchtklumpen, aus den bekannten grofsen Nüssen bestehend, die zu drei, vier und fünf an kurzen Stielen nebeneinander wachsen und

in einem Haufen unter der dürftigen Krone an den Stamm geprefst sind, geben kein sonderlich anmutiges Bild. Als durstlöschende Frucht war sie mir stets willkommen und ich habe mir sie nicht selten in abgekürzter Pflückweise mit ein paar Schüssen herabgeholt.

Die Weinpalme, als typische Palmenart des eigentlichen Graslandes, will ich im nächsten Abschnitt eingehender besprechen.

Oelpalme.

Die Oelpalme habe ich gleichfalls als eine derartig typische Pflanzenform Nord-Kameruns gefunden, dafs ich nicht zum letzten mit Rücksicht auf ihr Verbreitungsgebiet und die Art ihres Vorkommens meine geographische Einteilung des Hinterlandes gründete. Bis zur Nordgrenze des Waldlandes findet sie sich bald einzeln, bald in Gruppen, in ziemlich bedeutender Zahl in der Nähe der Ortschaften, nie aber in geschlossenen Beständen, in Wäldern. Im eigentlichen Grasland oben fehlt sie vollständig. Zwischen dem Babeflufs und dem südlichen Rand des Hochlandes an den Hängen, in den Schluchten, an den Ufern der Gebirgsbäche erstrecken sich ungemessene Waldungen nach Osten und Westen, nur aus Oelpalmen bestehend. Bei der Geländebesprechung dieses Zwischengebietes im nächsten Abschnitt wäre also eigentlich der Platz, die dasselbe deckende Pflanzenform eingehender zu beschreiben; da ich aber auch bei Schilderung der Bewohner des Waldlandes ihre so aufserordentlich vielseitige Verwendung und Wichtigkeit für die Eingeborenen berühren mufs, sei sie hier bereits vorgestellt.

Mit ihrer breiten vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen, meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist die Elaëis guineensis eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15, 20 m und darüber. Die die dichte Krone bildenden 5 und 6 m langen Wedel strahlen, 20 bis 25 an der Zahl, gleichmäfsig nach allen Seiten aus. In den Blattachsen der Krone setzen die massigen Fruchtstände an, die aus einer grofsen Menge (oft mehrere Hundert) fest sitzender, eng aneinander gedrückter und deshalb abgeplatteter Einzelfrüchte von Pflaumengröfse bestehen. Erstere erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 kg. Zwischen den zusammengeprefsten Kernen starren kurze Stacheln hervor. Diese, und der Umstand, dafs diese Fruchtstände, etwa von der Form einer riesigen, länglichen Erdbeere, nicht herabhängen, sondern aufwärts wachsen, geben einer tragenden Oelpalme ein bizarres Aussehen. Die Einzelfrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äufserer Hülle und dem von steinharter

Schale umgebenen, haselnufsgrofsen eigentlichen Palmkern, in das Fruchtfleisch eingebettet. (S. übrigens ferner S. 285 u. f.)

Der Morast.

Die letzte topographische Abwechslung, die das Waldland bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen stets begrüfst wurde. Morastige Strecken, in den Niederungsebenen leider nicht selten und stundenlang, erschweren das Vorwärtskommen ganz aufserordentlich durch ihren Pflanzenwuchs ebenso sehr fast wie durch den schlammigen, lehmigen, schlüpfrigen Boden selbst. Dschungelartig schiefsen 2 und 3 m üppigwachsende Schilfgräser der verschiedensten Formen auf und verpesten mit dem faulenden Brackwasser zusammen in scharfen ekelhaften Gerüchen die Luft. Schwarzerdig bald, bald lettig und glitscherig ist der Boden. Namentlich ein cannaähnliches (vielleicht Canna selbst?) Schilf wächst hoch und dicht in Mengen. Nässe- und sumpfliebendes Gestäude und Gestrüpp mengt sich darunter; und der Pflanzenwuchs, so aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich.

Dazu kommt, dafs derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Sulen benutzt werden; und welch metertiefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dickhäuter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz- und Schlammbrei sich durcharbeiten mufs, in dem die hohen Stiefel bei jedem Tritt fast stecken bleiben.

Genug davon. — Wenden wir uns zu den Bewohnern des geschilderten Geländes.

II. Die Menschen.

In dem gedrängten Gesamtüberblick über die Bevölkerung der Waldlandstufe zu Eingang dieses Abschnittes habe ich dieselbe auch in Bezug auf Menschen als ein Gebiet bezeichnet.

a) Völkerscheiden.

Wie ich aber bei näherem Eingehen auf das Gelände dieses einen der grofsen Landabschnitte in Nord-Kamerun mehrere untergeordnete Gliederungen nachgewiesen habe, so auch bei eingehenderer Betrachtung der eingeborenen Stämme.

Ethnographische und kulturelle Verschiedenheiten lassen vier, mehr oder weniger scharf ausgeprägte Völkerscheiden erkennen. Ebenso unverkennbar sind sprachliche Unterschiede, wohl meist nur dialektischer Art; dabei aber immerhin so wesentlich, dafs z. B. die

Sprachen der südlich der Batomlandschaft sitzenden Stämme von den nördlich wohnenden Banyang nicht verstanden werden, und umgekehrt.

Auf die Feststellung dieser Thatsache beschränken sich, nebenbei bemerkt, so ziemlich meine wortsprachlichen Beobachtungen im Waldland: Folge meiner marschierenden Thätigkeit hier unten.

Eine Völkerscheide namentlich kommt ziemlich scharf zum Ausdruck: am Nordfuſse des Batomlandes. Eine zweite deckt sich mit dem Bergstrom des Babe. Sie ist noch schroffer als die ebengenannte; kommt doch hier zu den ethischen, kulturellen und sprachlichen Trennungsmerkmalen noch das geographische hinzu: diese Völkerscheide fällt zusammen mit der Nordgrenze des Waldlandes überhaupt. Die beiden übrigen sind mehr auf den verschiedenen Stammesbenennungen seitens der Eingeborenen selbst gegründet (welches Moment natürlich bei den andern gleichfalls vorhanden ist), als auf tiefer gehenden Unterschieden.

Es läſst sich also das Waldland — ich halte auch hier die Einschaltung: stets in Richtung meiner Marschstraſse, nicht für überflüssig — in folgende vier Bevölkerungsstufen, von Süden nach Norden, gliedern:

Bakundugebiet: (noch ein gut Stück in das Küstengebiet übergreifend) von Mundame bis zum Mungo nördlich von Kombone.

Batomgebiet: über die Batomhügellandschaft sich erstreckend.

Mabumgebiet: vom Nordfuſse des Batomlandstriches bis zum Mbia-Mbia nordöstlich von Nguti.

Banyanggebiet: vom Mbia-Mbia bis zum Babe südlich von Banti.

b) Ethnologische Angaben.

Auf den allgemeinen Habitus der Neger einzugehen, der selbstverständlich allen Waldlandstämmen zukommt, kann ich mir ersparen.

Unrichtige Vorstellungen über den Neger.

Wohl aber möchte ich diese Gelegenheit benutzen, um falschen Vorstellungen über den Körper (und Geist) des Negers, wie sie zu Hause so häufig getroffen werden und meist in der Ueberhebung der weiſsen Rasse ihren bewuſsten oder unbewuſsten Grund haben, entgegenzutreten. „Nicht wahr, der Neger ist recht häſslich?“ Diese Frage gehört zu der langen Kette wissensdurstiger Anzapfungen, die jeder Afrikafahrer über sich ergehen lassen muſs. Meine gewöhnliche Antwort darauf: „nicht mehr wie wir“, wirbelte dann meist unwilliges Erstaunen auf. Auch hier verfällt eben der Fragesteller in den so häufigen Fehler, von einem ihm 'mal im Bilde oder auch in Person zu Gesicht

gekommenen Vertreter der schwarzen Rasse auf alle ihre Angehörigen zu schliefsen. Der dabei begangene Irrtum ist um so gründlicher, als der besagte Vertreter meist einem Küstenstamme oder den amerikanischen Negern angehört; beide haben mit dem tiefer im Innern des dunkeln Erdteils lebenden vielfach nicht viel mehr gemein als die Hautfarbe. Dann wird mit Vorliebe ein recht häfslicher Afrikaner mit einem weifsen Apollo verglichen. Man betrachte sich einmal einen stumpfsinnigen Bauernbuben, ein Weib aus den unteren Schichten der Bevölkerung — nicht eine der „prächtigen Volkstypen", wie sie meist nur in der Einbildungskraft der Maler vorkommen — von oben bis unten: ich weifs nicht, wer bei dem Vergleich schlechter wegkommt, der oder die Schwarze oder Weifse. Und endlich frage ich, wie einst Pilatus frug „was ist Wahrheit?": „was ist Schönheit?" Haben wir allein die Berechtigung, ein Schönheitsideal aufzustellen und zu sagen: „was nicht so ist, ist häfslich?"

Die Schädelbildung des Negers, überhaupt der Kopf mit seinen so ganz anders gearteten Formen stöfst im Anfang, solange wir noch im Banne der kaukasisch-ästhetischen Schönheitsgesetze stehen, ab; gewifs. Sehr bald aber lernen wir die hier eben anders zu formulierenden Normalbegriffe, und finden dann unter den Schwarzen ebensogut schöne und häfsliche Gesichter, wie wir das auch unter unseren weifsen Mitmenschen uns erlauben. Was aber die Körperformen anlangt: da bewahrt uns zu Hause die verhüllende, nachhelfende Kleidung oft vor recht unangenehmen Enttäuschungen; der Körper des Negers zeigt sich unverhüllt mit seinen schönen Formen, mit seinen Gebrechen.

Gleiche Fehler werden begangen beim Vergleich geistiger Eigenschaften und Fähigkeiten. Zu den nämlichen Vergleichen auf diesem Gebiet mit den nämlichen Versuchsobjekten wie oben, fordere ich auch hier auf: die Ergebnisse werden die nämliche, gleich fragwürdige Ueberlegenheit der weifsen Gattung ergeben. Wir lachen über manchen Aberglauben der Schwarzen, über ihre Fetische; wir brauchen gar nicht bis nach Afrika zu gehen, um das alles in schönster Blüte zu finden!

Ich stehe nicht an, geradezu zu behaupten: der vorurteilsfreie Vergleich eines geistig und körperlich gut entwickelten Vertreters aus dem Volke eines weifsen (kaukasischen) Stammes und eines geistig und körperlich gut entwickelten Vertreters eines der Hochlandstämme im Hinterland von Nord-Kamerun fällt nicht zum Nachteil des letzteren aus. Nehmen wir in den beiden Farben minderwertige Repräsentanten, so komme ich zu dem nämlichen Ergebnis. Und solche Vergleiche allein sind gerecht. —

Bevölkerungs- und Kulturzunahme

An diese Bemerkungen allgemeiner Art füge ich, an der südlichen Grenze des Waldlandes — als der Völkerschwelle des Innern — stehend, eine (in der Richtung meiner Marschstrafse) unverkennbar in die Augen springende Beobachtung an. Einmal, je weiter ich in's Innere gekommen bin, desto mehr nahm die Bevölkerungsdichtigkeit zu. Dann, fast in einem gewissen fortlaufenden Verhältnis mit dieser Zunahme fand ich Steigerung der Kulturstufe (das Wort „Kultur“ im weitfassendsten Sinne genommen), die die immer stärker werdenden Stämme einnehmen. Und das ist eigene, nicht dem Weifsen abgelernte und abgeschaute Kultur.

Schliefslich betone ich, dafs ich bei diesen meinen ethnischen Vergleichen und Beobachtungen die Küstenbevölkerung — in meinem Fall die Dualla — als ausgeschaltet betrachte. Diese wenigstens sind mir, in ihrer gegenwärtigen, erwachsenen Generation ein Zerrbild, geschaffen aus zwar gut entwickelten, aber geistig verschlagenen, körperlich verweichlichten Naturanlagen und aufgepfropfter, unverstandener und unverdauter europäischer Kultur. —

Nach dieser Abschweifung zurück zu unseren Waldlandstämmen.

Fremde Bestandteile der Waldlandstämme.

Die Bewohner der vier aufgezählten Gebiete tragen also, wie gesagt, den allgemeinen Negertypus. Um so auffallender erscheint darin eine kleine andersgeartete Völkerinsel. Die Bewohner von Baduma, im Bakundugebiet, erinnern auffallend an die Fullani in Süd-Adamaua (siehe den im nächsten Abschnitt VI, S. 328 in Abb. 40 wiedergegebenen Typus). Ich habe mich dort zu vorübergehend aufgehalten, um dieser Erscheinung auf den Grund kommen zu können, halte es aber für ausgeschlossen, dafs wir hier Reste von früheren Ureinwohnern oder gröfserer Einwanderermassen aus dem Norden vor uns haben, und glaube eher, dafs es ehemalige Sklaven aus den nördlichen Gebieten sind, die zufälliger Weise hier in gröfserer Zahl sich zusammengefunden haben. Sieht man übrigens genauer zu, so findet man bei den genannten Waldlandstämmen (am deutlichsten bei den Banyang) immerhin einen nicht zu verkennenden Unterschied im Körperbau und auch in der Hautfarbe; nicht so fast zwischen den einzelnen Stämmen, als vielmehr innerhalb der socialen Bestandteile eines jeden Stammes selbst, nämlich zwischen den freien Stammesangehörigen (den Herren) und den Sklaven. Auf die ersteren, als die naturgemäfs eigentlichen Vertreter der genannten Stämme selbst, bezieht sich der weitere Verlauf dieses Abschnittes; die Sklaven, der offenbar fremde Bestandteil, sollen hier besprochen werden.

Die Waldlandsklaven.

Im Banyangland nennen sie sich Bayong, und sollen aus nörd-

lichen Gegenden, deren Schilderung ganz mit der der Grasländer übereinstimmt, stammen. Sie sind gröfser, kräftiger und sehniger gebaut als ihre Waldlandherren; auch ihre Hautfarbe ist dunkler. Mit meinen Bali haben sie sich sogar zum Teil in der Balisprache verständigt. Es sind also offenbar Grasländer, die als Sklaven in das Waldland hinunter verkauft worden sind; zum Teil wohl schon seit Generationen: darum ist der körperliche Unterschied zwischen ihnen und ihren Herren nicht mehr so schroff. Er würde noch mehr verwischt, und diese fremden Bestandteile würden vielleicht bereits gänzlich im jeweiligen Stamme aufgegangen sein, wenn nicht hier unten im ganzen Waldland eine eigenartige Trennung zwischen Freien und Sklaven herrschte. Namentlich bei den Bakundu und den Banyang, weniger konsequent durchgeführt bei den Batom und Mabum, wohnen die Sklaven in eigenen Dörfern, in Nähe der Hauptdörfer, also meist in den Farmen gelegen. Der von den Eingeborenen hierfür genannte Grund: „damit die Sklaven nicht die Herren werden wollten", will mir nicht recht einleuchten; denn dadurch, dafs der unfreien Kaste auf diese Weise ein Bewufstsein ihrer Masse und Macht kommt, scheint mir diese Gefahr erst recht naheliegend zu werden. Ich halte diese Anordnung eher in sonstigen socialen oder kulturellen Momenten begründet.

Sklavendörfer.

Bei den Bakundu heifsen diese Sklavendörfer „ninga" (Verstümmlung aus „nigger"?), bei den Banyang und bereits schon bei den Mabum „batan" („bata"?, „batang"?). Siehe auch Abschnitt VI, S. 325.

Soviel über diese fremden Bestandteile in den Waldlandstämmen.

c) Anthropologische Angaben.

Körpermafs und -Bau.

Die eigentlichen Angehörigen der Waldlandstämme sind durchweg von Mittelgröfse; dieses Mafs überragende Gestalten habe ich selten gesehen.

Die Batom sind der am wenigsten schön entwickelte Menschenschlag. Von der nebenstehenden Abbildung (Abb. 12) eines Batomnegers, eines halbwüchsigen Burschen, darf übrigens nicht auf den ganzen Stamm geschlossen werden, wie ja das eigentlich bei vereinzelten Typen weder nach der positiven noch der negativen Seite gethan werden soll; so wenig wie bei uns auch. Der allgemeine Körperhabitus allerdings ist typisch, jedoch nur für die gleichen Lebensalter wie das Objekt, das etwa 14 bis 15 Jahre zählte.

Unter den Bakundu und namentlich den Banyang fand ich häufig kräftige, gedrungene Gestalten, meist freilich mit Neigung zu Fett- und übermäfsiger Fleischbildung. Hierin, überhaupt im Körperbau und

Zu Seite 260.

Abb. 12. **Neger aus dem Batom-Stamme.**

Gesichtsausdruck, ähneln die Banyang ganz aufserordentlich den Dualla, und kann ich geradezu auf diesen ja ziemlich bekannten Stamm als Typ für erstere verweisen. Es trifft sich diese Thatsache für mich um so günstiger, als gerade die beiden Aufnahmen, die wir von Angehörigen des Banyangstammes gemacht haben, uns verloren gegangen sind; leider aber mit ihnen auch die von Dorfanlagen dieses Stammes, wofür mir ein ähnlicher hinreichender Ersatz nicht zu Gebote steht.

Auffallend ist die geringe Breite der mittleren Körperpartie um Hüften und Becken, namentlich beim weiblichen Geschlechte, so dafs man, hinter einer Zahl Neger gehend, auf den ersten Blick die beiden Geschlechter nicht von einander zu unterscheiden vermag.

Unter den Männern fallen viele mit übermäfsig stark entwickelter Nackenmuskulatur (Stiernacken) auf. Ich glaube, für diese Erscheinung nicht in einem „Rassenmerkmal“ der Schwarzen, sondern ungezwungener in der Folge der Gepflogenheit, von früher Kindheit an alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, Erklärung zu finden.

Gleicher Grund besteht meiner Ansicht nach auch für das häufige übermäfsige Hervortreten des Unterleibes bei Weibern und Kindern, und die vielfach damit verbundene starke Krümmung der Wirbelsäule. Ich erinnere nur an die gleichen, häufiger konvexen, aber nicht weniger unschönen Mifsbildungen, die wir zu Hause bei den abgearbeiteten Klassen der Landbevölkerung jeden Tag sehen können.

Ueberraschend klein und wohlgestaltet sind, namentlich bei den Banyang, Hände und Ohren.

Hautfarbe. Die Hautfarbe ist bei den verschiedenen Stämmen gleich wechselnd; sie spielt von Schokoladebraun bis zu einem schmutzigen Gelb (letztere Schattierung selten). Albinos habe ich mehrere gesehen; der Gesichtsausdruck war stets blöde; der ganze Mensch machte einen kretinartigen Eindruck.

Ausdünstung des Negers. Die Ausdünstung des Waldlandnegers, überhaupt eines jeden Negers, ist mir, wenn der nackte Körper nicht erhitzt war oder vielmehr keine Schweifsabsonderung zeigte, nie aufgefallen. Dann aber war sie stark und von widerlich süfslichem Geruch. Ich möchte auch das nicht zum Schaden der Schwarzen gesagt haben; denn seien wir ehrlich: auch die vom schwitzenden Körper des Weifsen ausgehenden Ausdünstungen wird kein Mensch als wohlriechend bezeichnen; sie riechen wohl ausgesprochen anders, unsere Nase ist mehr daran gewöhnt, aber sie riechen nicht besser. Und eines hat der Neger des Waldlandes und Graslandes voraus: gröfste Reinlichkeit des Körpers.

Die — nun wir wollen sie Wasserscheu nennen, die bei uns in recht breiten Schichten der Bevölkerung herrscht, kennt der Neger Nord-Kameruns nicht; wo nur immer ein Bächlein rieselt, ein Tümpel sich findet, da badet und plätschert alles, Grofs und Klein, fleifsig und mehrmals des Tages.

Behaarung.

Behaarung an anderen Stellen als auf dem Kopf und an der Scham, ist bei den Waldlandnegern selten; auch in den Achselhöhlen ist sie bei beiden Geschlechtern spärlich. Bartwuchs fand ich bei den Banyang und Mabum, aber gleichfalls nur spärlichen Anflug von Backen- und (öfters) Kinnbart; nur einmal, in der Mabumlandschaft sah ich einen Mann mit langem Kinnbart, den er in zwei Zöpfchen geflochten hatte.

Nabelbrüche.

Nabelbrüche sind bei beiden Geschlechtern häufig. Mir fehlen dafür natürlich vergleichende Beobachtungen; doch haben mir Aerzte versichert, dafs einmal auch in Europa diese Mifsbildungen bei Kindern sehr häufig vorkommen und ihr späteres Verschwinden nur sachgemäfser frühzeitiger Behandlung zu danken ist, dann aber auch, dafs eben nur — unsere verhüllende Kleidung uns diese Erscheinung am Neger, der ihrer entbehrt, auffallen läfst.

Brüste.

Die gleichen Sachverständigen haben meine Ansicht betreffs eines anderen Körperteiles bestärkt: der Brüste der Negerinnen (überhaupt), die bei meist starker Entwickelung sehr bald Neigung zum Sinken zeigen. Auch hier haben wir es nicht mit einer nur der schwarzen Rasse eigenen Erscheinung zu thun, sondern wieder nur die Hülle zeitigt eine ungerechtfertigt sich überhebende, immerhin angenehme Selbsttäuschung der Weifsen. Allerdings habe ich bei den Negerinnen des Waldlandes ganz auffallende Mifsbildungen in dieser Beziehung gesehen; ich erinnere an die in Abschnitt III, S. 125 beschriebenen; und Brüste, bis über den Nabel herunterhängend, sah ich nicht selten.

Mifs- und Ueberbildungen.

Mifsbildungen des ganzen Körpers, wie Höcker, Verwachsungen und dergleichen habe ich keine gesehen; wohl aber nicht selten Ueberbildungen unter den Formen der Elefantiasis und Hypertrophie. Erstere beobachtete ich nur am männlichen Geschlecht, und zwar am Hodensack. Das auffallendste Beispiel hierfür bot der Häuptling von Nguti. Der bis zur Gröfse eines reifen Kürbisses angeschwollene Körperteil hing bis zu den Knieen herab und gestattete ihm nur mühsam einige Schritte mit weitgespreizten Beinen zu gehen. In Ebulu fand ich vor einer Hütte einen alten Mann liegen, bei dem dieser Teil fast die gleiche Gröfse erreicht hatte und vollkommen in Eiterung übergegangen war. Hypertrophische Bildungen kamen mir an den

unteren Extremitäten beider Geschlechter mehreremale zu Gesicht in Form von Wuchs vollständig entwickelter sechster Zehen, und zwar hatte sich diese sechste stets zwischen der grofsen und der nächstfolgenden entwickelt.

Krebs u. dergl.

Krebsartige Erscheinungen sah ich gleichfalls einigemale im Banyangland. Beim weiblichen Geschlecht waren der Herd der Krankheit die Brüste, in mehr oder weniger vorgeschrittenem Grade; beim männlichen die Nase. Der durch vernachlässigte Sandflohwunden hervorgerufenen Gewebezerstörungen habe ich bereits im Abschnitte III. S. 112 u. f. Erwähnung gethan.

Sonstige Krankheiten.

Anderweitige Krankheitsbilder sind mir bei meinen ja nur flüchtigen Durchmärschen durch das Waldland nicht zu Gesicht gekommen. Dafs Fieber und geschlechtliche Erkrankungen existieren, schliefse ich aus den oben angeführten pflanzlichen Mitteln. (Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an die von mir beobachtete und in Abschnitt III. S. 118 geschilderte Verabreichung einer Eingiefsung in den After bei einem Kinde). Von epidemisch auftretenden Krankheiten habe ich zu den Zeiten meiner Aufenthalte im Waldland nichts erfahren.

d) Ethische Angaben.

In geistiger Beziehung nehmen unzweifelhaft die Banyang die höchste Stufe unter den Waldlandstämmen ein; ihnen kommen zunächst die überhaupt sehr viel Ähnlichkeit mit ihnen zeigenden Mabum, und unter diesen wieder die Ngutileute. — —

Gesamturteil.

Mein Urteil über die Waldlandbevölkerung im Ganzen in einem Vergleich zusammenfassend: stelle ich sie in körperlicher und geistiger Beziehung auf die Stufe niedrigerer Schichten des kaukasischen Menschenschlages. Spricht man von geistiger und körperlicher Vollentwickelung der weifsen Rasse, werden auch diese als fast ausgeschaltet betrachtet, — und doch müssen wir zugeben, dafs sie einen recht beträchtlichen Ziffernwert in der Gesamtstärke einer europäischen Nation bilden.

e) Statistische Angaben.

Ueber die Bevölkerungsstärken lassen sich auf Durchmärschen höchstens annähernde Einzelangaben machen. Nur soviel habe ich, wie schon gesagt, auf meiner Strecke festgestellt, dafs die weiter im Innern wohnenden Banyang wesentlich volkreicher sind als die zuerst berührten Stämme. Ich habe möglichst in jedem Orte, den ich passierte, die Hüttenzahl festzustellen gesucht, und glaube nicht sehr viel fehl

zu gehen, wenn ich als Durchschnittskopfstärke der Familie im engeren Sinne fünf bis sechs Köpfe annehme (die beiden Eltern und drei bis vier Kinder). Die Fruchtbarkeit der schwarzen Rasse ist nicht so bedeutend als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Es gehört das zu den vielen falschen Anschauungen, die über die geschlechtlichen Beziehungen der Neger beliebt sind.

Fruchtbarkeit.

Auf ersterer Voraussetzung fufsend, errechne ich als annähernde Einwohnerzahl der von mir passierten Ortschaften

im Bakundugebiet 5000,
„ Batomgebiet 1500,
„ Mabumgebiet 1700,
„ Banyanggebiet . . . . 10000 im ganzen;
und zwar: 3000 Difangleute, 1500 Lewanleute, 1800 Mi-Yimbileute, 1800 Sabileute, und auf der Oststrecke zwischen Mi-Yimbi und Sabi (über Fomum) 1500 Bewohner.

Diese Angaben geben aber eben nur die ungefähre Bevölkerungsziffer einer Summe von Ortschaften des bestreffenden Stammes, nicht jedoch die des ganzen Stammes.

f) Politische Verhältnisse.

In politischer Beziehung kommt im Waldland fast jeder Ort für sich in Betracht. Die mehrgenannte Stammeseinteilung hat vom politischen Standpunkt der Neger aus, strenggenommen geringe Bedeutung. Wohl in Sitten, Sprache, Bauart der Wohnstätten u. s. w. unverkennbare Zusammengehörigkeit zeigend, entbehren ihrer die Stämme in staatlicher Hinsicht. Von einer politischen Einheit ist keine Spur. Selbst bei nur vorübergehendem Aufenthalt springt diese Zersplitterung, dieser Mangel an Gemeinsinn in die Augen. Unsicherheit des Besitzes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und Aberglaube kennzeichnen ferner und beeinflussen in hohem Grade die staatlichen Zustände des Waldlandes. Bezeichnend für das Gefühl der Unsicherheit sogar bei den Häuptlingen ist der Umstand, dafs sie gröfsere Geschenke stets bei Nacht und unter ängstlichen Vorsichtsmafsregeln gegen die lüsternen Augen ihrer getreuen Unterthanen in Empfang nehmen. Hand in Hand damit geht ekelhafte Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit gegen den Weifsen einerseits, geringes Ansehen und Macht ihren Unterthanen gegenüber andererseits. Die Waldlandhäuptlinge sind nichts besseres wie jämmerliche Dorfschulzen.

Stellung der Häuptlinge.

Nur die Banyang unterscheiden sich, wie in allem und jedem, so auch in offenbar gröfserem Einflufs des Herrschenden auf das Volk und ganz besonders im staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihr Gebiet ist sehr beträchtlich, sehr gut bevölkert, und ein gewisser Stammesgemeinsinn unverkennbar. Und zwar hat mich derselbe an eine Art Gauvereinigung erinnert. Vier solcher Gaue habe ich selbst durchschritten, von einem fünften mir erzählen lassen. Nach ihren damaligen Häuptlingen nenne ich sie: 1. die Difangleute zwischen Tamba und Tinto, 2. die Lewanleute am östlichen Fufse des Apiungberges, 3. die Mi-Yimbi mit dem Hauptort Mi-Yimbi, 4. die Sabi mit Sabi als Hauptort. Vom 5. Gau konnte ich nur den Namen erfahren: Bahuang; östlich des Difanggebietes. Ausdrücklich wurden mir aber diese noch als „Banyang" bezeichnet. Die beiden erstgenannten bestanden aus einer ganzen Reihe von gröfseren und kleineren Dörfern. Wie weit die zwischen Mi-Yimbi und Sabi als den beiden Gauvororten liegenden zahlreichen Dörfer dem einen oder anderen Häuptling unterstanden, vermochte ich nicht festzustellen. Die als Gauvorsteher anzusprechenden Häuptlinge verfügen, wie gesagt, über einen ziemlich bedeutenden Machteinflufs; die Unterhäuptlinge der einzelnen Dörfer sind die gleichen Schattenkönige wie im übrigen Waldland. Ich habe bei der Schilderung des Marschlebens erzählt, wie in einem der Mi-Yimbidörfer die Leutchen ihr Dorfoberhaupt einfach durchgeprügelt haben.

Gauverbände der Banyang.

Kleine Reibungen sogar innerhalb der Gaue scheinen aber trotzdem, wie im ganzen übrigen Waldlande, an der Tagesordnung zu sein. So haderten, als wir im August 1891 auf der Mi-Yimbistation festsafsen, die Leute zweier Difangdörfer miteinander und schlugen sich die Köpfe wund, und die nachmalige Station Tinto hatte nicht selten Gelegenheit, in solche innere Zwistigkeiten einzugreifen. Die Gründe werden wohl zum Teil die nämlichen sein, wie sie auch oben im Grasland oft genug die Kriegsursache bildeten. Zum grofsen Teil aber sind sie hier unten in dem Fetischismus mit seinen Auswüchsen begründet, von dem der Grasländer ziemlich frei ist; sodann in der Zwischenhandelseifersucht und nicht zum letzten im „Ewig Weiblichen". Letzteres war auch z. B. damals im August die Veranlassung: Leute aus Nfo-Tabe, und zwar solche des Häuptlings Tagwa selbst hatten eine Frau aus Difangs Haushalt in ihre Farmen gelockt, dort mifsbraucht und sie dann wieder zurückgeschickt. Difang legte seinem Unterhäuptling, der sich also an dem Harem seines Gebieters vergriffen hatte, eine Bufse in Sklavinnen und Flinten auf. Tagwa weigerte sich sie zu entrichten —

Stete Reibereien.

und der „casus belli“ war gegeben. (Im Uebrigen pflegen sonst die Waldstämme in dieser Beziehung ein ziemlich weites Gewissen zu haben, und das Familienoberhaupt oder der Ehemann sucht nicht eben selten aus den Reizen seiner weiblichen Angehörigen durch Anbietung derselben zum Beischlaf Kapital zu schlagen.)

Gegen auswärtige Feinde aber scheinen diese Banyanggaue geschlossen aufzutreten. Ein solcher Feind war und ist den klugen Banyang stets der Weifse, der eben den Zwischenhandel zu brechen droht. Das haben Zintgraff und ich zu verschiedenen Zeiten erfahren.

Die Banyang scheinen überdies Ausdehnungsgelüste an den Tag zu legen, die sie jedoch damals noch, als ich das Waldland durchzog, mehr in friedlicher Weise bethätigt haben. Und in der That, ihre entschieden weit höhere Kultur mag nicht ohne Einflufs auf ihre Nachbarstämme sein. So zeigte der nördliche Teil des Mabumgebietes in Bauart der Dörfer und Häuser, Instandhaltung der Wege u. s. w. ganz entschieden Anklänge an die Banyangart; die politische Unabhängigkeit aber hatte sich auch der ihnen zunächst sitzende Häuptling von Nguti noch zu erhalten gewufst.

g) Sociale Gliederung.

Eine solche genau anzugeben wäre natürlich nur nach längerer Beobachtung möglich. Bei flüchtigerem Einblick liegen klar nur die Gegensätze zwischen Häuptling und Volk, Freien und Sklaven zu Tage. Doch scheint ein Gefolgschaftswesen, ein Hörigkeitsverhältnis auch bei den Waldlandstämmen zu bestehen, wie wir es ausgeprägt im Hochland vorfinden werden.

Die Form der Sklaverei ist mild; das geht schon aus der Sitte, die Sklaven in eigenen Dörfern wohnen zu lassen (siehe S. 260), zur Genüge hervor. Auch hier hat die Haussklaverei ein patriarchalisches Verhältnis angenommen. Man darf überhaupt die Bewohner eines Landes, in dem die Eltern ihre Kinder zum Verkauf als Sklaven anbieten, wie ich es selbst einigemal im Waldland erlebt habe, nicht mit unserem, bisweilen übertriebenen Gefühlsmafsstabe messen. Sklavenjagden giebt es nicht, nur Einzelverkauf und Wegfangen einzelner, sowie Verwendung kriegsgefangener Männer und Weiber als Sklaven; wobei ich betone, dafs die Kriege nicht zu diesem Zwecke geführt werden.

h) Märkte.

Lebhaft entwickelt ist der Handel, namentlich bei den Banyang. Ich sehe hier ganz ab von dem mit Europäern getriebenen, sondern

habe nur den Marktverkehr der Stämme untereinander im Auge. Auf die örtliche Beschränktheit infolge der Zwischenhandelssperre brauche ich nicht noch einmal aufmerksam zu machen. Die Mabum, Batom, Bakundu treiben hauptsächlich Palmöl- und Gummihandel, welch letzterer bereits in den Faktoreihandel einschlägt. Im Banyanggebiet werden regelmäfsige Märkte an bestimmten Tagen abgehalten, meist mit achttägigen Zwischenräumen, an den einzelnen Plätzen aber zu verschiedenen Zeiten, so dafs die Märkte allseitig besucht werden können. So war zur Zeit meines Aufenthaltes im Waldland bei Mi-Yimbi jeden Dienstag, bei Sabi jeden Donnerstag Markt.

Markttage.

Merkwürdig ist, dafs ein solcher bei keinem Stamme in einem Dorfe stattfindet, sondern an einem freien lichten Platze im Urwald, nicht selten in ziemlicher Entfernung von den nächstliegenden Orten. Wahrscheinlich verträgt der gegenseitige Neid nicht eine derartige Bevorzugung der einen oder anderen Ansiedelung; auch unparteiische Verteilung der Weglängen mag mit Ursache sein. (Aehnliches hatte übrigens z. B. im bayerischen Ammergau bis vor kurzem statt: nicht in einem der Städtchen oder grofsen Dörfer, sondern auf einer flachen, weit ausgedehnten Rasenkuppe wurden förmliche Märkte [sog. „Dulten"] im Freien abgehalten.) Ich habe solch einen Marktplatz zu besuchen, nur einmal Gelegenheit gehabt; im Banyangland südwestlich der Mi-Yimbistation.

Marktplätze.

Kleinvieh, Farmprodukte, Palmöl, Gummi und das oben beschriebene Natronsalz waren die Hauptgegenstände. Auch ein paar Messer, in der Form der sogenannten „cutlasses", wurden von Händlern, die offenbar keine Banyang waren, feilgeboten. Sie sollen aus dem von Tinto in Ost Richtung gepeilten Bergland gekommen sein; die Arbeit war auch zweifelsohne einheimische. Eine bedeutende Ausdehnung hatte der Markt nicht. Ware wird gegen Ware, wozu ich auch Perlen, Zeug u. s. w. rechne, umgetauscht.

Marktprodukte.

Drollige Bilder spielten sich bei den von der Mi-Yimbistation aus mehrfach beobachteten Uebergängen der Marktleute über die Hängebrücke des unten rauschenden Fi ab, namentlich wenn sie mit lebender Ware beladen kamen. Die Ziegen, Schafe oder Hunde wurden einfach fest in die „kingar" verschnürt, dafs nur mehr der Kopf heraussah, und unter lebhaftester Protestation der also behandelten Vierfüfsler ging der Uebergang vor sich. Manchmal brachte dann das lebende Packet den Träger in's Schwanken, und hülflos und laut schreiend lag er in das Netzwerk der Brücke verstrickt, bis entweder Hülfe kam oder das geängstigte Tier sich vollends frei gemacht hatte und in die

Fluten hinunterstürzte. Dann war das Geschrei ob des Verlustes erst recht grofs.

Hunde waren häufige und sehr begehrte Ware. Die Banyang sind grofse Liebhaber von Hundefleisch und für einen fetten Hund ward der gleiche Preis bezahlt, wie für eine Ziege.

Der Gummi, in der in Abschnitt II, S. 58 beschriebenen Form zu Markt gebracht, kann hier noch zum innern Betrieb gerechnet werden, zum Handelsgegenstand selbst allerdings durch europäische Nachfrage gemacht. Entweder kaufen ihn die westlich gelegenen Nachbarstämme, um ihn ihrerseits wieder an die nicht sehr entfernt liegenden englischen Faktoreien am Mbia-(Kalabar-) Unterlauf abzugeben, oder er sickert nach Mundame und der Kamerunküste durch die Mabum-, Batom-, und Bakunduzwischenhändler. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Preisunterschiede auf letztgenanntem Handelsweg kennen zu lernen: im Banyangland kostete ein Stück Gummi drei bis vier kleine, weifse Porzellanhemdknöpfchen, im Mabumland bekam man sechs Stück für einen Faden Zeug, in Batom drei Stück, und in Mundame (also in Bakundu) eines!

i) Wegeanlagen.

Trotz dieses lebhaften Handelsverkehrs sind die Wege und Brücken im Waldland zum weitaus gröfsten Teil unbeschreiblich schlecht. Ich verweise auf meine diesbezüglichen Schilderungen in Abschnitt III. Der Grund ist hauptsächlich in dem Mangel an Gemeinsinn und stumpfer Gleichgültigkeit zu suchen (dank welcher negativen Eigenschaften übrigens z. B. auch die reinen Ortsverbindungs- und Feldwege in unserer lieben Heimat, die nicht der Aufsicht staatlicher Organe unterstehen, sich eben nicht selten in einer mehr als zweifelhaften Verfassung befinden).

Angenehm sich von diesem allgemeinen, landesüblichen Zustande abhebend, müssen auch hier wieder Banyang (und Nord-Mabum) genannt werden, wo die Wege ja allerdings noch weit entfernt sind, die Bezeichnung „gut“ zu verdienen, aber doch wesentlich besser gepflegt werden als im übrigen Waldland. Der Unterschied war immerhin so, dafs ich bei Niederlegung meiner Marschstrecke auf der Karte im Banyangland die Wegstunde zu 5 km statt wie in den andern Gebieten zu 4,5 km annehmen durfte.

k) Ansiedelungen.

Die Stätten des Gemeinwesens, Dorf und Einzelbehausung, sind in ihrer Anlage die auch beim flüchtigsten Durchwandern mehrerer

Volksgebiete am meisten in die Augen fallenden Merkmale von Stammverwandtschaft bezw. -Verschiedenheit.

Die Ansiedelungen im westafrikanischen Urwald, wozu natürlich auch die Pflanzungen, die Farmen gerechnet werden müssen, sind so recht deutlich der Gegenbeweis gegen die gedankenlose Mär von der Faulheit der Neger; sie widerlegen aufs gründlichste die Redensart, dafs in den Tropen den Leuten Alles einfach in den Mund wächst. Die Ansiedler mufsten und müssen schwer arbeiten. Ich erinnere an meine Schilderung im vorigen Abschnitt von dem Bau und der Anlage einer Waldlandstation: das hat Mühe und Arbeit, angestrengte Arbeit gekostet, und bietet im Vergleich zu einer ganzen Ortschaft, wenn sie auch blofs aus einigen 20, 30 Hütten besteht, nur ein Bild im Kleinen. Dabei darf man nicht vergessen, dafs wir mit ganz anderen Werkzeugen arbeiteten als solche dem Eingeborenen zur Verfügung stehen, der auf seine primitiven kleinen Aexte, ähnlich denen im Grasland (siehe Abb. 57, S. 372), und schlecht geschmiedeten Messer angewiesen ist. Aber trotz der mit Rodung und Bau verbundenen mühevollen Anlage von Dörfern findet im Waldland geradezu häufige Verlegung derselben statt. Die Veranlassung hierzu sind wohl vielfach kriegerische Verwickelungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat sich nicht so ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen, ein grofses Sterben hat stattgefunden: alles das sind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, sich anderswo anzusiedeln. Auch abergläubische Vorstellungen, meist infolge unaufgeklärt gebliebener epidemischer Krankheiten, sind eben nicht seltene Beweggründe. So erscheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr z. B. wieder, dieselbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf sich reihte, verödet und verwüstet. Ein paar Kilometer seitlich haust aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter. Zur Anlage der Dörfer und Farmen werden im ganzen Waldland bis Sabi mit Vorliebe die Kessel, Thäler oder Mulden gewählt. Ich fand nur einige wenige, so Kombone, Tinto und Fomum auf bezw. an Hängen angelegt. Gröfserer Schutz gegen die Tornadostürme, gröfsere Fruchtbarkeit und günstigere Bewässerungsverhältnisse dürften die Hauptgründe dafür sein. Dann wird es kein Dorf geben, das nicht für Kriegszeiten sich wohlgeborgene Verstecke im Busch mehr, weniger nahe dem Orte, geschaffen hat, wohin nötigenfalls die wertvollste Habe, Weiber, Vieh und sonstige Schätze gebracht werden.

Verlegen der Ortschaften.

Lage der Ortschaften.

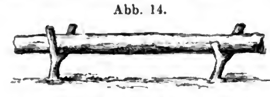
Verstecke.

Und nun zur Bauweise der einzelne Stämme.

Dorfanlage der Bakundu.

Die Bakundudörfer (Abb. 13) sind fast ausnahmslos gleichartig angelegt. In der gerodeten Lichtung, auf der auch die gewaltigen Wurzelstöcke der gefällten Urwaldriesen sorgfältig entfernt, der Boden überhaupt geebnet worden ist, befindet sich eine 10 bis 20 m breite Strafse, gerade, oder bei grofser Ausdehnung des Dorfes gekrümmt. Diese ist rechts und links eingefafst von grofsen, geräumigen Hütten, die eine Länge von mindestens 8, nicht selten bis zu 12 m, eine Tiefe von 4 bis 5 m und eine Firsthöhe bis zu 3 m besitzen. Die Hütten, oft auf geraume Strecken dicht aneinander gebaut, dann auch wieder einzeln oder nur zwei, drei nebeneinander, liegen stets mit der Längsseite an der Dorfstrafse. Hinter diesen Hauptwohnhäusern befindet sich nicht selten ein kleiner, viereckiger Hof, von mehreren kleinen quadratisch gebauten Häuschen umgeben. Diesen entlang an der Rückseite zieht sich ein schmaler Streifen von Bananenpflanzungen, Öl- und Weinpalmen (keine Farmen!); daran schliefst sich der Urwald. In der Mitte der Dorfstrafse sind je nach der Gröfse der Ortschaft ein bis drei Versammlungshäuser, von gleicher Bauweise wie die Familienhäuser, nur weit umfangreicher, drei- und viermal so grofs. Nicht selten auch steht daneben oder frei für sich ein oder die andere mächtige Adansonia oder sonst ein breitästiger Urwaldbaum: die Dorflinde. Der Ort dehnt sich nur in der Längsrichtung aus, Parallelstrafsen giebt es nicht und manchmal ist diese Längsausdehnung eine ganz beträchtliche; Ikiliwindi z. B. streckt sich eine gute halbe Stunde

Abb. 14.



Sitz vor den Hütten in Bakundu, Batom und Süd-Mabum.

Weges in Nord-Süd Richtung. Die „Baulinie" ist dann nicht sehr sorgfältig eingehalten. Vor den Wohnhäusern findet man häufig lange, runde Baumstämme auf zwei Gabelstöcken (Abb. 14), auf welchen, wie in den oberbayerischen Bauernorten auf Bänken, die Dörfler die abendliche Kühle und Ruhe beschaulich und plaudernd geniefsen. Ein solches Walddorf bietet ein freundliches, friedliches Bild.

Latrinen.

Einer Anlage, die ein Beweis für den Reinlichkeitssinn der Neger ist, mufs ich noch Erwähnung thun: der Aborte. An verschiedenen Stellen sind lange Schneusen in den Wald gehauen; an deren Ende sind lange Baumstämme, entweder bei grofsen Stärken auf dem Boden liegend, oder wie die oben abgebildeten Sitze vor den Häusern; dahinter meist tiefe Gruben: also genau die Latrinenanlagen unserer Truppen-Biwakplätze. Aber die Art und Weise der Benutzung hat mich,

Zu Seite 270.



Abb. 13. **Ein Bakundudorf.**

als ich sie das erstemal zu sehen Gelegenheit hatte, in einen minutenlangen Lachanfall gebracht. Sie findet nämlich nicht in der bei uns gebräuchlichen Art statt, sondern Männlein und Weiblein, durcheinander, steigen rücklings vorsichtig und bedächtig hinauf, um dann glücklich oben angelangt, die Hockstellung mit tiefer Kniebeuge einzunehmen! Wie Spatzen auf einem Telegraphendraht hat mich so ein Gruppenbild angemutet.

Die Sklavendörfer sind in jeder Beziehung ähnlich angelegt wie die ihrer Herren.

Nur zwei Bakundudörfer fand ich, die von dieser Anlage abweichend gebaut waren: Ebulu und Bakundu ba N'konye. In diesen beiden Orten lagen die Häuser einzeln ganz verstreut und unregelmäfsig durcheinander, auf freigelassenen Plätzen standen die Versammlungshäuser. Letzterer Ort, zugleich einer der gröfsten im Bakundugebiet (ich zählte an 400 Hütten), war — der einzige im ganzen Waldland — aufserdem von einer starken, lebenden Hecke aus dichtem, mannshohem Unterholz umgeben.

Hausbauweise der Bakundu.

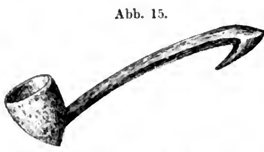
Die Bauart der einzelnen Häuser ist im ganzen Bakundugebiet gleich. Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle (etwa unterarmdick und 1,8 bis 2 m hoch) werden gleichlaufend zu einander, in der beabsichtigten Hausbreite entfernt, fest in den Boden gerammt, und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Oelpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen. Das sind die beiden Längswände des zukünftigen Hauses, in deren einer, der Strafse zugekehrten ein Ausschnitt als Thüröffnung bereits angebracht ist. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4 bis 5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben; die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längsseiten, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer, und auf beiden Seiten über die Bodenfläche überragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknickt und oben an die Längswände festgebunden, etwa $^1/_4$ m über sie hinausstehend. Der Rohbau ist fertig. Das flache Dach wird mit aus Palmblättern gefertigten viereckigen Mattenstücken, etwa 2 m lang, 0,50 m breit, eingedeckt, wobei von unten gegen den First zu begonnen wird. Durch diese schuppenförmige Anordnung mit teilweisem Uebergreifen der Matten wird Dichte des Daches gegen Regen bezweckt und auch fast vollständig erreicht; das an den Längsseiten überragende Dach schützt die Seitenwände gegen Wasser und unmittel-

bare Sonnenbestrahlung. Die Seitenwände werden zum Teil auch aussen (innen stets) gleichfalls mit solchen Matten verkleidet, wobei mit dem Anbinden und Uebergreifen von oben nach unten begonnen wird, zum Teil werden sie durch weitere, wagerecht hineingeschobene Palmblattrippen ausgestopft. Als Thür dient ein der Oeffnung entsprechendes Stück von gleicher Herstellungsart wie die Hauswände; dieselbe wird einfach von innen oder aufsen nach Bedarf angelehnt. Diese leichten, luftdurchlässigen Hütten haben nur einen grofsen Innenraum.

Einrichtungsgegenstände.

Die Einrichtungsgegenstände beschränken sich auf Efs- und Kochgeräte; bestehend aus flachen Holzmulden (ganz ähnlich unseren Bäckermulden), sowie grofsen und kleinen, nach verschiedenen Richtungen aufgeschnittenen, und so mannigfaltige Formen und Schalen darstellenden Flaschenkürbissen (Kalebassen). Dazu tritt noch ein Wasserschöpflöffel von nebenstehender Form (Abb. 15), an der Wand hängend. Besen aus den Fiederblättern der Oelpalme fehlen in keiner Negerhütte. Nur selten habe ich niedere Gestelle aus gespaltenen, dicht aneinander gefügten Palmblattrippen gesehen, die dann als Schlafstätten für je eine Person dienen. Die Feuerstelle mit drei oder vier grofsen Steinen, zwischen denen das Feuer brennt, befindet sich meist in der Mitte der Hütte; für Rauchabzug ist nicht gesorgt, und bald sind die Dachmatten innen braun und schwarz gebeizt.

Abb. 15.



Schöpflöffel (aus Holz geschnitzt) der Wald- und Graslandstämme. $^1/_3$ nat. Gr.

Die Art, wie die Eingeborenen, um ihre wenigen und kostbaren Aexte zu schonen, das Feuerholz zu zerkleinern pflegen, zeigt recht deutlich, dafs der Neger in der glücklichen Lage ist, mit der Zeit nicht geizen zu müssen, und über ein gut Teil Geduld verfügt. Mit einer Langmut, die mich als unbeteiligten Zuschauer geradezu aufregte, sah ich ihn nicht selten ein gröfseres Stück Holz so lange und so oft auf die Steine der Feuerstelle hinwerfen und hinschlagen, bis es endlich in die gewünschten kleineren Stücke splitterte. Ebenso spart er auch sein Pulver und seine Feuersteine. Ist einmal in einer Hütte der „göttliche Funken“ ausgegangen, so geht er zum Nachbar, sich dort ein glimmendes Holzscheit zu borgen, mit dem er unter geduldigem Anblasen seine erloschene Hausflamme wieder entzündet. Hat auch der Nachbar keines, so geht es weiter durch's ganze Dorf, ja sogar hinaus in das nächstgelegene.

Zu Seite 273.



Abb. 16. Versammlungshaus in einem Bakundudorf.

Die stets freistehenden, weit gröfseren Versammlungshäuser (Abb. 16) sind in gleicher Weise, nur bedeutend sorgfältiger gebaut, und auf einer Giebelseite offen oder nur mit angelehnten 1 bis 2 m hohen Gitterwänden ohne Mattenverkleidung versehen. In jedem steht in der Mitte gleich am Eingang entweder eine Holzsäule oder ein Basaltstein von etwa Manneshöhe. Er ist meist mit weifsen und schwarzen Vierecken bemalt, bedeckt mit einer Mütze und behangen mit Schädeln, Fetischen und Amuletten (ich mufste unwillkürlich an die in den bayerischen Bergen und namentlich in Tyrol so häufigen kleinen Votivkapellen mit ihrem Kram von Weihgeschenken, wächsernen Händen und Füfsen und dergleichen denken). Offenbar haben diese Säulen eine fetischartige Bedeutung; das geht schon daraus hervor, dafs sie als Freistätten gelten, an denen ein wegen irgend eines Vergehens Verfolgter Schutz wenigstens gegen unmittelbare Lebensbedrohung findet, wenn es ihm nur gelingt, mit den Fingerspitzen diese Säule zu berühren. Die im Versammlungshaus von Bakundu ba N'konye sah ganz scheufslich aus. Es war ein Basalt; oben auf ihm stand ein ganz braun geräucherter Schädel; der Stein selbst war mit Rotholz bemalt, und auf diesem roten Untergrund ganz gut erkennbar das Skelett eines menschlichen Körpers mit weifser Farbe aufgetragen; unten standen, um die Sache recht natürlich zu machen, an den Stein gelehnt, zwei wirkliche, menschliche Schienbeinknochen.

Versammlungshäuser.

Fetischsäulen.

Der Stamm der Batom zeigt genau die gleiche Bauart und Einrichtung der Wohn- und Versammlungshäuser. Die Sitzbänke davor finden sich auch hier; die oben beschriebenen Latrinen habe ich nicht gesehen. Die Dorfanlage ist weniger regelmäfsig als dort, die Dorfstrafse kommt nicht so scharf mehr zum Ausdruck; die Häuser liegen mehr verstreut und einzeln, und kleine Bananen- und Palmengruppen schieben sich innerhalb der Ortschaft zwischen den Einzelwohnstätten ab und zu ein. Die Anlage hat also mehr Aehnlichkeit mit der von Ebulu z. B., wenngleich die Unregelmäfsigkeit in diesem Bakunduort um ein gut Teil mehr auffällt als in den Batomdörfern.

Dorfanlage und Hausbauweise der Batom.

Konfi, das letzte von mir passierte Dorf der Batomlandschaft, zeigt noch ganz und gar in Bezug auf Anlage und Hausbauart das bisher gefundene Gepräge. Nach Ueberschreitung des Dibobi beginnen bald Farmen, und nicht lange darauf zeigt sich das erste Sklavendorf, zu Mabesse I gehörig.

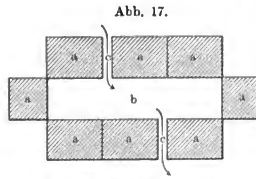
Wir haben die Mabumlandschaft betreten und hier ist Dorfanlage und Bauart der Einzelwohnstätten grundverschieden.

An Stelle der langgedehnten Dorfstrafse, die ja auch in Batom

Dorfanlage der Süd-Mabum.

immerhin noch gut erkenntlich war, mit den zu beiden Seiten liegenden Häusern, tritt nunmehr ausgesprochen die Hofanlage. Jedes Gehöft liegt für sich allein, einige Minuten vom Nachbarhaus entfernt, und bildet ein aus mehreren, aber zusammenhängenden Wohnräumen bestehendes, meist vollständig geschlossenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Ein- und Ausgänge führen, gewöhnlich in der Mitte der langen Seiten. Diese Durchgänge sind unter das Dach der Hütten mithereingenommen. Der Grundrifs eines solchen Gehöftes gestaltet sich also folgendermafsen: Abb. 17. Aus solchen Einzelanlagen setzt sich das ganze verstreute Dorf zusammen. Zwischen den Gehöften sind teilweise Bananenpflanzungen, zum Teil freie Plätze. Eigene Versammlungshäuser habe ich nicht bemerkt, das Gehöft des Häuptlings wird hierzu benutzt; auch sah ich hier keine Fetischsäulen mehr. Die Latrinenanlagen der Bakundu habe ich hier wieder beobachtet zusamt der landesüblichen Benutzungsweise.

Abb. 17.



Grundrifs der Gehöfte in Süd-Mabum. *a, a* Wohnhäuser; *b* Hofraum; *c, c* Durchgänge (durch die Hausdächer mit eingedeckt).

Hausbauweise der Süd-Mabum.

Die einzelnen Häuser, aus denen diese Gehöfte bestehen, zeigen dasselbe Gitterwerk wie die Bakunduhütten; die Seitenwände sind aber aufsen und innen mit Lehmballen beworfen. Da diese nicht geglättet oder irgendwie gefälliger gestaltet werden, so macht ein auch ganz neues Haus bereits einen verfallenen Eindruck. Die Dächer, wobei je eine Längsseite zusamt dem Durchgang unter ein langes Dach zusammengefafst wird, sind von gleicher Anordnung wie bei den Bakundu. Die Häuser haben wesentlich kleinere Ausmafse nach Länge und Breite (höchstens 4 bezw. 2 m), die Firsthöhe ist nicht vermindert. Auch die oben beschriebenen Sitzgelegenheiten, hier gegen den Hofraum zu, sind häufig. Die Thüren gleichen ebenfalls denen der Bakunduhäuser. Feuer- und Rauchabzugverhältnisse, ebenso die Art der Einrichtungsgegenstände, sind hier wie dort.

Dieser Typ von Dorfanlage und Gehöftbau findet sich bis Bakun II, also in der ganzen südlichen Hälfte der Mabumlandschaft. Wie aus dem folgenden hervorgeht, ist er als unvollkommener Ausläufer der ungleich höher stehenden Banyangbauweise anzusprechen.

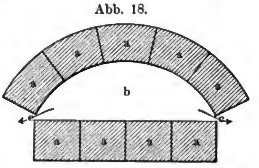
Als abweichend ist mir aufgefallen am Wege zwischen Mabesse I und Babensi ein einzeln stehender Hof, dessen Grundrifs Abb. 18 zeigt.

In Nord-Mabum wird Anlage und Hausbau immer ähnlicher der Banyangart; bereits in Bakun II fand ich deren Dorfanlage und einzelne Verbesserungen im Hausbau: die Lehmbänke, die eigene Feuerstelle, den Lehmstuhl daneben, sowie Anfänge von Wandmalerei, in roten dicken Kreisen mit weifsen Ringen bestehend. Nguti gleicht ganz und gar einem Banyangdorf.

Dorfanlage und Hausbauweise der Nord-Mabum.

Es giebt nichts Saubereres und Netteres als ein Banyangdorf. In peinlicher Genauigkeit der ganzen Anlage, in Reinlichkeit, sorgfältigster Bauart und geradezu komfortabler Ausstattung der Häuser in jeder Beziehung sind die Banyang unübertroffene Meister. Die südlich wohnenden Waldlandstämme überragen sie sowieso in jeder Beziehung; aber auch die Grasländer bis hinein nach Süd-Adamaua könnten in Dorf-, Wege- und Hausbau sehr, sehr viel von ihnen lernen. Mir hat es damals im Juli 1892, als ich infolge der feindseligen Haltung der Bewohner von Fomum den Ort in Brand stecken liefs, geradezu leid gethan, als ich diese Kunstwerke afrikanischen Hausbaues in Flammen aufgehen sah.

Abb. 18.



Grundrifs eines Gehöftes in Süd-Mabum. *a*, *a* Wohnhäuser; *b* Hofraum; *c*, *c* Durchgänge (durch Ueberragen des Halbkreisdaches eingedeckt).

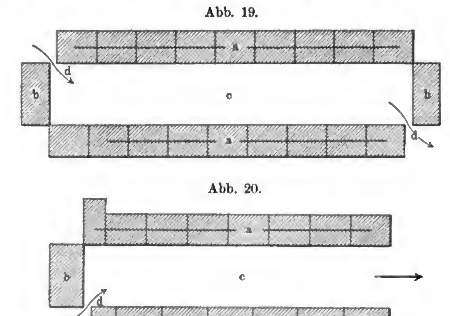
Infolge ihres ausgeprägteren Gemeinsinnes, der sie gern nahe beisammen wohnen läfst, der aufserordentlich dichten Bevölkerung und der infolgedessen ganz bedeutenden Ausdehnung ihrer Farmen müssen die Banyang haushälterisch mit den Bauplätzen umgehen. Deshalb findet man in einem Banyangdorf als Grundgedanken der ganzen Dorfanlage eigentlich das in Süd-Mabum herrschende Hofsystem des Einzelgehöftes untergelegt. Oder vielmehr, mit Rücksicht auf die geistigen Urheber der Bauweise, die Banyang, richtiger umgekehrt: das spärlich bevölkerte Süd-Mabum übernahm die Dorfanlage der Banyang für Anlage der Einzelwohnstätte; Platz genug gab es ja.

Dorfanlage der Banyang.

Bei Betrachtung der Banyangortsbauart mufs zwischen den kleinen Dörfern im Difang- und Lewan-Gau und den grofsen Hauptorten wie Mi-Yimbi und Sabi unterschieden werden. Das heifst, eigentlich sind letztere nichts anderes als mehrere kleinere Dörfer nebeneinander gesetzt; aber der dadurch entstandene — sagen wir immerhin — Stadtplan mit gleichlaufenden und sich kreuzenden schnurgeraden Strafsen, in die sich noch die aufserordentlich ausgedehnten Gehöfte der Gau-

häuptlinge einschieben, bietet doch ein wesentlich anderes Gesamtbild als ein kleines Banyangdorf.

Sehen wir uns 'mal ein solches näher an. Die Grundrifsanordnung der ganzen Dorfanlage gleicht, wie schon gesagt, ganz genau der eines Gehöftes in Süd-Mabum, nur ist die Zahl der einzelnen Häuser natürlich eine gröfsere, und befinden sich die Durchgänge nicht in den Längsseiten, sondern an der Ecke dieser mit den Schmalseiten. Auch hier sind diese Pforten so eng, dafs ein Mann nur mit Mühe hindurchkommen kann. Was beim Mabumgehöft dann Hofraum war, ist hier



Grundrisse der Banyangdörfer.

a, a Wohnhäuser; *b, b* Versammlungshäuser; *c* Dorfstrafse (6 bis 8 m breit); *d, d* Durchgänge (eigens eingedeckt).

Dorfstrafse (erster Grundrifs, Abb. 19). Manchmal findet sich auch eine kleine Abweichung (zweiter Grundrifs, Abb. 20). Das Häuptlingshaus, meist ein oder auch mehrere Häuser in der Mitte der Längsseite, fügt sich gegen die Dorfstrafse zu vollständig in die schnurgerade Baulinie ein, nach rückwärts besitzt es bald gröfsere, bald geringere Tiefe dadurch, dafs es sich ganz in der Art der Mabumgehöfte ausdehnt, also ein Banyangdorf im Kleinen senkrecht zur Dorfstrafse bildet.

Häuptlingsgehöft.

Die grofsen Banyangorte, wie Sabi und Mi-Yimbi bestehen nun aus einer ganzen Anzahl solch kleiner, teils geschlossener, teils offener Dörfer, gleichlaufend miteinander und senkrecht zu einander stehend. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel; ausgedehnte Anlagen

mit vier ja sechs hausumrahmten Höfen, also mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden.

In der Breitenausdehnung der Dörfer findet vor Beginn des Baues sorgfältiges Ebnen des Platzes statt; in der Längsrichtung werden geringe Höhenunterschiede des Geländes belassen, so dafs, von der Seite gesehen, ein Dorf nicht selten in sanften Terrassen oder in Wellenlinie sich zeigt. Die mehrerwähnten Aborte fehlen bei keinem Banyangort. Das oder die Versammlungshäuser bilden, wie aus den Grundrissen ersichtlich, stets die Abschlufsbauten der Schmalseiten, und sind gröfser und dementsprechend höher (bis zu 6 m). Sie sind vollständig leer; auch keine Fetischsäulen finden sich darin. Hierfür bauen die Banyang nahe denselben oder nächst dem Häuptlingsgehöft eigene kleine Fetischhäuser (Näheres hierüber siehe S. 295, Abb. 32). Die Dorfstrafse ist stets rein gekehrt und glatt wie eine Tenne.

Versammlungshäuser.

Fetischhäuschen.

Die Sklavendörfer haben ganz gleiche Anlage wie die der Freien.

An das Dorf schliefsen unmittelbar die Farmen an.

Abb. 21.

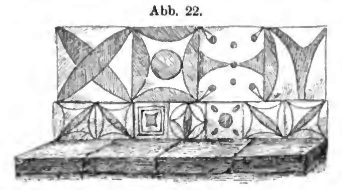
Grundrifs eines Banyanghauses.

a Thüröffnung mit Schwellbaum; *b* kleine Hinterthüre; c, *c* Lehmbänke (30 bis 40 cm hoch, mit Armlehnen c_1. Profil durch letztere in der Längsrichtung der Bank: ⎍); *d* kleine Kammer (zur versteckten Aufbewahrung wertvoller Habe. Von ihr führt die Hinterthüre gleich ins Freie); *e* Feuerstelle zwischen Lehmmauern (also eine Art Herd. Am Boden mehrere grofse Steine, auf welche grofse Lehmtöpfe zum Kochen aufgesetzt werden. Ueber ihr, an Lianen aufgehängt, befinden sich Darren und Trockenvorrichtungen aus viereckigen Bambusplatten [1 bis 2 m im Quadrat], nicht selten in zwei Reihen übereinander); *f* Lehmsitz (1 m hoch mit Seitenlehnen [entsprechend der Ofenbank in bayerischen Bauernhäusern]); davor: *g* Schemel aus Lehm (als Fufsbank); g_1 ebenfalls Lehmschemel zum Sitzen; *h*, *h* Hauswände; *i* Boden (fest und glatt gestampfter Lehm, die Dorfstrafse um einige Centimeter überhöhend).

Hausbauweise der Banyang.

Wie auf Anlage des ganzen Dorfes, so, womöglich noch mehr, verwenden die Banyang die peinlichste Sorgfalt auf den Bau des Einzelhauses. Auf vollkommen geebnetem und gereinigtem Boden wird der Grundrifs, ein Rechteck von 6 bis 8 m Länge, 3 bis 4 m Breite, abgesteckt. Aus ähnlichem, nur wesentlich dichterem und dünnerem Gitterwerk wie bei den Bakunduhäusern werden die Seitenwände; Dach und Dachpfosten in derselben Art wie dort, nur ungleich sorgfältiger, hergestellt. Die Firsthöhe schwankt zwischen 4 und 5 m. Die Seitenwände sind innen und aufsen mit Lehm beworfen, der vollkommen geglättet wird. Die Thüröffnung, 2 m breit und von der Höhe der Hauswand, befindet sich stets an der Längsseite, der Strafse zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite ist ein weit kleineres Schlupfloch angebracht.

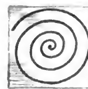
Abb. 22.



Wandverzierung der Banyanghäuser.

Die Thüren selbst sind aus dünnen Palmblattrippen gefällig hergestellte, dichte Schiebethüren. Am Eingang, der ganzen Thürbreite entsprechend, liegt, etwas eingegraben, ein abgerindetes, glattes, rundes Stammstück von etwa $^3/_4$ m Durchmesser als Schwellbaum. Er soll jedenfalls einerseits das Eindringen von ablaufendem Regenwasser in das Innere verhindern, anderseits vertritt er die Stelle der Baumbänke vor den Häusern der andern Stämme. Die Häuser der Dorflangseiten sind Wand an Wand gebaut, die Dächer gegenseitig übergreifend.

Abb. 23.





Ornamentenmuster der Banyang.

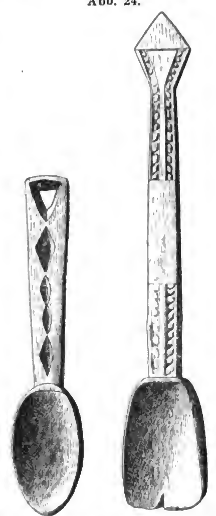
Das Hausinnere.

Ganz besondere Sorgfalt verwenden die Banyang auf die innere Ausstattung und Einteilung. Letztere veranschaulicht am besten wieder ein Grundrifs (Abb. 21, a. v. S.). Was dem Hausinnern, abgesehen von diesen festen Einrichtungsgegenständen, besonders wohnliches, behagliches Gepräge giebt, sind in erster Linie die Wandmalereien. Sowohl über dem Ofensitz als über den Lehmbänken an den Längsseiten sind die mannigfachsten Muster in rot, weifs und schwarz angebracht. Hier als Beispiel die Zeichnung (Abb. 22) über einem Ofensitz im Häuptlingsgehöft von Mi-Yimbi. Häufig sind auch Muster

von der in Abb. 23 wiedergebenen Art: abwechselungsweise schwarze und weifse Quadrate mit weifsen und schwarzen Schneckenlinien. Zum wohnlichen Eindruck tragen ferner die Einrichtungsgegenstände bei, die hauptsächlich aus Efsgeschirren bestehen. Zum Teil sind es die oben bei den Bakundu (S. 272) bereits beschriebenen Kalebassen, Efsmulden und Wasserschöpflöffel; dazu treten aber hier bei den Banyang verschiedene neue Geräte. Da ist zu nennen einmal der bei Abb. 21 erwähnte Lehmtopf in den verschiedensten Gröfsen in ähnlicher Form wie die in Abb. 43, S. 345 dargestellten gebrannten Töpfe im Grasland, nur mit weiterem Hals. Dann verschiedene Kochlöffel (Abb. 24), ganz hübsch aus Holz geschnitzt, sowie aus Lehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Henkelgefäfse (Abb. 25 und 26, a. f. S.), mit geschmackvollen Mustern verziert, welch letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rotholz bestrichen werden. Diese Gefäfse dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, bezw. zu verkochender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen u. s. w. Alle diese verschiedenen, in verschiedenen Gröfsen in einem Haushalt mehrfach vertretenen Geräte liegen oder stehen nicht in den Hütten unordentlich umher, sondern sind an den zahlreichen Hängevorrichtungen an den Wänden untergebracht. Diese Vorrichtungen finden sich in allen Banyanghäusern und sind schräg aufwärtsstehende Bambusstücke, an denen die Blätteransätze, als Widerhaken dienend, stehen gelassen wurden, oder kleine Astgabeln. Sie werden beim Hausbau in den noch weichen Lehm tief eingesteckt; trocknet dieser dann, so halten sie so gut wie eingeschlagene Nägel. Dafs bei der peinlichen Sauberkeit der Banyang auch die Hausbesen nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Einrichtungsgegenstände.

Abb. 24.



Kochlöffel (aus Holz geschnitzt) der Banyang und der Graslandstämme. $^1/_5$ nat. Gr.

Endlich habe ich im Banyangland ganz hübsch und eigenartig

geschnitzte Stühle oder, genauer, Hocker (Schemel) gefunden. Sie sind aus einem Stück gearbeitet, ebenso wie die bisher beschriebenen Holz-

Abb. 25.



Henkelgefäfs (aus Lehm gebrannt) der Banyang und Graslandstämme. $^1/_5$ nat. Gr.

Abb. 26.



Henkelgefäfs (aus Holz geschnitzt) der Banyang. $^1/_5$ nat. Gr.

geräte; meist wird eine harte Holzart (Mahagoni oder Eisenholz) hierzu verwendet. Die Zeichnungen an diesen Hockern, sowie die Sitzflächen sind dick mit Rotholz belegt. Das färbt zwar ab, aber das macht nichts; ist doch auch der hierbei am meisten in Mitleidenschaft gezogene

Abb. 27.



Schemel (aus Holz geschnitzt) in Süd-Banyang. $^1/_5$ nat. Gr.

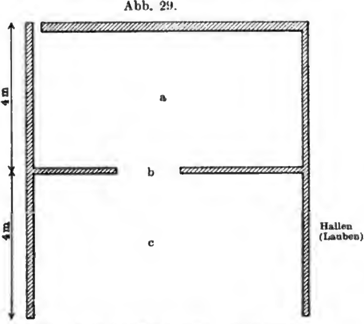
Abb. 28.



Schemel (aus Holz geschnitzt) in Nord-Banyang. $^1/_5$ nat. Gr.

Körperteil gleichfalls reichlich mit Rotholz eingerieben. In Nord-Mabum, wo ich solche Stühle zuerst beim Häuptling von Nguti sah, im Difang- und Lewan-Gau, sowie auch noch in Mi-Yimbi, hatten sie die Form, wie sie Abb. 27 zeigt: ein dreibeiniges Gestell mit muldenförmigem Sitz auf Vollboden. Von Mi-Yimbi an jedoch (und auch schon in diesem Orte) finden wir diese Einrichtungsgegenstände bereits wesentlich vervollkommneter hergestellt: der Boden zeigt einen Ausschnitt, die Füfse sind fratzenhafte, fetischartige Gestaltungen (Abb. 28). Immerhin sind diese Hocker selten, und habe ich sie fast nur in den Gehöften der Häuptlinge gesehen.

Abb. 29.



Grundrifs eines Banyanghauses mit Vorhalle.
a Hausinneres (genau wie bei Abb. 21 beschrieben); *b* Hauptthüre; *c* Vorhalle (über welche das Hausdach sich erstreckt).

Diese Häuptlingsgehöfte weisen auch eine Verfeinerung der Anlage insofern auf, als meist die einen der Höfe umschliefsenden Häuser nach der Hofseite zu ohne ausgefüllte Hauswände sind, also vollständige Hallen oder Lauben bilden. In dieser, geradezu vornehmen Eindruck machenden Anordnung erinnern solche laubenumgebenen Höfe an die gleichen Anlagen in den spanischen Häusern oder den Kreuzgängen von Klöstern. Uebrigens habe ich auf der Strecke Mi-Yimbi — Fomum in den zahlreichen Niederlassungen auch an den einfacheren Häusern wenigstens Versuche dieses Laubenbaues gefunden, die allerdings über eine kleine Art Vorhalle nicht hinausgekommen sind. Der Grundrifs gestaltete sich wie in Abb. 29 wiedergegeben. Die Tiefe dieser Vorhöfe war meist gleich jener des eigentlichen Hauses, manchmal geringer; bei einigen Häusern sogar um das Doppelte gröfser.

l) Farmen.

An die Besprechung der Wohnstätten des Gemeinwesens und der Einzelnen hat naturgemäfs jene der Farmen sich anzuschliefsen.

Diese, die Pflanzungen und Felder der Eingeborenen, sind bei den Bakundu und Batom in mehr oder weniger grofser Entfernung von den Hauptdörfern der Freien gelegen. In ihnen finden sich zumeist die Sklavendörfer, da ja die hauptsächlichste Arbeit der Leibeigenen eben in der Bewirtschaftung der Pflanzungen besteht. Sie liegen, wie die Dörfer, in gerodeten Urwaldlichtungen; auch bei grofser Nähe am Dorf stets durch Streifen Waldes von ihm geschieden. Im allgemeinen sind sie an den Ortsverbindungswegen, d. h. diese führen durch sie hindurch, so dafs man also zuerst mehrere solcher Farmlichtungen, in ihnen die Sklavendörfer, passiert, bevor man in das Hauptdorf gelangt. Dem Auge des Europäers machen sie einen gänzlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort: Pflanzungen, Felder u. dergl. die Anschauung, dafs die Menschenhand da gewissermafsen Ordnung geschaffen hat in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt. Hier ist's gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, vielfach infolge der Pfeilerbildung am Wurzelende ganz bedeutend breiter als etwas weiter oben, werden deshalb von den Eingeborenen in einer Höhe von etwa 3 bis 5 m über dem Boden geschlagen. In den Farmen fällt es ihnen dann gar nicht ein die gefällten Stämme, Wurzelstöcke u. s. w. zu entfernen, wie auf den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Aeste und Zweige nur zum Teil abgehauen und weggeschafft: und die Farm ist zum Anbau fertig. Wo dann der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Wie nicht anders zu erwarten, zeigen die Farmen der Banyang eine weit sorgfältigere Anlage. Die Mabum bilden auch in dieser Hinsicht den Uebergang. Die Wurzelstöcke stehen zwar noch hie und da, und auch der eine oder andere Stamm liegt hingestreckt, aber von Aesten und Zweigen gereinigt, und das durch die Gewalt des Sturzes zu einer wirren Masse zusammengeschmetterte Geäst und zersplitterte Holz ist beiseite geschafft. Auch bei ihnen liegen die Farmen an den Ortswegen. Bei der Bevölkerungsdichtigkeit aber und der infolgedessen notwendigen ganz aufserordentlichen Ausdehnung der Pflanzungen beginnen dieselben unmittelbar im Anschlufs an die Dörfer und erstrecken sich nach allen Seiten. Ganz Banyangland ist eine grofse Farm. Die Felder selbst sind wohlgepflegt; und zwar werden sie — wie übrigens auch bei den andern Stämmen — nicht gefurcht, sondern gehäufelt. Verwendung des Mistes der Haustiere als Dünger habe ich bei keinem Waldlandstamme beobachtet.

Kulturgewächse.

Die in diesen Farmen gezogenen Pflanzen, die einheimischen Kulturgewächse, finden sich gleichmäfsig bei allen Waldlandstämmen. Mag sein, dafs der eine oder andere Stamm diese oder jene Farmpflanze überwiegend baut; ein vollständiges Nichtvorkommen einer derselben in einem Gebiet habe ich nicht beobachtet. Die Ananas habe ich nur bei Nguti, da aber in ziemlicher Menge, gefunden — und mir auch aus lauter Freude gründlich mit ihr den Magen verdorben! Von der Musa paradisiaca bekam ich gröfsere Mengen erst ebenfalls von Nguti an zu Gesicht. Beide Fruchtarten sind übrigens keine eigentlichen Farmprodukte; überhaupt mehr für den Weifsen als für den Neger von Interesse.

An Kulturgewächsen, die der letztere zum Lebensunterhalt und damit auch mehr, weniger zum Markthandel baut, habe ich gesehen: Knollenfrüchte: Koko (Arum esculentum), Maniok (Manihot utilissima), Yams (Dioscorea sativa), süfse Kartoffel. — Hülsenfrüchte: Erdnüsse (Arachis hypogaea), Bohnen, Mais. — Baumpflanzen; Oelpalme, Weinpalme (Raphia) und Banane (Musa sapientum). — Ferner werden gepflanzt zur Herstellung von Schüsseln und Schalen: die Flaschenkürbisse (Lagenaria). Von den Bakundu und Banyang, wohl auch von den beiden anderen Stämmen, wird in geringen Mengen Tabak gebaut, der übrigens auch wild wächst. Pfeffer (Arten von Capsicumpfeffer) und die Kolanufs — welch letztere wir als typisches Genufsmittel der Grasländer kennen lernen werden — sind von den Waldlandstämmen als solche gleichfalls geschätzt. Trotzdem werden Pfefferstrauch und Kolabaum nur wenig angebaut. Allerdings genügen von den aromatischen und scharfen Früchten des ersteren leicht geringe Mengen, und die Sterculia acuminata soll wild wachsen. Die Oelpalme findet sich, wie auch die Raphia, nicht so fast in den Farmen, als weit mehr in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Letztere hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Waldlandneger nur als Baumaterial, wozu sich die ungemein langen, leichten Blattrippen vortrefflich eignen; ihre Rolle als Palmweinspenderin steht im Waldland in zweiter Linie.

Der gröfsere Teil dieser afrikanischen Kulturgewächse ist jetzt bereits ziemlich allgemein bekannt. Ich greife nur ein paar zu näherer Beschreibung heraus, die für den Neger oder auch für den Weifsen (für letzteren als Handelsprodukt) von besonderer Bedeutung sind.

Da stehen an erster Stelle: die Banane und die Oelpalme.

Nicht zum letzten das Vorkommen der Oelpalme, die Eigen-

schaft der Banane als Hauptnahrungsmittel, trägt bei zur Schaffung des dem Waldland zukommenden Eigengepräges. Dem Waldlandneger ist die Oelpalme unentbehrlich, im eigentlichen Grasland oben fehlt sie; das charakteristische Nahrungsmittel für den Hochländer ist der Mais und die Hirse, für den Waldlandbewohner die Banane. Auch in Hinsicht auf den Unterschied des Getränkes spielt die Oelpalme mit herein. Der Graslandsohn zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Wäldler schlürft ihn aus dem Naturfaſs der Oelpalme.

Eine eingehendere Beschreibung der Musa ist wohl überflüssig. „Auch die herrliche, aromatisch schmeckende Frucht, die Banane, kennen wir sehr wohl“, höre ich den Leser sagen. Verzeihung! Die Banane, die eben die Hauptnahrung des Negers im Nord-Kameruner Urwald bildet, kennen Sie nicht; abgesehen davon, daſs auch alles das, was Sie als Banane nach einem guten Mittagtisch verzehren, meist nur eine schwache Ahnung von dem würzigen, duftigen Wohlgeschmack der frisch vom Baume gepflückten und ein paar Tage in der Tropensonne ausgereiften Frucht giebt. Die Negerbanane, wie ich sie nennen will, unterscheidet sich von der edlen eben durch den Geschmack, dann durch die Gestaltung und Gruppierung der Früchte; sonst durch nichts. Die Früchte sind bei der ersteren länger, dünner und verjüngen sich stark an beiden Enden; der Querschnitt: ein Fünfeck, ist schärfer ausgeprägt. Die 50 bis 100 Früchte der Negerbanane sitzen kranzförmig in Etagen an dem mächtigen Traubenstiel, so daſs zwischen den einzelnen Etagen immer wieder der grüne Schaft sichtbar ist, während bei der edlen Banane der ganze Traubenbüschel einen groſsen, sich nach der Spitze zu verjüngenden Klumpen bildet. Roh ist die Frucht der Negerbanane nicht genieſsbar. In Palmöl gekocht oder am offenen Feuer geröstet, sowie zu Mehl gerieben ist sie das Hauptnahrungsmittel der Waldlandneger. Die Banane besitzt überraschende Lebenskraft und auſserordentlich schnelles Wachstum. Vom Wurzelstock aus schieſsen neben dem Hauptschaft vier und sechs und acht neue Schöſslinge seitlich heraus und strecken sich bald in die sturmzerfetzten Blätter der Mutterpflanze hinein; aus dem abgehauenen Stumpf selber bricht ein neuer Trieb heraus. Auſserordentlich wasser- und saftreich ferner ist dieser Baum; schneidet man den weichen Stamm an, so quillt ein ganzes Bächlein hervor.

Die Negerbanane.

Bei den Bakundu, Batom und Süd-Mabum finden sich die Bananenpflanzungen teils längs des Dorfrandes gegen den abschlieſsenden Urwald zu, teils verstreut in den Farmen; bei den Nord-Mabum

und den Banyang bilden sie einen wesentlichen Teil der Farmen; Bananenhain reiht sich an Bananenhain, und das Rauschen der mächtigen Blätter ähnelt täuschend einem niedergehenden starken Regenschauer.

Die Oelpalme ist dem Waldländer gleichfalls vom Standpunkt der Nahrung aus, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich.

Die Oelpalme.

Ich habe ihr in diesem Abschnitte schon manche Seite eingeräumt; mufs mich aber trotzdem eben wegen ihrer vielseitigen Verwendung, und weil namentlich über sie oder vielmehr ihre Früchte als Handelsgegenstände vielfach unklare Vorstellungen herrschen, hier nochmals mit ihr beschäftigen.

Sie liefert das Oel und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel; aus den abgeschnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. Schon nach wenigen Stunden nämlich geht die Flüssigkeit in Gärung über, bekommt dann einen scharfen Geschmack und wirkt berauschend. Vertilgt wird der Palmsaft in beiden Stadien. Die Blattrippen finden Verwendung beim Hausbau; die Fiederblätter einerseits bei Herstellung der Palmblattmatten und der Tragegestelle für Lasten (sog. „kingar“), andererseits werden sie ferner verwertet als Flechtmaterial für Körbe, und zusammengebunden geben sie die oben bei den Einrichtungsgegenständen genannten Besen. „So ist die Oelpalme als Wahrzeichen menschlicher Wohnsitze zu betrachten. Wie die Ruinen in Kulturländern kennzeichnet sie noch verlassene Stätten, an welchen einst das rasch wechselnde Geschlecht gehaust hat“ (Pechuël-Lösche).

Anknüpfend an die S. 255 u. f. gegebene Beschreibung der Frucht der Oelpalme füge ich hier die der Verwertung derselben ein.

Palmöl.

Die Gewinnung des Palmöles geht in der Weise vor sich, dafs die von den Fruchtständen abgepflückten Palmnüsse, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in grofsen Trögen (ausgehöhlten Baumstücken) mit Stampfen und Stöfseln oder auch den blofsen Füfsen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugiefsen von Wasser schwimmt dann das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgeprefste Oel oben, wird abgeschöpft, und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgesiebt. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Oel wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, die dann mit Bananenblattstöpseln verschlossen werden: es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr rasch dickt es ein; wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig.

Das in Westafrika vom Eingeborenen in den Handel gebrachte Palmöl ist also stets aus dem den eigentlichen Palmkern umgebenden Fruchtfleisch gewonnen.

Diese eben geschilderte Zubereitungsweise findet im Waldland in eigenen Hütten, nach allen Seiten offen, nur mit einem Mattendach versehen, statt (Abb. 30). Solche Oelkochereien habe ich nie in den Dörfern selbst, sondern meist an einem freien Platz im Urwald nahe an einem Wasser vorgefunden. Ganze Berge von noch zu verarbeitenden oder bereits ihres Fleisches ledigen Palmkernen sind rings umher aufgeschüttet.

Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weifsen Kaufleuten erst nochmals in grofsen Kesseln ausgekocht zur Ausscheidung von Unreinigkeiten, die bei dem primitiven Durchsieben sich noch finden, dann in Fässer gefüllt, und so auf die Schiffe verfrachtet.

Palmkerne und Palmkernöl.

Die Palmkerne nun, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mittels Steine aufgeklopft und der bläulich-weifse, stark ölige Nufskern, in Körben zum Verkauf angesammelt. Das sind die sog. „Palmkerne", wie sie im Handel heifsen; streng genommen also die Nüsse der Palmkerne. Auch aus ihnen wird Oel gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa: das Palmkernöl.

Die Erdnufs

Nur noch eines der aufgezählten einheimischen Kulturgewächse berühre ich mit wenig Worten: die Erdnufs (Arachis hypogaea). Die niedere, wickenartige Pflanze trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich stets zwei etwa 2 cm lange längliche Kerne mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äufserst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Sehr stark ölhaltig, liefern sie bei nur leichtem Drücken mit einem Steine klares, reines Oel. Eben wegen dieser wichtigen Eigenschaft bin ich fest überzeugt, dafs sich diese Pflanze zum Plantagenanbau, also zur Kultivierung im grofsen, ganz vorzüglich eignen würde, und man dann diesem Landesprodukt eine Zukunft mit Sicherheit voraussagen darf. —

Pflanzenkost: Hauptnahrung.

Das sind die Nahrungsmittel der Waldlandstämme aus dem Pflanzenreich und, da der Neger dieser Gebiete als Vegetarianer angesprochen werden mufs, die Hauptnahrungsmittel. Uebrigens scheint er das zu sein, mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; wenigstens ist ihm Fleisch jederzeit ein Leckerbissen. So wird also wahrscheinlich beim Reichen auf der Tafel zu rechter Zeit Fleisch

Zu Seite 286.



Abb. 30. **Palmölstampfe und -kocherei im Waldland.**

erscheinen, während der Aermere nur selten diesen Genufs sich verstatten kann — wie bei unseren Bauern auch. Darum ist auch die Freude so grofs über einen erlegten Elefanten; da fällt dann doch für jeden ein erkleckliches Stück ab.

m) Haustiere.

Ich fand demgemäfs Haustiere bei allen Stämmen gezogen; von den Wohlhabenden zum Verspeisen, von den Dürftigen zum Verkauf.

Ziegen, Schafe und Hühner sowie Hunde giebt es im ganzen Waldland. Das Schaf ist glatthaarig, und besitzt nur kurze und kleine Hörner; die Hammel tragen an Brust und Hals eine stattliche Mähne. Ziegen und Schafe sind meist schwarz und weifs gezeichnet. Den Genufs des Eies kennen die Waldlandneger nicht; um so auffallender war mir, dafs im Banyangland die Leute viel Eier zum Verkauf anboten; wahrscheinlich werden sie dort zur Zucht eigens gesammelt, was die anderen Stämme vielleicht nicht thun, und konnten so als gewinnbringender Artikel in gröfseren Mengen bei'm Weifsen an den Mann gebracht werden. Die Hunde sind meist herrenlos; frech und zudringlich und diebisch: häfsliche Köter von nicht bestimmbarer Rasse; eine annähernde Aehnlichkeit mit den Foxterriers läfst sich schliefslich herausfinden, auch in den Farben; viele sind ganz gelblich. Dafs sie von den Banyang gern verspeist werden, habe ich bereits mitgeteilt.

Rinder habe ich im Bakundugebiet nur in Ikiliwindi gesehen, in Batom in mehreren Ortschaften. Sie sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weifs gezeichnet, und besitzen sehr lange, schwach gebogene Hörner. In Mabum und Banyang sind mir keine zu Gesicht gekommen. Ebensowenig wie den Genufs des Eies kennen die Waldlandstämme den der Milch. Und da infolgedessen die Kühe nicht gemolken werden, geben sie Milch nur so lange, als das Kalb an der Mutter trinkt.

Pferde, Schweine und Katzen giebt es im Waldland nicht. Auf den Banyangmärkten in Sabi sind die von den Bamessonleuten heruntergebrachten Schweine gesuchte Leckerbissen.

n) Sitten.

1. Lebensweise. Die Zubereitung der Speisen ist bei allen Stämmen gleich und gleichförmig. Das Fleisch wird entweder in Wasser gesotten oder am offenen Feuer etwas angebraten oder — was

Mahlzeiten.

meist der Fall ist — in Palmöl gekocht. Die Pflanzennahrung wird gewöhnlich gleichfalls in Palmöl gekocht. Vielfach werden aus den Knollenfrüchten allein oder auch mit Mais, Maismehl, Erdnüssen und Bananenmehl zusammengeknetet, Klöfse geformt, die ihre rundliche Form durch Reiben an den Bäuchen der die Küche besorgenden Weiber erhalten, und in Palmöl gesotten. Aus der heifsen Oeltunke werden sie dann mit den gespreizten Fingern geschickt ganz oder in Stückchen, die noch rasch mundgerecht geknetet werden, herausgefischt; wie sich der Waldlandneger überhaupt nur der fünfzinkigen Naturgabel bedient. Pfeffer spielt bei allen Speisen eine grofse Rolle; als Salz dient das Natronsalz. Das Maismehl wird durch Zerdrücken und Schroten der Körner mittels runder Handsteine auf flacher Steinfläche gewonnen. Allgemein habe ich hier unten sowie im Grasland beobachtet die Scheu, dem Weifsen beim Essen zuzusehen. Will man sich von der oft lästigen Neugier der Eingeborenen am raschesten befreien, so darf man nur Anstalten zum Essen treffen: sofort zieht sich alles zurück. Zur Einnahme der Mahlzeiten kauern die Eingeborenen im Kreise um die auf den Boden der Hütte gestellte umfangreiche Efsmulde in der bekannten Hockstellung nieder. Das ist bei allen Stämmen gleich, wie auch diese Stellung sonst ihnen allen gemein ist. Stunden verbringen sie so, die Arme um die Kniee geschlungen; die Männer stecken sie auch vielfach unter den Knieen durch, und halten mit den Händen die Geschlechtsteile. Der Reinlichkeitssinn der Neger am eigenen Körper zeigt sich auch bei oder richtiger nach den Mahlzeiten: sorgfältig werden die Zähne gestochert und sehr häufig noch des weiteren durch Reiben mit Holzstückchen gesäubert.

Scheu, beim Essen zuzusehen.

Hockstellung.

Getränke.

Einheimische Getränke sind der beschriebene Palmmost und Palmwein sowie Wasser.

An Genufsmitteln kennt der Waldlandneger aufser der Kolanufs nur den Tabak, von dem er ein leidenschaftlicher Liebhaber ist. Aber in der Art seines Gebrauches finden wir einen weiteren ethnischen Unterschied zwischen ihm und dem Bewohner der Grasgebiete. Letzterer raucht den Tabak, ersterer schnupft ihn. Nur bei den Banyang fand ich einzelne im Besitz und Gebrauch von Pfeifen, meist in den Sklavendörfern, also bei dem fremden Bestandteil der Waldlandstämme. Die sehnlichst begehrten Tabakblätter — der eigene Anbau ist ja fast gleich Null — werden in kleine Stücke zerpflückt und diese mit einem Stein zu feinem Pulver verrieben. Das Schnupfen ist eine förmliche Leidenschaft, und ohne Schnupftabaksdose sieht man fast keinen Wäldler. Hierzu werden grofse Schneckengehäuse verwendet und

Schnupftabak.

mit Holzdeckel verschlossen oder noch lieber die kleinen runden Blechdosen, die im ganzen Waldland (namentlich bei den Bakundu und Batom) sehr gangbare Tauschgegenstände sind und bei keinem Geschenk fehlen dürfen. Die Prise wird entweder wie bei uns mit Daumen und Zeigefinger genommen, oder der Tabak auf die Innenseite der flachen Hand geschüttet und so hinaufgeschnupft, oder endlich mit dem zu diesem Zweck ungeheuer lang wachsen gelassenen Daumennagel herausgeschöpft und in die Nase hinaufgeworfen. Der Mi-Yimbihäuptling z. B. hatte sich den Nagel des rechten Daumens gerade um die doppelte Länge herangezogen, und schnellte mit diesem vollgehäuften Naturlöffel unter einer urkomischen hastigen Bewegung den Tabak in die Nasenlöcher.

2. Bekleidung. Unsere Waldlandstämme gehören noch mit zur stattlichen Zahl jener glücklichen, afrikanischen Völker, denen die Bekleidungsfrage kein allzu grofses Kopfzerbrechen verursacht. Die Kultur, „die alle Welt beleckt“, wird übrigens über kurz oder lang auch in dieser Beziehung sich bemerkbar machen. Das beobachtete ich damals schon an dem südlichsten, also der Küste zunächst gelegenen Stamm der Bakundu. Der Oberkörper ist bei beiden Geschlechtern stets nackt. Das Hüftentuch aber hat infolge der reichlicheren Zufuhr von Zeug eine immer gröfsere Länge angenommen und schleift nicht selten am Boden nach. Dieses Hüftentuch, nur wesentlich kürzer, tragen auch die Batom und Mabum; bei den Banyang, wahrscheinlich infolge ihrer Handelsbeziehungen zu den englischen Faktoreien im Westen, wird es wieder länger und reicht bis über die Kniee. Doch habe ich bei diesen drei Stämmen auch sehr oft Abweichungen davon gesehen: bei den Männern ein ganz schmales Lendentuch um den Leib und zwischen den Schenkeln stramm durchgezogen, bei den Weibern gleichfalls ein solches, oder nur vorne einen kleinen, drei- oder viereckigen Zeuglappen.

Eine ganz eigenartige Kopfbedeckung sah ich einmal auf dem Marsche zwischen Fobia und Nguti, also im Gebiet der Mabum. Des Weges kam ein Zug Marktleute, darunter eine Anzahl Weiber, die hohe Pelzhauben aus glänzenden langhaarigen (Affen- oder Ziegen-?) Fellen trugen. Die ganze Form war so täuschend ähnlich der mir in oberbayrischen Gauen wohlbekannten Sonntagsstaatshaube der dortigen Bäuerinnen, dafs ich einen Moment lang sie ganz verblüfft betrachtete. Auf meine Frage: woher sie kämen u. s. w. erhielt ich natürlich wie gewöhnlich die bestimmte Auskunft: „them be bushpeople“ (es sind Buschleute)!

Einreiben mit Rotholz.

In das Kapitel Bekleidung ist geradezu einschlägig die Sitte der Waldlandstämme, sich den Körper reichlich mit Rotholz einzureiben. Hergestellt wird dieser Anstrich aus dem grobfaserigen, brüchigen Holz des Rotholzbaumes, das zu Pulver verrieben und mit Wasser oder Palmöl angerieben wird. Namentlich die Banyang beiderlei Geschlechts huldigen dieser Sitte sehr und bringen ganze Farbeneffekte. So sah ich manche Weiber einherstolzieren: der Oberkörper zeigte die braune Naturfarbe, die Füfse und Beine waren bis zum Gesäfs herauf leuchtend rot eingerieben.

Ueberhaupt in der Verschiedenheit der Bekleidung läfst sich, die vorbeschriebenen Pelzmützen vielleicht ausgenommen, durchaus kein Stammesunterscheidungsmerkmal erkennen; sie unterliegt ganz dem Geschmack und der Wohlhabenheit (oder dem Gegenteil) des Einzelnen. Das ist sicher, dafs die Kleidung oder vielmehr diese einzelnen Kleidungsstücke ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen. Bei Farmarbeiten, beim Baden legen Männer und Weiber jegliche Bekleidung ab und sind vollständig nackt. Um zu pissen, was bei beiden Geschlechtern in der Hockstellung geschieht, geht weder Waldlandneger noch -Negerin abseits; das verhüllende Tuch wird weggeschoben und das natürliche Bedürfnis verrichtet. Ich erinnere auch an die gemeinschaftliche, gleichzeitige Benutzung der S. 270 u. f. beschriebenen Aborte seitens beider Geschlechter. Nicht selten habe ich beobachtet, wenn die Marktleute in langen Zügen, Männer und Weiber, von einem Platze zum anderen ziehend, einen Flufs durchwaten mufsten, wie die Männer eine äufserst komische Procedur, unbekümmert um die anwesenden Weiber, vornahmen. Bevor eine solche Karawane in das Wasser steigt, wird immer ein kleiner Halt gemacht: es giebt Verschiedenes zu ordnen, Gewehre, Pulverhörner müssen auf den Kopf genommen werden u. s. w. Als weitere Vorbereitung seitens der Männer wird häufig das Glied unter dem Lendentuch entweder mit diesem oder eigens mit einer Schnur am Bauch hochgebunden. Am anderen Ufer wird dann alles wieder bedächtig in bequemere Lage gebracht. Zweifelsohne beruht diese Sitte auf irgend welchem Aberglauben. Um das hier gleich zu erwähnen: die Beschneidung scheint im allgemeinen üblich zu sein, doch sieht man nicht selten Ausnahmen. —

Schamgefühl?

Beschneidung.

Eher glaube ich auf anderen Gebieten als dem der Bekleidung stammscheidende Merkmale annehmen zu dürfen: in der Haartracht, Tättowierung und Bearbeitung der Zähne. Bezüglich des ersten und

letzten Momentes möchte ich es mit Bestimmtheit behaupten. Nach diesen zwei Richtungen habe ich unverkennbare, ausnahmslose Verschiedenheit zwischen den Nord-Mabum, Banyang einerseits, den Batom, Bakundu andererseits beobachtet.

3. Haartracht. Die Bakundu und Batom rasieren sich die Schädel ganz kahl, Männer wie Weiber, oder lassen die Haare wachsen, bis sie sich zu rollen beginnen, was bei dem Kraushaar der Neger sehr bald eintritt. Höchstens, dafs sie im zweiten Fall ein oder zwei konzentrische Kreise, mit dem Scheitel als Mittelpunkt ausrasieren. Nebenbei bemerkt, die Neger Nord-Kameruns schneiden sich die Haare nicht, sondern schaben sie mit kleinen Messern ab. Die Nord-Mabummänner ausnahmslos, die der Banyang vielfach tragen die Haare lang und in etwa 8 bis 12 cm langen Zöpfen. (Siehe auch S. 262!) An den Enden sind Perlen, Glocken, kleine Amulette eingeflochten. Im Mabumgebiet sah ich einmal eine Frau mit Locken: ganz ähnlich unseren sogenannten Titusköpfen. Die Banyangweiber (und zum Teil auch die Männer) gefallen sich in den tollsten Haartrachten. „Wollte man sie alle beschreiben, so gäbe es ein eigenes Buch und ein noch dickeres mit Zeichnungen derselben, denn mit Worten kann man diese Figuren nicht wiedergeben“. In diesem Satz fasse ich in meinem Tagebuch das Gesamtergebnis meiner Beobachtungen in dieser Hinsicht zusammen. Arabesken, gerade und krummlinige Ornamente, Schneckenkreise, Ringe, Quadrate u. s. w. findet man auf den Köpfchen der Banyangschönen und vieler nicht minder eitlen Herren der Schöpfung aus diesem Stamm kunstvoll dargestellt. Man vergegenwärtige sich die verschiedengestaltigsten Arabesken-Tättowierungen, wie wohl Jeder sie in Museen, auf Abbildungen u. s. w. an Südseeinsulanern gesehen hat, übertrage davon, was nur auf einem Schädel Platz hat, auf die Banyangköpfe: und man bekommt eine Vorstellung von ihren Haarfrisuren.

Rasieren der Haare.

4. Tättowierung. Die Vorliebe für Tättowierung fand ich gleichfalls bei den Banyang beiderlei Geschlechtes am lebhaftesten ausgeprägt, doch üben auch die anderen Stämme diese Sitte. Ausgesprochene Verschiedenheiten habe ich nicht feststellen können.

Darauf mache ich jedoch aufmerksam, dafs bei nur flüchtigem Ansehen nicht eben selten Narben infolge ärztlicher Eingriffe (meist vom Schröpfen) mit Tättowierungseinschnitten verwechselt werden können.

Bei den Banyang aber, die ich zweimal unfreiwillig mir etwas länger zu betrachten Gelegenheit hatte, sah ich zahlreiche und ganz hübsch ausgeführte Tättowierungen. Ausnahmslos sind sie orna-

mentaler Art; tierische und menschliche Abbildungen bemerkte ich nie. Die Zeichnung selbst, das Muster, wird durch längliche, erhabene Narben hergestellt. Am häufigsten habe ich sie auf Brust, Bauch und Oberschenkel gefunden, seltener an den Oberarmen.

5. Bearbeitung der Zähne. Allgemein durchgeführt habe ich eine solche gleichfalls nur bei den Banyang und den Nord-Mabum beobachtet. Bei Männern und Weibern sind die inneren Kanten der beiden oberen Schneidezähne gefeilt, entweder jede halbrund: oder beide zusammen einen Halbkreis bildend:

6. Schmuck. Die Vorliebe hierfür, und die dieselbe befriedigenden Gegenstände sind im Waldland „international“. Was ich bisher über Bekleidung, Haartracht u. s. w. gesagt habe, gehört ebensogut unter diese Aufschrift. Perlen sind als Halsketten, zur Verzierung der Stöcke, Messerscheiden, Pulverhörner, Gewehrkolben beliebt. Die Banyang sind auch hierin den übrigen Stämmen voraus. Sie verarbeiten vom Kalabar her bezogene, etwa bleistiftstarke Messingstangen zu Arm- und Fuſsringen sowie zu Halsketten. Beim Mi-Yimbihäuptling fiel mir ein groſser Stab von fast Manneshöhe auf mit dickem Messingknopf, offenbar eine Art Scepter. Wenn er uns auf die Mi-Yimbistation Lebensmittel als Geschenk herübersandte (solche freigiebige Anwandlungen hatte er allerdings nicht sehr oft), so trug jedesmal ein Mann diesen Stab zum Zeichen, daſs Difang-Tale (so hieſs der Häuptling) diese guten Sachen schicke.

7. Bewaffnung und Ausrüstung. In der Bewaffnung der einzelnen Stämme habe ich Unterschiede weniger in der Art als in dem Ueberwiegen der einen oder anderen Waffe — Speer oder Gewehr — bei diesem oder jenem Stamm gefunden. Bogen und Pfeile sah ich nie. Ein Unterscheidungsmerkmal kann dieser Umstand wohl kaum genannt werden; er wird seinen Grund, wie die mehr weniger umfangreiche Bekleidung, in den Handelsbeziehungen haben. Damit hängt natürlich der verschiedene Grad der Gewandtheit in der Handhabung zusammen. Doch kann man darunter eigentlich nur den Gebrauch des Speeres verstehen, denn vom Schieſsen mit einem Gewehr hat kein Neger eine Ahnung. Entweder hält er die bis zum Bersten vollgeladene Schlüsselbüchse mit ausgestreckten Armen vor sich hin oder er setzt den Kolben an der Hüfte auf, und knallt so los. Nur dadurch, daſs der Schuſs eben Schrotschuſs ist, hat er Aussichten zu treffen.

Handhabung der Schuſswaffe.

Die Bakundu führen überwiegend Gewehre als Fernwaffen. Es sind durch den Handel zu ihnen gekommene, lange Steinschloſsflinten

zum gröfseren Teil, zum geringeren Kapselgewehre, also Vorderlader mit glatten Läufen. Als Pulverhörner tragen sie an Baststricken über die Schulter kleine längliche oder kugelige Flaschenkürbisse; meistens mit einem kurzhaarigen Fell, Haare nach aufsen, überzogen. Die Schrotmunition, aus harten Steinen, Eisenstückchen und allem Möglichen bestehend, ist in Felltaschen untergebracht. Als Nahwaffe und zu sonstigen Zwecken dient ein breites Haumesser in gleichfalls mit Fell überzogenen Holzscheiden aus Bambus. Die Messer der Bakundu sind gröfstentheils europäischen Ursprungs. Bei den Batom sah ich sehr wenig Gewehre, meist nur Speere. Sie sind ganz ähnlich wie die der Grasländer; ob sie örtliches Erzeugnis oder vielleicht aus der Eisengegend im Nordosten bezogen sind, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Ich halte letzteres für wahrscheinlich, schon wegen der an die Hochlandgebiete erinnernden Arbeit. Die Mabum und insbesondere die Banyang sind wieder ausgesprochen gewehrführende Stämme. Waffe und Ausrüstung gleicht ganz der der Bakundu. Zum gröfseren Schutz der Schlofspfanne gegen Regen und Feuchtigkeit schieben sie, das ganze Schlofs und noch einen Teil des langen Kolbenhalses deckende Fellkappen über, die vor dem Schufs erst entfernt werden müssen. Kriegerischen Sinnes, wie namentlich die Banyang sind, sieht man selten einen Mann ohne seine lange Flinte ausgehen. Die Messer der Batom, Mabum und Banyang sind von ähnlicher Form wie die der Bakundu, die der Banyang und auch zum Teil der Mabum einheimische Arbeit aus dem Bergland im Osten.

Tragweisen der Waffe.

Kein Stamm trägt das Gewehr an einem Riemen oder dergleichen; entweder wird es in der Hand getragen (wie für unsere Schützenlinien vorgeschrieben) oder noch häufiger über eine Schulter gelegt, Kolben nach hinten. Die Tragweise der Haumesser ist bei allen Stämmen gleich: an kurzem Baststrick oder Fellstreifen über einer Schulter auf dem Rücken.

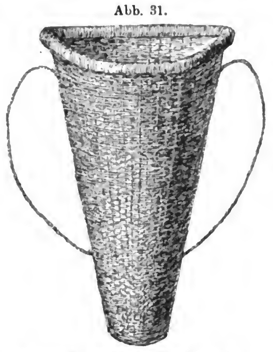
o) Gewerbethätigkeit.

Wie aus der Beschreibung der Nahwaffen, der verschiedenen Einrichtungsgegenstände u. s. w. hervorgeht, kann im Waldland, namentlich bei dem dort „an der Spitze der Civilisation marschierenden Volke“, den Banyang, sehr wohl von einer Gewerbethätigkeit gesprochen werden. In die verschiedenen Handwerke: des Schmiedes, des Töpfers u. s. w. schlagen die hergestellten einheimischen Erzeugnisse ein. Wieweit man es jedoch mit Hausindustrie, bei der jeder sich all das selbst nach Bedarf anfertigt, wieweit mit ausgesprochen dies

oder jenes Gewerbe Treibenden zu thun hat, darüber mangelt mir jegliche Beobachtung.

Der Erzeugnisse eines weiteren Gewerbes: des Flechthandwerkes habe ich noch Erwähnung zu thun. Bei den Mabum und auch bei den Batom sah ich ganz hübsch geflochtene Körbe von nebenstehender Form (Abb. 31); etwa 1 m hoch, oben 50, unten 20 cm breit (der Querschnitt ist aus dem oberen Teil der Abbildung ersichtlich). Die Flechtweise gleicht ganz der der Grasländer; als Material werden dünnere Blattrippen und die Fiederblätter der Oelpalmen verwendet. Ich sah nur Weiber solche auf dem Rücken schleppen. Die doppelt und dreifach gedrehten Baststricke, an denen sie getragen werden, haken sie sich vielfach innerhalb der Brüste ein, so dafs erstere nicht abrutschen können. Zur schönen Entwicklung der Formen trägt diese Tragweise allerdings nicht bei.

Abb. 31.



Geflochtene Tragekörbe der Batom und Mabum. Etwa $^1/_{15}$ nat. Gr.

Regenschirme.

Ein eigenartiges Flechtwerk sind die Bambusregenschirme der Banyang. Es ist das ein aus gespaltenen, dünnen Bambusrippen hergestelltes Schild von quadratischer Form mit etwa 1 m Seitenlänge. Nach den vier Seiten leicht eingebogen ist diese Schildwölbung auf ein Gitterwerk von Baststricken und kleinen, flachen Bambus gespannt in dem ein kreisrunder Ausschnitt sich befindet. Dieser hat den Zweck, das ganze originelle Machwerk wie einen Hut aufsetzen zu lassen, besitzt also die entsprechende „Kopfweite“: der Hutregenschirm ist fertig. Doch sah ich nur wenige Besitzer eines solchen; im allgemeinen schützen sich auch die Banyang gleich wie die übrigen Stämme gegen den Regen — wenn überhaupt — in einfacherer Weise dadurch, dafs sie ein frisch gebrochenes, unversehrtes Bananenblatt auf den Kopf legen und es mit der Hand festhalten.

Ferner habe ich in Nguti und in den Dörfern eine Strecke weit südlich die Eingeborenen hübsch gestrickte Netze aus Pflanzenfasern, ganz gleich unseren Fischernetzen, verfertigen sehen. Augenscheinlich sind sie auch für gleichen Zweck bestimmt.

Als in Zusammenhang damit stehend schalte ich die Beobachtung ein, dafs mir jedoch im Waldland nie Fische angeboten wurden, ich auch von den Eingeborenen nie welche verzehren sah; und die weitere, dafs ich trotz der zahlreichen und oft recht bedeutenden Flüsse nirgends Kanus gefunden habe, ausgenommen am Elefantensee.

Keine Kanu.

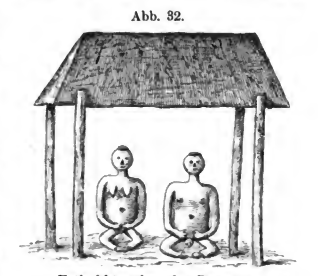
p) Religiöse Verhältnisse.

Es erübrigt mir noch, das Wenige, was ich über religiöse Verhältnisse in Erfahrung bringen konnte, anzuführen. Einen Einblick in diese, oder gar in die religiösen Anschauungen zu gewinnen, hält beim Neger überhaupt schwer. Einmal ist er sich selbst über vieles gar nicht recht klar, und dann ist er in diesem Punkte sehr zurückhaltend. Ich habe aus diesen Gründen sogar oben bei meinen Bali, wo ich doch als ihr Blutsbruder und vom ganzen Stamm getragen, fast 18 Monate safs, wenig mehr als lückenhafte Beobachtungen machen können; um wieviel weniger hier unten im Waldland. Meine Mitteilungen beschränken sich also eigentlich fast nur auf Angabe der sichtbaren Kultgegenstände.

Fetische.

Bezüglich der in den Versammlungshäusern aufgestellten Fetischsäulen bei den Bakundu und Batom verweise ich auf S. 273 dieses Abschnittes. Bei den Mabum fand ich keinerlei Darstellungen dieser Art. Bei den Banyang habe ich etwas mehr beobachtet und gehört. Bei ihnen ist die Fetischdarstellung häufig und mannigfaltig. Sie bauen ihren Fetischen eigene, kleine Häuschen meist neben dem Versammlungshaus oder (und) neben dem Häuptlingsgehöft. So sah ich in Sabi ein solches mit zwei darunter befindlichen aus Holz geschnitzten Fetischen von beistehender Form (Abb. 32). In Fomum stand unter einem Gerüst, das aus drei hohen, starken Stämmen mit rohen Schnitzereien und einem Querbalken darüber gezimmert war, ein Doppelfetisch, wie ihn Abbildung 33 (a. f. S.) giebt. Solche Doppelfiguren, meist die beiden Geschlechter zeigend, habe ich überhaupt häufig gefunden. Auch die Stuhlfüfse weisen nicht selten derartige Darstellungen auf.

Abb. 32.



Fetischhäuschen der Banyang.

Stets sind diese Fetische aus Holz geschnitzt. Manche der Figuren, namentlich männliche, hatten weit über das Verhältnis zur ganzen Gröfse gehende Geschlechtsteile; männliche immer im erigirten Zustande. Auf letztere Thatsache, auf der weiteren, dafs sie recht wohl auch in dieser Hinsicht proportionierte Körper zu schnitzeln verstehen, und schliefslich auf der (S. 290) beschriebenen Sitte, sich bei gewissen Gelegenheiten das Glied hochzubinden, gründe ich meine Vermutung, ob wir es nicht mit einem mehr oder minder klar zu religiöser Vorstellung gestalteten Phalluskult zu thun haben? Dafs an der Westküste, ich glaube auch im Togogebiet oder östlich davon, ein solcher existiert, wissen wir; warum also nicht auch hier?

Phalluskult?

Abb. 33.



Doppelfetisch (aus Holz geschnitzt) der Banyang. $^1/_5$ nat. Gr.

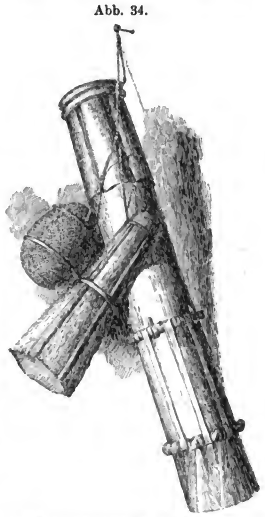
Musikinstrumente.

Zu den Kultgegenständen dürfen bei allen Völkern bis zu einem gewissen Grade auch die Musikinstrumente gerechnet werden. Bei den Negerstämmen hängen die Tänze innig mit Kultakten zusammen, bezw. letztere bestehen in ersteren. Bei allen Waldlandstämmen fand ich die Negertrommel. Sie ist bekannt; darum erlasse ich mir die nähere Beschreibung. Bei den Banyang habe ich weitere trommelähnliche Geräte gesehen. Ich habe versucht, so ein musikalisches Stillleben abzuzeichnen (Abb. 34); es stammt aus dem Versammlungshause von Mi-Yimbi. Die grofse Trommel war etwa 1,5 m lang und hatte an der eigentlichen Trommelfläche einen Durchmesser von etwa 25 cm. Aufser einer ziemlichen Zahl der nämlichen Instrumente hingen hier auch zwei kleine, aus feinem Bast geflochtene länglich-runde Säckchen mit einer Bastschnur verbunden; jedes zur Hälfte mit kleinen Steinen gefüllt. Gerüttelt, stand dieses Gerät nach Kräften dem übrigen Orchester zur Vergröfserung des Lärms bei.

Amulette aus pflanzlichen und tierischen Bestandteilen sah ich vielfach bei allen Stämmen. Aberglaube.

Der Glaube an übernatürliche Kräfte, mittels deren einer dem anderen an Leib und Leben und Eigentum Schaden zufügen kann, umgekehrt aber mit gleicher Hülfe dieser nicht nur abgewendet wird, sondern sogar auf den ersten zurückfällt, ist allgemein. Ausgemacht ist, dafs sich z. B. ein dieser Gewalten Kundiger in einen Elefanten verwandeln kann, seinen Feind zu zertrampeln oder wenigstens seine Farmen zu zerstören. Als Gegenmittel gegen solche „Medicin“ werden Einreibungen mit weifser Farbe in bestimmten Figuren auf dem Körper getragen. Als bei den Banyang gesehen habe ich mir die in Abb. 35 wiedergegebenen vermerkt. Uebrigens wird derartiges auch als Gegenmittel gegen Krankheiten angewendet; also eine Verwechslung leicht möglich. Im gegebenen Falle wurde mir allerdings bestimmt oben mitgeteilter Grund versichert.

Abb. 34.



Musikinstrumente der Banyang.
Etwa $^1/_{15}$ nat. Gr.

Seelenwanderung?

Beim gleichen Stamm soll der Glaube herrschen, dafs man gewisse Vögel nicht töten dürfe, „weil es tote Menschen sind“. In weiterer Ausführung erfuhr ich folgendes: „Wenn ein Banyang fern von zu Hause stürbe, so verwandle er sich in einen Vogel und käme so wieder in seine Heimat. Nach einem“, (nach anderen) „nach zwei Mondmonaten verwandle er sich aus dem Vogel wieder zum Menschen und sähe dann ganz so aus wie zu

Abb. 35.



Abergläubische Körperbemalung der Banyang.
a am rechten Oberarm hart an der Achsel,
b an der rechten Körperseite. Natürl. Gr.

Lebzeiten. Man könne aber erkennen, dafs er »ein Geist« wäre" (so verdolmetschte mir das einer meiner Leute), „indem man ihm Speisen vorsetzte. Aefse er, dann wäre er thatsächlich lebend wieder heimgekehrt, äfse er aber nicht, dann wäre er eben ein Geist".

Märchen.

Die Banyang scheinen auch sagen- oder märchenartige Geschichten zu besitzen. Einige habe ich in Erfahrung bringen können. Der einen läfst sich die Ueberschrift „der unsichtbare Mann" geben; diese, sowie eine zweite erinnert lebhaft an unsere Neck- und Nixenmärchen.

„Der unsichtbare Mann. Im Urwald zwischen Mi-Yimbi und Tinto ist ein freier, lichter Platz neben einem kleinen Weiher; auf ihm befindet sich eine Säule aus Holz; daran hängt eine Trommel. Will nun ein Neger etwas verkaufen, so geht er damit an diesen freien Platz, legt die Sachen oder bindet sie an die Säule und trommelt. Hierauf mufs er wieder abgewandten Blickes fortgehen und darf überhaupt nicht mehr hinsehen. Dann kommt bisweilen ein Mann aus dem Wasser, aber unsichtbar, schaut die Sachen an und trommelt, was er dafür giebt. Nach einer Weile geht der Verkäufer, aber fortwährend zu Boden sehend, wieder hin und giebt gleichfalls mit der Trommel Antwort, ob ihm der Preis recht ist bezw. was er dafür verlangt; sodann entfernt er sich wieder. Führt nun dieses Handeln zum gegenseitigen Einverständnis, so findet der Verkäufer, wenn er zum Schlufs wieder hingeht, den Kaufpreis an der Säule liegen; die Gegenstände sind verschwunden. Jetzt darf er auch wieder frei umhersehen. Thäte er das, während der ganze Handel noch im Gang ist, so würde er von dem Manne erwürgt. Hier und da hat ein Jäger den Mann auch schon gesehen; er hat lange Haare und ist ganz hell".

An dieser Geschichte ist einmal bezeichnend, dafs der Neger als eingefleischter Handelsjude auch in seinen Sagen vom Feilschen und Schachern nicht lassen kann. Was mir aber das Wichtigere war: wenn anders mein Junge mir dieses Märchen richtig verdolmetscht hat, so haben wir die ethnographische Thatsache, dafs es auch hier bei den Banyang eine Trommelsprache giebt. Im gewöhnlichen Leben habe ich im ganzen Waldland nichts davon beobachtet. Auffallend war aber stets, wie rasch sich Nachrichten verbreiteten. Die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Bandengschlacht am 31. Januar 1891 war am 3. Februar bereits in Kamerun bekannt; Gravenreuths Tod bei Buea wufsten wir in Bali fünf Tage später; und so könnte ich mehrere derartige Fälle anführen. Der Gedanke an irgend ein

Trommelsprache.

optisches oder akustisches Signalisieren liegt also nahe; aber wie gesagt, diesbezügliche Beobachtungen mangelten mir.

Haben wir in dem mitgeteilten Märchen einen Wassermann kennen gelernt, so fehlen auch die Wassernixen nicht. „Sie hausen gleichfalls in kleinen Tümpeln im Urwald, und manche Jäger haben sie schon erblickt. Sie sind rot und haben lange gelbe Haare; sobald sie sich aber entdeckt sehen, tauchen sie schnell unter“.

Dem Umstand, dafs uns auf Mi-Yimbistation einmal eine Schlange einen nächtlichen Besuch abstattete, verdanke ich die Kenntnis zweier Schlangenmärchen. Wie das auch bei uns so geht: im Anschlufs an die stattgehabte Aufregung drehte sich das Gespräch mit unseren Leuten und den Banyang am folgenden Tag um diese Reptilien. Hier sind die beiden Märchen.

„Wenn zwei Schlangen miteinander kämpfen, und die eine hat die andere totgebissen, so erfafst sie darob Reue. Sie eilt tiefer in den Wald“ (›far away‹; dolmetschten meine Leute), „reifst von einem Strauch einen Zweig ab, und mit diesem bestreicht sie die tote Schlange. Diese wird wieder lebendig und beide gehen dann in den Wald. Der liegen gelassene Zweig aber ist ein sicheres Heilmittel gegen Schlangenbifs; doch genügt dann nicht das blofse Bestreichen, wie es die Schlange gethan, sondern der Gebissene mufs davon essen“.

Mit der Wiedergabe der anderen, geradezu lieblichen Sage schliefse ich diesen Abschnitt. Sie hat mich heimatlich angeweht: klingt sie doch wie unsere anmutigsten Märchen. „Der Schlangenkönig. Es giebt einen Schlangenkönig, der trägt einen schönen, glänzenden Stein auf dem Kopfe. Wenn er nun in's Wasser geht sich zu baden, legt man ein frisch gebrochenes Bananenblatt an's Ufer und bleibt versteckt in der Nähe. Der Schlangenkönig legt sein Steinkrönchen darauf und badet. Nun nimmt man geschwind Blatt und Stein und läuft davon, was man laufen kann. Aber wehe, wenn er es sieht; dann pfeift er und alle Schlangen kommen und beifsen den Räuber tot. Der Stein aber ist eine grofse Medicin gegen viele Krankheiten und namentlich gegen Schlangenbifs.“

Abschnitt VI.

Das Grasland und seine Bevölkerung.

Gliederung des Graslandes: Adamaua — Die Baliländer oder das eigentliche Grasland. Das eigentliche Grasland: I. Das Gelände: a) allgemeine; b) orographische; c) hydrographische; d) topographische Gestaltung. — II. Die Menschen: a) Völkerscheiden und -Verschiebungen; b) anthropologische; c) ethische; d) statistische Angaben; e) politische; f) sociale; g) Wehr-Verhältnisse und Kriegführung; h) Märkte; i) Wegeanlagen; k) Ansiedelungen; l) Die Familie (im engeren und weiteren Sinn); m) rechtliche Verhältnisse; n) Lebensweise; o) Ackerbau und Viehzucht; p) Gewerbe; q) Sitten und Gebräuche; r) ärztliche Kenntnisse; s) religiöse Verhältnisse.

Gliederung des Graslandes: Adamaua — Die Baliländer oder das eigentliche Grasland.

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen hinter Bamesson Halt machend, den Blick nach Norden und Süden wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge steil ab in Thäler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Oelpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschrittene Urwaldgebiet da unten; vorwärts nach Norden, Osten und Westen Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Thäler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab. Dieses windgepeitschte Grasmeer mit seinen 2, 3 m hohen Halmen, mit seinen nebelumwallten Höhen, mit seinen Hirsefarmen giebt die frohe Gewifsheit, die Süd Grenzgebiete West-Adamauas erreicht, betreten zu haben.“ Zum erstenmal am 25. August 1891 selbst auf diesen Höhen stehend, habe ich diese Worte in mein Tagebuch geschrieben.

Und in der That; hiermit ist der gewaltige Bergriegel erstiegen, der sich zwischen Waldland und Grasland lagert; oder vielmehr hier ist der Absturz eines West-Innerafrikanischen Hochplateaus. Gen Süden liegt das Tiefland, nach Norden das Hochland Nord-Kameruns.

Ein Stück Weges von der Nordgrenze des Waldlandes bis hierherauf — und ein recht schwieriges dazu — habe ich übersprungen, um von diesen Höhen aus überblickende Umschau über Wald- und Grasland bieten zu können.

Um einen Uebersichtspunkt über das Grasland allein zu gewinnen, mufs ich einen weiteren Sprung von etwa 80 km Länge machen, und stelle mich auf den nördlichsten von mir erreichten Punkt, 15 km nördlich von Bamungu, auf etwa 1600 m Meereshöhe [1]) gelegen.

Geographische und ethnographische Zweiteilung.

Anläfslich des dem vorigen Abschnitte vorangestellten Gesamtüberblickes habe ich gesagt, dafs das Gebiet zwischen dem Südrand des Hochlandes und dem Benuë zwar im Ganzen als eine geographische Zone angesprochen werden mufs, dabei aber bereits angedeutet, dafs eine Unterteilung in zwei Regionen unverkennbar ist. Ferner sagte ich an gleicher Stelle, dafs das Grasland als drittes geographisches Gebiet die zweite und dritte ethnographische Zone enthält. Die Mittelgrenze dieser ethnographischen Hauptzweiteilung des Graslandes deckt sich fast mit der der geographischen Unterzweiteilung.

Von genanntem Punkte aus nun vermag ich am anschaulichsten diese Zweiteilung des ganzen Graslandes nach Gelände und Bewohnern zu beschreiben. Wir stehen auf einem etwa 10 km breiten, in der Richtung Nordwest-Südost streichenden, langgezogenen Höhenrücken. Gegen Süden, genauer gegen Südwesten — ich gliedere das Land ja stets nur in Beziehung zu meiner Marschrichtung — liegt vor uns die erste geographische Stufe des Graslandes; gegen Norden, etwa 25 km von unserem Standpunkt ab, beginnt die Abdachung des Geländes gegen den Benuë zu, also die zweite geographische Stufe; und um eben diese Strecke weiter nördlich läuft scharf ausgeprägt die Nord-Süd Völkerscheide.

Es ergiebt sich demnach folgende Gliederung des Graslandes:

Erste geographische Stufe: vom Südrand des Hochlandes (nebst seinen Südhängen) bis zum Nordfufse des nördlich von Ba-

[1]) Leider konnte ich bei meinen zweimaligen Streifzügen in dieser Richtung keine Siedepunktbestimmungen machen, da das Instrument beschädigt war. Die Höhenangaben, auf dem Aneroïd fufsend, sind also nur Näherungswerte.

mungu in Richtung Nordwest-Südost streichenden Berg-Plateaus: rund 100 km.

Zweite geographische Stufe: von genanntem Nordfufse bis zum Benuë: rund 300 km.

Erste ethnographische Zone: mit der ersten geographischen Stufe sich deckend (und vielleicht da und dort etwas weiter gen Norden über sie hinausgreifend?): rund 100 km breit.

Zweite ethnographische Zone: von der Nordgrenze der ersten bis zum Benuë: rund 300 km.

Zur schärferen Auseinanderhaltung wähle ich fortan für den schmäleren Süd Streifen des Graslandes (erstes geographisches und erstes ethnographisches Gebiet) die Bezeichnung: „eigentliches Grasland“ oder „die Baliländer“, für den breiten Nord Streifen den Namen: Adamaua.

Die Bezeichnung „eigentliches Grasland“ nehme ich von der Bedeckung dieses Gebietes her, welche fast ausnahmslos in Gras besteht; jene „die Baliländer“ von dem hier eine Art Vorherrschaft führenden und mir am genauesten bekannten Stamme der Bali. Die Berechtigung der Benennung „Adamaua“ für den Nordteil des Graslandes näher nachzuweisen, ist wohl überflüssig; hier ist eben die Nordwest Ecke jenes ausgedehnten Ländergebietes des West-Sudan, das den Namen „Adamaua“ trägt; eigentlich richtiger: „Adamava“ (nach der Aussprache der Bewohner).

Adamaua selbst kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Wie Moses vom Berge Nebo im Moabiterland nur hinabsehen durfte in's Land der Verheifsung, so stand ich auf den Höhen, von denen ich sehnsüchtig über mein gelobtes Land meine Blicke schweifen liefs. Und als ich mich zögernd wandte, wieder zu Thal zu steigen, hoffte ich sicher im folgenden Jahre (1893) an der Spitze meiner Bali wieder hier oben zu stehen und — nicht nach Süden, nein, nach Norden in Adamauas reiche Gebiete niedersteigen zu können. Das Geschick hat es mir damals nicht vergönnt. — —

Ich habe also in diesem Abschnitt nur das eigentliche Grasland, die Baliländer zu schildern. Diese können aber, namentlich in ethnographischer und geschichtlicher Beziehung, nicht getrennt von Adamaua besprochen werden. In geographischer Hinsicht ist das weniger der Fall; der Vollständigkeit halber schicke ich jedoch ein flüchtiges Geländebild Adamauas in den allgemeinsten Umrissen der eingehenden Terrainbeschreibung des eigentlichen Graslandes voraus.

Allgemeines Geländebild Adamauas.

Meine Bezugsquellen sind: eigener Einblick in das Land von der mehrgenannten Höhe aus, eingezogene eingehende Erkundigungen bei den Eingeborenen der Baliländer, sowie namentlich bei kenntnisreichen Haussa, die ich in Bamungu, ja sogar Bafuen getroffen habe. Ihre Angaben werden durch die Flegels und Zintgraffs gröfstenteils bestätigt.

Adamaua weist nach Nordwest, Nord und Nordosten keine so bedeutenden Erhebungen auf wie jene, von der ich in das Land hineinsah. Die von diesem Standorte aus in Nord- und Nordost Richtung gepeilten niedrigeren Bergketten dürften wohl die Ufer des Flusses südlich Takum (oder des Garbo?), an deren Oberlauf begleitende Höhenzüge sein. Hügelketten von ähnlichen Formen und Ausdehnungen wie die nördlich und nordöstlich von Bamungu sollen sich noch mehrere in nordöstlicher Richtung weiter finden und etwa gleichlaufend zu dieser ziehen. „Einen Tagemarsch Nordnordwest von meinem Standpunkt ist ein breiter steiniger Berg, »der Vater des Katsena Allah«. Von da ab nach Norden senkt sich das Land stetig. Jenseits Takum beginnt eine grofse Ebene, die bis zum Benuë reicht und von vielen grofsen, breiten Flüssen durchzogen ist, welche mit Booten befahren werden. In dieser Ebene ist es auch viel wärmer als in Bamungu", also wie in den Baliländern; und die Haussa, die ich in diesem Orte traf, klagten bitter über die empfindliche Kälte hier.

Das Gras — und hiermit komme ich zu einem wesentlichen topographischen Unterscheidungsmerkmal — ist selten mannshoch, also weit niedriger als im eigentlichen Grasland und mehr dem der Parklandschaften des Waldlandes ähnlich. Es scheint überhaupt diese letztere Art Bodenbedeckung wieder mehr aufzutreten bei allerdings immerhin überwiegendem Graswuchs. Schon im Bamunguthal sah ich ausgedehntere Waldpartieen, und das gleiche konnte ich von der nördlich davon liegenden Höhe aus allenthalben beobachten. Zwei Baumpflanzen, die im eigentlichen Grasland gänzlich fehlen, waren den Haussa wohlbekannt: die Oelpalme und der Affenbrotbaum.

Das eigentliche Grasland.

I. Das Gelände.

a) Allgemeine Gestaltung.

Ich knüpfe an den Schlufs der allgemeinen Schilderung des Waldlandes im vorigen Abschnitte (S. 239) an.

Der Babe ist überschritten, und eine Stunde später nach be-

schwerlichem Anstieg eine der Einzelkuppen erstiegen, auf welcher das erste kleine Gebirgsdorf Banti liegt. Und nun wird das Gelände mit jedem Schritte schroffer. Durch und über Wildwasser geht's, bergab, bergauf; nicht selten derart steil, dafs der über den Steinschutt im ausgewaschenen Giefsbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam Hinanklimmende über sich nichts sieht als die nach einem festen Halt vorsichtig tastende Fufssohle seines Vordermannes. Der Ausblick ist beschränkt; nur so viel erkennt man, dafs zwischen die Waldriesen immer häufiger Oelpalmen sich einschieben. Nach fünfstündigem Hinauf- und Hinunterklettern auf der kurzen Horizontalentfernung von etwa 10 km ist der eigentliche Fufs des Hochlandabfalles erreicht; das Auge vermag das nicht festzustellen, man schliefst es nur aus dem nunmehr steten Bergansteigen. Nach weiterem zweistündigem Anstieg betritt man eine flache Rückfallkuppe von etwa 100 m Ausdehnung. „Wenn gerade eine frische Brise die stets in diesen Thälern und Schluchten wallenden Nebelmassen auf kurze Zeit in Fetzen auseinanderreifst, bietet sich hier in weiter Ausschau ein prächtiges, wildschönes Bild. Nach drei Seiten geht es hinab in die Schlünde, aus denen das Rauschen und Brausen unsichtbarer Wasser herauftönt, im Rücken steigt steil die Wand auf's neue in die Höhe, nach Süden, Osten und Westen schweift der erstaunte Blick über ein Palmenmeer; mit Oelpalmen, nicht mehr mit den nur zu wohlbekannten Urwaldbäumen sind Hänge, Thäler und Berge ringsum bedeckt . . . ." (Tagebuch.) Der Aufstieg mufs noch zwei Stunden fortgesetzt werden; ist man dann auf einem gratartigen, grasbewachsenen Rücken angelangt, beginnen endlich die Böschungsverhältnisse sich zu mildern. Einzelne Hütten, kleine Häusergruppen, von Bananen umgeben, werden da und dort an den sanfteren Hängen, in Kesseln und Mulden, in welche Formen die Schluchten und Thäler allmählich übergehen, sichtbar. Nach fast einstündigem Weitermarsch ist Bamesson erreicht, das auf einer Höhe von 1470 m gelegen ist. Von hier aus steigt das Gelände Ostnordost immer noch stetig an, bis mit 1550 m östlich von Bamesson der höchste Punkt des Südrandes der Hochlande erreicht ist. Durch Gras und Farmen führt der Weg, den seit Beginn des steten Anstieges nur zwei Wasserläufe mehr gekreuzt haben. Zehn Stunden angestrengten Kletterns, elf Stunden Marsch sind nötig, um die Strecke von der Nordgrenze des Waldlandes bis zu diesem Punkt zurückzulegen: eine Entfernung von etwas über 20 km in der Luftlinie gemessen.

Anstieg zum Grasland.

Oben im Grasland.

Ich habe dieser Geländeschilderung meinen Ostweg zu Grunde

gelegt; die westliche Strecke zeigt ganz ähnliche Verhältnisse, nur zieht sich der letzte, stetige Anstieg in Serpentinen bis Bamesson und ist nicht unwesentlich sanfter geböscht als der beschriebene.

Nun die Hochlandgebiete betreten sind, ergiebt sich für das ganze eigentliche Grasland ein einheitliches, gleichartiges Geländegepräge. Vom Marschstandpunkt aus begrüfst der Forscher mit Freuden die im Vergleich zum Waldland ungleich gröfsere Gangbarkeit des ganzen Gebietes, den festen, harten Boden. Hier giebt es keine hemmenden Flufsläufe, keine schwierigen Bodenerhebungen mehr. Weiche, wellige Hügel, dazwischen Thäler und ausgedehnte flache Mulden sind die bezeichnende Reliefgestaltung des eigentlichen Graslandes. Erst der Auf- und Abstieg der Wadjoberge ist wieder steiler, und das Hinaufklettern auf die Höhe nördlich von Bamungu weckt an manchen Stellen die Erinnerung an die Bamessonhänge. Zahlreiche Wasser durchrieseln das weite Gebiet. Den Ufern entlang ziehen sich teils kleinere Waldpartieen, teils langgedehnte, schmale Raphiahaine. In raschem Lauf eilen die Bäche zu Thal, stürzen sich oft fünf, zehn und noch mehr Meter in schönen Fällen in's nächste. Ab und zu tritt an einer schroffen Hügelwand rot schimmerndes Gestein zu Tage, gleich rötlichen Bändern ziehen sich, nach den Grasbränden weithin sichtbar, im jungen Grün die Wege durch das Land, oder wogendes Schilfmeer wiegt sich im frischen Winde über den mafslosen Flächen.

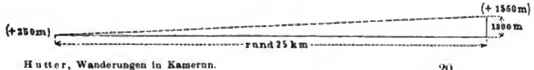
b) Orographische Gestaltung.

Der orographische Aufbau gestaltet sich demnach folgendermafsen: Das eigentliche hügelige Hochland fällt in einem Steilhang ab. Riegelartig sind ihm Querthäler und -Rücken bald, bald einzeln sich erhebende Berge in wirrem Durcheinander vorgelagert; mit um so schrofferen Formen, je näher sie dem Fufse der Hochlandswand sind. An der Nordgrenze des Waldlandes, am Babeflufs, zeigen sie allmählich weichere Gestaltung und nehmen im letzten Teil des Waldlandes mehr vorbergartigen Charakter an.

Südhang und -Ausläufer des Hochlandes.

In Bezug auf Relief mufs dieses letzte Stück Waldland (vom ersten Wasserlauf nördlich Sabi an) von diesem getrennt und hier mit hereingenommen werden. Es ergiebt sich dann folgendes Höhendreieck (Abb. 36). Daraus errechnet sich allerdings nur ein Böschungswinkel von etwa 3°.

Abb. 36.



Für die thatsächliche Geländegestaltung hat dieser aber natürlich gar keinen praktischen Werth. Infolge der kettenförmigen Anordnung des ganzen Vorberggebietes bis zum Fufse des eigentlichen Abfalles verzehnfacht sich dieser Winkel nicht selten bei den Böschungsverhältnissen der Einzelteile. Leider finde ich in meinen Aufzeichnungen keine einwandfreie Höhenangabe für den Fufs des eigentlichen Abfalles. Höher wie 800 m liegt er auf keinen Fall. Hieraus ergiebt sich ein Höhenunterschied von 750 m, der bei einer Horizontalentfernung von nicht ganz 5 km überwunden werden mufs; denn man darf nicht vergessen, dafs schon eine Stunde vor Bamesson das Gelände bedeutend ebener wird, also bis dahin der Hauptunterschied bereits stattgefunden hat. Mit der Höhe von 1550 m ist — immer in der Richtung meiner Marschstrafse — der höchste Punkt des Südrandes der Hochlandgebiete erreicht. Seine Entfernung in der Luftlinie von Beginn der Vorberglandschaft an beträgt nicht ganz 30 km, von der Nordgrenze des Waldlandes etwas über 20 km.

Das eigentliche Grasland.

Das nunmehr folgende eigentliche Grasland ist ausgesprochenes Hügelland. Die Höhenverhältnisse schwanken zwischen 1200 m und 1600 m. Es sind im allgemeinen in Nordwest-Südost Richtung streichende Ketten; ich erinnere daran, dafs auch die Rücken der Vorbergslandschaft gleiche Richtung zeigen. Häufiger ist die zusammenhängende Form, eben in Ketten, wobei die Rückenlinien teils die Kuppen der einzelnen Hügel noch deutlich erkennbar zeigen, zum Teil aber auch in fast ebenen Linien ziehen. Weiter im Grasland, bereits östlich von Bali, zeigt sich auch die Einzelform; aber immerhin ist die Nordwest-Südost Achse länger als die in Richtung Südwest-Nordost. Die dazwischen gelagerten Thäler sind dementsprechend entweder Längsthäler oder erweitern sich zu Mulden und Kesseln, in denen dann nicht selten kleinere isolierte pilz- und hutförmige Erhebungen wie grofse Warzen auf der Erdoberfläche aufsitzen. Die Formen der Ketten und Einzelhügel sind im ganzen weich (Böschungsverhältnisse siehe Abb. 7a und 7b auf S. 171), gleich den letzten Ausläufern des südbayerischen Vorberggebietes. Nicht selten jedoch sind entweder die Kuppen infolge Absplitterung des schieferigen Gesteins schroff und felsig ohne jede Pflanzenbedeckung, oder es fällt die eine oder andere Seite des Hügels in steiler geböschten nackten Wänden ab, über die ein kleiner Wasserlauf in schönen Fällen zu Thal stürzt. So rauscht am steilen Südwesthang des langgestreckten Hügels, auf dem Bali liegt, ein Wasserfall an 20 m hoch herab. Gegen Nordost zu ändert sich die Gestaltung insofern, als über Bafuen hinaus die Böschungen

steiler werden und die Hügelketten massivere, zusammenhängendere Formen mit ziemlichen Breiten- und Längenausdehnungen annehmen: das Hügelland wird zum Bergland. In nördlicher und noch mehr nordwestlicher Richtung scheint das weiche, offene Hügelland sich sehr weit fortzusetzen.

Ein Bergstock-Plateau?

Ich stehe damit hier vor der orographischen Schwierigkeit, als was die Wadjoberge, und noch mehr der lange und breite Höhenzug nördlich und nordöstlich von Bamungu anzusprechen ist; wie und ob und wo Zusammenhang vorhanden, überhaupt ob wir es hier mit einer höherliegenden Stufe, mit einem Randgebirge, mit, den bisherigen Nordwest-Südost streichenden gleichen, nur weit massigeren Hügelketten zu thun haben, oder endlich ob hier ein plateauartiger Bergstock im Grasland lagert, der nach verschiedenen Richtungen langgestreckte, breite Rücken ausstrahlt.

Von einer Stufenbildung kann nicht gesprochen werden; dafür fehlt die wesentlichste Bedingung: die gleichbleibende Höhenlage auf gröfsere Ausdehnung (im Verhältnis zu der in diesem Fall in Betracht kommenden Ausdehnung des ganzen Landes bis zum Benuë). Diese gröfsere Ausdehnung ist auch dann nicht gegeben, wenn ich den Höhenrücken meines Standpunktes etwa als eine (südlichste) Terrainwelle einer „Terrasse“ annehme; denn schon bald — „1 Tagemarsch weiter“, d. i. höchstens 25 km — „senkt sich das Land wieder“ (siehe S. 303). Ebenso ist bei eingehenderer Erwägung und auf Grund eigener Anschauung der im ersten Augenblick sich aufdrängende Gedanke von der Hand zu weisen, dafs sich hier vielleicht ein Randgebirge befinde, das dann also die nach Nordosten und im Bogen über Norden nach Südosten biegende Fortsetzung des bei Bamesson erklommenen Randes der Hochlande wäre. Der von jenem gänzlich verschiedene Aufbau und die anders gestaltete Anordnung sprechen allein schon zur Genüge dagegen. Als weitere Gegengründe sind anzuführen: der nach Südosten und Osten gerichtete Flufslauf des Bamum, und die Ost von Tinto im Waldland gepeilten Berge, die mit grofser Bestimmtheit auf ein nahe dahinter liegendes Randgebirge schliefsen lassen. Dieses Randgebirge ist jedenfalls eine weit ungezwungenere südliche Fortsetzung des bei Bamesson erstiegenen als die eben angedeutete kühne Biegung (vergl. auch vorigen Abschnitt S. 241).

Bleiben also noch die beiden letzten möglichen Gestaltungen: unzusammenhängende Hügelketten, oder Bergstock-Plateau. Mein Einblick war zu mangelhaft, um mit Bestimmtheit für die eine oder andere dieser Gruppierungen mich zu entscheiden. Für die Annahme eines

Bergstock-Plateaus sprechen vier Gründe: 1. wird das Thal von Bamungu gegen Nordwesten enger, nach Südosten weiter; 2. steigt das Gelände von meinem Höhenstandpunkt nördlich von Bamungu nach Nordwesten an; 3. berichteten mir die Haussa von einem Nordnordwest liegenden „Berge, dem Vater des Katsena Allah" (siehe S. 303); 4. schliefslich dürften auch die steileren Böschungen der Wadjokette und des nordöstlich ihr gleichlaufenden Rückens für eine gröfsere selbständige, also zusammenhängende Erhebungsgruppe sprechen.

Ich entwerfe von diesem angenommenen Bergstock-Plateau — die nördlich von Bali gepeilten Berge mit hereinbezogen — folgendes Bild: der Kern, zugleich die höchste Höhe, an 2000 m, liegt 60 bis 80 km nordnordöstlich von Bali. Nach Norden und Nordosten sendet es keine Ausläufer, sondern lagert breit, sich nach diesen Richtungen abdachend. Ein gröfserer Ausläufer geht vielleicht nordwestlich; ein anderer rein westlich: die von Bali aus nördlich gepeilten Bergketten. Von zwei weiteren massigeren Ausstrahlungen geht die eine südsüdöstlich: die Wadjoberge; die andere, sich in ihrem südlichen Teil verbreiternd nach Ostsüdost. Zwischen den beiden letzteren liegt das Thal des Bamumflusses; zwischen dem Westausläufer und der Wadjokette ein grofses breites Thal, in dem die nördlich und nordöstlich von Bali eingezeichneten Orte und kleineren Höhenzüge und Hügel liegen. Die Wadjokette trifft auf die Erhebungen des Süd Randgebirges (das sich von Bamesson östlich fortsetzt), und schafft so, in Verbindung mit einem langgestreckten für sich bestehenden Höhenzuge 30 km östlich von Bali, das Thal westlich von Bagangu.

c) Hydrographische Gestaltung.

Die Wadjokette, überhaupt der ganze soeben gezeichnete Bergstock, nicht minder das Randgebirge von Bamesson spielen eine wichtige Rolle bei Betrachtung der Wasserverhältnisse des eigentlichen Graslandes; erstgenannter Bergstock greift wahrscheinlich in dieser Hinsicht auch nach Adamaua hinein über. Beide sind Wasserscheiden.

Wasserscheide zwischen Mbia und Benuë

Das Süd Randgebirge ist eine Hauptwasserscheide in Nord-Süd Richtung: es trennt das Stromgebiet des Mbia im Waldland von dem des Benuë. Die von den Hängen nach Süden, Südosten und Südwesten sich ergiefsenden gröfseren und kleineren Bergwasser sind wohl unzweifelhaft nördliche Zuflüsse des Babe. Im Hochland angelangt, sieht man bis zur Wadjokette alle die zahlreichen Bäche in nordwestlicher und westlicher Richtung strömen, also offenbar dem Katsena Allah, dem bedeutenden südlichen Nebenflufs des Benuë, zu.

Wasserscheide zwischen Mbia und Mbam.

Jenseits der Wadjokette strömt der Bamum in Südost Richtung ab. Dafs dieser in einem kühnen Bogen sich plötzlich wieder nach Westen wendet und so ins Waldland hinuntergeht, ist nach der geschilderten orographischen Gestaltung gänzlich ausgeschlossen. Auch die bestimmte Aussage der Eingeborenen steht dagegen. Dann aber mufs er zu einem anderen Stromgebiet gehören, und dieses kann kein anderes sein als das des Mbam (Lom oder Sannaga), wenn wir nicht hier den Ursprungslauf des Mbam selbst vor uns haben?? Das ist aber jedenfalls sicher, dafs die Wadjokette zusamt dem von ihr ausgesendeten Bergmassiv, und verlängert mit der nach Süden biegenden Fortsetzung des Randgebirges der Hochlande eine weitere Wasserscheide bildet, und zwar die Ost-West Hauptwasserscheide zwischen den Stromgebieten des Mbia und des Mbam.

Eine Nebenwasserscheide.

Den breitgelagerten Höhenrücken, auf dem mein nördlicher Standpunkt liegt, mit seinem Westausläufer darf ich wohl, ohne auf das gefährliche Gebiet abenteuerlicher Vermutungen zu geraten, als Nordost-Südwest Nebenwasserscheide ansprechen, die zum mindesten den Biya von dem südlich Takum dem Katsena-Allah zuströmenden Wasser (dem Oberlauf des Katsena-Allah selbst?) trennt.

Die Wasserläufe im eigentlichen Grasland.

Die dem Katsena Allah bezw. dem Biya zueilenden zahlreichen Wasserläufe sind hier in ihren obersten Oberläufen natürlich schmal und seicht. Keiner ist breiter als 4 bis 5 m, bei höchstens 1 bis 2 m Tiefe; infolgedessen giebt es im eigentlichen Grasland auch keine Kanus. Sie haben meist starkes Gefälle, und rauschen in klaren, frischen Wellen über steinigen, felsigen Boden in eingeschnittenen Betten, in die man oft 4 bis 6 m tief hinabsteigen mufs. Die orographische Gestaltung zwingt sie nicht selten, in Fällen von oft ganz beträchtlichen Höhen (bis zu 30 m) zu Thal zu gehen. So befindet sich an der fast 30 km östlich von Bali streichenden langen Hügelkette ein fast 30 m hoher Wasserfall: aus einem Felsenloch an der Westwand, das einen Durchmesser von gut 1 m besitzt, stürzt sich eine ziemliche Wassermasse im Bogen herab; es mufs also offenbar eine unterirdische Wasseransammlung und, aus der starken Strömung zu schliefsen, eine Strecke unterirdischen Laufes vorhanden sein. (Mich erinnerte diese Erscheinung lebhaft an die sogenannte „Kuhflucht" bei Partenkirchen.)

Keine Kanu.

Der Bamum, der bei Bamungu eine Breite von nur 4 bis 5 m hat, vergröfsert sie rasch; und schätzte ich sie, etwa 25 km weiter Südost, wo er aus seinen waldbedeckten Ufern wieder sichtbar wurde, auf 10 bis 15 m. Er hat in dem mir bekannten Stück seines Oberlaufes mittleres Gefälle (etwas mehr als 1 m).

d) Topographische Gestaltung.

Bodenbeschaffenheit. Das Grasland ist „die rote Erde“ Nord-Kameruns. Rötlich schimmern die nackten Felswände; gleich grofsen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem saftigen Grün der Bananenhaine weithin die grofsen, freien Versammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die schmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über sie hinweggegangen sind, oder durch das junge frische Grün, mit dem die tropenkräftige Natur sie bald wieder schmückt.

Lateritgebiet.

Wir haben es mit einem weitausgedehnten Lateritgebiet zu thun, das nicht nur auf das eigentliche Grasland beschränkt ist. Das Randgebirge, seine Vorbergskette nach Süden gehören dazu bis fast zum ersten Flufs nördlich von Sabi; nicht blofs orographisch, sondern auch was Boden- und Gesteinsart anlangt, gliedert sich diese Strecke mehr dem Hochland als dem Waldland an. Nach Norden erstreckt es sich bis Balimudi (Takum); wenigstens mufs ich das aus den Aussagen und Beschreibungen der Graslandstämme und der Haussa schliefsen.

Die Steilböschungen der Hänge des Randgebirges, ebenso jene mancher Hügelwände im Hochland oben, lassen deutlich erkennen, aus welchen Gesteinsarten sich dieses Verwitterungsprodukt, das viel thonige Bestandteile aufweist, gebildet hat. Vom Sabiflufs bis hinauf zur Höhe von Bamungu herrscht krystallinischer Schiefer, Gneifs und thonartiger Sandstein als feste Gesteinsunterlage. Die Mächtigkeit der darauf ruhenden Zersetzungsschicht, eben des Laterits, ist an verschiedenen Stellen ganz verschieden; nicht minder verschieden das Stadium der Verwitterung. In den weiten Thälern und Kesseln des eigentlichen Hochlandes ist die Schichthöhe nicht selten ein, zwei und noch mehr Meter stark bei weit vorgeschrittenem Zersetzungsprozefs. Diese Stärken finden zum Teil ihre Erklärung auch darin, dafs die heftigen Regengüsse den Laterit von den Thalwandungen u. s. w. in die Niederung heruntergeschwemmt und dort angehäuft haben; Sand, Lehm und Aschendünger ist häufig beigemischt, oder darauf gelagert. An einzelnen Stellen ist der Laterit an den Hängen noch liegen geblieben, namentlich da, wo die Auflösung noch nicht sehr weit vorgeschritten ist: das sind dann die weithin leuchtenden roten Flecke an den Böschungen. Die Kuppen sind nicht selten in mächtigen, schiefrigen Platten abgesprengt, so dafs also dann auf der kurzen Strecke vom Gipfel eines Hügels bis hinunter zur Thalsohle alle Stadien, vom gesunden Felsen bis zum vollkommenen Laterit, klar zu Tage liegen. Auch in der reinen

Senkrechten kann man diese Beobachtungen machen: an den meist eingeschnittenen Wasserläufen des eigentlichen Graslandes. Ueber felsigen Boden — vielfach Gneifs — rauscht der Bach, und die fast senkrechte Uferböschung zeigt von unten nach oben gleichfalls die ausgesprochenen Zwischenstufen von dem unzersetzten Gestein durch Horizontalschichten von Brauneisenstein (?), rötlichem Sandstein und Thon bis zum reinsten Laterit.

Quarz.

Die Oberfläche des Bodens ist in dem Berggebiet zwischen dem Sabiflufs und den Höhen von Bamesson mit grofsen und kleinen Quarzbrocken übersäet und auch durchsetzt; im eigentlichen Grasland oben deckt Quarzgeröll das Land auf weite Strecken. Scharfkantige Stücke, von den Eingeborenen „Eisenstein" genannt, mit bedeutendem spezifischen Gewicht sind zahlreich darein verstreut. Auf diesen Eisensteinen und auf dem unzweifelhaften Eisengehalt des Laterits selbst gründet sich die hochentwickelte Eisenindustrie; auf der Thon- und thonigen Sandsteinhorizontalschicht unter ihm die nicht minder hochstehende Thonbearbeitung in den Baliländern. Der Umstand, dafs in den östlich von Tinto liegenden Bergländern gleichfalls Eisenindustrie statthat (siehe Abschnitt V, S. 248 und a. a. O.), läfst auf gleichen geologischen Aufbau jener Gebiete berechtigte Schlüsse ziehen.

Eisenstein.

Zinn?

Ein mir als Laien unbekanntes metallisches Gebilde, wenn anders es nicht Zinn ist, mufs ich noch nennen. Nicht selten sind die Pfeifenrohre, sowie die als Trinkgefäfse benutzten Büffelhörner mit einem papierblattdünnen, nickel- oder stanniolähnlichen Ueberzug versehen. Die Erklärung der Leute: „Sie gewännen Stücke solchen Metalles in Gruben und hämmerten es dann in dünne Blättchen", liefse auf genanntes Metall schliefsen. Wenn ich mich recht erinnere, hat übrigens Conrau bei den Bangwa oder bei den Basosi Gleiches beobachtet. — Auch Kupfer mufs es im Lande geben; ich schliefse das aus Erzeugnissen der Industrie [siehe unten: II. p) Gewerbe]. Genaueres über den Ort seines Vorkommens, Art der Gewinnung u. s. w. habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Kupfer?

Bodenbedeckung. Konnte und mufste, was Bodenbeschaffenheit anlangt, das ganze Gebiet von der Nordgrenze des Waldlandes bis zur völker- und länderscheidenden Abdachung im Grasland als eines beschrieben werden, so schafft die Bodenbedeckung gänzlich verschiedenes Gepräge, einerseits für das Vorbergland bis zur Grenze des Randgebirges, anderseits für das eigentliche Grasland selbst. Es ist das auffallend, da eben der Boden doch gleiche Beschaffenheit auf der ganzen Strecke zeigt; der Grund mufs also offenbar in den Höhen-

und damit klimatischen Unterschieden liegen. Die sterilisierende Wirkung des Laterits, die in den niedrigeren Pflanzengebilden des Hochlandes, der Grasbedeckung, unverkennbar sich zeigt, mufs in der tiefer gelegenen Waldbergstrecke durch die feuchte, tropische Wärme wieder ausgeschaltet werden.

Bis zum Babeflufs herrscht, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen, der Hochwald. Nördlich desselben setzt er sich fort, aber immer mehr und mehr durchsetzt von Oelpalmen. Endlich auf halber Höhe des eigentlichen Abfalles des Randgebirges zeigt sich dem Auge ein, viele Kilometer weit alle Hänge, Schluchten und Berge bedeckender Oelpalmenwald nach allen Richtungen. Also: Vom Tiefland (Sabi 220 m) bis zu einer Höhe von 700 m (Banti) Baumwald, von 700 bis 1400 m Oelpalmenwald. Von da ab in durchschnittlicher Höhenlage von 1400 m bis weit nach Norden über die Wadjoberge hinaus Gras. Die Bodenoberfläche ist aber stets Laterit in verschiedenen Stadien der Zersetzung.

Bedingungen für Gedeihen der Oelpalme.

Bei der Wichtigkeit der einen dieser deckenden Pflanzenarten, der Oelpalme, wäre es sehr interessant, deren günstige Existenzbedingungen aus den gegebenen Thatsachen ergründen zu können. Leider fehlt hierzu ein ganz wesentliches Moment: Kenntnis der klimatischen Verhältnisse auf Grund meteorologischer Beobachtungen in der eben gezeichneten Oelpalmenzone. Augenscheinlich aber ist diese Höhenlage (zwischen 700 und 1400 m) bei Lateritboden und den hier herrschenden klimatischen Verhältnissen einem massenartigen Wuchs dieser Pflanze in ausgedehntesten Waldbeständen äufserst entsprechend: eine Beobachtung, die für einen regelrechten Anbau dieser für den Handel so bedeutsamen Palme nicht unwichtig sein dürfte.

Hochwaldbäume und Oelpalme haben ihre eingehende Besprechung bereits im vorigen Abschnitt gefunden; ich wende mich also gleich der Bodenbedeckung zu, die dem eigentlichen Grasland sein eigenartiges Gepräge verleiht, und ihm seinen Namen gegeben hat: dem Gras.

Das Gras.

Bei den gewaltigen Strecken, die es dort oben ausschliefslich beherrscht, ist der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebietes. Da unten wirken die Ausmafse in der Senkrechten, hier oben die mafslosen Flächen. Eines aber ist es, was den Nordländer rascher mit dem Pflanzenwuchs der Hochlande vertrauter, in ihm sich schneller heimisch fühlen läfst: die Schlichtheit, Einfachheit, ja Rauhigkeit der Pflanzendecke. Im Waldland bleibt die üppige Tropenkraft der Vegetation mit ihren neuen, seltsamen Gebilden stets fremd und ungewohnt; im Grasland

findet der Deutsche, der berggewohnte Bayer insbesondere, das von Kindheit an ihm vertraute Berggepräge mit seinen schmuckloseren Pflanzen, mit seinen Almenmatten. Wenigstens annähernd; denn der weiche, tiefgrüne Rasen unserer nordischen Wiesen ist es ja durchaus nicht, das kurze, würzige Gras unserer Berglahnen sucht man hier vergebens. Auch anders als das Gras der Parklandschaften ist es geartet.

Es sind die 1,5 bis 2,5 m und noch höheren Panaceen, die oben scheinbar lückenlos geschlossen, büschelförmig aus gesonderten, erhöhten Wurzelstöcken aufschiefsen. Der Boden zwischen den letzteren ist nackt, hart und mit dem festen Quarzgeröll, der Lateritbildung zugehörig, bedeckt. Mit scharfen Schilfblättern sind die starken Halme bewehrt, die beim Durchmarsch bald blutige Furchen über Gesicht und Hände ziehen. Blumenschmuck ist der Savanne fremd; nur verstreut wächst die mattrot oder gelb blühende Indigostaude, ein Okrostrauch mit seinen gelben und roten Farben steht da und dort. Gespenstig ragt ab und zu das knorrige, krüppelhafte Geäst einer einzelnstehenden Zwergakazie aus dem Halmenmeer hervor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Aeste angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der zählebige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Was so an lebhaften Einzelfarben fehlt, ersetzt die Natur durch Farbentöne des Ganzen: nicht lange nach den verheerenden Grasbränden liegt zartes, junges, frisches Grün über all den neutreibenden, spriefsenden Flächen; während des Absterbens zu Beginn der Trockenzeit spielen über sie hin alle Farbenreize des Herbstes gleichwie in unseren Wäldern. Dann herrscht ein steter Wechsel von bläulichen, grünen, zart roten und goldigen, warmen braunen, fahlen gelben Tönen, die im violetten Duft der fernen Bergketten verschwimmen. „Morgenluft weht über die herrliche Landschaft hin, die tauglänzend und mit den zartesten Farbentönen geschmückt daliegt, begrenzt von Adamauas blauer Hügelkette. . .“ schreibe ich in meinem Tagebuche Ende November 1891. Sehr lange dauert das freilich leider nicht; die Unterschiede gehen mehr und mehr in ein gleichmäfsiges, dunkleres Braun unter, das bald eintönig von der ganzen Landschaft Besitz nimmt, bis die Natur für neuen Wechsel sorgt: ein grofsartiges Schauspiel gewähren die Mitte der Trockenzeit über die Graslande West-Afrikas dahinziehenden gewaltigen Brände.

Die Grasbrände.

Wie sie einst die karthagische Flotte vor mehr als 2000 Jahren geschaut, als sie an der unbekannten Küste nach Süden drang, wie

sie Mungo Park vor 100 Jahren im Hinterland des Gambia gesehen, so wälzen sich auch heute noch über die Savannen des dunkeln Erdteils die Flammenmeere dahin. „Die im Dezember und Januar aufflammenden Grasbrände“ — so schildere ich in meinem Tagebuche diese Erscheinung — „kündigen sich, aus dem Innern näher kommend, schon Wochen voraus durch bräunlichen Duft an, der über der ganzen Landschaft lagert. Bisweilen bringt auch der Nordost ein förmliches schwarzes Schneegestöber, indem er die verbrannten Grashalme vor sich hertreibt. Tagsüber ist dann die Landschaft in Rauchwolken gehüllt, abends aber fesseln das Auge prächtig schöne Bilder in ihrer unendlichen, stets überraschenden Mannigfaltigkeit. Dort loht es auf, als riesenroter Hintergrund die Umrisse von Hütten, Bäumen und Höhen scharf zeichnend, da brennt ein ganzer Berg, hier zieht sich eine feurige Schlange durch's breite Thal und kriecht dann hinauf zur Höhe, und dort drüben endlich kommt es angewälzt in geschlossener, riesiger Breite, gleich anrückenden Sturmkolonnen, und das Prasseln des Feuers, das Freiwerden und plötzliche Verdampfen der gebundenen Dünste und Flüssigkeit gleicht dem Geknatter der Gewehre.“

Ueber eines aber war ich trotz dieser Grofsartigkeit anfänglich eigentlich enttäuscht. Ich hatte von den amerikanischen Präriebränden gelesen, dafs sie in rasender Eile dahinbrausen, und kaum die flüchtigsten Tiere sich retten könnten! Hier in den Savannen Nord-Kameruns geht das nicht so geschwind. Nicht blofs jeder Vierfüfsler, auch der Mensch kann den Grasbränden, selbst bei grofser Nähe, mit Leichtigkeit sich entziehen, höchstens dafs man hier und da 'mal ein bifschen Laufschritt einschalten mufs.

Die Grasbrände werden meist von den Eingeborenen absichtlich gelegt und unterhalten, um wieder freieren Ueberblick zu gewinnen, zur Rodung und Düngung neu zu bebauender Flächen zugleich. Auch zu jagdlichen Zwecken werden sie angezündet, und nebenbei fällt doch auch manche der häufigen Schlangen dem feurigen Element zum Opfer. Ich habe nie gesehen oder gehört, dafs das Feuer ihren Dörfern gefährlich geworden wäre. Einmal liegen die Hütten doch nicht unmittelbar am Grasrande; meist ist ein kleiner lichter Zwischenraum, oder Bananengruppen stehen da und dort; und dann bilden die Flammen, in der Nähe gesehen, stets nur schmale Feuersäume, so dafs sie sich an den genannten Wehren rasch brechen.

Pflanzen-jahreszeiten.

Ein paar Wochen lang, nachdem die Grasbrände über eine Landschaft weggegangen sind, bietet diese ein düsteres, abgestorbenes Bild.

Asche und verbranntes Gras decken den Boden und wirbeln bei dem leichtesten Windhauch belästigend in die Höhe, halbverbrannte Halme ragen da und dort einzeln und büschelweise empor; scheinbar erstorben liegt das Land; auch kein Tierleben regt sich mehr, nur die Ameisen und Termiten haben in ihren unterirdischen Wohnungen oder feuerfesten Hügeln den Brand ruhig über sich hinwegziehen lassen. Aber nicht lange dauert das; die Tornadoperiode kündigt sich mit einigen vorausgesandten tüchtigen Gewittern an, und bald, höchstens drei bis vier Wochen nach den Bränden, gewähren die Hügel, Berge und Thäler ringsum den lieblichsten Anblick mit ihrem zarten, jungen, frischen Grün im neuen Pflanzenkleid um die weichen Formen: der Tropenfrühling der Grasgebiete zieht in's Land. Rasch wächst und spriefst alles auf's neue empor aus den Aschenfeldern, und wenn ein paar Monate später die Regenzeit einsetzt, rauschen die Wassermassen nieder auf die zu alter Höhe erstandenen Grasmeere. Während derselben scheint ein förmlicher Stillstand im Wachstum der Bedeckung einzutreten; grün und graugrün unverändert liegen die regenschweren Flächen. Erst zu Ende der Regenzeit, zu Beginn der Trockenmonate schmückt sich die Steppe mit den Farben des Tropenherbstes.

Das ist die Savanne Nord-Kameruns in ihrem Pflanzenkleid, welches dem Lande das ihm eigene Gepräge verleiht.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In den Mulden und Thälern längs der zahlreichen, quellfrischen Wasserläufe ziehen sich schmale Waldstreifen: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchtgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden, dem Sand und Lehm und nicht zum letzten der von den Hängen zu Thal geschwemmte Aschendünger aufserordentliche Fruchtbarkeit verleihen. Diese Waldstreifen bleiben ewig frisch und grün; die Grasbrände dringen nie in geschlossene Holzbestände, versengen höchstens die Ränder. In ihnen erinnert uns die Natur, dafs wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie für die sonst so einfachen Pflanzenformen entschädigen, häuft sie in diese in die Thalsohlen eingesprengte Buschvegetation eine solche Ueberfülle von Lebenskraft, dafs der Faden der Gesetzmäfsigkeit ganz zerreifst. Hier finden wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder, nur die Lianen und die Oelpalme fehlen, sowie die walzenartigen Bäume; auch der Rotholzbaum ist nicht vertreten zum Leidwesen der Eingeborenen. An Stelle der Oelpalme tritt eine andere hohe Palme mit kleiner Büschelkrone (Hyphaene?), sowie niedriges Stechpalmengebüsch. An den Rändern gegen das Gras zu wächst

Waldbestände.

häufig der Kolanufsbaum. Diese Waldbestände wurden häufiger und ausgedehnter, je weiter ich nach Nordosten kam; im Bamunguthal sah ich sie auch an den Hängen sich hinziehen. Immerhin jedoch ist die Grasbedeckung überwiegend.

Die Unverwüstlichkeit des tropischen Pflanzenwuchses zeigt sich in den Bestandteilen dieser Waldinseln gleichfalls wieder so recht. Zur Herstellung der Pfosten in der Umzäunung meiner Station liefs ich in diesen Buschpartieen eine Menge kleiner Bäume mit palmenartigem Stamm, Büschelkrone und langen blattförmigen Blättern, etwa armesdick und 2 bis 3 m hoch schlagen. Diese wurden behufs leichteren Einsetzens unten zugespitzt und wie Pfähle in den Boden gerammt. Es währte nur wenige Wochen, so trieben frische Kronen und am Stamm sprofsten allenthalben junge Schöfslinge!

Weinpalme.

An gleichen Orten, wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten (10 und 15 km langen) Hainen die Raphia, diese dem Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz an Stelle der Buschwaldbäume, an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Die Weinpalme ist den Bewohnern der eigentlichen Graslandgebiete, was die Oelpalme dem Waldländer ist; sie ist ihm eigentlich noch mehr vom Standpunkte der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse aus. Einmal bildet sie und das Gras das ausschliefslichste Baumaterial für die Behausungen; auch das Bindemittel hierzu liefert sie in Gestalt der weichen, schmiegsamen Rindenstreifen der Blattrippen. Dieselben werden auch verwendet zur Herstellung der sorgfältig und dauerhaft geflochtenen Traggefäfse der verschiedensten Art, von der zierlichen Basttasche bis zum grofsen Korb. Aus den Fiederblättern binden sich die Leute ihre Besen; mit dem faserreichen Mark (als Korke verwendet) verschliefsen sie die Kalebassen und Palmweinkrüge. Der Palmwein, das unentbehrliche Getränk für den trinkfesten Graslandbewohner, wird ausschliefslich aus der Weinpalme gewonnen. (Der Stammstrunk wird angebohrt und der heraustränfelnde Saft in einer Kalebasse aufgefangen. Gewöhnlich geschieht das Anzapfen morgens, und nachmittags wird das gefüllte Gefäfs abgeholt. Die Wunde wird mit Harz verschlossen, und der Baum bedarf einer mehrwöchentlichen Schonung.) An den Blattrippen als Tragestangen werden die Kalebassen, gefüllt mit der aus demselben Baum abgezapften Flüssigkeit, zu zehn und zwölf aufgereiht, aus den oft weit entfernten Hainen vergnüglich ins Dorf geschleppt; an ihnen hängen die Körbe mit den Farmfrüchten gefüllt u. dergl. m.

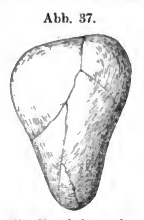
Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich

doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Ich habe geradezu riesenhafte Gebilde zu Gesicht bekommen. Der Wurzelstock oder Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Raphia ja bekanntlich nicht —, von einem Umfang von 3 m, 30 bis 40 Wedel, jeder 15 bis 20 m lang und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.

Wenn man den Palmwein nennt, mufs man auch der Kolanufs gedenken; beides gehört da droben im Hochland immer zusammen wie bei uns Bier und Brot. Und da auch der Kolabaum gleich der Weinpalme nicht so fast zu den Kulturgewächsen, als vielmehr zu den wildwachsenden Pflanzen gerechnet werden mufs, sei auch dieser wichtige Baum gleich hier näher beschrieben. Die Sterculia acuminata ist hier ein hübsch gebauter, etwa 2 m hoher Baum mit dichter Laubkrone aus kräftigen tiefgrünen Blättern. Die Frucht ist fast so grofs wie eine Kokosnufs mit harter Schale. Diese aufgeschlagen, zeigen sich im Innern fünf bis sechs grofse Kerne in weifsen, starken Häuten, die nebeneinander liegen etwa ähnlich recht grofsen Orangenschnitten. Häutet man einen dieser Fruchtteile, so zeigt sich in ihm endlich der eigentliche, efsbare Kern, der wieder aus mehreren ungleichmäfsig gelagerten, abgeplatteten Schnitten besteht, die sich mit dem Fingernagel trennen lassen. Der eigentliche efsbare Kern sieht, enthäutet, etwa aus, wie Abb. 37 zeigt. Dem Kolabaum möchte ich, gleichwie der Erdnufs, noch eine Zukunft als Kulturpflanze im Plantagenbetrieb mit Sicherheit voraussagen. Man hat sich bald an den herben, zusammenziehenden Geschmack gewöhnt und ich habe an mir selbst thatsächlich mit Verwunderung bemerkt, wie anregend und belebend der Genufs von einigen Schnitten bei starken körperlichen Anstrengungen wirkt.

Kolabaum.

Abb. 37.



Ein Fruchtkern der Kolanufs. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gröfse.

Abgesehen von Weinpalme und Kolabaum spielen zwei in den geschilderten Waldstreifen vorkommende Pflanzen im Haushalt der Graslandbewohner eine gewisse, wenn auch untergeordnete Rolle. Die eine ist ein niederes Gesträuch; die etwa pflaumengrofsen, grünen, schwach rötlich schimmernden Früchte bilden eine Bereicherung des überhaupt ganz reichhaltigen pflanzlichen Speisezettels der Hochländer: die Frucht enthält zahlreiche, kleine flachgedrückte Kerne, die wie

Efsbare Frucht.

Bohnen schmecken mit etwas terpentinähnlichem Beigeschmack. — Die andere Pflanze möchte ich den „Seifenbaum“ nennen. Ein etwa 2 m hoher, breitästiger Baum mit scharf gezackten Blättern und starken Dornen trägt ähnliche Früchte wie eben beschrieben, jedoch etwa apfelgrofs. Sie sind ungeniefsbar; aber in Wasser weich gekocht, wird das Innere zu einer schaumigen, seifenähnlichen Masse, und auch als solche benutzt. Aufserdem findet die rohe Frucht Verwendung beim Spinnen, indem sie die Stelle der bei unserer Spindel üblichen Holzkugel vertritt. — Ob diese beiden Pflanzenarten nicht auch im Waldland vorkommen, weifs ich nicht, halte es aber für wahrscheinlich.

„Seifen“-baum.

Baumwollstaude.

Eine weitere, bemerkenswerte Pflanze wächst gleichfalls wild in den eigentlichen Grasgebieten, aber vereinzelt und in nicht bedeutenden Mengen: die Baumwollstaude. Die Eingeborenen kennen sie wohl, und ihre einheimischen Gewebe geben davon Zeugnis. In Adamaua soll sie regelrecht als Farmpflanze gebaut werden.

Arzneipflanzen.

Endlich habe ich noch einer Arzneipflanze der Baliländer Erwähnung zu thun. Auf ihren botanischen Namen kann ich sie nicht ansprechen; aber hier ist ihre Beschreibung: eine binsenartige Pflanze, welche in einem cylindrischen, langen, grünen Halm aufschiefst; der Stengel ist innen mit kleinen, weifsen Zellen durchsetzt. Der medicinische Teil ist der Wurzelknollen, braun und hart, und starken aromatischen Geruch besitzend. Diese Knollen werden getrocknet, zu Pulver zerstofsen und mit Wasser vermischt, eingenommen. Die Leute betrachten das Pulver als gutes Mittel gegen Fieber und nennen es „ngola“. — Eine weitere Arznei, äufserlich angewendet gegen Hautausschläge u. s. w., habe ich selbst mit gutem Erfolg versucht; vermag aber nicht mehr darüber zu berichten als die Aussage der Leute, dafs sie aus dem Pflanzenreich gewonnen wird.

II. Die Menschen.

Grundverschieden sind in jeder Beziehung die Stämme des Waldlandes und jene der eigentlichen Graslandgebiete. Sprachlich mögen sie alle der Banturasse angehören; als Lebewesen mit Fleisch und Blut, in der thatsächlichen Wirklichkeit sind die Hochländer ein anderer Menschenschlag. Und was hat diese Verschiedenheit hervorgebracht? Fast nur der geographische Unterschied mit seinen begleitenden Umständen. Hier, wie nicht leicht wieder so klar und zwingend, tritt dieses völkerverändernde Moment in seinen Wirkungen zu Tage.

Berge und schwierige Bodenbedeckungsarten trennen, Wasser und günstige Bodenbeschaffenheit und -Bewachsung führen zusammen. Auch diese Seite des geographischen Momentes zeigt sich hier. Auf meiner Marschkarte (Kartenbeilage 2), solange sie das Waldland betrifft, konnte ich mit Bestimmtheit die völkerscheidenden Grenzen angeben; oben, in den Baliländern, ist das nicht so leicht. Dort unten hausten die Stämme, ja deren einzelne Ansiedelungen für sich: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit im weiteren Umkreis, mag sie nun in freundlichen oder gegenteiligen Beziehungen sich äufsern, feind. Anders oben im Grasland mit seiner ungleich leichteren Gangbarkeit. Mochten und mögen die Graslandstämme in friedlichen Beziehungen sich näher kommen oder in kriegerischen Verwicklungen auf einander rumpeln: in jedem Fall schleifen sich die den einzelnen Stämmen vordem eigenen, ethnischen Verschiedenheiten mit der Zeit mehr oder weniger ab. Wie der verkehrsscheue Mensch mitten in der sogenannten „Gesellschaft“ lebend, seine Eigenart bewahrt, von dieser aber verliert, sobald er sich in den Bannkreis des gesellschaftlichen Nivellements begiebt; so geht es auch den Völkern.

Gleichartigkeit der Völkerverhältnisse.

Deshalb finden wir in den eigentlichen Grasländern, unterstützt durch die Gleichartigkeit der geographischen Verhältnisse auf ausgedehnten Gebieten, eine grofse Gleichartigkeit der Völkerverhältnisse in kultureller Beziehung (dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen). Erschwert das einerseits die Feststellung von zweifelsohne vorhandenen Völkerscheiden auf dieser Grundlage, so gestattet es andererseits aber auch, bei diesem oder jenem Stamm gemachte ethnographische Beobachtungen mit Fug und Recht für die übrigen als zu Gültigkeit bestehend, zu bezeichnen.

a) Völkerscheiden und -Verschiebungen.

Gesichtspunkte für Völkerscheiden.

In den Baliländern müssen wir nach weiteren Gesichtspunkten uns umsehen, nach denen wir die immerhin noch unverkennbar vorhandenen Völkerverschiedenheiten erklären können. Ein solcher ist einmal der anthropologische Unterschied, soweit noch erkennbar (Näheres siehe unten S. 326 u. f.); ein zweiter, noch mehr wie im Waldland, die Sprache. Auf letzterem gründet, teilweise, die von mir entworfene Völkerkarte des eigentlichen Graslandes (auf Kartenbeilage 2). Auf Richtigkeit in dieser Beziehung hat sie Anspruch, auf Vollständigkeit nicht. Es würde zu weit führen, hier das aus dem Abschnitt (VIII) über die Sprachen Einschlägige hereinzunehmen; ich verweise

also auf den Abschnitt selbst. Der dritte und sicherste aber ist die Geschichte. Diese, in Verbindung mit sorgfältig beobachteten bezw. erfragten ethnographischen und anthropologischen Thatsachen, ist es, die ich hauptsächlich der eben genannten Karte zu Grunde gelegt habe. Auch hierin darf ich Richtigkeit, nicht aber Vollständigkeit (wie man ja aus der Karte schon ersieht) behaupten. Da mufs ich nun weiter ausholen und Adamaua mit hereinziehen.

Völkerverhältnisse in Adamaua.

Adamaua zerfällt in mehrere, kleine Sultanate mit ziemlich politischer Selbständigkeit unter dem Grofssultanat Jola. Das letztere steht, allerdings in sehr lockerer Form, unter dem Sultan von Sokoto, dem religiösen Oberhaupt der mohammedanischen Haussastaaten im ganzen westlichen Sudan, dem „sseriki musulmin“. An ihn haben Jola und seine Untersultanate Tribut in Gestalt von Elfenbein und Sklaven zu entrichten.

Die Bewohner Adamauas bestehen aus Ureinwohnern und aus fremden Eindringlingen.

Die ersteren werden wir gleich bei Besprechung der eigentlichen Graslandsstämme kennen lernen. Sie sind Heidenvölker, „Hadna“ genannt. Die Eindringlinge, die Eroberer, zerfallen wieder in „Haussa“ und „Fulla“; letztere auch „Fullani“ oder „Fulbe“ oder „Pullo“ genannt. Fulla und Haussa sind die Herrscher; beide Mohammedaner. Die Fulbe, die ein in Bezug auf Abstammung und ursprüngliche Heimat immer noch einwandfrei ungelöstes afrikanisches Völkerrätsel sind, haben bekanntlich helle Hautfarbe, semitische Gesichtszüge und langes, schlichtes Haar. Die Haussa — Neger — haben sich von den eigentlichen Haussastaaten Sokoto und Gandu über ganz Adamaua verbreitet. Wie man die Fulla die Kriegerkaste nennen kann, so sind sie das geborene Händlervolk.

Die Ureinwohner Adamauas hatten und haben noch zwischen drei Losen zu wählen: entweder sich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen, oder auszuwandern, oder den Versuch zu machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl gleich beim Hereinfluten der Eroberer hat sich ein Teil der Autochthonen entschlossen, nach Süden auszuweichen und seine Wohnsitze in dem schmäleren Süd-Streifen des Graslandes aufzuschlagen, im eigentlichen Grasland. Ein anderer Teil hat eine Zeitlang seine Freiheit zu wahren gesucht und ist nur schrittweise gewichen. Zuerst zog er sich wahrscheinlich in das Bergland, von dem ich einen Teil, den östlichen, als geographische Grenzscheide zwischen Adamaua und den Baliländern beobachtet und auszuzeichnen versucht habe, sowie in die nordöstlich

Völkerverschiebungen in Adamaua.

davon liegenden Bergketten (siehe S. 303). Hier war das Gelände zum Widerstande günstiger. Diese bergigeren, walddurchwachsenen Gegenden boten gröfsere Sicherheit, namentlich gegen die gefürchtete Reiterei der sklavenjagenden Haussa-Fullani. Aber auch hierher haben dann diese die Flüchtlinge verfolgt, sie vernichtet oder in Sklaverei ausgeführt. Was diesem Schicksal entging, ist weiter nach Süden gezogen und hat sich in die bereits früher beizeiten gleich hierher gewanderten Landgenossen hineingeschoben. So hat sich denn von selbst allmählich ein menschen- und damit lebensmittelleerer Gürtel gebildet, zu beiden Seiten der eingezeichneten Süd- und Südwest Grenze Adamauas gelegen: ein Annäherungshindernis gegen die Bedränger im Norden. Und bis zur Stunde sind die Eroberer über dieses nicht weiter nach Süden bezw. Südwesten nachgefolgt. Wenigstens nicht in gröfseren Massen mit kriegerischen Absichten. Handelskarawanen ziehen bisweilen bis Bamungu; bis Bafuen und Bafut sind einzelne Haussa und Fulla gekommen.

Furcht vor den Haussa-Fulla.

Solche Einzelreisende werden mit grofsem, vielleicht nicht unberechtigtem Mifstrauen von den Bewohnern betrachtet. Die Bafut haben vor Jahren einige „weifse Männer“, zweifelsohne Fulla, die zu ihnen vielleicht thatsächlich mit Erkundungshintergedanken kamen, einfach totgeschlagen. Nicht zum letzten auf diese Furcht mag die feindselige Haltung mancher Graslandstämme gegen unsere Expedition zurückzuführen sein. „Die Europäer sind hellfarbig wie die Fulbe auch, ein paar Grade dunklere Farbe macht nichts aus; nun kommen die alten Erbfeinde sogar vom Süden zu uns!“ So etwa ist der begreifliche Gedankengang der geängstigten Stämme. Der Hafs gegen ihre Verdränger aus den alten Sitzen, die Furcht vor den Sklavenjagden der Fulbesultane ist noch heute sehr lebhaft und rege in den Baliländern; und ich glaube schon erzählt zu haben, wie das Gerücht von einem grofsen Kriege im Norden (jedenfalls ein Sklavenraubzug) sogar ein paar feindselig gesinnte Stämme, die **Bekom** und **Bafum**, dazu trieb, uns um Anlage von Stationen bei ihnen zu bitten. Als die Gefahr verschwand, schwanden auch wieder die freundlichen Gefühle. —

Die kolonialpraktische Nutzanwendung können wir aber (das hier nebenbei bemerkt) aus dem Gesagten ziehen, dafs wir klüger handeln, wenn wir uns diese Stämme zu Freunden machen und sie gegen ihre alten Erbfeinde, die Adamauasultane, ausspielen, als mit den letzteren uns wohl für den Augenblick anzufreunden, aber bald, da wir ja doch ihre Sklavenjagden nicht dulden können, sie wieder zu Feinden zu haben und dann natürlich ihre Gegner dazu! —

Ich fahre in der geschichtlichen Entwickelung fort.

Völkerverschiebungen in den Baliländern.

Die ersten in die eigentlichen Graslandgebiete weichenden Adamaua-Bewohner sind jedenfalls schon auf Hintersassen, Ureinwohner, getroffen, die später folgenden auf solche und auf ihre früheren Landgenossen; und so sehen wir hier in den Baliländern dasselbe Geschiebe vor sich gehen, wie vordem in Adamaua: auch hier Einwanderer und früher Angesessene. Der gleiche Kampf entspann sich. Die ursprüngliche Bevölkerung der eigentlichen Grasländer, wenigstens in den nachmals von den Eindringenden in unmittelbaren Besitz genommenen Landstrecken, ist stark gelichtet worden, soweit sie nicht gutwillig Raum gab, oder sich unterwarf.

Das eigentliche Grasland ist demnach das südliche und südwestliche Grenzgebiet von Adamaua; die in ihm hausenden Stämme Grenzvölker gegen die Adamauastaaten, deren nächstliegender im Norden das Sultanat Takum, im Osten das von Bamum ist. Letzteres dürfte wohl gleichbedeutend mit dem unter dem Namen „Banyo“ bekannten sein. (Das geht aus der Entfernung hervor, aus der ganzen Schilderung der Völkerwanderung der Bali und schliefslich auch aus dem Umstande, dafs öfters Gerüchte zu uns drangen von Kriegen, bei welchen ein östlich sitzender Teil des Balistammes aufs neue in grofse Bedrängnis geraten sei: eben wieder nach Westen ausgedehnte Sklavenraubzüge des Herrschers von Banyo.)

Völkerscheiden in den Baliländern.

Aus dieser geschichtlichen Entwickelung geht ferner hervor, dafs — eben auf geschichtlicher Grundlage — von Völkerscheiden im eigentlichen Grasland gesprochen werden mufs; nur können wir solche nicht, wie im Waldland, in räumlicher Aufeinanderfolge festlegen, sondern sie sind durcheinandergeworfen. Die ihnen zu Grunde liegenden Begriffe heifsen hier wie in Adamaua: Ureinwohner und Einwanderer. (Eine weitere Komplikation fand hier zu Lande insofern statt, als die Einwanderer zu verschiedenen Zeiten ins Land kamen.) Erstere sind, gleichfalls wie dort, entweder geblieben und haben sich freiwillig unterworfen, oder sind unterjocht worden, oder sind gewichen, oder endlich: waren imstande, sich ihre Unabhängigkeit mehr oder weniger zu erhalten. Denjenigen Teil der Urbevölkerung, der vor den Hereinströmenden ausgewichen ist und der sich auf diese Weise seine Selbständigkeit, wenigstens vorerst, zu bewahren gewufst hat, finden wir in den kleineren Bergvölkern am Südrande des Hochlandes und an seinen Hängen und Vorbergen: in den Babe u. s. w., sowie in den nach Osten zu ausgewichenen Banzoa. Von einer Aufzählung der verschiedenen Stämme im eigentlichen Grasland und

Angabe der Völkerscheiden sehe ich im Text ab, und verweise auf die Völkerkarte (auf Kartenbeilage 2).

Wanderung des Balistammes.

Das jüngst eingewanderte und menschenreichste Volk sind die Bali, bei deren einem Stamm wir die Station Baliburg angelegt hatten. Ihr Zug, eine Völkerwanderung im kleinen, ist noch frisch im Gedächtnisse des Volkes; sind doch noch gar manche am Leben, die ihn mitgemacht haben. Annähernd gleiche Schicksale haben wohl auch die anderen aus Norden gekommenen Stämme erlebt.

„Vor etwa 60 Jahren“ (so lange mochte es sein; denn der mir die Geschichte berichtende Balihäuptling Garega zählte wohl sicher seine 60 bis 70 Jahre und war bei diesem Exodos ein ganz kleiner Knabe) „sind sie, die Bali, in ihren damals innegehabten Wohnsitzen in »N'Yong-Puri« in der Nähe von »Balimudi«, wo ihre Väter und Grofsväter schon gesessen“ (also Ureinwohner) — dabei deutete Garega nach Norden — „von den Haussa auf Pferden bekriegt, viele von ihnen gefangen und der ganze Stamm vertrieben worden. Dann sind sie der Gegend zugezogen, wo die Sonne aufgeht; hatten aber viel zu kämpfen gehabt; waren endlich wieder umgekehrt und hatten sich nach Südwesten gewandt. Dabei überschritten sie einen grofsen Flufs, den »Bamum«“ (Mbam?) „und kamen nach vier Monden in die Gegend, wo sie jetzt sefshaft sind. Da wollten sie sich niederlassen und hatten mit dem an dem Platze ihres jetzigen Dorfes damals gesessenen Stamm, den »Batanka« gekriegt; wurden aber besiegt, und wichen nun nach Süden aus bis an den Rand der Hochebene. Dort trafen sie einen Stamm, der in alten Zeiten in ihren alten Wohnsitzen ihr Nachbar gewesen, die »Bamesson«; und mit diesen vereint streiften sie hinunter ins Waldland. Dort unten aber ist bald ein grofses Sterben über sie gekommen, und nun stiegen sie wieder ins Grasland hinauf, kämpften aufs neue gegen die Batanka und besiegten sie. Dann trat eine Trennung des Stammes infolge des Todes des Häuptlings (Garegas Vater) ein. Der Teil, bei dem wir die Station Baliburg erbauten, blieb unter einem der drei Söhne, eben unter Garega, dem sein Vater auch“ (wie er oft erzählte) „die Fahne des Stammes übergab.“ (Die Graslandstämme führen Fahnen: grofse viereckige Stücke weifsen, einheimischen Gewebes an langem Lanzenschaft.) „Er nennt sich »Bali-N'Yong«. Die beiden anderen Teile, »Bali-Bagam«[1]) und »Bali-N'Kunbat«[2]), unter den beiden anderen Söhnen des gemeinsamen Häuptlings, zogen wieder

[1]) Gewöhnlich kurzweg „Bagam“ genannt.
[2]) Gewöhnlich abgekürzt „Ba N'Kunbat“ genannt.

ostwärts und eroberten sich Wohnsitze.“ — Offenbar ging die Trennung nicht friedlich vor sich, „denn vor etwa 20 Jahren seien sie, die Bali-N'Yong, ganz plötzlich von den Bali-N'Kunbat überfallen worden. Die letzteren schienen bereits Sieger zu werden, da liefs Garega sich einen Stuhl mitten auf das Blachfeld, wo der Kampf wütete“ (es war der flache Höhenzug, auf dem unsere Station stand) „stellen, setzte sich darauf und erklärte, hier fallen zu wollen. Das habe seine Leute so ergriffen, dafs sie auf's neue, seinen ältesten Sohn Tita N'Yi an der Spitze, vordrangen und ihre einstigen Stammesbrüder zurückschlugen“.

Die Geschichte dieser kleinen Völkerwanderung fand ihre Bestätigung durch den Sultan von Takum, und damit ward zugleich der ursprüngliche Sitz der Balistämme festgestellt. Wir haben oben gehört, dafs sie als solchen das Land „N'Yong-Puri“, und, genauer, „Balimudi“ angaben. Der Sultan erzählte nun, dafs Takum bei den Ureinwohnern Adamauas „Balimudi“ heifse. „N'Yong“ ist wohl Landbezeichnung (?); sicherlich ist es der eine alte Stammesname (daher Bali-N'Yong). „Puri“ ist eine Verstümmelung aus Pulli = Pullo. Garegas Vater und der des Häuptlings von Takum waren Blutsbrüder, und der Sultan erinnerte sich noch gut, dafs ersterer — er nannte ihn „fo-N'Yong“ (Fon'yong), d. i. Herr der „N'Yong“ („fo“, „fon“ abgeschliffen aus „fuon“ = Herr); und so nennen die Bali-N'Yong heute noch ihren Herrscher — vor den Sklavenjagden der Fulla nach Süden gewichen sei. (Vergleiche mit diesem alten Stammesnamen „N'Yong“ [oder „Ban'yong“; siehe S. 427] die Bezeichnung der Sklaven im Waldland: „Bayong“ [S. 259]! Offenbar dasselbe Wort.)

Der Mbam?

Den „grofsen Flufs Bamum“, den der Stamm bei seiner Wanderung überschritten hat, als den Mbam anzusprechen (siehe übrigens auch oben S. 309), begründe ich mit einer zoologischen Kenntnis der Bali. Das Flufspferd nämlich ist ihnen bekannt, gut bekannt sogar; sie haben dafür eine eigene Bezeichnung „ninguatt“, und ein geflügeltes Wort knüpft sich daran: „ntchen, ninguatt, nyatt fantu itet abutiti“ (der Elefant, das Flufspferd und der Büffel sind drei schlimme Brüder). Auch werden wir später bei Besprechung der Gewerbethätigkeit hören, dafs sie Stücke Flufspferdhaut von Osten her bekommen. Im eigentlichen Grasland bis östlich zum Bamum giebt es keine Flufspferde; im Mbam kommen aber, wie wir aus anderen Berichten wissen, diese Dickhäuter vor.

Untergegangener Stammesname?

Auch an den Namen eines Volkes, das in dieser Wandergeschichte der Bali eine Rolle spielt, mufs ich eine aufklärende bezw. vermutende

Bemerkung knüpfen. Den ureingesessenen Stamm, mit dem die Bali-N'Yong um ihren derzeitigen Sitz kämpften, nannten sie „Batanka". Die Ueberreste desselben, die in verstreuten kleineren Dörfern im Halbkreis nördlich von Bali-N'Yong sich wieder angesiedelt haben, belegen sie aber mit dem Namen „Batankoan". Nun erinnere man sich daran, dafs im nördlichen Waldland die Sklavendörfer „bata" oder „batan" heifsen; ferner sei, aus dem Abschnitt VIII vorweggenommen, bemerkt, dafs in der Balisprache „kuan" = Sklave heifst, sowie, dafs sie nicht selten einem Worte die Silbe „ka" als sprachlichen Schnörkel anhängen. Das alles zusammengehalten, komme ich zu dem Schlufs, dafs wir es bei den Stammesbezeichnungen: „Batanka" und „Batankoan" gar nicht mit dem eigentlichen Namen des hier gesessenen Urvolkes zu thun haben. Dieser ist untergegangen; und die Bali nannten und nennen die einstigen Herren ihres Gebietes mit der Bezeichnung, die den Begriff „Sklave" hat. „Batankoan" ist dann einerseits Verquickung zweier gleichbedeutender Worte „bata" und „kuan", und andererseits mundgerechte Abschleifung der Zusammensetzung: „bata-kuan". Die weiteren sprachlichen Schlufsfolgerungen daraus gehören nicht mehr hierher, sondern in den mehrgenannten Abschnitt VIII. Oder hiefs der Urstamm thatsächlich „Bata" oder „Batanka", und ist sein Name — ursprünglich Eigenname eines unterjochten Volkes — Gattungsname für „Sklave" geworden, und mit Verschleppung der Sklaven bis ins Waldland gedrungen?? Man sieht, der Sprachforschung harren viele Aufgaben, deren Lösung Licht auf volkliche Rätsel wirft. —

Ich habe oben gesagt, dafs die beiden Völkerklassen, die derzeit im eigentlichen Grasland sitzen: die Ureinwohner und die Eingewanderten, bei geschichtlicher Verschiedenheit doch ein ziemlich gleichartiges Gepräge besitzen. Ethnographisch einmal sicher. Das ist für Begründung von Völkerunterschieden auf dieser Basis sehr erschwerend. Man wird sehen, dafs es trotz peinlicher Sorgfalt und Sichtung nicht immer möglich ist, zu unterscheiden, was in dieser Beziehung unverfälschte Stammeseigenart ist, was die Ureinwohner von den Einwanderern angenommen oder umgekehrt. Dazu kommt noch, dafs naturgemäfs die Einwanderer, also die ursprünglichen Ureinwohner Adamauas, ihrerseits gar manches aus dem socialen und kulturellen Leben ihrer Verdränger, der mohammedanischen Fulla und Haussa, angenommen, und mit in die neuen Wohnsitze gebracht und verpflanzt haben.

b) Anthropologische Angaben.

Anthropologische Unterschiede.

Auch der anthropologische Unterschied hat sich, zum Teil wenigstens, bereits abgeschliffen, ja verwischt. Ich spreche von einem Unterschied in dieser Hinsicht, als von einer Thatsache. Das ist sie auch. Bei den Bali-N'Yong, bei denen ich 18 Monate safs, sowie bei den Bali-Bagam, von denen häufig Gesandtschaften zu uns kamen, konnte ich das am besten beobachten. Beide dem jüngst eingewanderten Volk zugehörig, mufsten sie sich am verhältnismäfsig reinsten erhalten haben.

Wenn ich sie, die Eingewanderten, mit den Banzoa, von denen ich bestimmt weifs, dafs sie Ureinwohner sind, verglich, so war der Unterschied in die Augen springend. Leider besitze ich von den letzteren keine Typen; doch schaffen immerhin einen Begriff auf dem Dreitypenbild (Abb. 38) die beiden rechts und links stehenden Neger. Sie sind Sklaven, den Batankoan angehörig. Noch gedrungener und massiger sind die Banzoa. Ferner besitzen sie auffallend wulstige Lippen, breite Gesichter und kleinen, aber kräftigen, gedrungenen Körper, sowie kleine, runde Köpfe. Ihnen zunächst kommen die Babe, ein gleichfalls zweifelsohne eingesessener Stamm, dann die Bamesson, die zwar, wie die Bali und auch sie selbst behaupten, eingewandert sind, aber schon generationenlang im eigentlichen Grasland sitzen.

Der reine Bali (Abb. 38 Mittelfigur, und Abb. 39) — ich nehme natürlich zum Vergleich auf beiden Seiten Freie — zeigt zwar selbstredend ebenfalls den allgemeinen Negertypus: der Prognathismus, die ausladenden Jochbeine, die breite Nase auf breiter Basis, das starke, kurze Wollhaar ist auch ihm gemein. Der Wuchs aber ist hochgestreckter, durchweg weit über Mittelgröfse ragend, schlank und sehnig, bei vollkommen proportioniertem, muskelkräftigem Körperbau. Riesenhafte Gestalten sind durchaus keine Seltenheit. Namentlich die langen Schenkel der Männer sind auffallend; darum sind sie auch aufserordentlich ausdauernd im raschen Tempo; in mächtigen Sätzen geht es dahin. Die Haltung ist gerade, ihr Gang elastisch. Fein geformt sind die Hände, schlank und lang. Manche der Elfenbeinringe, wie sie solche als Schmuck um das Handgelenk tragen, und von denen ich einige mit nach Europa brachte, vermochten nicht einmal unsere Damen über das zarte Händchen zu streifen! Schön gebaut sind die unteren Extremitäten, volle, aber feingefesselte Unterschenkel; klein und wohlgestaltet die Ohren. Denke ich an die Körper unserer Rekruten zu Hause, wenn man sie sieht, wie sie Gott erschaffen hat, so be-



Abb. 38. **Neger aus den Baliländern.**

Ndumu,	Schama,	Nchum,
Sklave aus dem Batan-koan-Stamm.	Freier aus dem Bali-Stamm.	Sklave aus dem Batan-koan-Stamm.

zeichne ich unbedenklich die Bali als den schöneren und besser gebauten Menschenschlag. In der Kopfform unterscheiden sie sich scharf von den Banzoa. Sie sind Langschädel. Allerdings bezweifele ich sehr, ob von Natur aus; hier könnte die von ihnen allgemein geübte Sitte,



Abb. 39.



Neger aus dem Bali-N'Yong Stamm.
Tituat, Fahnenträger und Dolmetscher Garegas.

den kleinen Kindern durch Streichen und steten Druck eine langgestreckte, eiförmige Kopfform zu geben, dem reinen Schädeltheoretiker einen schlimmen Streich spielen; da hätten wir es also nur mit einem ethnographischen Unterschied zu thun?

Mit Gegenüberstellung dieser beiden Vertreter der beiden Völkerklassen der Baliländer habe ich allerdings die schärfsten Gegensätze gewählt. Alle übrigen Stämme, Ureinwohner und Eingewanderte, zeigen bei weitem nicht mehr so ausgeprägte Verschiedenheiten (höch-

stens noch die Babe und einzelne Bamesson). Im allgemeinen neigen beide mehr zum Typus der Bali als zu dem der Banzoa: ein Beweis einerseits, dafs die übrigen eingewanderten Stämme anthropologisch den Bali gleich waren; andererseits für die Auffrischungskraft der jeweils Neueingewanderten. Das Gesetz ursprünglicher körperlicher Verschiedenheiten aber zwischen Autochthonen und Einwanderern ist nachgewiesen.

Durchaus nicht selten ist unter den ursprünglichen Adamauabewohnern rein erhaltenes Fullablut zu finden. Solche Erscheinungen sah ich bei den Balistämmen, bei den Bafut, auch bei den Bamungu; sie fallen sofort auf (Abb. 40).

Und nun zu den anthropologischen Angaben überhaupt; soweit nicht eigens vermerkt, sind sie für Ureinwohner und Eingewanderte einschlägig.

Körperbau u. s. w.

Bezüglich Körperbau u. s. w. siehe vorstehende Beschreibung. Dicke Gestalten bekommt man hier oben nicht oft zu sehen; Garega, der Häuptling der Bali-N'Yong, und sein Bruder Fokwa jedoch z. B. erfreuten sich beide wohlgerundeter Bäuchlein.

Im Gegensatz zu dem federnden, elastischen Gang der Männer fällt der steife, unschöne Gang der Weiber mit steifem Kreuz auf. Sehr grofs ist die Gelenkigkeit der Füfse und namentlich der Zehen. Letztere werden geradezu als Finger benutzt, um z. B. Gegenstände vom Boden aufzuheben und dergl. mehr.

Auch hier oben überraschen die aufserordentlich schlanken Hüften und das kleine Gesäfs, namentlich an den meist schön gebauten Körpern der Weiber. Trotzdem soll das Gebären leicht und gut von statten gehen. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, diesem Akte anzuwohnen; für gewöhnlich ist auch dem eigenen Mann Zutritt in die Hütte, in der die Kreifsende liegt, verboten. Die Geburt war in etwas mehr als drei Stunden vorüber, Frucht und Nachgeburt gingen gut ab. Die Nabelschnur wurde von der Wöchnerin selbst etwa 15 cm vom Kinde entfernt, mit den Nägeln abgezwickt und durchgerissen; eine Unterbindung derselben hatte nicht statt. Gegen Abend — das Weib war vormittags in mein Haus gekommen, „damit ich helfen solle" — kehrte die Mutter mit dem Neugeborenen bereits wieder allein in das Dorf zurück. Auch habe ich nicht selten gehört, dafs Weiber, die in den Farmen von den Geburtswehen überrascht werden, ganz allein gebären und am gleichen Tage mit dem Kinde den oft stundenlangen Rückweg nach Hause antreten.

Das Gebären.

Nochmals auf die Schädelbildung zurückzukommen: ich habe die

Zu Seite 328.



Abb. 40. **Neger aus den Baliländern.**
Ein Fulla - Bali.

oben erwähnte Sitte am ausgeprägtesten und allgemeinsten bei den Bali gefunden; hier manchmal derart, dafs die Stirne ganz flach nach rückwärts verlief; die Scheitelgegend also eine ogivale Spitze bildete. Der nebenstehend abgebildete Schädel (Abb. 41) weist diese Eigentümlichkeit nicht auf, wenigstens nicht annähernd in dem geschilderten Grade. Er gehörte einem Bapigni an (ureingesessenes Volk). Bemerkenswert vielleicht ist die tiefe Hiebwunde über dem rechten Auge; sie ist 5 cm lang, an der tiefsten Stelle 8 mm tief, ohne dafs der Schädel durchschlagen ist; also sicher eine recht gediegene Knochenbildung. Solche ist mir überhaupt an den Köpfen der Grasländer aufgefallen.

Abb. 41.





Schädel eines Negers aus den Baliländern.

Die beneidenswert prächtigen Zähne, die den Negern allgemein eigen, finden wir auch hier. Ihrer Pflege, überhaupt der Reinlichkeit am ganzen Körper, habe ich bereits bei Besprechung der Waldlandbewohner Erwähnung gethan; hier ist das gleiche der Fall.

Die Augen zeigen meist graue oder dunkelbraune Iris.

Die hohe Ausbildung der natürlichen Sinne, des Gesichts und Gehörs, auch dem Waldlandneger als Naturmenschen eigen, ist beim Grasländer noch entwickelter. Abgesehen von der geistigen Ueberlegenheit, mag wohl sein Land, die weite Steppe, der Grund sein.

Farbensinn. Eine Beobachtung, in gleicher Weise auch von Dr. Zintgraff gemacht, sei hier eingeschaltet: über das Farbenunterscheidungsvermögen. Für Schwarz und Blau hatten die Bali-N'Yong nur ein Wort; desgleichen eines für Grün, Gelb und Weifs; eines für Rot und Braun. Wir kamen nach wiederholten und mit verschiedenen Individuen angestellten Versuchen schliefslich zur Ueberzeugung, dafs wir es nicht mit einem sprachlichen Mangel zu thun hatten als vielmehr mit der Thatsache, dafs dieser Stamm nur drei Farbenunterschiede macht: rot (und braun), dunkel und hell.

Hautfarbe. Die Hautfarbe ist verschieden, im allgemeinen dunkler als bei den Waldlandnegern, namentlich bei den Bali, wo sie sich manchmal fast einem Schwarzblau nähert. Sie ist bei den verschiedenen Individuen verschieden. Handteller und Fufssohlen sind bedeutend heller (fast weifs-gelb) als die Körperhaut. Albinos sind mir nie zu Gesicht gekommen; nur einmal sah ich ein Weib, das hart an der Grenze zu einem solchen stand.

Behaarung. Die Behaarung bei beiden Geschlechtern ist stärker als bei den Waldlandbewohnern. Das Kopfhaar ist ja bekanntlich bei allen Negern aufserordentlich dicht und stark; so auch hier. Behaarung in den Achselhöhlen ist gering, dicht aber an der Scham, namentlich bei den Weibern. Ob das mit ihrer Gepflogenheit zusammenhängt, sich die Schamhaare von Zeit zu Zeit abzurasieren, weifs ich nicht. An anderen Stellen als den gewöhnlichen habe ich mit Ausnahme von einzelnen alten Männern, die Spuren von Behaarung auf der Brust zeigten, solche nicht beobachtet. Bartwuchs habe ich häufiger und stärker gesehen als unten im Waldland; er würde vielleicht fast allgemein sein, wenn nicht die Grasländer, namentlich die Eingewanderten, sich fleifsig rasierten. In Bamesson sah ich mehrere ältere Männer mit grauen, dichten Vollbärten, desgleichen in Bamignie, einem Ort der Batankoan. Unter den Bali-Bagam bemerkte ich einige mit schwachen, das Gesicht einrahmenden Vollbärten, wie alte Seeleute bei uns sie zu tragen pflegen. Bei letzterem Stamm fielen mir auch verschiedene Männer auf mit langen, fast glatten Haaren, im übrigen vollständigen Negerhabitus zeigend: Fulbemischlinge?

Brüste. Die Brüste der Weiber sitzen gewöhnlich auf schmaler Grundfläche auf, ragen weit vor und endigen in zapfenförmiger Brustwarze (Abb. 42). Man kann sie also im allgemeinen als stark, wenigstens als voll bezeichnen; die Form ist häufig konisch. Rasch senken sie sich und werden bald hängend; bei jungen Mädchen aber sind sie fast stets straff und fest; bei solchen bekommt man auch nicht selten klassisch

Zu Seite 330.

Abb. 42. **Negerinnen aus den Baliländern.**

Uandi,
Tochter des Häuptlings von Bamesson.

Yamya,
Freie aus dem Bali-N'Yong Stamm.

schöne herb-jungfräuliche Formen zu Gesicht. Bei den Bali-N'Yong sah ich einmal ein Weib, dessen rechte Brust tadellos geformt war, während die linke ganz schlapp weit herabhing. Hängende Form in der Ausdehnung, wie im Waldland häufig beobachtet, bemerkte ich hier nie. Es mag das wohl mit dem sehnigeren, magereren Körperbau der Hochländer zusammenhängen.

Nabelbrüche.

Die im Waldland häufig beobachteten Nabelbrüche sind hier seltener.

Mifs- und Ueberbildungen.

Mifsbildungen des ganzen Körpers habe ich hier oben so wenig gefunden wie im Waldland. Hier weifs ich den Grund, der wahrscheinlich auch für jenes zutreffend ist: mifsgebildete Kinder werden gleich nach der Geburt getötet. Die im Waldland vorkommende Elefantiasis bemerkte ich hier oben nie. Ueberhaupt habe ich weder im Wald- noch Grasland eine Ueberbildung oder Verkümmerung der Geschlechtsteile bei Männern oder Weibern beobachtet (die Elefantiasis unten in den Waldgebieten ausgenommen), so also auch nicht eine übermäfsige Entwickelung der Klitoris oder der Schamlippen bei den Negerinnen. An hypertrophischen Bildungen ist mir nur eine zu Gesicht gekommen, in Bamignie; gleicher Art wie im Waldland: ein Mann hatte eine sechste Zehe. Sie hatte die Länge eines Fingers, war gelenkig wie die übrigen und safs zwischen der grofsen und nächstfolgenden normalen Zehe; besafs jedoch keine Nagelbildung.

Geschlechtsleben.

Noch eine den Negern überhaupt aufoktroyierte Eigenschaft sei bei dieser Gelegenheit richtig gestellt: der ihnen angeblich innewohnende übermäfsige Geschlechtstrieb. Bei den mir bekannten Stämmen Nord-Kameruns wenigstens ist das sicher nicht richtig. Auch hierin dürfen wir uns nicht über den „Schwarzen" höher stehend dünken: das ist eben, wie bei uns auch, individuell verschieden. Und gar manche Momente fallen bei dem einfachen Naturmenschen weg, die bei den „hochcivilisierten" Völkern einer künstlichen Reizung gleich zu achten sind; ich erinnere nur an die verhüllende Bekleidung hier, deren Mangel dort. Ich werde bei Betrachtung der Familienverhältnisse nochmals darauf zu sprechen kommen. Der Beischlaf wird von den Graslandnegern im allgemeinen in der naturgemäfsesten Stellung (das Weib auf dem Rücken liegend) vollzogen, jedoch auch nicht selten in beiderseitiger Seitenlage. Nie in der Oeffentlichkeit. Die Sprache besitzt für diesen Akt zwei Begriffe: „tchong" = beschlafen, und „ndze nu" (wörtlich: der weibliche Geschlechtsteil trinkt). — Onanie treiben Knaben und auch Erwachsene. Der Sprachbegriff ist für die Auffassung dieses Lasters bezeichnend: „nchu keru" (wörtlich: das Glied waschen, reinigen).

Krebs u. dgl.

Krebsartige Krankheiten wie im Waldland sah ich keine. Auffallend häufig aber sind Hautausschläge in Gestalt von kleinen eitrigen Geschwürchen, bei den Weibern meist am Gesäfs, bei den Männern in der Leistengegend. Ob diese Erscheinung mit geschlechtlichen Leiden zusammenhängt, kann ich, als Laie, nicht sagen. — Geschlechtliche Erkrankungen haben statt; soviel ich jedoch gesehen und in Erfahrung gebracht, nur diejenigen leichteren Grades.

Innerliche Krankheiten.

Krankheiten der Atmungsorgane, im Waldland nie beobachtet, sind hier im Grasland nicht selten.

Die Malaria, in leichten Formen allerdings, ist den Graslandbewohnern ebenfalls bekannt. Das von ihnen angewendete Gegenmittel, schweifstreibender Art, habe ich bei Schilderung der Pflanzen bereits genannt. Die vorkommenden Anschwellungen der Hand- und Fufsgelenke damit in Zusammenhang zu bringen, bin ich deshalb geneigt, weil wir Weifsen an uns selbst einen solchen als zweifellos festgestellt haben.

Epidemisch und die Bevölkerung empfindlich lichtend tritt die Dysenterie, die Ruhr, in den Baliländern auf; und wie es scheint, nicht gerade selten. Ich habe eine solche Seuche bei den Bali-N'Yong miterlebt. Sie wütete von Ende Dezember 1891 bis Ende April 1892, also die ganze zweite Hälfte einer Trockenzeit, und raffte über 600 Menschen dahin. Zur Zeit ihres Höhepunktes, Februar und März, forderte sie fast täglich 10 bis 15 Opfer — eine hohe Zahl bei der ungefähren Gesamtstärke des ganzen Stammes von 6000 Köpfen — aus allen Altern und Geschlechtern. Vom Forscherstandpunkt aus: habe ich ihr es zu verdanken, dafs ich in das innere sociale und kulturelle Leben eines der Graslandstämme ziemlich genaue Einblicke thun konnte; wanderte ich doch während der beiden Monate, in denen sie am heftigsten herrschte, Tag für Tag durch das Dorf von Haus zu Haus, um nach Kräften zu helfen. Von hier soll die Seuche dann nach Bandeng und Bafut, also Nordnordwest, gewandert sein. Zu gleicher Zeit hatte auch Bagam schwer unter ihr zu leiden. Auch in Bamesson scheint im August 1891 eine solche geherrscht zu haben; wenigstens sandte der Häuptling einmal zu uns, als wir auf Mi-Yimbi still liegen mufsten, eine Gesandtschaft mit der Bitte um Hülfe gegen eine Krankheit, die der Beschreibung nach die Ruhr war.

c) Ethische Angaben.

In geistiger Beziehung müssen sämmtliche Stämme des eigentlichen Graslandes als hochstehend bezeichnet werden, und übertreffen

die Waldlandstämme. Ob und inwieweit in dieser Hinsicht die eingewanderten Völker fördernden Einflufs auf die Ureinwohner übten, weifs ich nicht.

Was ich zu Beginn des vorigen Abschnittes behauptet, durch die Schilderung der verschiedenen Waldlandstämme mit Beweis belegt habe, findet in den Baliländern die weitere Bestätigung: mit dem Vordringen ins Innere Nord-Kameruns trifft man auf eine immer stärker werdende und auf einer immer höheren Kulturstufe stehende Bevölkerung. Dieses Gesetz der Steigerung in den beiden Richtungen: Bevölkerungsdichtigkeit und Kultur, besteht bis zum Tsâde zu Gültigkeit; dort mit dem weiland Reich des Scheïch Omar scheint es zu enden. Das geht aus den Berichten der Adamauaforscher, aus Dr. Nachtigals Werk deutlich hervor.

Zunahme der Kultur.

In unseren Baliländern zu bleiben: die Bevölkerung derselben steht auf einer höheren kulturellen Stufe als der höchst stehende Waldlandstamm, die Banyang. Nicht zum letzten tritt diese Intelligenz zu Tage in dem für afrikanische Verhältnisse gering zu nennenden Grade religiöser, abergläubischer Vorstellungen, in der religiösen Duldsamkeit, sowie in dem Fehlen einer einflufsreichen Priesterkaste.

Was Charakteranlagen betrifft, so besitzt der Graslandneger die guten und schlechten Eigenschaften seiner ganzen Rasse. Das hat er vor den Waldlandstämmen voraus, dafs bei ihm die letzteren wenigstens die Kehrseiten vorhandener guter sind. Raublust und Eigensinn, Verschlagenheit, ja Hinterlist und Eitelkeit sind der Revers der gleichfalls stark entwickelten positiven Anlagen: des Mutes und der Ausdauer, der Klugheit und des Stolzes. Bezeichnend vielleicht ist auch eine sprachliche Beobachtung: ich habe kein Wort für „danken“ feststellen können; für „lügen, schwindeln“ u. dergl. jedoch gleich zwei! Der angeborenen Artigkeit, die sich bei den social Höherstehenden, z. B. den Häuptlingen, geradezu zu dem erhebt, was wir Taktgefühl nennen, mufs ich noch Erwähnung thun. Achtungsvolles Ausweichen, Aufheben von zu Boden gefallenen Sachen, den Vortritt lassen u. s. w., üben namentlich die Bali auch gegenseitig fast ausnahmslos. Im komischen Gegensatz dazu steht eine von mir oft beobachtete Thatsache. Ruft nämlich ein Bali (Männlein oder Weiblein) einen oder eine andere an, so fällt es der angerufenen Person — wenn auf gleicher oder höherer socialer Stufe stehend — sehr oft gar nicht ein, nur zu antworten, geschweige denn eine etwaige Thätigkeit auf einen Augenblick zu unterbrechen und wenigstens aufzuschauen. Ich habe im Tagebuch einmal einen solchen Fall eigens verewigt: „. . . . Heute habe ich

dieses Anrufen buchstäblich 107 mal gezählt; ein Weib draufsen vor der Station rief der Uandi, die im Hofe meines Hauses safs und gerade afs; sie mufste es hören, es fiel ihr aber nicht ein, zu antworten. Sie afs ruhig zu Ende, dann trat sie langsam hinaus: »woi?« (d. i. hier?) — Das war alles! Man weifs nicht, was man mehr bewundern mufs, die Geduld der einen oder die Gemütsruhe der anderen."

Treue und eine gewisse Anhänglichkeit an Familienoberhaupt, an Häuptling und Stamm, auch an den Weifsen, dessen Persönlichkeit ihm einmal Vertrauen eingeflöfst hat; sowie ausgeprägtes Rechtsgefühl darf ich gleichfalls nicht ungenannt lassen. — —

Gesamturteil.

Soll ich ein abschliefsendes Gesamturteil über körperliche und geistige Beschaffenheit der Bevölkerung der Baliländer fällen, so antworte ich mit der Charakteristik, die Nachtigal über die Heidenstämme Baghirmis abgiebt, die seinen Schilderungen nach sehr viel Aehnlichkeit mit unseren Bewohnern der eigentlichen Grasgebiete haben. Er sagt: „Alle diese Völker sind physisch und intellektuell ausgezeichnet veranlagt, und kein Gedanke an irgend welche körperliche und geistige Minderwertigkeit oder Vernachlässigung seitens der Natur kommt auf."

d) Statistische Angaben.

Zunahme der Bevölkerung.

Auf Angaben über Bevölkerungszahlen übergehend, so kommt hier, wie schon angedeutet, das Gesetz der Steigerung ganz besonders deutlich zum Ausdruck. Allerdings kann ich die Stammesstärken der beiden grofsen Gebiete Nord-Kameruns nicht vergleichen; im Waldland vermochte ich nur die Einwohnerzahlen der von mir durchzogenen Orte annähernd festzustellen; hier oben im eigentlichen Grasland gestattet die geschlossene Stammesniederlassung und das Gelände die ungefähre Stärke eines ganzen Stammes zu überblicken. Auf das mehrerwähnte Gesetz der Bevölkerungszunahme hat das aber keinen Einflufs; da kommt lediglich die Dichtigkeit der Bevölkerung in Verbindung mit der bewohnten Fläche in Betracht. Zahlen beweisen; ich brauche nur den volkreichsten Waldlandstamm, die Banyang, zum Vergleich heranzuziehen. Die von mir in der Banyanglandschaft durchschrittene Marschstrecke beträgt in der Luftlinie gemessen rund 90 km. Auf dieser Längenausdehnung habe ich in allen passierten Ortschaften zusammen ungefähr 10 000 Menschen gezählt. Im Grasland oben errechnen sich auf der Strecke von Bamesson bis Bamungu, einer Luftlinienlänge von blofs 70 km, nur in den von mir berührten, verschiedenen Stammessitzen zusammen an 20 000 Einwohner!

Ich lasse die Bevölkerungszahlen, stammweise zusammengestellt, soweit ich sie auf Grund eigener Schätzung oder sicherer Erkundigungen ungefähr annähernd richtig zu geben vermag, folgen. (Die Stärke einer Familie im engeren Sinne nehme ich wie im Waldland — und hier mit der Berechtigung 18 monatlicher Beobachtungen — zu fünf bis sechs Köpfen an.)

Stammstärken.

Bamesson (ein Hauptort und mehrere verstreute kleine Dörfer): 2000 Einwohner; darunter 500 bis 600 Krieger.

Bapigni (ein Dorf): 1500 Einwohner; darunter 300 bis 400 Krieger.

Bali-N'Yong (ein Dorf): 6000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Batankoan (mehrere Dörfer: Bamignie mit 2000 bis 3000 Einwohnern, Babossa mit 800 Einwohnern, und noch einige kleinere Orte mit zusammen etwa 2000 Einwohnern): 6000 Einwohner, darunter 1500 Krieger.

Die Batankoan sind als vollkommen unterworfener, mithin wesentlicher Bestandteil der Bali-N'Yong zu betrachten (siehe S. 323 u. 325), so dafs also die Bali-N'Yong als rund 12000 Köpfe stark, darunter 3000 Krieger, aufgeführt werden müssen.

Bali-Bagam (Bagam): 10000 Einwohner.

Bali-N'kunbat (Ba N'kunbat): 5000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Bandeng (ein Dorf): 6000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Bafut (ein Hauptort mit 8000 Einwohnern, mehrere kleinere Vasallendörfer mit etwa 2000 bis 3000 Einwohnern): also etwa 12000 Köpfe; darunter 3000 bis 4000 Krieger.

Bamunda (ein Dorf): 3000 Einwohner.

Bafuen (ein Dorf): 3000 Einwohner.

Banzoa (ein Dorf): 3000 Einwohner.
Bawadju (ein Dorf): 1500 Einwohner.
Bagangu (ein Dorf): 2000 Einwohner; darunter 500 Krieger
} Banzoastamm.

Bamungu, nordöstlich Bali (ein Hauptort, mehrere verstreute Ansiedelungen): 5000 Einwohner.

e) Politische Verhältnisse.

Aus diesen statistischen Angaben ersehen wir aufser der Thatsache grofser Bevölkerungsdichtigkeit noch etwas. Während im Waldland in politischer Beziehung von einem Stammeszusammenhalt kaum gesprochen werden konnte — die Gauverbindung der Banyangstämme geht ja nicht über den ersten Beginn des Zusammenfassens des eigenen Stammes hinaus — haben wir es hier oben in den Baliländern mit

Geschlossene Stammesverbände.

festen, geschlossenen Volksgefügen zu thun. Zum guten Teil wird dieser Zusammenschlufs durch das Gelände begünstigt. Sicher hat ferner schon bei den Ureinwohnern der Grasgebiete die verhältnismäfsige Nähe der mohammedanischen Haussasultanate beigetragen; die Einwanderer haben diese Staatenbildung ja aus eigener Anschauung kennen gelernt. Bis zu dieser Stufe, der der Staatenbildung, sind nun die derzeitigen Graslandstämme noch nicht gelangt; Versuche hierzu, wenigstens bei einem der eingewanderten Völker, sind unverkennbar. Wir werden gleich davon hören.

Die Ausdehnung der kleinsten staatlichen Einheit, eines Stammes, zu wirklichen Staatengebilden findet man unter den Negern im allgemeinen erst bei Annahme des Islam.

Politische und kulturelle Bedeutung des Islam.

Man mag über den Islam als Religion denken wie man will; ein centralisierendes, staatenbildendes Element ist er zweifelsohne gewesen. Und nicht nur das; er war, insbesondere für den Sudan, auch ein kulturbringendes. Von Osten, nicht von Norden, kam die Kultur in diesen Teil Afrikas; darauf weisen alle Traditionen der hochstehenden Staaten am Ufer des Tsâde. Die Gründer des Baghirmireiches z. B. sollen, so geht die Sage, aus den Nilländern gekommen sein. Nachtigal ist auf Grund seines vierjährigen Aufenthaltes in diesen Gebieten zu dem bestimmten Ergebnis gelangt, dafs die hohe Stufe der Gesittung, die Bildung der grofsen Reiche dortselbst lediglich dem Islam zu verdanken ist.

Ueberhaupt ist der Islam auch als Religion eine Institution, die den Lebensanschauungen der Neger weit mehr entspricht als z. B. das Christentum. Der fatalistische Zug einerseits, die Sanktionierung der Sklaverei andererseits insbesondere mufsten dem Neger mehr zusagen als die ethisch ja sehr weit höher stehenden Lehren der christlichen Religion. Dafs dann, nachdem der Mohammedanismus in Afrika seine kulturelle Mission zum Teil erfüllt hatte, er es war und ist, der mit stagnierendem Formelwesen — dem Ueberbleibsel übrigens jeder abgelebten Lehre — lähmend und erstarrend auf freierer Weiterentwickelung lastete und lastet, die Keime ethischer Unzulänglichkeit bereits von Anfang an in sich trug, fällt mir gewifs nicht ein zu bestreiten.

Staatliche Zustände.

Auf die Graslandstämme zurückzukommen: so bestehen demnach hier zur Zeit folgende politische Verhältnisse. Die einzelnen Stämme leben in geschlossenen Verbänden. Bei den Eingewanderten sind sie vielleicht um einen Grad mehr gefestigt als bei den Ureinwohnern, und zeigen einerseits Aufsaugefähigkeit der unterworfenen, Ausdehnungs-

bestrebungen andererseits gegenüber den selbständig gebliebenen Eingesessenen oder auch gegenüber der früher eingewanderten Bevölkerung.

Diese Ausdehnungsbestrebungen, mehr oder weniger offen betrieben, mit mehr oder weniger Erfolg begleitet, tragen ihr gutes Teil bei zu der immerwährenden „politischen Spannung“, die in den Baliländern zwischen den herrschenden Stämmen untereinander und den selbständigen Autochthonen waltet. Keiner will nachgeben, keiner seine kleinen Stammesinteressen der Erstarkung des Ganzen in einem Staatenverband zum Opfer bringen. So erinnert denn diese politische Zerfahrenheit unwillkürlich an die Zersplitterung, an den Partikularismus, wie er, von unseren Altvordern ererbt, bis zur Stunde fast germanisches Grundübel ist. Ueberhaupt ist es geradezu überraschend, wie häufig und wie lebhaft die politischen, socialen und kulturellen Verhältnisse der Graslandstämme teils denen der germanischen Stämme, teils denen des feudalen Mittelalters gleichen: von der Eifersucht der Völker bis herunter zum fleifsigen Kreisen des Büffelhornes im Gelage der trinkfesten Mannen.

Aehnlichkeit mit germanischen u. s. w. Verhältnissen.

In der vorgenannten Aufsaugefähigkeit, wie ich es genannt habe, zeigt sich hier wiederum eine ganz überraschende, weitschauende Staatsklugheit. Was an den Plätzen, wo die wandermüden Eindringlinge sich niederlassen wollten, safs und mit den Waffen um Haus und Hof und Unabhängigkeit kämpfte, ward niedergeworfen, und hörte auf ein Stamm zu sein; anders verfuhren die Eroberer mit jenen, die freiwillig sich fügten. Ihnen ward allerdings die politische Selbständigkeit genommen, sie wurden mehr oder weniger Vasallenstämme; sie sind zur Leistung von Kriegsdiensten verpflichtet und wohl auch von Naturalabgaben; entscheiden nicht mit über Krieg und Frieden, Bündnisse u. s. w. Die sociale Selbständigkeit aber beliefs man ihnen: eigene Dörfer, Fortbestand des Häuptlingsgeschlechtes u. dergl.

Zwistigkeiten.

Politische Zwistigkeiten und Reibereien zwischen den verschiedenen politisch selbständigen Stämmen sind also an der Tagesordnung. Dazu treten noch solche mehr privater Art. Und an diesen beteiligen sich flott auch die nur social selbständigen Völker. Sie haben ihren Grund hauptsächlich im Aberglauben, in der dem Neger angeborenen kindischen Streitsucht, und nicht zum letzten in den Streitigkeiten um die das Baumaterial liefernden Raphiawälder (S. 368 u. f. mehr davon). Bei Erkrankungen, Todesfällen neigt auch der sonst aufgeklärt zu nennende Graslandneger nicht selten dazu, die Veranlassung in der Uebelgesinntheit einer anderen Person zu suchen. Wer sucht, der findet — und meist gehört der Schuldige einem anderen

Stamme an. Damit ist dann schon ein „Kriegsfall“ gegeben, der zum mindesten zu privaten Repressalien führt. War der Verstorbene oder Kranke ein angesehener Mann, so verlegt sich seine Sippe auf das Wegfangen des Schuldigen oder überhaupt Angehöriger des Stammes, dem der Uebelthäter angehört. Dieser oder sein Anhang vergilt in gleicher Weise, und die Reiberei ist im besten Gange.

Der ganze Stamm wird selten in solche Privatstreitigkeiten hineingezogen, aber diese vererben sich oft durch mehrere Generationen: also eine Art Blutrache.

Eine Lösung der Weggefangenen durch Zahlung von Vieh, Elfenbein, Weibern und Sklaven ist angängig. Kümmert sich der Stamm oder die Familie um denselben nicht, so bleibt er eben Sklave oder wird als solcher weiter verkauft.

Einer gewissen Komik entbehrt eine hier einschlägige Gepflogenheit der Graslandstämme nicht, insofern als sie, das Bewufstsein dieser Vergeltungsgelüste und der damit immerhin verbundenen Gefahr für weitergreifende Verwickelungen bekundend, in gewissen Fällen zu einem sonderbaren Auskunftsmittel greift. Wie wir gleich hören werden, besitzen doch einzelne Stämme die Einsicht, Handel und Wandel sich sicherer und freier zu gestalten, und hegen den Wunsch, dieserhalb in Unterhandlungen zu treten. Da aber keiner sicher weifs, wie ein solcher erster Schritt aufgenommen wird, so sind die ersten Unterhändler, die geschickt werden, meist Sklaven. „Würde der getötet, so gäbe es wegen eines solchen kein weiteres palaver“: ist die Begründung für deren Wahl.

Nie ist demnach der Nichtstammesangehörige auf der Landstrafse sicher vor Ueberfall, Plünderung und Freiheitsberaubung. Es herrscht aus politischen, noch mehr aus privaten Ursachen ein beständiger Kriegszustand, der sich, namentlich in letzteren Fällen, weniger in entscheidenden Gefechten als in gelegentlichen Ueberfällen und Plünderungszügen kundgiebt.

Handelsbündnisse.

Trotzdem besteht aber ein reger Handelsverkehr. Das begreifliche Bestreben, diesen sicherer und freier auszugestalten und vor Buschkleppereien anderer Stämme zu schützen, hat es zuwege gebracht, dafs bereits in Handelsverbindung stehende Völker sich durch Abschliefsung von Verträgen, die durch Blutsfreundschaft eine geheiligte Grundlage erhalten haben, zu gröfseren Verbänden, wenigstens eben zur Gewährleistung gesicherteren Handelsverkehrs, einigten. So die Bali[1]) und

[1]) Unter „Bali“ (kurzweg) verstehe ich fortan — wenn nicht eigens anders vermerkt — denjenigen Stamm dieses Volkes, bei dem unsere Station Baliburg lag; also die Bali-N'Yong.

Bamesson und Banzoa; die Bafut und Bandeng; die Bali, Bafuen und Bamunda u. s. w.

Staatenbildungs- und Vorherrschaftsbestrebungen.

Naheliegend und verführerisch für eine kluge Regierung ist es zu allen Zeiten und Orten gewesen, diese merkantilen Bündnisse in politische weiter zu gestalten; und als nächster Schritt: sich die leitende Stellung in diesem nunmehrigen Staatenbund zu verschaffen. In den Baliländern hat es zur Zeit meines Aufenthaltes eine solche Regierung gegeben in Gestalt des weitschauenden und herrschbegierigen Häuptlings der Bali-N'Yong, Garega. Er war es, der damit den politischen Vorteil einer Staatenbildung erkannt hat, und in der Zusammenfassung der Graslandvölker unter seiner und seines Stammes Führung sah er seine hauptsächlichste Herrscheraufgabe; ihre Verwirklichung war ihm das Endziel seiner Wünsche. Durfte er sich also in der Weitsichtigkeit seiner Pläne dreist mit einem weifsen Staatsmann vergleichen, so nicht minder in der Klugheit und — (sagen wir) Vorurteilslosigkeit bei der Wahl der Mittel. So hatte unter anderem seine unentwegte Anhänglichkeit an den Weifsen ihren Hauptgrund in diesem seinem ehrgeizigen Streben: der Weifse sollte ihm mit seinen Waffen, Schätzen und Ratschlägen bei Erreichung seiner Absicht behülflich sein. Diplomatische Verhandlungen waren ihm weitere Mittel, die er einem Krieg, so kriegslustig und waffenfreudig er auch für seine Person war, stets vorzog. „Krieg und Gewalt machen die Menschen scheu wie vom Leoparden aufgescheuchte Ziegen und treiben sie in den Busch; und ein Dorf ohne Menschen ist wie ein ausgebranntes Feuer": war eine seiner politischen Anschauungen. Dafs er aber auch den Krieg nicht scheute, hat er uns mehr als einmal bewiesen. Seine Skrupellosigkeit kennzeichnet sich in einem anderen seiner Aussprüche gelegentlich einer geradezu doppelzüngigen Unterhandlung mit unseren beiden Hauptgegnern, den Bafut und Bandeng. Von beiden Stämmen waren eines Tages Gesandtschaften eingetroffen. Während er persönlich jene der Bafut zu gemeinsamem Herfallen über Bandeng zu bereden versuchte, bewirtete sein Sohn Mbo die Abgesandten der Bandeng freundlichst in einem anderen Teil des ausgedehnten Königsgehöftes. „Geht man aus, im Busch ein Huhn zu fangen, so klopft man nicht mit einem Stock an die Bäume, sondern streut Maiskörner", meinte er.

Der † Balihäuptling Garega.

Den besten und sichersten Weg, diese erstrebte Vorherrschaft zu erlangen, sah er übrigens — und das ist ein weiterer Beweis seines richtigen politischen Blickes — darin: zu erreichen suchen, dafs die Nachbarstämme vor ihm als Schiedsrichter ihre Streitigkeiten zur Ent-

scheidung bringen. Garega war geradezu der potenzierte Typus der klugen Graslandhäuptlinge, und nicht minder kommt in manchen seiner Handlungen und Reden so kennzeichnend die kulturelle und geistige Höhe zum Ausdruck, auf der die Grasländer stehen, dafs ich es mir nicht versagen kann, noch einiges Charakteristische von ihm zu berichten. Auch im weiteren Verlauf dieses Abschnittes werde ich noch da und dort auf ihn zurückkommen.

Er war von mächtiger Figur; würdevoll und gemessen in Haltung und Bewegungen. Aus seinem glattrasierten, bald klugen zurückhaltenden, bald scheinbar treuherzigen Gesicht, in dem die auffallend dünnen Lippen überraschten, schauten forschend und lauernd die grauen Augen. Wie Wetterleuchten zuckte es oft über sein Gesicht; und als ich damals von dem ersten erfolgreichen Gefecht mit meinen Soldaten todmüde spät in der Weihnachtsnacht des Jahres 1891 den innersten Innenraum seines Gehöftes betrat, glaubte ich einen schwarzen Dämon am flackernden Feuer sitzen zu sehen, so funkelte sein Blick in wilder Freude, während er bei Betrachtung der mitgebrachten Schädeltrophäen sein kurzes, heiseres Lachen hervorstiefs.

Achtunggebietend in Ausübung seiner Herrscherpflichten, ehrwürdig bei Verrichtung religiöser Kultakte habe ich ihn oft im Scherz den „Erzbischof von Baliburg“ genannt. Feine Umgangsformen, Taktgefühl, das gänzliche Fehlen der im Waldland so lästigen Bettelhaftigkeit der elenden Dorfoberhäupter machten den Verkehr mit ihm „dienstlich und aufserdienstlich“ angenehm, und ich bin stets gern, auch wenn es keinerlei palaver gab, bei ihm gesessen.

Er war ein feiner Menschenkenner. Als ich nach Zintgraffs Weggang immer wieder aufs neue in ihn drang, doch gegen Bandeng den entscheidenden Schlag zu führen (man erinnere sich an das in Abschnitt I Gesagte), sagte er mir einmal plötzlich mit schlauem Lächeln: „fürchte nichts; Dein Name allein wird genannt werden, wenn man später von der Niederbrennung Bandengs sprechen wird!“ Ein andermal teilte er mir mit, dafs er oft nachts mit seinen zwei Vertrauten durch sein Dorf wandle und horche, „weil ein König doch alles wissen müsse, was die Leute in seinem Dorf sich erzählten“ (ein schwarzer Harun al Raschid). Die Verbrüderung durch Blutsfreundschaft pflegte er in die Worte zu kleiden: „wir hätten zwar zwei Bäuche, aber nur ein Blut.“ Als er zum erstenmal eine gröfsere Anzahl Hinterlader mit Munition und sonstige wertvollere Tauschwaren empfangen, drückte er seinen Dank ohne Worte durch folgende symbolisch edle Handlung aus: er liefs das Grab seines Vaters öffnen, nahm von jeder Art der

Geschenke einen Teil, legte alles das in das Grab zu dem vermoderten Leichnam, und liefs wiederum die Erde darüber häufen. Bei dem Strafzug gegen verräterische Dörfer hatten sich die Leute des Vasallendorfes Babossa feig benommen. Als nun eine Gesandtschaft mit Entschuldigungs- und Rechtfertigungsversuchen kam, rifs er seinen nebenstehenden Weibern die Grasbüschel, die sie vorne tragen, ab und schleuderte sie den Abgesandten ins Gesicht: „solche sollten sie und ihr Häuptling fortan tragen, aber keine Kriegshemden mehr." Mit der Mitteilung einer seine tiefe Menschenkenntnis bezeugenden Handlungsweise beschliefse ich diese Charakteristik des Typischsten der Graslandherrscher. Als während der Anfang 1892 im Dorfe wütenden Ruhrepidemie die Totenklagen um die Gestorbenen gar nicht mehr enden wollten, berief er eine Volksversammlung und verbot jegliche weitere Trauerkundgebung: „Dieses Sterben betrifft den ganzen Stamm, und da hat der Einzelne kein Recht mehr, ob seines eigenen, kleinen Leides zu klagen." Jeder weifs, wie leicht laute Klagen eines Einzelnen die ganze Umgebung niederdrücken; und so war dieses Verbot Garegas zweifelsohne das klügste Mittel, einer Verzagtheit des ganzen Stammes entgegenzutreten.

f) Sociale Verhältnisse.

Zu den socialen Verhältnissen der Stämme des eigentlichen Graslandes[1]) mich wendend, habe ich zuerst die sociale Gliederung derselben darzulegen.

1. Sociale Gliederung.

Diese ist: Häuptling, Vornehme, Freie (Bauern und [oder] Gewerbetreibende), Hörige, Sklaven. Scharf kommt diese Stufenfolge zum Ausdruck bei den Adamauaeinwanderern, etwas mehr verwischt bei den Urbewohnern.

Der Häuptling. Hier zu Lande ist es ganz sicher richtig, wenn es heifst: „Der erste König war ein glücklicher Soldat." Ein mächtiges, tapferes, kluges Geschlecht hat die Führerschaft im Stamme an sich gerissen, oder ist vielleicht freiwillig an die Spitze gestellt worden. Zeiten der Gefahr haben den Sohn als Nachfolger des Vaters diese Führung leicht beibehalten lassen; dieser war eifrig bedacht auf Mehrung seiner Hausmacht in jeder Beziehung, und so hat

---

[1]) Ich bemerke ein für allemal: wenn ich von Stämmen des eigentlichen Graslandes, der Baliländer (ohne weitere Bezeichnung), spreche, so verstehe ich darunter die Einwanderer und Ureinwohner.

sich ein erbliches Königtum zuerst durch Selbstwahl, dann auch rechtlich herausgebildet.

Die Führerschaft des herrschenden Geschlechtes, also politisches Stammesoberhaupt, erkennen gegenwärtig die anderen, ursprünglich, und vielleicht auch jetzt noch gleich einflufs- und anhangreichen vornehmen Familien willig an; an Adel aber und Ansehen wollen sie ihm nicht nachstehen. Das läfst sich unter anderem z. B. auch daraus schliefsen, dafs ich einigemal, wenn ein Vornehmer des Stammes gefallen oder gestorben war, bei der Nachfrage nach seiner socialen Bedeutung die Aufklärung: „the king no pass him“ (der König ist nicht mächtiger), erhielt. Auch einem Absolutismus bilden sie das Gegengewicht, und wahren sie sich den Einflufs auf innere und äufsere Angelegenheiten in der Form eines aus ihren bejahrtesten Mitgliedern gebildeten Rates, dem übrigens der Häuptling in kluger Weise, um einer verstimmenden oligarchischen Regierungsform zu entgehen, aus den Freien gleichfalls betagte Männer beigesellt. Sogar Sklaven mit der nötigen Klugheit (und wohl auch Skrupellosigkeit) geniefsen hohes Vertrauen beim Häuptling. Der Balifürst Garega z. B. hatte den klugen Söhnen freigelassener Sklaven, ihres Zeichens Schmiede, Fonte und Tituat (dessen Bildnis in Abb. 39 wiedergegeben wurde), geradezu die Stellung einflufsreicher Ratgeber und Vertrauter eingeräumt, die er häufig mit geheimen diplomatischen Aufträgen und Sendungen betraute.

Der Rat

Durch diesen Rat, aus allen socialen Kreisen zusammengesetzt — er ist 50 bis 60 Köpfe stark — weifs der Häuptling klug die Wünsche und Stimmungen der Volksseele zu erlauschen. Nichts wird unternommen, nichts als Gesetz verkündet, ohne die Sicherheit, dafs es auch (durch Majorität oder Gewalt) durchgesetzt werden kann. So ist der Volksmasse gegenüber die Macht des Häuptlings eine fast unumschränkte. Offenen Widerspruch gegen seine Befehle giebt es nicht, und mehr als einmal sah ich Garega in grimmer Wut auf den gekrümmten Rücken säumiger Unterhäuptlinge den Speer entzweischlagen.

Zeitweilige Abdankung.

Ward ihm aber von seiten seines Rates aktiver Widerstand entgegengesetzt oder stiefs er beim Volke auf passiven Widerstand, so wendete der Balifürst — von anderen Häuptlingen habe ich es nicht in Erfahrung gebracht — ein uns sonderbar erscheinendes Mittel an, seinen Willen durchzusetzen, nämlich eine zeitweilige Abdankung! Der Last der Regierung anscheinend müde, zog er sich ganz allein auf eine abgelegene Farm zurück, setzte sich dort in einer verborgenen Hütte nieder und verweilte stundenlang, in tiefen Groll versunken. Es bedurfte vieler Bitten seiner ihn überall suchenden Umgebung und der

erneuten, wiederholten Zusage unbedingten, künftigen Gehorsams, bis er sich erweichen liefs, sein Herrscheramt wieder aufzunehmen. Laut über die Lasten des Amtes klagend, wandelte er dann, unter den Schmeicheleien und Lobpreisungen seiner Umgebung, ins Dorf zurück.

Herrenrechte.

Für den Aerger, den die lieben Unterthanen auch einem Graslandherrscher nicht selten bereiten, vergilt dieser durch rücksichtslose Behandlung in mancher Beziehung. Das loyale Volk läfst sich das auch, ohne zu murren, gefallen. Der Neger will beherrscht sein, und trägt mit fatalistischer Gelassenheit jeden Druck. So übt der Häuptling und auch mancher Vornehme im eigenen Stamm eine Art Beitreibung; aber nicht an Sachen, sondern an den Menschen selbst. Garega pflegte nicht selten irgend einen seiner Unterthanen auf dem Wege zur Farm einfach greifen, und einige 30, 40 km weiter als Sklaven verkaufen zu lassen, um für den Erlös ein Trinkgelage zu geben. Niemand fand etwas Besonderes darin, und wacker zechend pries jeder die offene Hand des Fürsten. Das war eben ein Kronrecht; und wir thun gut, bevor wir uns sittlich hierüber entrüsten, gut — wie übrigens auch in sehr vielen anderen Fällen —, an unsere eigenen Verhältnisse, namentlich an die mittelalterliche Feudalzeit mit ihren gleichfalls oft recht weit gehenden „Herrenrechten“ zu denken. Ich möchte z. B. doch dahingestellt sein lassen, was ungerechter und empfindlicher ist: solche vereinzelte Freiheitsberaubungen oder das berüchtigte „jus primae noctis“ oder der Frondienst in seinen verschiedensten Formen zum nacktesten Vorteil des Herrn? Letzteren, den Frondienst, finden wir gleich auch bei den Graslandvölkern. Hier wie dort vermifst man die nach unserem heutigen Begriff mit den Herrscherrechten unzertrennlich verbundenen Herrscherpflichten in Gestalt der Fürsorge für die Untergebenen. Drastisch gab sich das unter anderem einmal kund, als die Heuschrecken verheerend in die jungen Farmen einfielen. Garega und die Vornehmen hatten nichts Eiligeres zu thun, als sofort ihre Hörigen in ihre Farmen zu entbieten, die Tiere nach Kräften zu verjagen; dafs bei diesem Frondienst die Pflanzungen der armen dienstpflichtigen Teufel schutzlos preisgegeben waren, darum kümmerten sie sich nicht.

Hofceremoniell.

An den Höfen der Herrscher in den Baliländern läfst sich sehr wohl von einem gewissen Hofceremoniell sprechen. Dieses beginnt schon mit dem Betreten des Häuptlingssitzes, und der Begrüfsung. In Gruppen versammeln sich, die vor dem Herrscher erscheinen wollen, am Ausgang seines Gehöftes auf dem freien Volksversammlungsplatz oder im Palmweinhaus, und hocken am Boden nieder. Im allgemeinen ist es nicht gestattet, dem Häuptling bewaffnet zu nahen; nur Garega

nahm das nicht so genau, war er doch selbst ein gar kampffroher, alter Kämpe. Endlich erscheint der Fürst. Ernst und schweigend läfst er sich, ohne die Anwesenden zu beachten, auf seinen Steinsitz oder den ehrerbietigst ihm nachgetragenen Schemel nieder. Stets ist er von einem kleinen Gefolge umgeben, Männern und einigen dienstthuenden Weibern. Durch Zublinzeln verständigen sich die Gruppen, und gleichzeitig klatscht alles dreimal in die Hände. Auch dieser Grufs wird meist ohne jede Erwiderung gelassen, und von Beginn der Audienz ist noch geraume Zeit keine Rede. Zuerst müssen noch weitere Vorbereitungen getroffen werden. Alles und Jedes wird in diesen trinkfrohen Ländern, unter diesen echten Zechern, beim Becher verhandelt.

Dieses anfängliche Ignorieren ist übrigens nicht Mifsachtung, sondern geradezu ein Stück Hofsitte. Es hat auch statt, wenn Häuptlinge gegenseitig zusammenkommen, oder wenn der Weifse einen Graslandherrscher aufsucht bezw. umgekehrt. In diesen Fällen nimmt der Späterkommende neben dem anwesenden Fürsten oder Weifsen Platz, scheinbar ohne ihn zu sehen. Erst einige Minuten später wendet sich nicht der zuletzt Angekommene, sondern der Besuchempfangende plötzlich zu seinem ruhig geradeaus schauenden Besuch und reicht ihm die Hand. Ein weiteres Moment bei solchen „Fürstenzusammenkünften", das auch beim Erscheinen von Gesandtschaften fremder Stämme oder eines Weifsen stets innegehalten wird: der Verkehr der Herrscher untereinander oder mit einem derselben findet nie direkt statt; auch nicht, wenn beide Teile derselben Sprache sich bedienen, wenigstens ihrer mächtig sind, sondern stets durch Dolmetscher bezw. durch den Vertrauensmann, der zu den Füfsen seines Herrn kauert, „Mund oder Sprecher des Häuptlings" genannt. Beim Verkehr des Häuptlings mit Angehörigen seines eigenen Stammes fällt dieses lebende Verständigungszwischenglied weg; sehr zum Vorteil rascherer Abwickelung der Angelegenheiten. Einem dieser „Sprecher" — jeder Häuptling besitzt deren ein paar — fällt übrigens bei diesen sowie auch bei sonstigen Gelegenheiten, bei denen sich der Häuptling dem Volke zeigt, ein weiterer Hofdienst zu. Jede Aeufserung seines Fürsten, sie mag thatsächlich klug oder auch das Gegenteil sein, begleitet er mit einem andächtig bewundernden Kopfnicken, nicht selten leisem Händeklatschen, sowie dem Ausdruck seiner Bewunderung, in den auch bisweilen die anderen einstimmen: „mboere fuon", „ntchawo fon", „ngoe fuon" (etwa: das hast du gut gesagt, o Herr; prächtig, o Herr; wie bewunderungswürdig, o Herr; u. dergl.). Diese Lobpreisungen erstrecken sich auch auf jede Thätigkeit, ja die geringste Bewegung, die der Häuptling macht, und

Der „Sprecher".

ich mufste einmal geradezu mit einem unauslöschlichen Gelächter herausplatzen, als Garega im Eifer des Gespräches ein anderer menschlicher Ton entfuhr, welches Ereignis sofort mit einem bewundernden „ntchawo fon“ von den gewandten Höflingen quittiert wurde!

Nunmehr ist ein grofser Lehmtopf (Abb. 43) herbeigeschleppt worden, und in ihm brodelt der Palmwein auf rasch entfachtem Feuer; auch einige Säcke mit Kolanüssen sind zur Stelle. Das heifse Getränk wird in die stets mitgeführten Trinkgefäfse gegossen, der Häuptling greift in eine der Taschen, zerkleinert mit dem Fingernagel eine Kolanufs und verteilt an seine Umgebung. Jetzt beginnt erst die Verhandlung, die von seiten der Untergebenen oder Nichtebenbürtigen stets im leisen Flüstertone geführt wird. Wenn der „Sprecher“ dem Häuptling etwas mitzuteilen hat, so geschieht das stets nach vorangegangenem respektvollen Räuspern, und hinter vor den Mund gehaltener Hand; auch rutscht er wohl ein paar Zoll dem Fürsten näher. Auch bei den wichtigsten Angelegenheiten dreht sich das Gespräch zuerst um gleichgültige, alltägliche Dinge, das Wetter, Ernteaussichten, Befinden u. dergl.; erst allmählich lenkt es auf den Kern der Sache ein — wie bei uns auch.

Abb. 43.



Aus Lehm gebrannter Topf (zum Warmmachen des Palmweines) mit Ornamentirung in den Baliländern. Etwa $^1/_{12}$ nat. Gr.

Nie begiebt sich ein freier, politisch selbständiger Herrscher in den Baliländern in das Dorf eines anderen Häuptlings, auch nicht seines vertrautesten Blutsfreundes. Ein derartiger Besuch wird stets als ein Zeichen der Untergebenheit, einer mehr oder minder grofsen Abhängigkeit betrachtet.

Zusammenkünfte der gröfseren Häuptlinge sind überhaupt selten, und wenn, dann finden sie stets an einem dritten Ort, in einem Vasallendorf oder auch auf freiem Felde, statt. Meist werden die Beziehungen durch Einzelgesandte oder Gesandtschaften gepflegt. Ein lebhaftes Hin- und Hergehen solcher hat im ganzen eigentlichen Grasland stets statt, und je zahlreicher sie eintreffen, desto gröfser die Freude und der Stolz der Häuptlinge. Eigentliche Gesandtschaften stehen, wie wir bei den Rechtsverhältnissen hören werden, unter dem ausnahmslos anerkannten und beachteten Schutz der Unverletzlichkeit.

Gesandtschaften.

Wahrung des Nimbus.

Beim Empfang solcher Gesandtschaften, aber auch seinem versammelten Volke gegenüber pflegt sich ein Graslandfürst nie sehr lange zu zeigen. Sobald in ersterem Falle der Zweck erreicht bezw. die Absichten und Wünsche ihm vorgetragen worden sind, sobald er im anderen Falle sich eine Zeitlang seinem Volke gezeigt, wohl auch an den Tänzen sich etwas beteiligt hat, zieht er sich in das Innere seines Königshofes wieder zurück. Die Persönlichkeit des Herrschers würde zu viel von ihrem Nimbus, ihrer Majestät verlieren, wenn sie allzu sehr und allzu oft sich den Blicken des Volkes preisgeben und Gleichheit menschlicher Gefühle mit ihm an den Tag legte: in diesem Sinne etwa läfst sich der dortlands hierfür angegebene Grund verdolmetschen. Unbestreitbar bekundet der in dieser Anschauung zum Ausdruck kommende Gedanke auf tiefer Menschenkenntnis beruhende Herrschereinsicht.

Politische „Empfangstage".

Anders ist es, wenn der Häuptling mit seinem Rat beisammen sitzt. Anders auch bei Anlafs der regelmäfsigen kleineren Zusammenkünfte, die, soviel ich erfahren, nur der Balihäuptling anzustellen die Gepflogenheit hat. Er hat alle fünf Tage seinen sogenannten „ntchu n'tan" (abgeschliffen statt eigentlich: „ntchu itan" d. h. fünf Tage); also einen Empfangstag für die Vornehmen und Freien seines Stammes, an welchem er von früh bis abends in der Palmweinhalle seines Hofes offenes Haus hält. Diese Zusammenkünfte tragen einen ganz ungezwungenen Charakter, jeder kann kommen und gehen, wie es ihm beliebt, und freier Meinungsaustausch auch dem Herrscher gegenüber ist gestattet. Der Zweck, mit allen Angelegenheiten u. s. w. seines Stammes auf dem Laufenden zu bleiben, ist unverkennbar; und hier, wie im eigentlichen Rat, weilte Garega oft halbe Tage lang, sich eifrig am Gespräch beteiligend. Der Becher wird fleifsig dabei geschwungen. Auch die Unterhäuptlinge haben derartige „parlamentarische Abende".

„Officielle" Ausgänge.

Wohl mit der Grund, sich der Volksmasse gegenüber nicht zu häufig zu zeigen, mag es auch sein, warum der Häuptling bei Tage ziemlich selten über Königsgehöft und -Platz sich hinausbegiebt; eigentlich fast nur zur gelegentlichen Besichtigung seiner Farmen. Sein Schemel, ein paar Kalebassen (Abb. 44) mit Palmwein und ein Sack Kolanüsse sind auch bei diesen Ausflügen unzertrennliche Begleiter. Desgleichen ein mehr oder weniger starkes Gefolge, darunter der oder die „Sprecher", die hierbei eine weitere Pflicht ihres Hofamtes zu üben haben. Sie machen den Herrscher fortgesetzt auf alles Mögliche und Unmögliche aufmerksam: „Gieb acht, o Herr"; „ein Stein, o Herr"; „ein Maisfeld, o Herrscher"; und so geht es ununterbrochen fort. Die gleiche Sitte fand übrigens auch, wenn ich mich recht erinnere, Nachtigal bei den Heiden-

stämmen Baghirmis, sowie Rohlfs in der Landschaft Uandula. Das übrige Gefolge überbietet sich in sonstigen Aufmerksamkeiten: mit der wichtigsten Miene von der Welt wird geschäftig alles aus dem Wege geräumt, die kleinsten Grashalme weggekehrt, der Boden mit den Händen geglättet, ein paar neugierige Kinder fliegen rechts und links ins Gras, dann zupft wieder einer am Gewand des Herrschers ein nicht vorhandenes Stäubchen weg u. s. w. Auch dem Weifsen werden gleiche Aufmerksamkeiten erwiesen. Ich hatte nie lange das Dorf betreten, so turnte ein solcher sich überbietender Schweif vor und hinter mir her. Endlich werden stets bei allen Ausgängen dem Häuptling zwei Speerbündel (Abb. 45, a. f. S.) vorangetragen. Die Spitzen sind mit einer Art Kappe aus ungegerbtem Leder verhüllt, und daran flattern lange Lederbänder und Haar- (bei manchen Stämmen) Rofshaarschweife. Unwillkürlich denkt man an die Beilbündel der römischen Liktoren.

Abb. 44.



Kalebasse mit Henkelgriff und Flechtwerkverzierung (in einen nicht mit dem Gefäfs verbundenen serviettenringartig geflochtenen Untersatz gestellt) in den Baliländern. 1/5 nat. Gr.

Damit komme ich zur Stellung des Häuptlings als Richter. Rechtsanschauungen und -Grundsätze bespreche ich später; hier nur so viel davon, als zur Charakteristik der Häuptlingsstellung in dieser Hinsicht einschlägig ist. Einmal steht ihm das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehörigen zu. Dann ist er, abgesehen von seiner Stellung als „patronus" seiner Gefolgschaft (S. 352 davon ausführlicher), die

oberste schiedsrichterliche Instanz gleichfalls für den ganzen Stamm. Einen grofsen Teil des Tages sieht man einen Graslandherrscher auf dem mächtigen Felsblock thronen (Abb. 46), der am Eingang des Königsgehöftes, an welches sich in allen Dörfern der grofse, freie Volksversammlungsplatz anschliefst, als Herrscher- und Richtersitz aufgetürmt ist.

Gesetze.

Die gesetzgeberische Thätigkeit habe ich bereits berührt. Gesetze in unserem Sinne, wie sie unserer Auffassung nach notwendiger Bestandteil einer ausgebauten Verfassung sind, giebt es in den eigentlichen Grasländern nicht. Nach innerer und äufserer Lage berät der Häuptling mit seinem oben geschilderten „Senat", und die gefafsten Beschlüsse socialen und politischen Charakters werden der aufgebotenen Volksversammlung als Beschlufs, als Gesetz verkündet.

Steuern, Zehnten, Frondienste.

Von Zeit zu Zeit werden bei diesen Volksversammlungen auch Abgaben, dem Häuptling zu leisten, sei es in Gestalt von Sklaven, Weibern, Vieh oder Farmerzeugnissen, nicht zum letzten Palmwein, bekannt gegeben. Von ständigen derartigen Leistungen, also Steuern oder Zehnten habe ich nichts gehört. Auch Frondienste in den Farmen des Fürsten werden von Fall zu Fall geheischt.

Eine solche Volksversammlung nebst vorhergängigem Vertragsschlufs mit dem Häuptling selbst zu schildern, sei mir verstattet, einen seinerzeit an das Auswärtige Amt eingesandten Bericht auszugsweise hier einzufügen. Es handelt sich um den im Abschnitt I (S. 20) erwähnten Vertrag, demzufolge Garega sich und sein Land unter die Oberhoheit der deutschen Regierung stellte.

Ein Vertragsabschlufs; eine Volksversammlung.

„Am 28. VIII. 1891 ertönte gegen 10⁰⁰ a. m. im Dorfe drüben in hellen, weithin hörbaren Tönen das Heerhorn des Häuptlings (es sind dies grofse, gekrümmte Elefantenzähne), das Volk auf den Volksversammlungsplatz zu entbieten. Kurz vorher war bereits Tituat erschienen, uns zum Häuptling zu geleiten. Als wir in's Dorf hinüberkamen, strömten schon von allen Seiten die Männer auf den Königsplatz, der mit



Abb. 45. Speerbündel als Hoheitszeichen der Häuptlinge in den Baliländern. Etwa 1/10 nat. Gr.

Zu Seite 348.

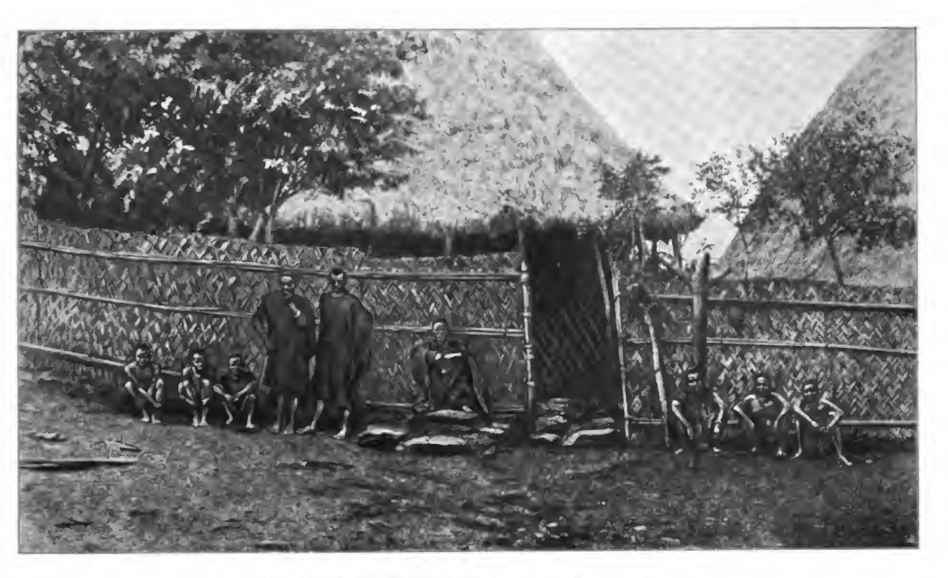


Abb. 46. **Der Balihäuptling Garega vor seinem Gehöft.**

seiner roten Erde in den Strahlen der Sonne leuchtend in sanftem Hang an das Gehöft Garegas sich anschliefst. Diesen selbst trafen wir im Innern seines Hauses auf seinem Thronsitze. Unter einer an die Hauswand angebauten Veranda steht ein schön geschnitzter Stuhl mit Rücken- und Armlehnen, die vier Füfse sind basiliskenartige Tiere; davor als Pflaster an 50 grofse, halbmondförmig gekrümmte Elefantenzähne, sich mit dem Boden vergleichend. Daneben war das Fell eines Löwen, aus Adamaua mitgebracht, ausgebreitet, auf ihm standen zwei kleinere Schemel, ebenfalls reich geschnitzt mit götzenähnlichen Figuren als Füfsen. Diese Sitze waren für uns (Zintgraff und mich) bestimmt. Einige Mitglieder des Rates sowie mehrere Weiber aus dem Haushalt Garegas kauerten bereits da. Bald erschien auch der Häuptling selbst im Kriegsschmuck, in der Hand einen mit Messingnägeln verzierten Karabiner tragend, den nackten Oberkörper reichlich mit Rotholz eingerieben. Der unvermeidliche Palmweinumtrunk leitete die Verhandlung ein. Tage vorher schon war mit Garega und seinem Rat der ganze Inhalt des Vertrages durchgesprochen worden, so dafs heute die Unterzeichnung nur mehr die letzte Formalität, und die Hauptsache seine Bekanntgabe an das Volk war. Mit ungefüger Faust malte der Balifürst drei Kreuze als Handzeichen auf das Papier, wozu er zwei Seiten in Anspruch nahm. Daraufhin stand er auf und schofs seinen Karabiner vor uns ab, als symbolische Anerkennung der Oberhoheit des Weifsen. Klassisch ausdrucksvoll war die Art, in der er den Abschlufs des Vertrages seinem Volke als Beschlufs kundgab.

Längst bereits tönte vom Königsplatz Lärm und dumpfes Brausen wie fernes Wogenrauschen zu uns herein: das Volk war versammelt. Garega blieb im Hause zurück — der Weifse trat an seiner Stelle nunmehr hinaus zum Volk.

In weitem Kreise, am Rand des ausgedehnten Königsplatzes safsen und standen die dunkeln, hochaufgeschossenen Gestalten der Balikrieger, an 2000 an der Zahl; die einen fast nackt, nur mit dem Kriegsschurz angethan, die andern im weiten, flatternden Kriegshemd, alle aber bewaffnet, ein Bündel Speere oder das Gewehr in der Hand, auf dem Rücken das breite Schlachtmesser. Wie einst der freie Germane mit Schwert und Speer zum thing schritt, so auch der freie Graslandssohn, wenn das Heerhorn des Häuptlings zur Versammlung ruft. In der Mitte des Platzes steht ein Baum, daran eine Steinpyramide aufgehäuft, an den Aststrünken hängen die Speerbündel mit flatterndem Rofshaarschweif (die Abzeichen der königlichen Gewalt), Schädel und Musikinstrumente. Wir traten auf die Steinpyramide. Haufen-, gefolg-

schaftsweise stürmten die einzelnen Gruppen, voran ihre Führer, zur Begrüfsung heran, mit ihrem Kriegsgeschrei, die Speere schwingend und die Gewehre in die Luft abfeuernd.

In das Getöse dieses Scheinkampfes hinein ertönten nun gellend die grofsen Heerhörner. Es tritt Stille ein, und lautlos lauscht die tausendköpfige Menge. Der »Rufer« verkündigt den vom Häuptling mit dem Weifsen soeben abgeschlossenen Vertrag. Sodann werden zwei Hühner gebracht und etwas Pfeffer, wovon wir zwei Weifse kauen und in den Schnabel der Hühner speien müssen. Dann geht der »Rufer« mit den Hühnern in der Hand zu dem Kreise, in dem die Männer kauern. Speere und Gewehre werden ihm entgegengehalten und, die Reihen entlang schreitend, bestreicht er die Waffen mit den Köpfen der Hühner und ruft dabei fortwährend: »gleichwie das Huhn, das durch das Hineinspeien des Pfeffers in seinen Schnabel dem Weifsen gehöre, so gehören ihm auch alle Waffen, die das Huhn berührt«, und damit die Entscheidung über Krieg und Frieden. So ging's in weitem Kreise herum und jede Waffe berührten die Hühner. Dann trat der »Rufer« mit den halbtot gemarterten Tieren wieder zu uns. Dr. Zintgraff mufste das eine Huhn, ich das andere ergreifen, und hochschwingend ihnen die Köpfe an der Steinpyramide zerschmettern. Darauf knallten drei Schüsse, und die ausdrucksvolle Ceremonie war zu Ende."

Die Schilderung auch dieser Feier wäre nicht vollständig, fügte ich nicht noch an, dafs an sie sich ein fröhliches Palmweingelage schlofs. Mächtige Kalebassen wurden herbeigeschleppt, Feuer entzündet, und auf ihnen brodelte bald in grofsen Steintöpfen der Palmwein. Und bis in die Nacht hinein kreisten bei flackernden Flammen die Trinkhörner. Ein ganz unheimlicher Zecher war einer vom Rate Garegas, der mich, auch ein Hüne an Gestalt, an Held Halwar zu Yarl Frithjofs Zeiten gemahnte:

„Eins war dem Alten eigen,
Stets trank zum Grund er rein,
Und reicht das Horn mit Schweigen
Dann in den Kreis hinein."

Der „Rufer".

Der vorstehend genannte „Rufer" ist gleichfalls ein eigenes Hofamt. Ihm fällt die Aufgabe zu, dem Volk in der Versammlung die Gesetze und Beschlüsse, die auferlegten Verpflichtungen u. s. w. mitzuteilen. Der in Bali als solcher Amtierende besafs eine auffallend helle, ja gellende Stimme, und brachte seine Mitteilungen in folgender Sprechweise vor: er stiefs eine Anzahl Wörter rasch nach-

einander, ganz ohne Tonfall heraus, schaltete dann eine Pause ein, u. s. w.

Anrede des Herrschers.

Wird bei diesen Bekanntmachungen auf den Häuptling Bezug genommen, so wird nie der eigentliche Name desselben, z. B. Garega oder Gualem (so heifst der Bafuthäuptling), genannt, sondern es lautet: „fo-N'Yong" (Fon'yong; siehe S. 324 u. 427), „fo-Fut" (Fofut), „fo-Messon" (Fomesson) u. s. w., d. i. Herr der Bali, Herr der Bafut, Herr von Bamesson u. s. w. Die Anrede lautet nur „fuon" (abgeschliffen „fon" und „fo"), d. i. Herr; also etwa = unserem: Euer Majestät. Auch wenn er von seinem Fürsten spricht, vermeidet der Unterthan aus achtungsvoller Scheu, ihn beim Namen zu nennen, sondern sagt gleichfalls „Fon'yong" u. s. w., oder auch „babu" d. i. Vater, Alter; selten unterläfst er dabei die, wenigstens angedeutete, Bewegung des Händeklatschens (des ehrerbietigen Grufses).

Ich setze die Besprechung der Häuptlingsstellung fort, und habe als eine weitere seiner Aufgaben die des Anführers im Kriege zu beleuchten. Diese Thätigkeit war es wohl, wie wir gehört, die dem herrschenden Geschlecht zur Häuptlingswürde einst verholfen hat. Nunmehr aber scheint es nach fester Begründung dieser Stellung allgemein in den Baliländern Sitte geworden zu sein, dafs der Herrscher in einen Angriffskrieg nicht mehr mitzieht, sondern die Führung im Feld seinem ältesten Sohn, dem Thronfolger, oder auch einem seiner Unterhäuptlinge übergiebt. Im Verteidigungskampf stellt er seinen Mann; ich erinnere nur an das oben gelegentlich der Völkerwanderung der Bali geschilderte tapfere Verhalten Garegas.

Ich komme zur letzten der Thätigkeiten, die der Führer eines Volkes in seinem Kindheitsalter, in seiner Person zu vereinigen pflegt: religiöses Oberhaupt. Das ist ein Graslandsherrscher voll und ganz. Aber das will hier zu Lande nicht sehr viel besagen. Ich habe schon an früheren Stellen angedeutet, dafs in diesen Gebieten ein verhältnismäfsig harmloser und oberflächlicher Aberglaube herrscht; von Fanatismus, Fetischismus keine Spur. Die meist geradezu weihevollen, religiösen, öffentlichen Ceremonieen verrichtet und leitet der Häuptling als Oberpriester seines Stammes (siehe S. 428 u. f.).

Thronfolge.

Verfassungsmäfsig, wenn ich so sagen darf, geregelt ist die Thronfolge: stets der älteste von der legitimen Frau geborene Sohn ist der Nachfolger in der Häuptlingswürde. Merkwürdigerweise aber werden — so weitgehenden Einflufs auf Regierungsmafsnahmen der Häuptling den Vertretern der Adelsgeschlechter einräumt — sowohl der Thronfolger als überhaupt alle männlichen Mitglieder des herr-

schenden Geschlechtes, von den Beratungen u. s. w., also so ziemlich von jedem officiellen Einflufs auf die Staatsangelegenheiten, ausgeschlossen.

Vornehme und Hörige. Der mitberatenden Stellung der Ersteren im Gemeinwesen, ihres Adelsstolzes, der sie dem herrschenden Geschlechte ebenbürtig sich fühlen läfst (darum erscheinen auch sie nie ohne Gefolge, haben auch sie ihre „Empfangstage“ wie der Häuptling) habe ich bereits Erwähnung gethan. Sie sind, wenn ich mich eines Kulturvergleiches bedienen will, adelige Grofsgrundbesitzer.

Als solcher, mit den nachstehenden Konsequenzen, mufs auch der Häuptling, abgesehen von dieser seiner Würde, betrachtet werden. (Man denke an die mittelalterlichen deutschen Kaiser.) Auf der Stärke seiner „Hausmacht“ beruht auch zum guten Teil die seines Königtums.

Hausmacht.

Ihr Einflufs, ihre Machtstellung im Staate hängt namentlich von der Zahl der Hörigen ab; also von der Stärke der Hausmacht.

Diese, die Hörigen, ursprünglich vielleicht entweder freie Stammesgenossen oder, zum gröfseren Teil wohl, Angehörige der unterworfenen Ureinwohner, stehen in einem ziemlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu ihrem Lehnsherrn, ihrem „patronus“. Man kann sie geradezu als seine Gefolgschaft (Hausmacht) im Krieg und Frieden bezeichnen. Abgaben an ihn müssen geleistet, Fronforderungen mufs nachgekommen werden. Auch richterliche Gewalt übt der Gefolgsherr. Daneben betreiben sie kleinbäuerliche Farmenbewirtschaftung auf eigener Scholle oder üben irgend ein Handwerk, einen der kleinen Industriezweige aus.

Eine strenge Unterscheidung, das zur Verhütung von Mifsverständnissen hier vorweg bemerkt (Näheres siehe S. 382, 398, 412), in Bauern und Gewerbetreibende darf man sich natürlich nicht vorstellen. Es fertigt sich so ziemlich jeder Graslandneger seinen Hausbedarf an Haus-, Feld- und Kriegsgerät selber, aber immerhin verlegt sich eine oder die andere Familie auch auf irgend eine Specialität und bringt sie zum Verkauf auf die Märkte im heimatlichen Dorfe oder nach auswärts.

Fronleistungen.

Die am häufigsten von den Hörigen seitens ihrer Lehnsherren geforderten Frondienste sind: Arbeit in den Farmen der Herren und die Waffenfolge. Die Volks- und Privatzwistigkeiten mit anderen Stämmen sind fast ohne Ende; und in letzterem Falle ist es meist der Hörige (und der Sklave), an dem und mit dem Repressalien geübt und genommen werden.

Daraus folgert die zweite bedeutende Rolle, die der Vornehme im Gemeinwesen spielt: er tritt an der Spitze seines Gefolges als Führer auf, wenn bei Stammesfehden das ganze Volk in den Krieg geht.

Freie. Zwischen dem Vornehmen und dem Hörigen steht auf der socialen Leiter der Freie. Er ist der Gemeinfreie des alten germanischen Staatswesens; also an Freiheit und edlem Stamm ein Adliger ohne Hausmacht. Er ist Bauer oder (und) Gewerbetreibender. Und da ist es, dem kriegerischen Sinn der eingewanderten Graslandstämme wenigstens entsprechend, strenggenommen nur ein Handwerk, das als freies, d. i. eines Freien würdiges gilt: das Schmiedehandwerk. Das heifst: dieses Handwerk wird nur von Freien ausgeübt; nicht aber, dafs Freie nur dieses eine Handwerk treiben.

Rechtlich untersteht der Freie nur dem Stammesoberhaupt.

Sklaven. Diese nehmen die letzte Stufe der socialen Gliederung ein. Jeder der vorgenannten socialen Bestandteile eines Stammes kann Sklaven besitzen; ja es kommt vor, und das sogar nicht einmal selten, dafs Sklaven selbst wieder Sklaven sich halten. Sklavenjagden gröfseren Mafsstabes giebt es in den Baliländern nicht; darin, wie auch in der milden Form der Sklaverei und dem Einzelkauf und -verkauf finden wir hier die gleichen Verhältnisse in dieser Hinsicht wie im Waldland (siehe Abschnitt V, S. 266), mit folgenden Einschränkungen: einmal sind hier oben die Sklaven nicht wie dort der eigentlich geistig und körperlich höher entwickelte Teil der Bevölkerung, sondern stehen in beiden Richtungen ihren Herren nach: das geht, wenigstens für die herrschenden Stämme geltend, schon daraus hervor, dafs eben die besiegten Ureinwohner zu Sklaven gemacht wurden. Die weitere Verschiedenheit ist die, dafs in den Baliländern die Sklaven mit den Herren zusammen in den Stammesdörfern leben; zur Zeit der gröfseren Farmarbeiten, lediglich aus Zeitersparnis u. s. w. allerdings zum Teil in eigenen Farmdörfern draufsen bleiben (etwa wie im Sommer unsere Almen bezogen werden).

Keine Sklavenjagden.

2. Sociale Unterschiede.

Scharf ausgeprägt ist, wie ich darzulegen versuchte, die sociale Gliederung der einzelnen Klassen im Gemeinwesen, namentlich bei den Eingewanderten; weniger schroff ist der sociale Unterschied zwischen reich und arm. Vorhanden ist ein solcher sehr wohl und kommt in ähnlicher Weise wie bei uns zum Ausdruck: im stattlichen Gehöft, in ausgedehntem Farmenbesitz, in reicher Bekleidung und Schmuck, in kunstvoller Arbeit der verschiedensten Geräte u. dergl., oder aber im Gegenteil von all dem. Nicht zum letzten im Besitz bezw. Mangel von Sklaven und Weibern, d. i. Arbeitskräften; also in der Thatsache, dafs der reiche Neger nichts thut und andere für sich

arbeiten läfst, während der arme Teufel sich von seiner Hände Arbeit ernähren mufs — genau wie bei uns auch. Aber unendlich weniger schroff ist dieser Unterschied zwischen reich und arm — oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter, d. h. physiologischer Armut als bei uns.

Solange ein Volk nur Ackerbau, Viehzucht und Hausindustrie kennt, mag es an Edelmetall und Luxusgegenständen arm sein, aber es fehlt keinem seiner Mitglieder an Lebensmitteln. „Erst wenn der Mensch den Zusammenhang mit der nährenden Mutter Erde verliert, erst wenn er sich von der treuen Furche des Ackers losreifst und von der Natur nicht mehr erreicht werden kann, die ihm Brot und Früchte, Milch und Kalb der Kühe, Wildbret und Fische darbietet, erst wenn er sich hinter Stadtmauern hockt, seinen Anteil am Boden, Wald und Flusse aufgiebt und nicht mehr mit eigenen Händen aus den Vorratskammern des Tier- und Pflanzenreiches seinen Bedarf an Speise und Trank schöpfen kann, sondern auf den Austausch der Erzeugnisse seines Gewerbefleifses gegen die von anderen monopolisierten Naturprodukte angewiesen ist, erst dann beginnt mit der Möglichkeit für eine kleine Minderheit grofse Reichtümer aufzuhäufen, für eine zahlreiche Klasse die Möglichkeit absoluter Armut, physiologischen Elends." Und elend in diesem Sinne ist auch der relativ ärmste Neger da draufsen nicht, eben deshalb nicht, weil keiner von der Scholle gänzlich losgerissen ist. Auch in seiner Gewerbethätigkeit verläfst er diesen gesunden Boden nicht; Feldbebauung sowie Gewinnung und Ausbeutung der vorhandenen Naturprodukte bilden die Grundlage seines industriellen Schaffens.

Die Faulheit (?) des Negers.

Ich möchte übrigens diese Gelegenheit mir nicht entgehen lassen, aufs neue der gang und gäben, aber ganz und gar unrichtigen Anschauung, dafs der Neger faul sei, entgegenzutreten; wenigstens was die Wald- und Graslandstämme Nord-Kameruns betrifft. Nicht blofs der Mensch mit weifser Hautfarbe ist aus dem Paradies vertrieben worden, das gleiche Los hat den dunkelhäutigen getroffen. Auch der Neger mufs sich im Schweifse seines Angesichts sein tägliches Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „oberen Zehntausend" gehört — wenn ihm auch der glücklichere Himmel, unter dem er lebt, verstattet, dies mit einem geringeren Aufwand von Anstrengung und Arbeit zu thun. Dieser Umstand in Verbindung mit seiner beneidenswerten Anlage, bescheidene Bedürfnisse zu besitzen, hat ihm den unverdienten Ruf der Trägheit zugezogen. Dafs er nichts thut, wenn er genug zu leben hat, meine ich, machten wir ihm alle recht gern nach!

g) Wehr-Verhältnisse und Kriegführung.

Wehrpflichtig ist jeder Graslandneger, sobald und solange er noch einen Speer schleudern und ein Messer schwingen kann, dem gefallenen Gegner den Schädel vom Rumpfe zu trennen. Hiermit finden auch die hohen Sätze bei Angabe der Krieger unter den statistischen Angaben (S. 335) ihre Erklärung. Halbwüchsige Knaben sah ich mitten im Kampfgetümmel eines brennenden, überrumpelten Dorfes an den Erschlagenen mit einem Messer herumsägen, diese Trophäe für ihre Väter, mit denen sie ins Gefecht gelaufen waren, einzuheimsen und bei der Rückkehr ins Dorf im Triumph zu schwingen. Nur der Häuptling selbst zieht, wie ich bereits berichtet, nicht in den Angriffskrieg.

Gefolgschaftsweise sammeln sich die waffenfähigen Krieger, und treffen so truppweise entweder im Stammdorfe auf dem Volksversammlungsplatze oder in einem verbündeten Orte oder an einem vereinbarten Punkt im Gelände ein. Dort werden die Scharen in Heerhaufen abgeteilt, die sich mit militärischem Gehorsam angesehenen und bewährten, selbstgewählten Führern unterordnen: meist Söhnen des Häuptlings oder Vornehmen. Innerhalb dieser Haufen halten aber stets die einzelnen Gefolgschaften, um ihre Herren geschart, zusammen: bilden so gewissermafsen kleinere Einheiten. Die Stärkeverhältnisse sind ganz bedeutend (siehe statistische Angaben). Die in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden, zur Kriegsfolge verpflichteten Urangesessenen treten unter den Befehl von Führern aus dem herrschenden Volke. Die Fahne des Stammes, ein grofses, viereckiges Stück einheimischen weifsen Baumwollzeuges an langem Speerschaft, befindet sich stets bei einem von einem Häuptlingssohn geführten Haufen.

Fahne.

Nun folgt der Kriegsrat. Ueberraschung, Ueberrumpelung ist bei einem Angriffskriegszug oberster „strategischer“ Grundsatz. (Dabei qualmt die unvermeidliche Pfeife, die auch beim Aufmarsch zum Gefecht nicht ausgeht!) Auch der Grasländer greift, wie der Neger überhaupt, selten, fast nie nachts an, erst mit dem Morgengrauen. Der Marsch findet stets nachts, möglichst nahe an das zu überrumpelnde Dorf oder die gewählte Ueberfallstelle heran, statt.

Keine Nachtgefechte.

Die Einnahme der im Kriegsrat besprochenen Stellungen, von denen aus auf ein verabredetes Zeichen (Schufs, geschleuderten Feuerbrand, Hornsignal u. dergl.) vorgebrochen, oder auf die man den Gegner auflaufen lassen will, erfolgt lautlos, gewandt und mit selbst

dem deutschen Soldatenauge bewunderswertem Geschick und Ordnung. Bis zu diesem Moment kann und mufs geradezu von Taktik gesprochen werden.

Aber bei der Aktion selbst ist von einer Gefechtstaktik keine Rede mehr. Sobald das Signal zum Sturm gefallen oder der Kessel um das überlistete menschliche Wild geschlossen, giebt es kein Halten mehr, und wie aus der Hölle losgelassene Teufel braust alles nach vorn. Jeder Zusammenhalt löst sich, die Stimme der Führer verhallt; das Gefecht wird in Gruppen- und Einzelkämpfen durchgekämpft.

Für das Auge ist das alles ein prächtig schönes Bild. Die schlanken, muskelkräftigen, halbnackten braunen Gestalten, in wilder Raub- und Kampflust entfesselt, stürmen in mächtigen Sätzen vor, mit wehenden Federbüschen (Abb. 47). mit flatternden, nachschleifen-

Abb. 47.



Kopfschmuck der Balimänner (im Kriege und bei Tänzen getragen).

den Kriegshemden, Speer oder Gewehr in der Hand; ihr Kriegsgeheul, das Gedröhn der grofsen Kriegshörner aus Elefantenzähnen, das Knattern der Gewehre, das eigentümlich sausende Zischen der Speere,

das Geprassel der brennenden Grasdächer, deren einzelne Stücke in hellen Flammen durch die Luft fliegen, überall neue Brände erzeugend, das Rauschen und Zusammenbrechen der niedergestürmten Bananenhaine, der Todesschrei der Gefallenen, denen der Sieger im Stürzen bereits den Schädel am langen Schopfe faſst und abhaut, um, ihn blutspritzend und -triefend hoch im Triumphe schwingend, weiterzustürmen. Dazu das Geblök der aufgeschreckten Schafe und Ziegen, die Hühner flattern kreischend durch das Flammenmeer, das Geschrei der flüchtenden Weiber und Kinder; und auf diesen Höllenkessel strahlt aus tiefblauem Himmel lotrecht die Tropensonne herab und wiegen sich die Palmen im Winde, der aus dem Flammenofen entfacht wird.

Der Mordlust gesellt sich die Beutegier: Weiber und Vieh werden mitgeschleppt, und mir bleibt eine Scene unvergeſslich, wie auf dem Marktplatze eines gestürmten Dorfes zwei Balikrieger sich um ein Weib rauften. Der eine zog am Arme, der andere an ihren Beinen. Dabei war dem einen durch einen furchtbaren Hieb das ganze Gesicht zerfleischt, der andere hielt sich mit einer Hand die aus einer breiten Bauchwunde hervorquellenden Eingeweide: die Beute lieſsen sie nicht fahren!

Beim Rückzuge flutet alles ebenso regellos zurück. Um Verwundete, Gefallene, Ermattete kümmert sich kein Mensch, und deren Köpfe liefern auch dem geschlagenen Feinde noch leicht gewonnene Kriegestrophäen. Uebrigens ist der Rückzug bei der Art seiner Ausführung der schwächste Punkt; und gar nicht selten benutzt das der geworfene Gegner mit Erfolg.

Die Männer werden getötet, und ihre Köpfe sind die begehrten Siegeszeichen; nur Weiber und auch Kinder als Sklaven mitgeschleppt; wie eben solche Kriegszüge hier zu Land nie eigentliche Sklavenraubkriege sind. Mit drei Hieben meist ist der Schädel vom Rumpf getrennt: zwei dicht unter dem Kinn rechts und links, der dritte im Nacken. Am Schopf oder an einer rasch durch Mund und Schnittfläche geführten Baststrippe wird er dann getragen. Einer hierbei von den Bali (und wohl auch den anderen Stämmen) bethätigten Sitte verdankten diese den ungerechtfertigten Ruf im Waldland, daſs sie Menschenfresser seien. Sie pflegen nämlich entweder von der Klinge des breiten Schlachtmessers das Blut abzulecken oder auch, namentlich wenn der Gefallene ein vornehmer, oder wegen seiner Tapferkeit berühmter Krieger war, ihm ein kleines Stückchen Fleisch aus dem rechten Handballen oder aus der linken Brust herauszuschneiden und am Platz zu verschlingen; der Grund ist die abergläu-

Menschenfresser?

bische Vorstellung, dafs damit Kraft und Mut des Ueberwundenen auf den Ueberwinder übergeht. Das stets vergröfsernde Gerücht hat nun die Bali die besiegten Feinde mit Haut und Haar auffressen lassen.

Martern.

Also weder dieses, noch ein Martern findet statt. Ich habe das von keinem der eingewanderten Stämme gehört oder gesehen; wohl aber von den Bandeng. Diese schneiden bisweilen den Gefallenen, auch wenn sie noch leben, Hände und Geschlechtsteile ab und stecken letztere den Gemarterten in den Mund, da bei ihnen der Schädel nicht so ausnahmslos als Siegestrophäe mitgeschleppt wird. Von weiter westlich wohnenden Stämmen erzählen die Bali, dafs sie die Kriegsgefangenen martern, sie entweder an Pfähle binden und „an ihnen herumschneiden, bis sie immer kleiner würden", und dabei die eben berichteten Scheufslichkeiten begehen oder sie nackt und zu mehreren zusammengebunden in Ameisenhaufen oder -wanderzüge werfen.

Die erbeuteten Schädel werden im Stammdorf auf dem Königsplatz zu Haufen zusammengeworfen und bleiben oft eine Woche und länger liegen. Täglich werden um sie Tänze aufgeführt, und der Becher kreist neben dieser stillen Gesellschaft. Die Hunde fressen daran, und den schauderhaften Geruch kann man sich denken. Schliefslich holt sich dann jeder die eingelieferte Zahl, wobei es oft lebhafte Meinungsverschiedenheiten giebt, und skelettiert sie, indem er sie einige Wochen ins Wasser hängt oder in Ameisenhaufen wirft. Was dann mit ihnen zum Teil geschieht, werden wir beim — Hausbau hören.

Keine Befestigungsanlagen.

Trotzdem Ueberfälle der Dörfer die beliebteste gegenseitige Angriffsart sind, so habe ich doch nur ein Graslandsdorf befestigt gefunden: Bandeng, also das eines eingesessenen Stammes. Es hat breiten Graben und eine Art von Wall mit Hecken und Bäumen besetzt. Wir legten den Bali einmal nahe, gleiches um ihren Ort anzulegen, wenigstens um einen auf einem beherrschenden Hügel gelegenen Teil, und diesen als eine Art Kastell im Falle eines Angriffes zu benutzen. Aber sie wollten nichts davon wissen; und doch mufsten sie eine Vorstellung davon haben, denn bereits Takum, in dessen Nähe sie ja ihre ursprünglichen Sitze hatten, ist von hohen Lehmmauern umwallt, mit Zinnen, Bastionen und Thoren.

Erkundungsthätigkeit.

Zweier ganz eigenartiger Einrichtungen mufs ich bei Besprechung der Kriegführung noch Erwähnung thun. Ich habe sie nur bei den eingewanderten Stämmen beobachtet.

Einmal die: dafs Vertraute des Häuptlings, meist solche, welche Handelsbeziehungen zu anderen Stämmen pflegen, geradezu das Amt haben, sich über alle — wollen wir sagen — politischen und mili-

tärischen Verhältnisse bei dem betreffenden Stamme auf dem Laufenden zu halten. Veränderungen im Dorfe, in den Farmen, Beschaffenheit der Wege, Anlage neuer u. s. w., Verkehr der dortigen Bevölkerung mit anderen Dörfern u. s. w.: all das obliegt ihnen zu beachten und zu verfolgen, und gegebenenfalls dem Häuptling oder dem Rate darüber zu berichten. Also gewissermafsen „Botschafter" und „militärische Gesandtschaftsattachés" in einer Person, aber im eigenen Dorfe sitzend.

Die zweite Einrichtung ist die einer Art ständigen Patrouillendienstes. Die Aufgabe der hiermit Betrauten besteht gleichfalls darin, die Nachbarn zu beobachten und über jede drohende Gefahr den Ihrigen rechtzeitig Meldung zu machen. Deshalb treiben sie sich meist im Grase, auf den Wegen, an den Grenzen herum, wohl auch in den Dörfern der anderen Stämme. Um letzteres verhältnismäfsig ungehindert und ungestraft thun zu können, spielen sie — auch im eigenen Stamme — den Narren; werden auch wohl von der Menge dafür gehalten. Fast nur bei den grofsen Festtänzen des Stammes tauchen sie im eigenen Dorfe auf und kauern in unmittelbarer Nähe des Häuptlings. Auch hier fallen sie nicht aus der Rolle, spielen vielmehr vor allem Volk die Narren. Scheufslich bemalt (so hatte sich einer bei einer solchen Gelegenheit am Körper in der Richtung der Rippen und Knochen mit weifser Thonerde bestrichen: ein wandelndes Skelett), stofsen sie bald allerlei unartikulierte Laute aus, bald lachen sie blödsinnig vor sich hin, wälzen sich im Staube, bewerfen sich mit Erde und ihrem eigenen Unrat, pissen in die hohle Hand und trinken davon; kurz, tragen mit einem Worte ein idiotisches Wesen zur Schau. In Wirklichkeit sind es gescheite, geriebene Kerle. Der Narr, der Kretin, gilt auch hier, wie bei allen Völkern in ihrem Kindheitsalter, für unverletzlich, für sakrosankt; und so können sie auch in anderen Dörfern unter dieser Maske ihre Spionendienste ziemlich ohne persönliches Risiko thun. Auch wird man einen Kretin für einen politisch ungefährlichen, unschädlichen Menschen zu halten geneigt sein.

Man denkt, wenn man diese beiden Einrichtungen betrachtet, unwillkürlich an ein annähernd ähnliches Amt bei den alten Aegyptern, das der sog. „Mohars", deren Aufgabe ja auch ausgedehnter Kundschaftsdienst bereits im Frieden war, um im Kriege dann ihre Menschen-, Land- und Wegekenntnis zu verwerten.

h) Märkte.

Bei Besprechung des bürgerlichen Lebens nach aufsen darf auch eine friedliche Bethätigung desselben nicht unberührt bleiben: die Märkte, wo gleichfalls das Leben der Gesamtheit pulsiert. Allerdings erreicht der Markt- und Handelsverkehr bei den Graslandstämmen nicht im entferntesten die Blüte, zu der ihn der Haussa in Adamaua entwickelt hat. Hier ist in jeder gröfseren Stadt jeden Tag Markt, und kann man nicht nur in Bezug auf Handels- und Luxuswaren auch die weitgehendsten und verwöhntesten Ansprüche und Bedürfnisse befriedigen; auf dem abgesonderten Lebensmittelmarkte sind auch alle nur denkbaren animalischen und vegetabilischen Landesprodukte vertreten.

In den Graslanddörfern finden gröfsere Märkte nur alle fünf bis acht Tage statt, und zwar an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Orten, so ist z. B. in Bali alle acht Tage grofser Markt, in Bafuen alle drei, in Bamesson alle fünf Tage u. s. w. Diejenigen Stämme, welche in freundschaftlicher oder wenigstens Handelsbeziehung zu einander stehen, besuchen gegenseitig diese Märkte als Käufer und Verkäufer. Die Auswärtskommenden nehmen bei Gastfreunden Absteigquartier. Als Verkäufer bringen sie an Handelsgegenständen Specialitäten, wie jeder Stamm solche aufzuweisen hat; so sind die Bali besonders geschickt in Bearbeitung von Eisen zu Speerspitzen (auch Haumessern), sowie in Anfertigung von Pfeifen und Thongefäfsen aller Art, Mützen und Basttaschen, die Bamungu fertigen hauptsächlich Messer, sowie Hacken zur Farmarbeit, Bagam Pfeifenköpfe aus Metall; andere Stämme wieder flechten Matten, andere bringen Lederarbeiten; wieder andere legen den Schwerpunkt auf Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bodens: Bamesson züchtet Schweine, Bafuen das kleine afrikanische Rindvieh mit den gewaltigen Hörnern, die Bali Kapaunen u. s. w.; von den Oelgebieten aus geht Palmöl, vom Waldland überhaupt das sehr begehrte Rotholz weit hinauf allenthalben hin. Elfenbein und Sklaven sind die wertvollsten Marktwaren; werden aber eben wegen ihres Wertes und weil man die Schätze, die dafür zu erlegen sind, nicht gern öffentlich zur Schau trägt, meist nachts oder tagsüber doch nur an entlegenen Orten oder bei „verschlossenen Thüren“ verhandelt. Dazu werden Lebensmittel aller Art feilgeboten, und so bietet ein grofser Markt in einem Graslandsdorfe ein ganz belebtes Bild und gewährt Einblick in die

Gastfreunde.

industrielle (Hausindustrie) und landwirtschaftliche Thätigkeit der Stämme: Elfenbein, Sklaven, Körbe, Matten, Hacken, Töpfe, Messer, Dolche, Speere, Wehrgehänge, Peitschen, Sandalen, Basttaschen, Kriegsmützen, Pfeifen, Tabak, Schafe, Schweine, Ziegen, Hühner, Kola, Honig, kurz die verschiedensten Farmprodukte. Um alle Schätze, die mit lauter Stimme angepriesen werden, wogt und drängt sich die Menge in verschiedenen Trachten: vom tobengekleideten Vornehmen, der gravitätischen Schrittes, die Peitsche am elfenbeinringgeschmückten Arme, und aus der Pfeife ab und zu einige Züge rauchend, um sie dann einem der geleitenden Sklaven oder Weiber zurückzugeben, daherwandelt, bis zum armen Buschmann, der angesichts all dieser Pracht sein Fetzchen Zeug zwischen den Beinen fester zieht, oder, im Zustande vollständiger paradiesischer Nacktheit, wenigstens durch reichliches Einschmieren des Körpers mit Rotholz und Einstecken einiger Papageien- und Falkenfedern in den Schopf seine Toilette zu verbessern sucht. An diesen grofsen Markttagen ruht jede Farm- und sonstige Arbeit; sie können also als die „Sonntage“ in dem Kalender des Graslandes bezeichnet werden. Diese Sonntage fallen bei dem Balistamm auf unsere Freitage. Nun entspricht bekanntlich bei den Mohammedanern eben der Freitag dem christlichen Sonntag. Ist nun die Balisitte Zufall, oder aus ihrer mohammedanischen Urheimat mitgebracht?

Mohammedanischer Sonntag?

Aufser diesen gröfseren Märkten finden in jedem Graslandsdorfe täglich an verschiedenen Plätzen des Ortes kleinere Märkte statt, die ganz das Gepräge unserer Wochenmärkte tragen, nur dafs hierbei auch Gegenstände der Hausindustrie, wonach eben auch fast täglich Nachfrage besteht, feilgeboten werden.

Scheidemünze.

Gewöhnlich wird Ware gegen Ware ausgetauscht; doch hat sich bereits auch eine Art Münze herausgebildet, die, gleich wie die Kaurimuschel in Adamaua, für den Marktverkehr die Stelle des baren Geldes vertritt. Es ist der „ntchang“, eine dünne, etwa bleistiftdicke Eisen- oder Messingstange, armlang, die in einem mehrfach gewundenen Ringe fest zusammengedreht ist. (Messing ist vom englischen Kalabar her ein weit ins Innere bereits gedrungenes Metall, das die einheimischen Schmiede sehr hübsch zu verarbeiten verstehen.) Der Wert dieses „ntchang“ entspricht 1 Yard Zeug, d. i. etwa 25 Pfg. nach unserem Gelde. Dieser Reif wird auch als Armspange getragen: also zugleich Geld und Schmuck (wie bei unseren Altvordern und noch jetzt beim Landvolke in Gestalt der als Knöpfe verwendeten Silbermünzen). Der „ntchang“ ist aber nur Kleingeld; wertvollere Gegenstände, wie

Sklaven, Elfenbein u. s. w., werden stets in gleicher Ware oder gegen Zeugstoffe, Salz, Waffen oder Pulver verhandelt.

i) Wegeanlagen.

Trotz dieses regen friedlichen Verkehrs würden die Wege zwischen den Stammsitzen sich in derselben schlechten Verfassung befinden, wie sie das im Waldland unten gröfstenteils sind; und aus dem gleichen Grund: Mangel an Gemeinsinn — wenn nicht hier oben die gütige Natur Strafsenbauamt von Gottes Gnaden wäre. Ihr allein ist der weit bessere Zustand, wie ich ihn in früheren Abschnitten beschrieben habe, zu danken. Immerhin ist der Marsch in den ausgewaschenen, ausgetretenen Regenrinnen, worin die Wege meist bestehen, auf die Dauer ermüdend, aber der Untergrund ist fest; das ist die Hauptsache. Nicht einmal die Uebergänge über die allerdings schmalen, aber meist eingeschnittenen zahlreichen Bäche sind ordentlich; ein Baumstamm, wenn's gut geht: das ist alles. Diese Wasserläufe und noch mehr eben der liederliche Zustand der Uebergänge sind es, die auch hier im eigentlichen Grasland die Verwendung eines Reittieres auf Forscherpfaden, also auf gröfsere Strecken ausschliefsen; Gelände, Bedeckung und Wege würden das unbedenklich gestatten.

Keine Reittiere.

k) Ansiedelungen.

Lage der Ortschaften.

Die Wohnstätten vorgeschilderter Gemeinwesen, die Dorfsitze, liegen teils auf den Höhenzügen, teils im Thale. Ich bin fast versucht, diese Verschiedenheit in der Wahl der Lage für die Ansiedelung als ethnographisches Unterscheidungsmerkmal zwischen Ureinwohnern und Eingewanderten anszuprechen. Wenigstens decken sich die jeweiligen Thatsachen vielfach auffallend. Bali-N'Yong, Bali-N'Kunbat, Bafut: mit Sicherheit als eingewandert zu bezeichnende Stämme haben ihre Dörfer auf den Höhen gebaut; viele Batankoanansiedelungen, der gröfste Teil von Bandeng, Bafuen, Bamunda: lauter Orte urangesessener Bevölkerung, liegen im Thale.

Das Fehlen von Schutzanlagen irgend welcher Art, ausgenommen bei Bandeng, habe ich bereits berührt.

Die Ansiedelungen selbst, als Ganzes, haben bei Ureinwohnern und Einwanderern vollständig gleiches Gepräge. Sie zu schildern, mufs ich von der Einzelwohnstätte ausgehen.

Das Einzelgehöft.

Der Grasländer baut sich gehöftweise an. Sorgfältig geflochtene Mattenzäune (siehe Abb. 46, S. 348) oder dichte lebende Hecken fassen die oft aus einem Dutzend und mehr Häusern bestehenden Höfe ein.

Zu Seite 363.



Abb. 48. Teil des Dorfes der Bali-N'Yong.

Zu Seite 363.



Abb. 49. **Weiberviertel im Gehöft des Balihäuptlings.**

Ein richtiges Thor, oft mit Giebeldach, führt durch die dichte Umzäunung, in deren Flucht sich schattenspendende Bäume (oft alte riesige Gummibäume) in engen Intervallen erheben, um so die einzelnen Wohnungen den Blicken zu entziehen. Das geräumigere Haus des Hofbesitzers, kleinere Weiberhäuser, Hütten für die Haussklaven, Vorratshäuser, Palmweinhäuser, nach ein oder zwei Seiten offene Versammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Graslandnegers. Der freie Hofraum ist glatt geebnet und stets sorgfältig gestampft und gekehrt. In einer Ecke, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, befindet sich ein grofser Lehmtopf eingegraben, der die Stelle einer Latrinenanlage versieht. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumpflanzungen schliefsen sich nicht selten an den mattenumzäunten eigentlichen Hof an. Fast Zug für Zug gleiche Anlagen der Wohnstätten in Hofform fand ich in der Schilderung P. Schynses von den Basindja am Viktoria Nyanza.

In diesen Behausungen spielt sich das ganze innere Leben einer Graslandfamilie ab; in der schönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Häusern.

Dorfanlage.

Aus solchen Gehöften setzen sich die Dörfer in den Baliländern zusammen (Abb. 48). Dafs bei dieser Art der Anlage und den bedeutenden Bevölkerungsstärken solch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt, liegt auf der Hand. Ueber mehr als einen Höhenzug erstreckt sich ein derartiger Stammessitz, dazwischenliegende Mulden, ja Thäler sowie Einzelhügel sind mit hereingezogen. Die bereits im Gelände getroffene Palme (Fächerpalme?) ragt in verstreuten Gruppen über die Gehöfte. Zwischen den einzelnen Anwesen führen ganz schmale, schlechte Wege: vom Regen, der in Bächen sich sammelt und in ihnen herabschiefst, ausgewaschene Rinnen; also bei trockenem Wetter holprig und bei nassem glitschig und schlüpfrig. Höchstens liegen unregelmäfsig grofse Steinbrocken und Felsplatten als Trittsteine, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen.

Häuptlingsgehöft.

Das Häuptlingsgehöft liegt ungefähr in der Mitte des Ortes und bildet mit seiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häusern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel (Abb. 49) ist ein ganz erkleckliches Quartier; Garega z. B. besafs an 200 Weiber, oder vielmehr Beischläferinnen; je eine, auch zwei bewohnten mit ihren, dem Häuptling geschenkten Kindern eine Hütte. An das Häuptlingsgehöft schliefst in allen Graslandsdörfern der mehrerwähnte, mehr oder weniger geräumige freie Volksversammlungs- und

Marktplatz.

Marktplatz an. In Bamesson ist derselbe teilweise mit aufrecht

stehenden Steinen von etwa Hüfthöhe eingefafst; doch ist dieser „Ring“, woran man unwillkürlich denkt, in verfallenem Zustand.

Farmdörfer und -häuschen.

In den meist entfernt liegenden Farmen befinden sich gleichfalls zahlreiche kleinere Häuser, oft zu einer Art Dörfchen vereinigt. Meistenteils werden sie nur zu den Zeiten der lebhaftesten Feldbestellung (Saat und Ernte) bewohnt, um sich den täglichen Weg zu ersparen; vereinzelt leben ständig Hörige und Sklaven in ihnen. Der Vollständigkeit halber sind noch die gleichfalls in den Farmen verstreut liegenden kleinen Hütten zu nennen, die als Vorratshäuser, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät u. s. w. dienen. Es sind kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne Thür, darauf ein sorgfältig gearbeitetes kegelförmiges Dach. Will man Vorräte u. s. w. herausnehmen oder hineinthun, wird einfach das ganze Dach abgehoben und wieder aufgesetzt.

Hausbauweise.

Zur Bauart der Häuser und Hütten selbst übergehend, weise ich auf die Abb. 8 in Abschnitt IV, S. 188, sowie auf die im gegenwärtigen (Abb. 46, und 48 bis 51) hin.

Der für ein Haus bestimmte Platz wird in gröfserem Umkreis gereinigt und geebnet, und auf ihm der Grundrifs durch gelegte, gerade Bambus[1]) abgegrenzt. Er ist fast immer ein Quadrat, seltener ein Rechteck. Nun werden seitab der eigentlichen Baustelle die Einzelteile des ganzen Hauses gefertigt: die gleichfalls quadratischen bezw. rechteckigen vier Seitenteile, der Dachboden in gleichen Formen, und die Dachteile. Baumaterial hierzu sind Bambus, Holznägel und die schmiegsamen, zähen Rindenstreifen des Bambus als Bindemittel. Für Seitenteile und Dachboden wird als Gerippe ein grobmaschiges Gitterwerk hergestellt und durch wagerecht eingeschobene Bambus möglichst dicht ausgefüllt; in einem der Seitenteile ist bereits die Thüröffnung berücksichtigt. Ist das geschehen, so werden die vier Seitenteile an der Hausbaustelle aufgestellt, an den Kanten sorgfältig aneinander gepafst und fest verschnürt: der Hauskasten (Abb. 50) steht nun. In Zwischenräumen von etwa 20 cm werden aufsen starke Bambus gleichlaufend zum Boden an allen vier Seiten aufgebunden. Hierauf werden in Abständen von etwa 1 m dicke Baumpfosten von der Höhe der Wände dicht neben diesen aufsen und innen in die Erde gerammt und ebenfalls mit den Wänden und unter sich verschnürt. Auf den Haus-

[1]) Ich verstehe darunter die Blattrippen der Weinpalme: eine Sprachvereinfachung, die bekanntlich für ganz Westafrika üblich ist. Zur Vermeidung einer etwaigen Verwechslung mit dem echten, indischen Bambus sei das hier ausdrücklich nochmals vermerkt.

kasten wird der auf jeder Seite 30 bis 50 cm überstehende Dachboden gelegt und festgebunden. Unterdessen sind von anderen Leuten — im ganzen sind bei einem Hausbau immer an 20 bis 50 Mann beschäftigt — die Dachteile fertiggestellt. Ist der Grundrifs des Hauses quadratisch, so bestehen sie in vier gleichschenkligen Dreiecken; ist

Abb. 50.



Teil eines Hauses (Geripp des Hauskastens und Daches; bei rechteckigem Grundrifs) in den Baliländern.

er rechteckig, so sind zwei der Dachteile Trapeze, die beiden anderen wieder gleichschenklige Dreiecke. Diese Dachteile bestehen gleichfalls aus einem grobmaschigen Gitterwerk, aber ohne weitere Füllung. Aufgesetzt bilden sie (bei quadratischem Grundrifs) eine Pyramide. Ihre Verschnürung wird besonders sorgfältig vollzogen. Während nun einige Leute unter den überstehenden Dachboden weitere Baumpfosten als Stützen einrammen, wodurch dessen Aufsenränder in natürlichen Gabeln

oder in eingehauenen Einschnitten (Abb. 51) zu ruhen kommen, verstreben andere die Dachteile untereinander und mit dem Dachboden durch ähnliche, nur dünnere Pfosten oder Bambus. Auf die Seitenwände oder vielmehr auf die denselben aufsen aufgebundenen wagerechten Bambus werden jetzt zwischen den Pfosten dünnere, schräg zum Boden, untereinander gleichlaufend, verschnürt: sie haben den Zweck, dem nunmehr folgenden Lehmbewurf festen Halt zu geben. Dieser ist mittlerweile in der Nähe in einer Grube zubereitet und durch Stampfen mit den Füfsen sowie fleifsiges Wasserzutragen, welch letzteres Geschäft die einzige Beteiligung der Weiber am Hausbau ist, geknetet worden. In grofsen Klumpen wird er nun von aufsen an die Wände geschleudert und schön glatt verstrichen. Schliefslich folgt das sorgfältigst ausgeführte Eindecken mit getrocknetem Gras (siehe Abb. 5, S. 188), das wie die zu Pfosten bestimmten Baumstämme und die Bambus, oft schon 8 und 14 Tage vor Beginn des Hausbaues, herbeigeschleppt worden ist. Der dichte, fast ½ m starke Grasbelag wird unten sauber abgeschnitten, dafs er sich mit dem Dachboden vergleicht, und das Haus ist fertig. Die Thüröffnung wird mit gespaltenen Bambusstücken, dicht nebeneinander gelegt, geschmackvoll verkleidet; die Schwelle etwas verbreitert und innen eine gleich sauber und nett gearbeitete Schiebethür angebracht.

Abb. 52.





Gabelung von Pfosten.

Nach etwa acht Tagen kann ein Haus bezogen werden: ein bis drei Tage sind nötig zum Bau, die übrigen zum Trocknen des Lehmbewurfes. Die Ausmafse sind folgende: eine Quadratseite des Grundrisses meist etwa 4 m; gleich hoch sind die ebenfalls quadratischen Wände; das Dach ist ungefähr 1½ mal so hoch als das Haus breit ist. Letzteres Mafs gilt auch für den Fall, dafs der Grundrifs ein Rechteck ist. Bei derartiger Anlage sind die Längswände je nach Zweck des Hauses zwei-, sogar dreimal so lang als die Giebelseiten, welche meist ihr Mafs von 4 m beibehalten.

Die grofse Höhe und damit Steilheit des Daches ist bedingt durch die gewaltigen tropischen Regengüsse: das Wasser mufs rasch ablaufen, soll es nicht durch den Grasbelag ins Innere dringen; was übrigens trotzdem nicht gerade selten ist. Die Thüröffnungen — und damit komme ich zu dem für den Europäer unbequemsten Teil eines Graslandhauses — sind aufserordentlich klein: die Schwelle ist etwa 30 cm über dem gewachsenen Boden, die Breite beträgt wenig mehr als 40,

die Höhe an 80 cm. Ihre Benutzung will förmlich geübt sein; meine erstmalige in Bamesson, wo sie vielleicht noch um ein paar Centimeter enger sind als anderswo, schildere ich in meinem Tagebuch: „Zuerst Rumpf vorwärts beugen, dann linkes Bein hoch heben mit dem Knie bis zum Kinn, hierauf Bein vorwärts strecken, Kopf zwischen die Schultern einziehen. Nun folgt Versenken des gestreckten Beins in die schwarze Tiefe des Hausinnern, Katzenbuckel verstärken, Rumpf nachschieben, Schienbein des andern Fufses an der hohen Schwelle anschlagen, ein kräftiger Fluch, Nachziehen des andern Beins: und man ist in der Finsternis verschwunden.“ Fenster und dergl. kennt auch der Neger des Graslandes nicht; solche würden hier oben auch dem ganzen Grundgedanken des Hausbaues: möglichste Wärmehaltung, widersprechen. Deshalb eben sind die Thüren so eng und findet sich selten nur, in den gröfsern Häusern, eine zweite.

Als Knauf pflegt der Grasländer oben auf die Spitze des Daches bisweilen einen grofsen Steintopf oder eine Kalebasse zu setzen; ersteres ist in Bamesson allgemein üblich. In Bali findet man dies seltener; hier sah ich auch da und dort einen Schädel draufgebunden. Manche besonders elegant bauende Hofbesitzer krönen die Spitze ihrer Wohnhäuser mit einer vollständigen, nur weit kleineren Dachpyramide, die etwas in die Höhe gerückt ist (auf Abb. 48, S. 363 befindet sich ein solches Haus).

Versammlungs- u.s.w. Hallen.

Die grofsen Palmwein- und Versammlungshäuser, in denen die S. 346 erwähnten politischen und auch private Zusammenkünfte stattfinden, haben gröfsere Ausmafse bei meist quadratischer Grundfläche; die Höhe der Wände bleibt stets gleich. Sie sind dann nach einer, auch zwei Seiten teilweise oder ganz offen; ferner kommt bei ihnen häufig der Lehmbewurf in Wegfall, und sind dafür die Bambuswände noch sorgfältiger und gefälliger gedichtet.

Abweichungen zweier Art von dieser allgemein üblichen Bauweise sind mir zu Gesicht gekommen. Die eine ist gänzlich vereinzelt, und habe ich sie nur bei einem Haus in Bamungu, bei zweien in Bali gesehen. Es waren Häuser mit aufgesetztem Stockwerk. Wie aus vorstehender Schilderung hervorgeht, befindet sich das Hausinnere, stets nur aus einem Raum bestehend, zu ebener Erde. In den genannten drei Fällen lag der Wohnraum um die sonstige Höhe der Hauswände emporgerückt; also ein richtiger erster Stock. Mittels Leitern ward der Zugang bewerkstelligt.

Einstöckige Häuser.

War diese Abweichung in keine Beziehung zu Volksverschiedenheiten zu bringen, so bin ich bei der zweiten eher dazu geneigt. Ich

Doppelwandige Häuser.

fand sie in Bamignie, dem bedeutendsten Ort des im Vasallenverhältnis zu Bali stehenden Teiles des Batankoanstammes. Dort ist diese Bauart fast die Regel. Das eigentliche Haus zeigt ganz die gleiche Anlage wie vorstehend geschildert. Um dasselbe herum jedoch zieht sich eine etwa 1 m von der eigentlichen Hauswand abgerückte zweite Wand aus Matten oder häufiger aus Bambus und Lehm; das Dach ragt über diese zweite Wand hinaus. Da die Batankoan Ureinwohner sind, so ist die Vermutung wenigstens gerechtfertigt, hier den Urtypus der eigentlichen Graslandshäuser vor uns zu haben. Auch praktische Gründe sprechen dafür. Ein solches Haus mit doppelten Wänden hält wärmer als eines mit einfacher Wand. Nun ist das Klima hier in den hochgelegenen Graslandgebieten kühl, nachts sogar kalt, und so hat sich diese Bauart bei den Urbewohnern herausgebildet. Die Stämme Adamauas bedurften bei dem milderen, wärmeren Klima ihres Landes diesen doppelten Schutz nicht. Sie behielten vorerst ihre Bauart bei, nur aus der kreisrunden Form — diese soll in Adamaua die gewöhnliche Grundform sein — zur viereckigen übergehend. Und dafs sie nach ihrer Einwanderung nicht die vollständige Urbauart annahmen: nun, ich meine, wir sehen auch an unseren hartköpfigen Bauern einen starren Konservatismus gegenüber dem oft besseren Neuen. Uebrigens habe ich in Bali bereits einige Häuser mit solchen zweiten Wänden gefunden.

Gemeinde-Raphia-Waldungen.

Bedenkt man die Bevölkerungsdichtigkeit, die eine ganz beträchtliche Zahl von Hütten für ein Dorf schon bedingt, ferner den Umstand, dafs die ja doch sehr primitive Bauart verhältnismäfsig oftmalige Erneuerung (durchschnittlich längstens alle vier bis fünf Jahre) der Bauten erheischt, endlich, dafs ein nicht unbeträchtlicher Teil der Raphiabestände behufs Gewinnung des Palmweins doch immerhin einige Schonung fordert, so fragt man sich und habe ich mich auch an Ort und Stelle oft gefragt; ja, woher nehmen denn die Leute doch immer wieder das Baumaterial? Allerdings sind die Weinpalmenwälder von ganz bedeutenden Längsausdehnungen; dann werden die Bäume auch in den Farmen zur Umfriedung u. s. w. fleifsig gepflanzt, und schliefslich darf man die Ueppigkeit und Raschheit des Tropenwachstums nicht vergessen. Aber trotz alledem geht es auch thatsächlich oft knapp her mit Beschaffung dieses so wichtigen Baumaterials. Eifersüchtig hegen die einzelnen Stämme die in ihrem Machtbereich liegenden Bestände, die teils Eigentum von einzelnen, zum gröfseren Teil „Gemeindewaldung“ sind. Uebergriffe innerhalb der eigenen Haine sind an der Tagesordnung, und solche in jene anderer Stämme kommen

nicht minder oft vor: ein bereits S. 337 angedeuteter, sehr, sehr häufiger Anlafs zu Verwickelungen. Bei den Bali, überhaupt den herrschenden Stämmen, wird dank der ihnen innewohnenden Raublust, die sie auch dann, wenn's nicht notwendig wäre, in fremdes Gebiet lockt, das Holen von Bambus gewöhnlich zu „gewaltsamen Beitreibungen". Die Wiedervergeltung bleibt natürlich nicht lange aus. —

Man sieht: der Grasländer verwendet sehr grofse Sorgfalt auf den Hausbau; ein weiteres Zeichen dafür ist, dafs z. B. die Balisprache für jeden einzelnen Hausteil ein eigenes Wort hat. Einzelne Gehöfte sind mit einer Peinlichkeit und Nettigkeit gebaut, die der der Banyang nichts nachgiebt; reinlich sind sie alle. In der behaglichen Ausgestaltung des Hausinnern jedoch bleibt dieser Waldlandstamm unübertroffener Meister.

Das Hausinnere.

Immerhin aber macht ein Graslandhaus einen ganz warmen, wohnlichen Eindruck, wenn auf dem festgestampften, ebenen Boden das offene Feuer in der Mitte des Raumes lustig flackert und wohlthuende Wärme verbreitet, während draufsen die nafskalten Regenschauer niedergehen. Die Bambuswände gleichen einer Vertäfelung, die Decke glänzt von Rauch gebeizt. Über dem Feuer hängt nicht selten eine Trockendarre und auch der Dachboden selbst dient häufig als Trockenvorrichtung oder Aufbewahrungsraum. Zu diesem Behuf befindet sich in ihm ein viereckiger Ausschnitt, gerade grofs genug, um durchschlüpfen zu können, und eine Bambusleiter führt dazu hinauf.

Abb. 52.



Gefäfs aus Thon (zum Aufbewahren von Mais, Hirse u. dergl.) in den Baliländern. 1/5 nat. Gr.

Einrichtungsgegenstände.

Zahl und Art der Hauseinrichtungsgegenstände ist nicht bedeutend, und ähnlich den im Waldland getroffenen. Unordentlich liegen und hängen die Dinge herum. Hauptsächlich sind es Efsgeräte, aus Flaschenkürbissen hergestellt, häufig mit hübschen Ornamenten an der Aufsenseite verziert. Die Schöpflöffel (siehe Abb. 15, S. 272), die geschnitzten Kochlöffel der Banyang (siehe Abb. 24, S. 279) finden wir auch hier. An Stelle der ebenda beschriebenen hölzernen Aufbewahrungsgefäfse treten hier lediglich thönerne (Abb. 52; siehe auch Abb. 25, S. 280), sowie zierlich und fest geflochtene Körbe der verschiedensten Gröfsen und Formen (Abb. 53 u. 54 a. f. S.; siehe auch Abb. 58, S. 383 u. 67 u. 68, S. 396). Eine grofse Rolle spielen die tadellos

geformten, schwarz gebrannten Lehmtöpfe (siehe Abb. 43, S. 345) zur Zubereitung der Speisen und noch weit mehr zum Wärmen des unvermeidlichen Palmweins. Von ganz kleinen zierlichen bis zu solchen von $^3/_4$ m Höhe und entsprechender Weite giebt es da; aufsen mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

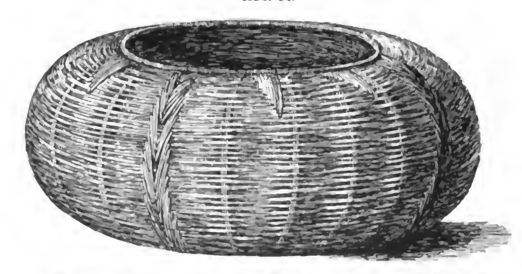
Abb. 53.



Geflochtener Korb (zum Haus- und Farmgebrauch) in den Baliländern. $^1/_5$ nat. Gr.

Weit häufiger als bei den Banyang finden sich die wie dort meist aus einem Stück geschnitzten Stühle oder Schemel. Solche von einfacherer Form (Abb. 55) sieht man fast in jedem gröfseren Gehöft; schöner gearbeitete, oft noch viel phantastischer als der weiter (Abb. 56) dargestellte besitzen nur die Häuptlinge und Vornehmen. Ich erinnere auch an den oben (S. 349) beschriebenen Thron des Balihäuptlings; überhaupt an das dort ge-

Abb. 54.



Geflochtener Korb (zum Haus- und Farmgebrauch) in den Baliländern. Etwa $^1/_3$ nat. Gr.

schilderte „Interieur“ eines Herrscherhofes. Wie im Waldland, sind diese Schemel auch hier dick mit Rotholz eingerieben. Aufgefallen ist


Abb. 55.



Abb. 56.



Abb. 55 u. 56. Schemel (aus Holz geschnitzt) in den Baliländern. $^1/_5$ nat. Gr.

mir, dafs bei den Banyang an ihnen alle Kanten abgerundet waren (vergl. Abb. 27 und 28, S. 280), während im eigentlichen Grasland dieselben scharf belassen sind; es mag das natürlich auch Zufall sein.

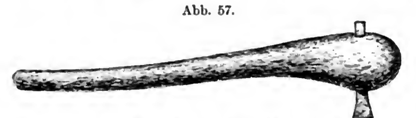
Schlafgepflogenheiten.

Als Schlafstätte dienen gewöhnlich fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenähnliche Gestelle, einschläfrig, aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am Kopfende als Hals- oder Hauptstütze werden benutzt. Wie der Waldlandbewohner, der Neger überhaupt, so legt auch der Hochländer gar keinen Wert auf körperliche Bequemlichkeiten, ist geradezu gefühllos in dieser Beziehung. Anders wenigstens kann man sich dieses Schlafen „auf Latten" nicht erklären. Ebenso unbegreiflich war mir stets die Gepflogenheit, zum Schlafengehen auch die wenigen Fetzen der Bekleidung abzulegen, statt vielmehr etwa vorhandene und bei Tag auch getragene Bekleidungsstücke gegen die Nachtkühle erst recht anzuziehen. Denn die Nächte im Hochland sind zu jeder Jahreszeit kühl, ja kalt. Wohl sind die Hütten dicht verschlossen und wird das fast stets brennende Feuer vor Schlafengehen noch tüchtig angefacht, aber gegen Morgen läfst die Temperatur denn doch beträchtlich nach; oder es ist dank der grofsartigen Sorglosigkeit abends kein Feuerholz mehr da.

Feuerholz.

Allerdings ist die Herbeischaffung des Brennmaterials in den Baligebieten, wie man aus der Geländebeschreibung entnehmen kann, eine recht beschwerliche. Das manchmal stundenweite Herbeischleppen obliegt hauptsächlich den Weibern und Kindern. Zum Schlagen des-

Abb. 57.



Axt im Nord-Kamerungebiet. Etwa $^1/_{10}$ nat. Gr.

selben bedienen sie sich langstieliger Aexte. Die hier wiedergegebene Form (Abb. 57) — keulenartiger langer Stiel; Eisen keilförmig, mit breiter Schneide — ist im ganzen nördlichen Gebiet von Kamerun mit geringen Abweichungen üblich.

Einen Versuch zu einer Art Truhe habe ich nur einmal im Hause des Häuptlings von Banti gesehen: es war ein muldenförmig ausgehöhltes, kantig zubehauenes Holzstück von etwa je 1 m Höhe und Tiefe und Breite, mit einem Deckel darauf.

Erwähne ich schliefslich noch der Kehrbesen, die hier aus den

Rindenstreifen junger Bambus zusammengebunden und von den Aermeren zugleich auch als Fliegenwedel auf der Strafse verwendet werden, so habe ich die Einrichtungsgegenstände (der Art nach) einer Behausung in den Baliländern vollzählig aufgeführt.

l) Die Familie (im engeren und weiteren Sinn).

Das sociale Leben, d. i. das Zusammenleben Vieler in einer geschlossenen Stammeseinheit, baut sich auf auf dem Zusammenleben kleiner Gruppen: der Familie im weiteren Sinne; und diese wieder auf dem Zusammenleben, dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander.

Sociale Stellung des Weibes.

Wie bei allen Naturvölkern, ist auch im eigentlichen Grasland der Mann das herrschende, das Weib das physisch und social tiefer stehende Geschöpf, dessen Hauptaufgabe es ist, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Drückend empfindet das Weib diese Stellung aber sicher nicht; sie weifs es nicht anders — und dann klingt so etwas immer schroffer als es in der Wirklichkeit sich gestaltet.

Ich habe hier nicht selten gefunden, dafs ältere Neger, namentlich Häuptlinge, ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweisen. Solche Matronen sind dann bei den geheimsten palavern zugegen und haben geradezu Sitz und Stimme im Rate und nicht zu unterschätzenden Einflufs. Seltener nimmt eine solche Vertrauensstellung die Hauptfrau ein. Beim Balihäuptling Garega war letzteres der Fall. Palmwein schenkend kauerte sie zu den Füfsen ihres Gebieters und warf ab und zu ein Wort in das Gespräch. Will der Bali seinem Gegner eine schwere Kränkung ins Gesicht schleudern, so belegt er denselben seltener direkt mit einem beleidigenden oder beschimpfenden Ausdruck, sondern zieht gewöhnlich die Eltern, insbesondere die Mutter, auch sogar frühere Generationen herein. Die tötlichste Beleidigung, die er dem anderen mit Worten zufügen kann, ist die Drohung, „dafs er die Geschlechtsteile von dessen Eltern verstümmeln will“ (offenbar ist hierbei als Nachsatz zu denken: damit letztere unfähig gemacht würden, nochmals einen solchen Menschen hervorzubringen).

Zum mindesten ist das Weib dem Neger ein wertvolles Eigentum, und die Anwesenheit der Weiber in einem Dorfe giebt dem Weifsen das beruhigende Gefühl, dafs augenblicklich wenigstens keine Feindseligkeit geplant ist.

Was das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander betrifft,

Geschlechtliche Beziehungen.

so sind nach der gesunden Naturmoral-Anschauung des Graslandnegers beide so selbstverständlich zur Vereinigung geschaffen, dafs hier das Gleiche gilt, was Nachtigal von den Sudanstämmen sagt: „Jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit sich des Verkehrs mit dem anderen Geschlechte enthält, provoziert hierdurch nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung seiner Person; doch bei einer Frau erschien dies Verhältnis geradezu von bedenklicher Bedeutung.“ Er erzählt nämlich bei dieser Gelegenheit von der Afrikareisenden Fräul. Alexandrine Tinne, die er in Mursuk kennen gelernt hatte; diese war stets von einem grofsen Hunde begleitet, und da der Araber und der Neger bei einem Weibe geschlechtliche Enthaltsamkeit noch unbegreiflicher findet als beim Manne, so ging bald die Sage, der Hund sei ein verzauberter Mann, der nachts seine menschliche Gestalt annehme.

In folgerichtiger Ausgestaltung dieser Anschauung ist einerseits eheliche Verbindung beider Geschlechter fast ausnahmslos der Fall, und herrscht anderseits bis zum Eingang einer solchen geschlechtliche Freiheit im weitesten Sinne.

Die mosaische Forderung der Unberührtheit des Weibes kennt der Wald- und Graslandneger nicht; im Gegenteil. Und da ihm die Kinderfrage keine pekuniären und Erziehungssorgen macht, bevorzugt er bei der Wahl seiner Gattin sogar ein Mädchen, das bereits Kinder in die Ehe mitbringt, und urteilt von einer Maid ohne solche „Aussteuer“ mifsächtlich: „Die scheine nicht liebenswert und fruchtbar zu sein, sonst hätte sie bereits einen Liebhaber gefunden“. (Vergleiche übrigens damit bis zu einem gewissen Grade unsere bäuerlichen Anschauungen über die sogenannten Komm- und Probenächte.)

Eine unmittelbare Folge dieser physisch-vernünftigen Moral ist, dafs Vergehen gegen das sechste Gebot eigentlich gar nicht vorkommen, schon deshalb nicht, weil dieses, wenigstens in seiner katholischen Fassung, einfach gar nicht existiert. Aufser dem Umstande, dafs als weitere Konsequenz vorstehend entwickelter Anschauungen die Bethätigung des Triebes der Gattungserhaltung nicht das Gepräge eines verbotenen lichtscheuen Aktes hat — die intimsten Beziehungen und Vorgänge werden ganz unbefangen, z. B. im Gespräche in Anwesenheit junger Leute beiderlei Geschlechts erörtert —, trägt dazu das häufige Fehlen der Bekleidung, also der Mangel jeglicher Verhüllung des Körpers, aufserordentlich viel bei. Es wird gerade durch den letztangeführten Umstand nicht nur nicht die sogenannte Unsittlichkeit gefördert; im Gegenteil (siehe auch S. 331). Ich brauche mich darüber wohl nicht weiter zu verbreiten; möchte aber bei dieser

Gelegenheit etwas eingehender als im vorigen Abschnitt, wo ich dieses Thema nur flüchtig gestreift (S. 290), auf das zu sprechen kommen, was wir Schamgefühl nennen.

Schamgefühl.

Ich meine, wenn man ein Naturvolk, welches nur immer, aber ein unverdorbenes, kennen gelernt hat, drängt sich die unumstöfsliche Ueberzeugung auf, dafs dieses Gefühl ein durch äufsere Einflüsse veranlafstes, anerzogenes, aber nicht angeborenes ist. Generationenlange geübt, trägt es schliefslich bei den Nachgeborenen den Charakter der Vererbung. Bringt man damit die Bekleidung in Verbindung, so kommt augenfällig zum Ausdruck, dafs der Schlufs, die Kleidung ist eine Folge des Schamgefühls, umgekehrt richtig ist. Dem Grasländer, wie dem Waldländer, ist die Kleidung in irgend welcher Form nur Schmuck oder Schutz gegen rauhe Witterung. Fallen diese beiden Momente weg, z. B. bei der Feldarbeit in der Trockenzeit, beim Baden u. s. w., so entblöfst Mann und Weib den Körper, je nach individuellem Bedürfnis, vollständig, also auch die Scham, ohne etwas Anstöfsiges dabei zu finden. Giebt man den Leuten Zeug und sagt ihnen, sie sollen sich damit die Scham verhüllen, so verstehen sie einfach nicht, warum; der oder die eine hält es sich an den Kopf, sie drapieren es sich anderswo mit der Begründung, „es gefalle ihnen da besser“, der oder die dritte läfst es vielleicht am bezeichneten Platze, aber nur, weil es dem Geschmack eben zufällig so entspricht. Und das sind nicht „auf einer niedrigen Stufe stehende, tierähnliche Menschen“ — es sind kulturell hochstehende, intelligente Völker. Neben dem mit der malerischen, weitwallenden, den ganzen Körper verhüllenden Tobe Geschmückten geht unbefangen ein Mann, ein Weib in absolutester Nacktheit.

Die natürlichen Bedürfnisse verrichten sie abseits; aber nur, insoweit sie den Geruchssinn, oder die Reinlichkeit des Platzes u. s. w. verletzen. Deshalb ist in jedem Graslandgehöfte ein grofser Lehmtopf eingegraben, der, mit Gras bedeckt, von Zeit zu Zeit in den Bach oder sonst wohin entleert wird. Deshalb fällt es bei einem Halt auf dem Marsche z. B., oder an einem Platze, wo der Reinlichkeitsmoment nicht in Betracht kommt, weder Mann noch Weib ein, in dem Falle abseits zu gehen, in dem der Geruchssinn nicht verletzt wird. Also allgemein abstrakt ausgedrückt: ausgeprägtes Gefühl des ästhetischen Momentes ist dem Neger Veranlassung, derartige Verrichtungen abseits vorzunehmen, die einen der natürlichen fünf Sinne oder das jedem Menschen, der sich über die rein tierische Stufe erhoben hat, angeborene Schönheitsgefühl (das halte ich für ein angeborenes

Aesthetisches Gefühl.

und durch Kultur hoch zu entwickelndes Gefühl) verletzen. Deshalb vollzieht der Graslandneger auch den Beischlaf nie vor Anderen. Der Anblick des nackten menschlichen Körpers verstöfst nicht gegen dieses Gefühl, wohl aber in mehr oder weniger starkem Grade die Bethätigung der Lebensäufserungen des Organismus. Und da ist der Neger eigentlich noch folgerichtiger oder feinfühliger, als der europäische Kulturmensch: auch die Zuführung der Speisen bei den Mahlzeiten verbirgt er im allgemeinen den Blicken anderer, wenigstens Fremder.

Geschlechtliche Anschauungen.

Ich habe oben gesagt, dafs die eheliche Verbindung beider Geschlechter fast ausnahmslose Regel ist. Bei der geschlechtlichen Freiheit vor Eingang einer solchen erscheint dies fast widersinnig, zum mindesten unlogisch. Aber nur scheinbar. Die Ehe ist dem gesund solidarisch fühlenden Graslandneger eben nicht nur die Möglichkeit, den Trieb zur Erhaltung der Gattung zu bethätigen — das kann er, wie wir sahen, auch ohne solche Einrichtung —, sie ist ihm mehr: die gesicherte Grundlage, auf der sich ein Familienleben, ein festes Stammesgefüge aufbaut. Darum ist die Ehelosigkeit mifsachtet, darum stehen empfindliche Strafen auf Verletzung der ehelichen Treue.

Wir sehen also, wie — dem Neger selbst natürlich nicht so klar zum Bewufstsein kommend, nur dem Instinkte einer gesunden Naturmoral entspringend — zwei Momente beobachtet werden: In richtiger Erkenntnis der Mächtigkeit des Fortpflanzungstriebes ist die Befriedigung desselben gestattet. Mit Rücksicht auf das Interesse der Gesamtheit, d. h. des Stammes, mufs seine Bethätigung eine Einschränkung, aber keine Verminderung (darum Mifsachtung der Ehelosigkeit), erfahren; das geschieht in der Ehe. Diese führt dann zur Bildung der socialen Grundlage des Gemeinwesens, der Familie.

Dafs diese im eigentlichen Graslande vorgefundenen Grundsätze nicht über die ersten Anfänge einer rohen Naturmoral hinausgehen, dafs ich das natürlich nicht für weit entwickelungsfähig (und dabei den gesunden Boden noch lange nicht verlassend) halte, möchte ich hier einschalten, um nicht in den Verdacht Rousseauscher Naturschwärmerei zu geraten. Wie ich mir diese Entwickelung denke, gehört nicht hierher. —

Die Sippe.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Ehemann. Die Verwandtschaft schliefst sich enge zusammen in eine Sippe, deren bedingungslos anerkanntes Oberhaupt der älteste Hausvater oder Ehemann der ganzen weiteren Familie ist. Auch über die zum Hausstande bezw. der Sippe zählenden Hörigen und Sklaven übt der „pater

familias" patriarchalische Gewalt, zu der sogar gewisse Rechtsbefugnisse gehören.

Die Ehe.

Die legale Form der Ehe ist die Monogamie. Und in familien- und erbrechtlicher Hinsicht kommt diese Form auch zur strengen Würdigung. Die Gegenwart gestattet eine laxere Auffassung, aber nur einseitig. Beim Weibe wird Verletzung der ehelichen Treue, namentlich wenn sie dem Manne gegenüber geleugnet wird, meist mit dem Tode bestraft. Auch der Verführer verfällt schwerer Strafe. Dem Manne ist in der Praxis Polygamie gestattet. Aber nur mit Weibern aus bezw. in der Sklavenkaste, und nur mit Unverheirateten. Die Stellung dieser Beischläferinnen ist aber nicht die von Nebenfrauen, sondern eben von Beischläferinnen ohne irgend welche weiteren Rechte. Bis zu einem gewissen Grade spielt da auch der Umstand mit hinein, dafs Kinder nicht nur keine Sorgenquelle, sondern als zukünftige Arbeitskräfte u. s. w. geradezu eine Vermögensmehrung vorstellen.

Kindererziehung.

Eine Kindererziehung in unserem Sinne giebt es nicht. Früh wird das Kind von den Eltern entwöhnt und sich selbst überlassen. Nichtsdestoweniger entwickeln sich manche hübsche Eigenschaften aus gleichsam angeborenen Instinkten, z. B. findet sich die bei allen Graslandnegern an den Erwachsenen so angenehm berührende Artigkeit im Verkehr schon bei den Kindern. Den Traum der Kindheit zu träumen, ist dem Negerkinde nicht lange beschieden; recht bald tritt die rauhe Wirklichkeit heran, namentlich in den ärmeren Schichten der Bevölkerung — wie bei uns auch. Bald werden sie im Gehöft, in den Farmen verwendet, und die kleinsten Kerle schleppen oft schwere Lasten Feuerholz und Feldfrüchte mühsam den weiten Weg nach Hause.

m) Rechtliche Verhältnisse.

Zur Vollständigkeit des Bildes der politischen und socialen Verhältnisse eines Volkes gehört notwendig ein Einblick in seine Rechtsanschauungen und -gewohnheiten. Da und dort habe ich sie bereits gestreift. Ich lasse eine Zusammenfassung dessen folgen, was ich darüber in sichere Erfahrung bringen konnte. Es ist wenig und unvollständig. In diese Verhältnisse eingehenden Einblick zu gewinnen, ist ebenso schwer, wie über religiöse Anschauungen Aufschlufs und Klarheit sich zu verschaffen.

Drei Momente spielen bald mehr, bald weniger in alle Rechtshändel und Rechtsentscheidungen hinein: die fatalistische Lebensanschauung, Aberglaube und kindische Streitsucht.

α) Allgemeines. Es existiert weder ein geschriebenes Straf- noch bürgerliches Gesetz; nur nach dem Herkommen wird gerichtet. Beide Rechtsarten sind bei der Einfachheit der Verhältnisse und bei der Unvollständigkeit der erlangten Kunde nicht voneinander zu trennen.

Alle Gerichtsverhandlungen beruhen auf Privatklagen, da es kein allgemeines Recht, Polizei oder Staatsanwalt giebt. Auch ein Mord bleibt ungerächt, wenn der Gemordete niemand hat, der Klage erhebt. Es giebt also nur „Verfolgung und Bestrafung auf Antrag". Bei Gefährdung des Gemeinwesens jedoch, z. B. bei Landesverrat, Beschädigung des Gemeindebambushaines (fast Lebensbedingung) und ähnlichem tritt der Häuptling als Kläger auf; desgleichen in seiner Eigenschaft als religiöses Oberhaupt bei Nichtachtung oder Verletzung religiöser Gesetze und Gebräuche.

Die meisten Klagesachen betreffen Beleidigungen, Landstreitigkeiten, Diebstähle, Zahlungsverweigerungen, Ehebruchsklagen, Vergiftungen, selten Mord. Manche Verbrechen, wie sie bei uns in erschreckender Häufigkeit immer mehr auftreten, kommen fast gar nicht vor, so namentlich Raub, Raubmord und Unzuchtsverbrechen. Es folgt das mit Naturnotwendigkeit aus dem, was ich oben bei dem socialen Gegensatze zwischen Reich und Arm, bei Schilderung des Besitzes, der ja meist in lebenden Wesen und Immobilien besteht, bei Schilderung der geschlechtlichen Beziehungen gesagt. Die Motive, die unsere Kulturgebrechen in diesen Punkten züchten, fallen hier weg. Von unseren schweren Verbrechen finden wir eigentlich nur den Mord. Aber auch der entspringt hier fast nur der Rache, dem Hasse, dem Aberglauben.

β) Gerichtsherren. 1. Oberster Gerichtsherr ist der Häuptling. Ihm steht das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehöriger zu. Er ist die oberste schiedsrichterliche Instanz für den ganzen Stamm. Ob bezw. welche Vergehen seiner richterlichen Entscheidung vorbehalten sind, darüber konnte ich nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Desgleichen nichts über die Abgrenzung der Befugnisse der nächst niederen Instanz, der

2. Vornehmen und Freien. Thatsache ist, dafs, so weit dieselben über eine Gefolgschaft, also über Hörige verfügen, ihnen eine gewisse richterliche Befugnis über diese zusteht. Zugleich auch übt der Vornehme die Rolle eines „patronus", eines Beschützers und Vertreters seiner Gefolgsleute aus.

3. Der „pater familias" (Vornehmer, Freier, Höriger) hat eine allerdings mehr patriarchalische Gewalt über die Angehörigen seiner Sippe

in der Entscheidung über interne Familienangelegenheiten. Indem er aber auch eine Art Vermittler ist, der alle zuerst vor ihn gebrachte Streitigkeiten zu schlichten sucht, kann er als unterste Instanz bezeichnet werden. Auch er tritt bei Gerichtsverhandlungen zunächst für seine Familienangehörigen, und — ist er zugleich Gefolgsherr — natürlich auch für sein Gefolge, als „patronus“ auf. Voll und ganz ist er solcher für seine Sklaven, die an sich rechtlos sind.

γ) Strafen. 1. Körperliche Züchtigung: Peitschen.

2. Einsperren (im Gehöft des Häuptlings oder Gefolgsherrn).

3. Reu- oder Sühnegeld in Gestalt von Sklaven, Naturalien (im weitesten Sinne) oder Geld (in „utchang“).

4. Verkauf des Schuldigen oder Beklagten oder auch seiner ganzen Familie als Sklaven.

5. Todesstrafe.

Folter.

Die unter 1. und 2. aufgeführten Strafen dienen auch zugleich als Zwangsmittel zur Erpressung eines Geständnisses, also gleich unserer nur ungleich grausameren mittelalterlichen Folter.

Wann und in welchem Grade diese Exekutionsmittel angewendet werden (so weit ich es in Erfahrung bringen konnte), ergiebt sich im weiteren Verlauf.

δ) Völkerrecht. Förmliche Gesandtschaften sind unverletzlich (siehe auch S. 345; dagegen vergl. S. 338).

ε) Familienrecht. 1. Die Ehe trägt monogamischen Charakter; demzufolge giebt es nur eine unter gewissen Ceremonieen geheiratete Frau als legitime Gattin. Die Eheschliefsung beruht auf freier Wahl des zukünftigen Gatten, oder auf Uebereinkunft der Eltern (nicht selten schon vor der Geburt der zur einstigen Zusammenheiratung bestimmten Kinder), oder auf reinem Kauf der Frau.

2. Nach dem Tode eines der beiden Ehegatten ist dem überlebenden Teile Wiederverheiratung gestattet.

3. Ehen zwischen Blutsverwandten auf- und absteigender Linie, sowie zwischen Geschwistern sind verboten.

4. Haltung der ehelichen Treue wird verlangt. Dem Manne ist Verkehr mit Sklavinnen gestattet in der Zeit, während deren sich seine Frau des Beischlafs enthält, d. i. während der Regel, während eines Teiles der Schwangerschaft, und so lange sie das Kind stillt (letzteres fast ein Jahr). Auch aus religiösen Gründen setzt die Frau den ehelichen Verkehr oft lange aus. Nicht gestattet ist dem Manne der Beischlaf mit anderen Frauen oder anderen als Sklavenmädchen (?).

Beim Weibe wird der Ehebruch schwer, oft mit dem Tode bestraft. Im letzteren Falle wird dasselbe an einen Pfahl gebunden, und die Sippe des beleidigten Mannes — dieser an der Spitze — tanzt um das Opfer herum, diesem so lange mit dem breiten Haumesser Hiebe auf den Schädel versetzend, bis der Tod eingetreten ist. Der Verführer wird gleichfalls, aber nicht mit dem Tode bestraft; die Strafe besteht in Zahlung einer mehr oder weniger schweren Bufse.

5. Die Kinder Unverheirateter bleiben in der Familie des Mädchens bis zu deren Verheiratung. In die Ehe werden sie dann mitgebracht, und haben in ihr die Stellung der Kinder von Sklavinnen. Ist der Vater aber der spätere Ehemann, so geniefsen sie die Rechte legitimer Spröfslinge.

ζ) Erbrecht. In dieser Hinsicht konnte ich nur in Erfahrung bringen:

1. Der legitime Sohn ist der Haupterbe. Inwieweit das dem Neger in anderen Gebieten eigentümliche Erbrecht des Bruders des Verstorbenen bezw. seines Neffen in den Baliländern zur Gültigkeit besteht, weifs ich nicht; wohl aber, dafs mangels eines legitimen männlichen Erben nicht die Frau, sondern die eben bezeichneten Persönlichkeiten Haupterben sind. Inwieweit Abfindung der Frau statthat, ist mir unbekannt.

2. Beim Tode von Sklaven ist der alleinige Erbe (auch der Frau und Kinder) der Besitzer.

3. Erbe in der Häuptlingswürde ist der älteste legitime Sohn.

η) Sachen- und Bodenrecht. 1. Der Diebstahl wird sehr streng bestraft. Es herrscht der Grundsatz der Ersatzleistung.

2. Zur Erpressung derselben finden die Strafen des Peitschens und Einsperrens statt. Auch wird zu gleichem Zwecke bisweilen die Mutter des Diebes festgenommen, gepeitscht und eingesperrt.

3. Kann Ersatz in anderer Weise nicht beschafft werden, so wird der Schuldige als Sklave verkauft, event. auch Familienangehörige: also Haftung der Sippe.

4. Nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst bebaut bezw. in Besitz nimmt.

Gerade in Bezug auf Bodenrecht und Bodenbesitz (insbesondere in den Raphiahainen) giebt es unaufhörliche Streitigkeiten (Grenzstreitigkeiten u. s. w.), und ähnelt der Grasländer auf's Haar unseren prozefssüchtigen Bauern.

ϑ) Personenrecht. 1. Mord und Vergiftung wird meist mit dem Tode, sicher aber mit Verkauf in die Sklaverei bestraft. Uebrigens

spielt namentlich die Vergiftung bereits in das abergläubische Gebiet hinüber.

2. Die mit Sklavinnen erzeugten Kinder sind vollkommen rechtlos; desgleichen die mit in die Ehe gebrachten, von einem anderen Vater abstammenden.

3. Ob und wie weit die Weiber rechtlos sind, weifs ich nicht; sicher ist, dafs der „pater familias“ sie vor Gericht vertritt.

4. Der Sklave ist rechtlos; der Besitzer ist sein „patronus“.

War bisher die Vielheit (vom ganzen Stamm bis herunter zur Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe) in ihren verschiedengestaltigen, gegenseitigen Beziehungen, die Art und Weise, wie dieselben, die Stätten, in denen sie sich abspielen, Gegenstand der niedergelegten Beobachtungen, so wende ich mich nunmehr zum Einzelnen; zum kulturellen Innenleben der Bevölkerung der Baliländer. In seinem Gehöft und seinen Farmen, bei seinen Lebensgewohnheiten, bei seiner Thätigkeit suchen wir jetzt den Hochlandbewohner auf, in Streifzügen in sein engeres Kultur- und Sittenleben. Dies und jenes davon da und dort bereits vorweg zu nehmen, war unvermeidlich, sollte die Beschreibung über eine reine, zusammenhanglose und damit tötlich langweilige Aufzählung all der zahlreichen Punkte sich erheben; der gleiche Grund läfst mich auch im Folgenden von einer rein gegenstandsweisen Aneinanderreihung der eingeheimsten ethnographischen Forschungen absehen. Da habe ich mich im Waldland mit meiner spärlicheren Ausbeute leichter gethan; hier erschwert die Fülle übersichtliche und zugleich Eintönigkeit vermeidende Anordnung des Stoffes. Manches auch hier Einschlägige habe ich mich entschlossen in Abschnitt VIII zu übertragen, oder genauer: der ganze Abschnitt VIII „Sprachliche Beobachtungen“, ist eigentlich nur ein weiteres Kapitel des Kultur- und Sittenlebens.

Eine weitere Schwierigkeit wird uns von nun an öfter entgegentreten: die bisher besprochenen Verhältnisse zeigten im allgemeinen ein so gleichartiges Gepräge, dafs die zu Anfang aufgestellte Völkerscheide: Ureinwohner und Einwanderer, fast ganz in den Hintergrund trat. Jetzt wird sie uns wieder öfters da und dort an ihr Vorhandensein mahnen, indem wir auf unzweifelhafte ethnographische Verschiedenheiten treffen werden; zugleich aber uns vor die meist schwer mit Bestimmtheit zu entscheidende Frage stellen, inwieweit wir diese Thatsachen mit volklichen Verschiedenheiten in Verbindung bringen

dürfen, oder vielmehr: welcher der beiden Völkerklassen wir diese oder jene ethnographische Eigentümlichkeit zusprechen sollen?

n) Lebensweise.

Die Tagesbeschäftigung richtet sich nach der Jahreszeit, oder genauer, nach dem Stande der Farmarbeiten. Die Graslandstämme sind in erster Linie eine ackerbautreibende Bevölkerung, und so regelt die Feldbestellung, als wichtigste Thätigkeit, die Arbeitseinteilung und -verteilung das ganze Jahr über. Wie bei uns der gröfsere Teil des Jahres den Bauern auf's Feld hinaus führt, in der Erntezeit die ganze Dorfbewohnerschaft sich draufsen tummelt, und er nur die Wintermonate ganz unter Dach und Fach sitzend den verschiedenen häuslichen Arbeiten widmet, genau so im Hochlaud Nord-Kameruns. Die Trockenzeit ist Farmzeit; die Regenmonate bringt der Hochländer gröfstenteils in seinem Gehöfte zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegszeit; da liegt namentlich der Bali, freiwillig oder „einberufen" fleifsig draufsen im Felde und ficht seine endlosen Fehden aus. Auch Hauptbauzeit sind die Trockenzeitswochen. Man sieht, es giebt tagsüber genug zu thun; um so beschaulicher geniefst der Graslandbewohner dann die Abende oder in der Regenperiode die ruhigen Monate. Doch müfsig ist er auch da nicht; hier zu Lande giebt es so wenig wie bei unseren leider nur immer seltener werdenden ganzen, echten Bauern eine Arbeitsteilung. Ist in der Feldbestellungszeit der Hochländer in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Gewerbe Beschäftigung im Hause genug.

Jahres – Arbeitsverteilung.

Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

Ich möchte eigentlich eher von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feldarbeit obliegt fast ausschliefslich den Weibern. Ihren Anteil beim Hausbau: lediglich das Wasserherbeischleppen, habe ich bereits aufgeführt. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unseren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken von Mützen u. dergl., werden fast ausschliefslich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei: das Spinnen des Fadens ist überwiegend Beschäftigung der Männer. Es hat mich immer belustigt, wenn ich sah, wie so ein würdiger Herr — als leichte Arbeit fällt sie den älteren Männern zu — bedächtig und sorgsam die Baumwollfasern auf ein Bambusstäbchen wickelte und dann mit der Spindel den Faden spann. Auch die Nadel zu schwingen, ist hier zu Lande Vorrecht der Männer. Hin-

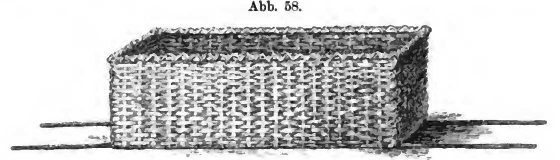
wiederum sah ich die Anfertigung stärkerer Fäden nur von älteren Weibern betrieben in der Weise, dafs die alte Dame drei und vier, ja sechs und sieben dünne Fäden durch Reiben mit der flachen Hand auf dem Oberschenkel zu einem ganz fest und sauber gefügten Zwirn zusammendrehte. Herbeischleppen der Lebensmittel aus den Farmen, sowie von Feuerholz, Zubereitung der Speisen, und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber.

Ein Wochentag im Grasland.

Mit dem ersten Morgengrauen wird es in einem Graslanddorfe lebendig. Die niedergebrannten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühmahlzeit. Die vorstehend gezeichnete Arbeitseinteilung macht sich den Vornehmen, Wohlhabenden natürlich weit weniger fühlbar als der grofsen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen oder jenen fronpflichtigen Masse der Bevölkerung — wie bei uns.

In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den ersteren in die Farmbestellung teilen, mit Feldgerät (siehe Abb. 57, S. 372, und Abb. 66, S. 395) und Körben (Abb. 58; siehe auch Abb. 53 u. 54, S. 370,

Abb. 58.



Grofser geflochtener Tragekorb in den Baliländern. Etwa 1/20 nat. Gr. (Zur Beförderung der Farmerzeugnisse oder Lebensmittel. Von den Weibern häufig auch auf dem Kopf getragen. Auf den Tragstangen aus Bambus wird Feuerholz mit nach Hause geschleppt.)

Trageweise der Kinder.

sowie 67 u. 68, S. 396) hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Die ganz Kleinen, die noch nicht laufen können, sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder im Rücken auf einem um die Stirn der Mutter und unter dem kleinen Allerwertesten führenden Bande, während sie sich mit den Händchen an Arm, Schulter und Brust anklammern. Auch bei der Farmarbeit selbst wird diese gegenseitig nicht eben sehr bequeme Stellung beibehalten. Liegen die Farmen weit entfernt, so begleiten stets Bewaffnete die Züge; zum Teil als Schutz gegen etwaige Ueberfälle, zum Teil auch, wie die Leute behaupten, zur Abwehr der „grofsen Affen" (Schimpansen; siehe auch Abschnitt VII, S. 475). Bei der Rückkehr im Laufe des Nachmittags sieht man dann nicht selten,

wie der Vater der schwerbepackten Mutter das Kind abgenommen und es mit der einen Hand Huckepack trägt, während die andere auf den Speer sich stützt; und regnet's, so setzt der sorgliche Papa wohl auch den uns vom Waldland her bekannten Regenschirm (siehe Abschnitt V, S. 294) — hier oben viel häufiger benutzt — auf: ein afrikanisches Familienidyll.

Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Züge von Marktleuten aus dem Dorfe und verschwinden bald im hohen Grase; desgleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalebassen in die Bambushaine ziehen, den sehnsüchtig erwarteten Palmwein zu zapfen.

Ausgang eines Vornehmen.

Später begiebt sich dann der Vornehme, Reiche mit Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Beaufsichtigung und Antreibung, oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Häuptlings. Langsam schreitet er dahin im weitwallenden, langen Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken und beide Hände darüber gelegt.

Abb. 59.



Dolchmesser (alterthümliche Waffe) der Bali. $^1/_4$ nat. Gr.

Abb. 60.



Peitsche der Graslandstämme (aus Flufspferdhaut mit Ledergeflecht überzogen und mit Ring; die breiten Lederbänder dienen zum Anhängen und als Verzierung). $^1/_6$ nat. Gr.

Am Halse rückwärts hängt das mit Handgriff (an dem es — die Hand bis zum Daumen durchgesteckt — gleichfalls, auch bei Nichtgebrauch, nicht selten getragen wird) versehene Dolchmesser (Abb. 59; vergl. auch Abb. 103, S. 434), „nnama" genannt, und am Arm die Peitsche (Abb. 60).

Einer seiner Sklaven schleppt ihm die unvermeidliche mächtige Pfeife mit Griffring am Rohre nach, aus der er ab und zu einige Züge thut; ein anderer hält den Haarwedel mit schön verziertem Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit; und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trinkhorn.

Rauchen (und Schnupfen).

Die Pfeife (Abb. 61; siehe auch Abb. 77, S. 405 u. 78, 79, S. 407) ist auch dem ärmsten Sklaven, dem jüngsten wie dem ältesten Weibe ein schier unzertrennlicher Begleiter. Ich habe nicht leicht so eifrige ununterbrochene Raucher gesehen, wie hier im Hinterland von Nord-Kamerun. Alles raucht, vom Kinde bis zum Urgroſsvater und zur Urgroſsmutter. Zu einer förmlichen Kunst hat sich dieser Genuſs ausgebildet, und die sonst recht wortarme Sprache der Bali hat verschiedene Bezeichnungen für „stark" und „schwach" rauchen.

Abb. 61.



Pfeifenkopf (aus Thon) der Bali. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Jedenfalls ist diese Leidenschaft weit appetitlicher als das Gegenstück unten im Waldland: das Schnupfen, das ich im Hochland nur in Bamesson, dort aber noch recht eifrig betrieben sah. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der geradezu ungeheuerlich langen Nägel des Häuptlings in Banti, gleichfalls eines leidenschaftlichen Schnupfers, Erwähnung zu thun. Lieſsen sich die Waldländler meist bloſs den Daumennagel als natürlichen Prisenlöffel wachsen, so trug dieser biedere Dorfmonarch an sämtlichen Fingern sie um ihre eigene ganze Länge überstehend. Uebrigens pflegen die Vornehmen der Baliländer, auch ohne Schnupfer zu sein, sehr lange Nägel zu tragen, „zum Zeichen, daſs sie keine Sklaven wären", wie sie selbst mit Selbstgefühl erklären, d. h. daſs sie nichts arbeiten — also auch wieder 'mal wie bei uns.

Lange Fingernägel.

Gruſsformen.

„O la ndi fuon"; „o dji bonkerre"; „miaka fuon" (d. i.: bist du wohl, o Herr; sei gegrüſst; langsam, o Herr!) lauten die freundlichen Morgengrüſse der sich Begegnenden; und der Gegengruſs:

„o ssa ni“ bedeutet das Gleiche. Der Grufs: „miaka“ (= langsam) überraschte mich, als ich ihn zum erstenmal hörte; er liefs mich sofort an den den gleichen Gedankengang ausdrückenden der Alpenbewohner denken: „Zeit lassen“, grüfst der Aelpler den bergansteigenden Wanderer.

Ein im ersten Augenblick durch seine Vertraulichkeit etwas überraschender Grufs ohne Worte besteht häufig darin, dafs ein Vorübergehender, der gerade 'mal zufällig ohne Pfeife sich befindet, einem gemütlich rauchenden Begegnenden einfach die Pfeife aus dem Munde nimmt, ein paar feste Züge thut, sich noch einen Mund voll Rauch mitnimmt, die Pfeife zurückgiebt und dann seines Weges weiter zieht: alles, ohne nur ein Wort zu sagen. Doch findet dies nur unter social Gleichstehenden statt. —

Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Graslanddorf tagsüber fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagsstunden kehren die verschiedenen Gruppen, mit Speise und Trank schwer bepackt, wieder allmählich heim; im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Die schweren Körbe werden meist auf dem Kopf getragen; zur Verminderung des Druckes legen sich die Weiber kranzförmig aus Blättern geflochtene Polster zwischen den Schädel und die Last, wie unsere Bäuerinnen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tage- und wochenlang in den Farmdörfern.

Abendliche Unterhaltungen und Beschäftigungen.

Nun wird's in den Gehöften lebendig; wie man's an den „Sonntagen“ und in den ruhigen Regenmonaten bei nur einigermafsen erträglichem Wetter den ganzen Tag über sieht. Im Freien spielt sich das Leben des Negers, des Südländers überhaupt ab, und der Hofraum der Gehöfte ist hier zu Lande der Schauplatz.

Die Bastmatten und Schemel werden aus den Hütten herausgetragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder kauert in der vom Waldland her bekannten Hockstellung — in der (nebenbei bemerkt) von Weibern und Männern alle natürlichen Bedürfnisse verrichtet werden — der ganze Haushalt in beschaulicher Ruhe, bei eifrigem Gespräch, Pfeife und Palmwein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder in fleifsiger Handwerksthätigkeit.

Die Hauptmahlzeit findet stets abends statt. Dann kommen die Nachbarn gegenseitig auf Besuch; die Männer schwatzen und trinken und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch improvisierten Tänzen insoweit, als einer oder der andere eines der Hausmusikinstrumente handhabt. —

Wie alle Neger, so sind auch die Graslandbewohner ein tanz-, musik- und sanglustiges Völkchen.

Musikinstrumente.

Von solchen Hausmusikinstrumenten (die bei den grofsen Tänzen verwendeten werden wir S. 434 u. f. kennen lernen) habe ich zwei verschiedene Formen (Abb. 62 und 63) gesehen. Die eine (Abb. 62) setzte sich zusammen aus einem Resonanzboden und fünf gekrümmten

Abb. 62.

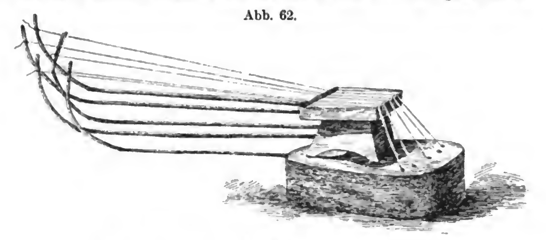


Abb. 63.

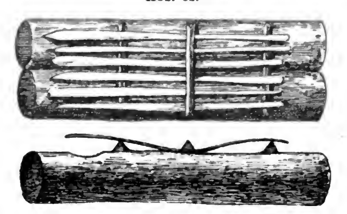


Abb. 62 und 63. Hausmusikinstrumente der Bali. Etwa 1/5 nat. Gr.

dünnen runden Bambusstäben, an deren Enden fünf lange, am Resonanzboden durchgezogene Baumfasern als Saiten angeknüpft waren. Der zwischen der dritten und vierten Saite befindliche Zwischenraum war gröfser, als der zwischen den übrigen; jede der Saiten gab einen anderen Ton. Das andere Instrument, dessen Ober- und Seitenansicht Abb. 63 zeigt, bestand aus zwei nebeneinander angebrachten hohlen, mit Oeffnung versehenen Bambusstücken von je etwa 30 cm Länge und 8 cm Dicke, die als Resonanzboden dienten; auf diesem waren, durch einen Steg in der Mitte festgehalten, mit den Enden auf zwei weiteren seitlichen Stegen aufliegend, sechs Bambusstreifen von verschiedener Länge und Stärke (zwischen 1/2 bis 1 cm breit) angeordnet,

die, durch Zupfen zum Erklingen gebracht, tiefe und hohe Töne gaben.

Da ich leider alles, nur nicht musikalisch bin, beschränken sich meine Angaben darauf, dafs mir die damit hervorgebrachten Töne eintönig und jeder Takteinteilung u. s. w. entbehrend vorkamen. Mehr Abwechslung boten schon die Weisen der Weiber, die sie zum Teil als solche selbständig, zum Teil als Begleitung zu ihren Tänzen bald laut, bald leise sangen. Manche klingen ganz eintönig, manche entbehren durchaus nicht eines gewissen Wohlklangs und Rhythmus, und ein von mir ungefähr im Gehör behaltenes Liedchen, oder vielmehr genauer dessen Refrain, ward von musikverständiger Seite in der Heimat als wohlklingend bezeichnet und nach meinem schüchternen Vorsummen in Noten zu kleiden versucht. Hier ist es:

Gesang.



Meist pflegen die Weiber ihren Gesang mit Klatschen der flachen Hand auf die rechte Brust zu begleiten.

Den Text der Lieder konnte ich gröfstenteils nicht verstehen; manche klangen auch ganz anders als die mir doch immerhin einigermafsen bekannte Balisprache. Das Wenige, was ich verstand, war zum Teil sehr realistischer Art; nach unseren Begriffen im höchsten Grad obscön. Eben niedergelegter Refrain schlofs sich an ein Lied solchen Inhalts an; bei weiteren gleichgearteten wiederholten sich auch häufig die Worte „wóta“ und „ntchakent“. Dieses sowohl wie obiges Liedende weifs ich wörtlich nicht zu übersetzen; ich habe nur beobachtet, dafs die Bali letztgenanntes Wort gebrauchen, wenn sie von dem Verlauf des Beischlafes sprechen; und zwar bezeichnen sie damit die höchste Ekstase der geschlechtlichen Erregung. Zum Teil sind die Gesänge Spott- und Lobgelegenheitslieder (auch wir, Zintgraff und ich, hörten uns nicht selten auf diese Weise gepriesen, wurden wahrscheinlich auch ab und zu aufgezogen).

Tanzweisen der Weiber.

Vielgestaltig sind die Tanzweisen: unschön zum Teil und unanständig (ich setze immer hinzu: nach unseren Anschauungen), zum Teil aber auch geradezu anmutig. Bei den grofsen Tänzen sind die Körperbewegungen der Weiber ausnahmslos unschön und unbedeutend, und finden nur (militärisch gesprochen) „auf der Stelle“ statt.

Am häufigsten unter den Haustanzarten, wenn ich so sagen will, sah ich folgende. Die Weiber stellen sich im Halbkreise auf, und singen leise

eine ziemlich eintönige, aber nicht unschöne Melodie. Dann macht eine tänzelnd und in den Hüften sich wiegend ein paar Schritte vor, hebt die Arme über den Kopf und läfst sich nach rückwärts in den Kreis ihrer Gefährtinnen zurückfallen, die sie mit den Armen auffangen und wieder in die Höhe schnellen. Das wird einigemal wiederholt, hierauf tanzt sie an ihren Platz zurück, die nächste hüpft vor, und das Spiel beginnt von neuem. Gleiche Tanzart berichtet Rohlfs von den Badiko im Sokotoreiche. — Eine andere ähnelt einer Tour in unseren Kontretänzen: im Dreitakt unter Schrittwechsel gehen zwei Reihen, jede unter sich leicht an den Händen sich haltend, vor, und dann wieder zurück. — Ganz anmutig ist auch diese Art: ein paar Takte Tanzschrittbewegungen mit Schrittwechsel auf der Stelle, dann plötzlich halt, Oberkörper leicht rückwärts oder seitlich geneigt, eine Hand zierlich auf die Hüfte gestützt, die andere mit gebogenem Arm über dem Köpfchen gehalten.

Etwas stürmischer schon ist folgende, die übrigens Nachtigal auch bei den Heidenstämmen Baghirmis beobachtete: zwei Tänzerinnen wirbeln, sich fortgesetzt drehend und mit den Händen über dem Kopfe zusammenklatschend, aufeinander los, und der Gipfel der Kunst besteht darin, in der letzten Drehung mit den Gesäfsen aufeinander zu prallen. Glückt der Zusammenstofs, so federn die elastischen Puffer oft derart, dafs das Gleichgewicht bedenklich verloren geht. Ein donnerndes „ayilato“ (d. i. das ist lustig, das ist zum lachen) aus allen Kehlen ertönt bei derartigen Zwischenfällen.

Grobsinnliches Gepräge zeigen zwei weitere, und damit schliefse ich die Blütenlese. Die Weiber stehen in einer Reihe und wiegen sich tanzend auf der Stelle. Eine verläfst ihren Platz und kauert sich der Reihe nach vor jeder der andern nieder, die im Tanze fortfahren, während die Knieende sie mit der Hand über den Bauch und namentlich an der Scham streichelt; ab und zu neigt sich die also Geliebkoste mit dem Oberkörper nieder und reicht der Huldigenden die Brust, woran diese saugt. Sind alle in dieser Weise begrüfst worden, so reiht sie sich wieder ein, und die nächste beginnt das Gleiche. — Aus dem Halbkreis tritt eines der Weiber hervor und wiegt sich, ein Bein vorwärts gestellt und die Hände auf die Hüften gestemmt, im gleichen Takt wie die übrigen. Eine zweite folgt; und Brust an Brust mit der Solotänzerin schiebt sie eines ihrer Beine zwischen die der letzteren. Zusammen ahmen sie nun die Bewegungen des Beischlafes nach. Der übrige Tanzkreis begleitet dies mit stets rascher werdendem Gesang und zuletzt wird von allen das Wort „ntchakení“ hervor-

gestofsen. Beide treten zurück, und werden durch ein anderes Paar abgelöst.

Der Kufs.

Bei diesem Streifen des erotischen Gebietes sei erwähnt, dafs die Neger des Graslandes den Kufs, sei es zur Liebkosung oder Begrüfsung, nicht kennen. Auch von Seite der Mutter den Kindern gegenüber sah ich diese Liebesbezeigung hier oben und im Waldland nie. —

Der sangfrohe Hochländer pflegt ferner gemeinschaftliche Arbeiten: Roden, Ackern, Grasschneiden und dergl. gern mit Gesang zu begleiten; zwischen hinein stofsen alle wie auf Kommando ein scharfes, anfeuerndes „barr—r—r“ aus, und mit verdoppeltem Eifer wird weiter geschanzt.

Bei den vorgeschilderten Tänzen hat sich das weibliche Geschlecht allein diesem Vergnügen hingegeben. Thatsächlich tanzen stets, auch bei den grofsen Festen, beide Geschlechter getrennt.

Waffentänze der Männer.

Doch lieben auch die Männer kleinere, im augenblicklichen Antrieb schnell ins Werk gesetzte Tanzspiele; bei der Kriegsfreudigkeit der Balistämme nehmen sie das Gepräge von Waffenspielen an. So sah ich nicht selten, namentlich von jungen Leuten ausgeführt, folgenden Waffentanz: sie bildeten einen grofsen, lockeren Kreis, und mit gleichförmig eintöniger Stimme, ganz eigen wirkend, stiefsen sie, halb klagend, halb drohend, ununterbrochen ein langgezogenes „u—u—u—u—u“ aus; plötzlich löste sich einer aus der Reihe, sprang in die Mitte, und unter Schwingen und Drehen des Speeres oder Gewehres ahmte er bald die Bewegungen eines Angreifenden, bald die eines Fliehenden, bald die eines Gefangenen nach, der um Gnade fleht. Die anderen zielen und schleudern die Speere und feuern — alles durch Gebärden angedeutet — auf ihn, der sich dreht und windet und duckt. Plötzlich scheint ihn der Mut der Verzweiflung zu beseelen; er springt in mächtigem Satze auf, schwingt und schüttelt drohend die Waffe — in dem Augenblick, in dem er mit den Fingern schnalzend auf seine Bedränger sich stürzen will, ertönt von allen ein kurzes, scharfes „hu“ und alle stehen unbeweglich wie aus Stein. Dann springt ein anderer vor und das Gleiche wiederholt sich. Am Schlufs stiebt alles in langen, weiten Sätzen davon.

Das ist überhaupt ihre Gepflogenheit: hat ein Bali etwas überbracht, und er wird entlassen oder fortgeschickt, so entfernt er sich stets in Sprüngen. —

Nahrungsmittel.

Der Grasländer hat einen recht gesegneten Appetit und noch mehr Durst. Die Lebensmittel aus Tier- und Pflanzenreich, die ihm zur Verfügung stehen, habe ich bereits im Abschnitt IV, S. 191 und 192, aufgezählt. Auch an die auf S. 317 beschriebene Frucht erinnere ich. Das unentbehrliche und sehr begehrte Salz bezieht die Bevölkerung

durch den Handel teils aus dem Waldland, teils von Norden und Westen. Im ersteren Fall, zum Teil auch im zweiten, ist es das Natronsalz. Steinsalz sah ich nicht selten; es wird von den Haussa heruntergebracht, die es ihrerseits wohl aus den englischen Benuëfaktoreien beziehen. Honig wird aus den in Erdlöchern und im Gestein angelegten Stöcken der wilden Bienen gewonnen. Weitere Lebensmittel sind: Heuschrecken und Pilze, Schnecken und Fische.

Erstere sind die Wanderheuschrecken, die alljährlich auftauchen (Näheres darüber, wie auch über die Schnecken siehe Abschnitt VII, S. 463 u. f). „Grasbüschel, Gewehre, Taschen, Stöcke, der letzte Fetzen Zeug flog in die Luft oder ward zu Boden geworfen, diese leckere Speise zu fangen. In Säcken, Körben und Taschen schleppte Grofs und Klein unaufhörlich nach Hause . . . .“, schreibe ich in meinem Tagebuch vom 1. II. 92. Sie werden in Palmöl gesotten, gebraten, zerstampft und mit Maismehl zu „Fleischknödeln“ verarbeitet; in der ersten Freude sogar roh verschlungen. Grofse Massen werden gedörrt, und so für magere Zeiten auf dem Dachboden aufbewahrt. Uebrigens mundeten sie auch uns nicht einmal so übel.

Die Pilze wachsen in ziemlichen Mengen in verfallenen oder verlassenen Hütten an den Innenwänden zwischen den Bambus, ähnlich unseren Baumschwämmen. Auch mit ihrem Geschmack konnten wir uns ganz gut anfreunden.

Von den beiden anderen leckeren Dingen, den Schnecken und den Fischen, vermochten wir das mit dem besten Willen nicht zu sagen; wenigstens in der Form nicht, wie sie auf den Wochenmärkten feilgeboten wurden und gleich den Pilzen reifsenden Absatz fanden.

Zwischen zwei dünnen, flachen, an den Enden zusammengebundenen Bambusstückchen sind an 20 kurze, dicke, gelbe Schnecken ohne Gehäuse, ganz ähnlich recht grofsen Engerlingen, dicht aneinander gereiht und mit den roten Köpfen, aus denen grofse Augen hervorquellen, eingeprefst; die Tiere sind noch am Leben und krümmen sich mit ihren geringelten dicken Leibern krampfhaft.

In gleich anziehender Verpackung wird eine Art kleiner Weifsfische (siehe auch Abschnitt VII, S. 477) zu Markt gebracht, jedoch seltener als die Schnecken. Sie sind nur ein bifschen angeräuchert, und infolgedessen mehr als ein bifschen anrüchig.

Damit bin ich in das Reich der Delikatessen geraten, und bespreche nun gleich die Genufsmittel, über die der Graslandbewohner verfügt. Es sind deren nicht viele.

Genufsmittel.

Vom Tierreich ist es auch hier oben das Elefantenfleisch, das ein begehrter Leckerbissen ist. Vom Pflanzenreich ist es aufser dem Tabak, dessen allgemeinste Beliebtheit ich bereits berührt habe, noch die Kolanufs. Auch sie hat schon ihre nähere Beschreibung gefunden (S. 317). Ein Palmweingelage ohne Kolanufs ist dem Hochländer gar nicht denkbar. Wir werden ihr bei Kulthandlungen nochmals begegnen, wobei sie fast dieselbe Rolle spielt, wie in Bornu, wo sie unter der Bezeichnung „Guronufs“ ebenfalls als Genufsmittel gleich beliebt und begehrt ist.

Getränke.

Den Palmwein, streng genommen Getränk, darf man in den Baliländern schon mehr als Genufsmittel ansprechen. Unglaublich sind die Mengen, in denen er vertilgt wird; und noch rätselhafter als beim Bambus war's mir, dafs nicht schon längst der letzte Tropfen aus jeder Weinpalme gesogen war. Allerdings wird der frisch gewonnene Saft mit Wasser verdünnt, manchmal sogar recht beträchtlich. Auch glaube ich im allgemeinen den Palmwein mehr als Getränk der Wohlhabenden und Vornehmen bezeichnen zu dürfen. Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren, getrunken, und meist gewärmt. Aus dem hierzu benutzten Lehmtopf (siehe Abb. 43, S. 345) wird entweder unmittelbar in die Trinkgefäfse gegossen oder, namentlich für den Häuptling und die Vornehmen, in kleinere Trinkkalebassen (etwa unseren Weinkaraffen auf der Tafel entsprechend) geschöpft. Ganz reizend sind solche nicht selten gefertigt (Abb. 64). Eine einfachere, häufigere, aber ebenfalls äufserst gefällige Form ist auf S. 347 (Abb. 44) dargestellt.

Beinahe ebenso beliebt, aber mehr Getränk des gemeinen Mannes, ist eine Art Bier, aus Mais und Hirse, unter Zusatz von Honig gewonnen, und stets kalt genossen. Es ist eine braune, trübe, angenehm säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abseihen und Gärenlassen zubereitet.

Hauptnahrungsmittel.

In erster Linie sind Hirse und Mais die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung des eigentlichen Graslandes. Der Hochländer ist, wie der Waldlandbewohner, Vegetarianer im selben Grade und aus demselben Grunde wie dieser.

Zubereitung und Einnahme der Nahrung.

Zubereitung der Speisen und Einnahme derselben ist die gleiche wie im Waldland (siehe Abschnitt V, S. 287 u. f.; vgl. auch S. 382 u. f.). Während der Zeit der lebhaftesten Farmarbeit wird meist ein Vesperimbifs von zu Hause mitgenommen: an einer Tragstange ein paar Kalebassen Palmwein und Bier und in den Körben zubereitete Lebensmittel. Ganz appetitlich wird so ein kulinarisches Stillleben verpackt. In dem mit frischen Bananenblättern sauber ausgelegten Korbe

ruhen friedlich nebeneinander die grofsen Klöfse, daneben in kleineren Paketchen aus Blättern geröstete Heuschrecken, in einem anderen ein paar „essuga“ und „mpa“, weiter an einem Stäbchen aufgereiht kleine Fische in zweifelhafter Frische und die appetitlichen Schnecken in ihrem Halseisen. Auch die Kinder, sobald sie der Brust entwöhnt sind, nehmen an den Mahlzeiten der Erwachsenen teil; anfangs kaut die Mutter die Speise noch vor und spuckt den gekauten Brei dem Kinde in den Mund.

Nahrung der Kinder.

Abb. 64.



Trinkkalebasse nebst Stöpsel der Graslandstämme (aus Holz gefertigt, mit einem papierblattdünnen weifslichen [nickel- oder stanniolähnlichen] Metall überzogen und mit Rotholz verziert). Etwa 1/5 nat. Gr.

Niemals nimmt der Grasländer — und wenn ich mich recht erinnere, auch der Waldlandneger nicht — bei den eigentlichen Mahlzeiten Getränke zu sich. Für diese Enthaltsamkeit entschädigt er sich aber zu anderen Zeiten reichlich. Kein Fest, kein Tanz, kein abendlicher, nachbarlicher Besuch ohne Palmwein- und Biergelage. Beim Trinken nicht zuletzt müssen wir der Aehnlichkeit des Lebens und Treibens der Hochlandstämme Nord-Kameruns mit unseren Altvordern in den germanischen Wäldern gedenken. Angenehm berührt jedoch, dafs bei diesen Gelegenheiten fast niemals Ausschreitungen vorkommen, wenn auch die Unterhaltung bisweilen recht lebhaft wird.

o) Ackerbau und Viehzucht.

Die vielen tausend Mägen zu befriedigen, bedarf es ausgedehnter Farmen; und zahlreicher als im Waldland werden Haustiere gehalten,

so dafs man bereits die ersten Anfänge einer wirklichen Viehzucht darin zu erkennen vermag. Dafs die aus Tier- und Pflanzenreich gewonnenen Erzeugnisse auch Gegenstände des Handels sind, und dabei natürlich die örtlichen Bedingungen für das Ueberwiegen dieses oder jenes Produktes bei den verschiedenen Stämmen mafsgebend sind, habe ich bei Besprechung der Märkte bereits angedeutet.

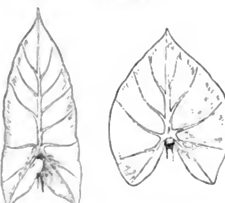
Lage und Fruchtbarkeit der Farmen.

Ackerbau. Die Farmen fast aller Graslandvölker liegen in den Thälern und Mulden; für natürliche Bewässerung sorgen die zahlreichen Bäche. Die Fruchtbarkeit ist aufserordentlich: eine dichte Humusschicht liegt über dem Laterit und mit ihm vermengt, geschaffen durch den Aschendünger, durch Sand und Lehm von den Hängen zu Thal gewaschen, von den Bächen mitgeführt und angeschwemmt seit Jahrhunderten. Auch wird nicht selten gewechselt oder auch eine Strecke Landes, bereits eine zeitlang als Farm benutzt, bleibt ein und mehrere Jahre brach und wird erst dann wieder bebaut: also eine Art Dreifelderbewirtschaftung. So liegen denn die Farmen oft Stunden von den Dörfern entfernt und umgeben sie in weitem Bogen. Aufgefallen ist mir bei Bamesson ein pyramidenförmiger, ziemlich steil geböschter Berg, dessen eine Seitenfläche, ein riesiges Dreieck, ein grofses Feld war (es erinnerte mich an die kleinen, mit unsäglicher Mühe urbar gemachten und gepflegten Stückchen Ackerlandes an den kahlen, steilen Bergwänden in Tyrol).

Kulturgewächse.

Bezüglich der in den Farmen gezogenen Pflanzen, der einheimischen Kulturgewächse, darf ich auf die eben beschriebenen Lebensmittel, die Aufzählung derselben in Abschnitt IV, S. 191 u. f., sowie auf das Kapitel „Farmen“ in Abschnitt V, S. 281 u. f. (ausgenommen die Ölpalme), verweisen. Bananen werden fast nur in den Dörfern selbst neben den Gehöften gepflanzt.

Abb. 65.



Kokoblätter (Arum esculentum). 1/4 nat. Gr.

An den Kokopflanzen ist mir eine Verschiedenheit der Blätter (Abb. 65) aufgefallen; ob Anzeichen von verschiedenen Unterarten oder ob das überhaupt der Fall ist, ich also etwas ganz selbstverständliches berichte, vermag ich bei meiner botanischen Laienschaft nicht zu sagen.

Die so sehr begehrte Kolanufs wird merkwürdigerweise im südlichen Teil des eigentlichen Graslandes nur in verschwindenden Mengen

in den Farmen gezogen; höchstens dafs der Kolabaum nebst Weinpalmen, Rhicinusstauden und dem „Seifenbaum“ als Art Hecke an den Rändern der Pflanzungen gefunden wird. In Bafuen dagegen bereits und im Bamunguthal noch mehr traf ich die Sterculia als ausgesprochene Farmpflanze, sowie in kleinen Gruppen neben den Einzelgehöften. In Adamaua wird sie nach Aussage der Eingeborenen regelrecht gezogen.

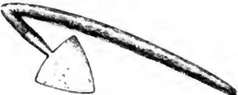
Beträchtliche Strecken in den Farmen beansprucht der Anbau des Tabaks. Ueber seine Güte wage ich kein Urteil abzugeben, trotzdem oder vielmehr gerade, weil ich selbst leidenschaftlicher Raucher bin und da draufsen auf Baliburg mit den Bali ihren Tabak aus ihren Pfeifen bald um die Wette qualmte: also mir hat er geschmeckt. Das ist sicher, dafs die Zubereitung desselben eine ganz und gar naturwüchsige, unsachgemäfse genannt werden mufs. Die reifen Blätter werden über dem Feuer oder in der Sonne getrocknet, dann eine zeitlang in Wasser ausgelaugt; in Klumpen geballt, wieder etwas getrocknet, hierauf kreuz und quer zerschnitten, in Körbe gepackt und mit Steinen beschwert. Der Geschmack und namentlich das Ansehen gewinnt dadurch nicht sonderlich: so ein Korb mit seinem bräunlich-graulich-grünen Inhalt erinnert lebhaft an getrockneten, zerbröckelten Kuhmist.

Behandlung des Tabaks.

Der Ackerbau wird in sehr einfacher, ja liederlicher Weise betrieben. Dafs die Graslandfarmen dann trotzdem ein ordentliches Aussehen haben, verdanken sie mehr der gütigen Natur und der Fruchtbarkeit als menschlicher Sorgfalt. Doch bringt immerhin die Unzulänglichkeit der Geräte, sowie die Mannigfaltigkeit der Bodenfrüchte Mühe und Arbeit genug mit sich. Mit Erdhacken von nebenstehender Form (Abb. 66) wird der Boden gelockert. Auf den für Getreidebau bestimmten Flächen werden dann lange, schmale Beete mit dem gleichen Werkzeug aufgeworfen, auf den für Knollenfrüchte in Aussicht genommenen kleine Hügel gehäufelt. Saat bezw. -frucht wird ganz oberflächlich in die Erde geworfen und mit der Ferse leicht eingedrückt. Nach einiger Zeit, wenn die Saat spriefst, wird gejätet; und bis zur Ernte geschieht dann nichts mehr. Wird ein bisher noch unbebautes Stück Land zur Farm umgewandelt, so geht dem Auflockern mit der Erdhacke ein Roden voraus, im Abbrennen und Ausreifsen der Wurzelstöcke bestehend.

Feldbestellung.

Abb. 66.



Erdhacke der Graslandstämme.
Etwa $^1/_{10}$ nat. Gr.

Zu den Ernten — die Hauptarbeit ist die Ernte der grofsen

mit Hirse und Mais bestandenen Getreideflächen — wird die ganze Bevölkerung aufgeboten, und in wenigen Tagen ist sie im Dorfe oder in den (S. 364) geschilderten Farmvorratshäuschen unter Dach und



Abb. 67 u. 68. Geflochtene Körbe (zum Farmgebrauch) in den Baliländern. Etwa $^1/_{10}$ nat. Gr.

Fach gebracht. Die hierbei verwendeten Tragekörbe sind in beistehenden Abb. 67 u. 68 wiedergegeben (siehe ferner Abb. 58, S. 383,

sowie Abb. 53 u. 54 auf S. 370). Wie im Waldland werden auch hier oben die Aehren abgebrochen und abgeschnitten, die Halme bleiben vorerst stehen; später werden sie umgebrochen und dienen für die nächste Bestellung als Dünger. Verwendung des Mistes der Haustiere hierzu findet hier oben so wenig statt wie im Waldland.

Saat- und Erntezeiten.

Für Getreide habe ich im Jahre einmalige Saat- und Erntezeit beobachtet; erstere zu Beginn und in der ersten Hälfte der Regenzeit, letztere Mitte der Trockenzeit. Ranken- und namentlich Knollenfrüchte gab es eigentlich das ganze Jahr über. Ich vermeide jedoch, aus meinen vom August 1891 bis Januar 1893 in dieser Hinsicht gemachten Beobachtungen für alle Jahre gültige Schlüsse zu ziehen.

Viehzucht. An Haustieren findet man im ganzen eigentlichen Grasland Ziegen, Schafe, Hühner — alles gleicher Art wie im Waldland — und die ebenfalls gleich häfslichen und gleich meist herrenlosen Hunde wie dort. (Einer dieser Köter hat sich hier oben mir in ganz besonders angenehmer Erinnerung zu erhalten gewufst: das Vieh war eines Tages in mein Haus geraten und frafs mir meine soeben mühsam fertiggestellte Palmöllampe rein aus samt Docht, nahm sogar die leere Blechbüchse, die das Lampengefäfs bildete, bei seinem Rückzug mit!)

Schweine sah ich nur in Bamesson, wo das Halten dieser Rüsseltiere sich zu einer förmlichen Zucht entwickelt hat. Allerdings ist auch das ganze, kleine Hauptdorf ein grofser Schweinestall, und der zerfallene Zustand des „Ringes" um den Volksversammlungsplatz hängt wohl innig mit der eifrigen Wühlthätigkeit des allenthalben herumschnüffelnden Borstenviehs zusammen.

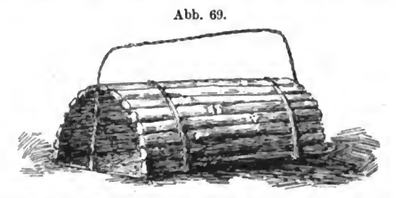
Rinder vom gleichen Schlage wie im Waldland sah ich vereinzelt an den Bamessonhängen, dann erst wieder in Bafuen und Bamunda bereits in stattlicherer Zahl, und in Herden in Bamungu. Bei letztgenannten Orten kann man sehr wohl von einer Rindviehzucht sprechen; leider hat auch hier oben Milchgewinnung mit all den weiteren Genüssen nicht statt. Es ist das auffallend, da wenigstens den Einwanderern aus Adamaua Milch, Butter u. s. w. von dort her bekannt sein mufsten.

Katzen wurden erst durch uns im Grasland eingebürgert und haben sich rasch das Heimatsrecht erworben.

Von Pferden bekommt man im eigentlichen Grasland nur — die Schweife zu sehen, zu Fliegenwedeln und Verzierung an den Speerkappen der Häuptlinge (siehe Abb. 45 auf S. 348) verarbeitet. Das nahe Adamaua aber ist das „Pferdeland".

Der eigenartigen Hühnerkörbe (Abb. 69) sei zum Schlufs noch Erwähnung gethan, in denen die Bali ihre Specialität: gemästete Ka-

Abb. 69.



Hühnerkorb der Bali. (Etwa 60 cm lang, 20 cm hoch und breit; den Boden bilden dünne Bambusstreifen.)

paunen, zu Markte bringen. Dafs die Bali uns bald für ein Ei ebensoviel abzuverlangen suchten wie für ein Huhn, mit der Begründung, dafs „aus einem Ei ja doch auch einmal ein Huhn würde“, habe ich, wie ich glaube, schon irgendwo erzählt.

p) Gewerbe.

Nächst dem mehr oder weniger weit vorgeschrittenen Ausbau staatlichen und socialen Gefüges ist es der Stand der Gewerbethätigkeit, welcher einen kulturellen Mafsstab für ein Volk bildet.

Bei Anlegung dieses Gradmessers kommt die Bevölkerung der Baliländer nicht schlecht weg. Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, steht sie noch nicht. Ich sage: gottlob noch nicht. Denn das ist für einen Teil der Bevölkerung, eben für den industriellen, gleichbedeutend mit der Loslösung von der Scholle — und Antaios blieb nur so lange ein unüberwindbarer Riese, als er Fühlung mit der Mutter Erde hatte. Derselbe Mensch holt sich da draufsen noch aus Tier- und Pflanzenreich die Erzeugnisse und verarbeitet sie. Dafs sich dabei eine gewisse Vorliebe des oder der Einzelnen für diese oder jene gewerbliche Thätigkeit entwickelt, ist klar; ebenso, dafs sich damit auch das Geschick vervollkommnet bezw. vermindert; aber von da bis zum vollständigen Unvermögen ist noch ein weiter Schritt. Diesen Schritt haben die Graslandbewohner noch nicht gethan. Des weiteren liegt auf der Hand, dafs in solchen von modernen Verkehrsadern noch nicht durchzogenen Gebieten, in denen die Rohprodukte nicht auf grofse Entfernungen und in grofsen Massen da und dorthin geworfen werden können, die örtlichen Bedingungen

einen ganz wesentlichen Einflufs auf die Entwickelung dieses oder jenes Gewerbezweiges üben.

Manche gewerbliche Erzeugnisse und Thätigkeiten mufste ich bald da, bald dort bereits nennen; der auf die Gewerbethätigkeit sich gründende Handel hat bereits S. 360 u. f. seine Besprechung gefunden. So habe ich hier nur die einzelnen Industriezweige zusammenfassend zu schildern. Deren ist eine stattliche Zahl. Ich beginne gleich mit dem wichtigsten und im höchsten Ansehen stehenden: dem

1. Schmiedehandwerk; oder richtiger der Eisengewinnung und -bearbeitung. a) Die Eisengewinnung gründet sich auf den den Eingeborenen wohlbekannten Eisengehalt des Laterits und des wesentlich höheren des von ihnen als „Eisenstein" bezeichneten Quarzgerölles: Brauneisenstein? Raseneisenstein?

In dem mir persönlich bekannt gewordenen Teil der Baliländer habe ich nur im Bamunguthal Eisenschmelzen getroffen. Nach Aussage dieses Stammes sollen nördlich und nordnordwestlich wohnende Stämme gleichfalls solche betreiben. Von einem Vorkommen in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung von Baliburg konnte ich nichts in Erfahrung bringen; halte es auch nicht für wahrscheinlich, weil es dort keine Wälder giebt. Von besonderer Wichtigkeit wäre mir Aufklärung darüber gewesen, ob die Bamungu Eingewanderte oder Ureinwohner sind; leider habe ich nichts Bestimmtes darüber erfahren können. Ebenso wenig gelang es mir, eine ihrer Eisenschmelzen in Betrieb zu sehen; zum Teil war meine Anwesenheit rein als solche daran schuld, indem alles ins Dorf strömte, den Weifsen zu sehen, dann aber mochte auch Mifstrauen meinen Wunsch tieferen Einblicks in ihre Wissenschaft, eine reiche Erwerbsquelle, unter allerlei Ausflüchten abschlägig bescheiden lassen. Besuch einer nicht beschickten Eisenschmelze, sowie thätiger Kohlenmeiler ward mir bereitwilligst gestattet.

Kohlenmeiler.

Was letztere anlangt, fand ich als Laie eigentlich keinen Unterschied gegenüber den zu Hause gesehenen. Sie hatten die Form einer flachen, etwa 1 m hohen Kuppel bei einem Bodendurchmesser von 3 bis 4 m. In der Mitte soll sich ein senkrechter Spalt befinden, durch den die Entzündung durch oben hineingeworfene brennende Holzstücke und Kohle bewerkstelligt wird. Die ganze Kuppel war mit einer Schicht von Graswurzelstöcken mit daran haftender Erde überkleidet, und auf allen Seiten befanden sich kleine Löcher, teils offen, teils mit langen Holzpflöcken zugestopft. Der Kohlenbrenner zog letztere bald da,

bald dort heraus und verschlofs hin und wieder bisher offene Löcher mit ihnen: also Luftzutrittsregulierung.

Eisenschmelzen.

Die Eisenschmelzöfen sind aus Lehm geformte, etwa 1,5 m hohe abgestumpfte Kegel mit dicken Wänden; an einer Seite nahe dem Boden befindet sich eine segmentförmige Oeffnung. Die Bodenfläche, auf der der Hochofen aufsitzt, ist festgestampft oder mit Lehm überkleidet und zeigt eine muldenförmige Vertiefung, die, bis über die vorgenannte Oeffnung in der Wand reichend, in eine Art Rinne verläuft. Im Inneren des Ofens sind zwei Hohlräume, die durch eine enge Oeffnung miteinander in Verbindung stehen. „Die untere soll", wie mir die Bamungu erklärten, „das Brennmaterial, Kohle und Holz, aufnehmen und wird durch die Oeffnung in der Seitenwand gefüllt; die obere das Eisensteingeröll, mit Kohle gemengt, und wird durch eine oben am stumpfen Kegelende vorhandene Oeffnung beschickt. An der Basis des Kegels, in geringer Höhe über dem Boden, sind ringsum kleine Oeffnungen angebracht zur Ermöglichung des Luftzutrittes ins Innere. Ist der Ofen in Betrieb, wozu anfänglich nicht selten Blasebälge" (von der Abb. 70 dargestellten Form) „nötig seien, so wird nach Beschickung die gröfsere seitliche Oeffnung mit Lehm zugemauert".

Vergleicht man hiermit die Beschreibung, die Nachtigal von den Eisenschmelzen bei den südlichen Heidenstämmen in Baghirmi giebt, so überrascht die auffallende Aehnlichkeit.

Das in diesen Hochöfen gewonnene Eisen ist unrein, mit Holzkohlenstückchen und Schlackenteilen durchsetzt, wird aber durch vieles Glühen und Hämmern allmählich zu brauchbarem Schmiedeeisen. Dies ist Sache der Schmiede in ihren Werkstätten. Wie es aus dem Ofen kommt, wird es von den umwohnenden Stämmen gekauft und dort erst in eben beschriebener Weise gereinigt. Auch Holzkohlen werden von Bamungu und seinen waldreicheren Nachbargebieten bezogen; doch fand ich kleine Kohlenmeiler auch z. B. im Gebiet der Bali-N'Yong.

Schmiede.

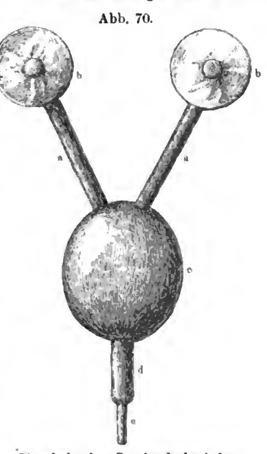
b) Eisenbearbeitung. Die besten Schmiede sind die Bamungu. Art der Bearbeitung des Rohmaterials, der Werkzeuge u. s. w. ist bei allen Stämmen gleich. Erstere ist mühsam; letztere sind einfach, ungefügig, und beschränken sich auf einige wenige Formen; um so mehr mufs man die damit hergestellten Gegenstände bewundern. Ueber Baliburg südlich hinaus im Grasland habe ich keine Eisenbearbeitung durch Schmiede getroffen. Das Schmiedehandwerk ist die einzige Gewerbethätigkeit, die einen gewissen Innungsanstrich hat und, wie gesagt, in hohem Ansehen steht.

Die Schmiede selbst ist eine Hütte, nach drei Seiten offen, mit

Gras bedeckt. Das Schmiedefeuer befindet sich am Boden, gewöhnlich in einer leichten Vertiefung und nahe der einzigen Vollwand. Daneben liegt auf dem Boden der Blasebalg (Abb. 70). Ich beschreibe ihn am anschaulichsten in seiner Handhabung: zwischen den beiden langen Holzröhren *a* (jede 40 bis 50 cm lang bei einem Durchmesser von 10 cm) hockt der Gehülfe und hat in beiden Händen die Knöpfe enthaarter Felle, die schlapp über zwei halbkugel-, also schüsselförmigen, ausgehöhlten Holzschalen *b* liegen. Durch wechselseitiges Heben und Senken der Felle bringt er Luftzug in den beiden Röhren *a* hervor. Diese Luftströmungen fangen sich in dem luftdicht anschliefsenden (Anfügungsstellen mit Harz verstrichen) ovalen, ausgehöhlten Holz *c* und werden weiter geleitet in die engere Röhre *d* (20 bis 25 cm lang) und endlich in die noch engere *e*, die in die Erde gegraben unter dem Holzkohlenhäufchen des Schmiedefeuers mündet. Der ganze Blasebalg ist etwa 1,5 m lang und erfüllt vollkommen seinen Zweck.

Werkzeuge.

Abb. 70.



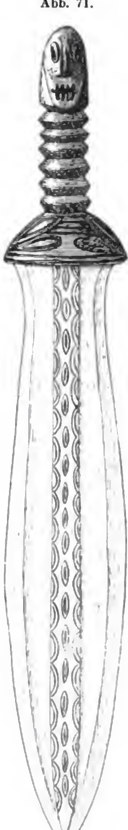
Blasebalg der Graslandschmiede.
Etwa $^1/_{20}$ n. Gr.

Der Ambofs ist ein grofser, oben flacher Stein; auch Eisenblöcke sah ich. Als Hammer dient gleichfalls ein Stein, aber nur für die erste gröbste Arbeit; zur weiteren Ausführung bedienen sich die Schmiede keulenförmiger Hammereisen von verschiedenen Formen und Gröfsen. Schliefslich verfügen sie noch über eine Art Zange: ein dünnes Eisenband ist U förmig zusammen gebogen und wird ähnlich einer Pincette gehandhabt.

Schmiedearbeiten.

Mit diesen wenigen, mehr als einfachen Gerätschaften werden die verschiedengestaltigsten Gegenstände gefertigt; Geduld und Fleifs mufs die Stelle vervollkommneterer Werkzeuge vertreten. Und nicht nur dafs der betreffende Gegenstand als solcher unter den geschickten Händen hervorgeht: man betrachte die folgenden, sowie die an anderen Stellen eingefügten einschlägigen Abbildungen genau, und man erkennt deutlich das mehr oder minder gelungene Bestreben, geschmackvolle Verzierungen

Abb. 71.



anzubringen. Ich mache besonders auf die Rippen an allen Klingen und Speerspitzen (beide fast ausnahmslos zweischneidig), auf die Blutrinnen in dem breiten Schlachtmesser der Bali (Abb. 72), auf die Griffverzierungen und -schnörkel an dem einschneidigen Messer (Abb. 73) aufmerksam.

Abb. 72. Abb. 73. Abb. 74.

Abb. 71 bis 74. Klingen und Griffformen der Graslandstämme. (Abb. 71 u. 72 Schlachtmesser.) Abb. 71, 73, 74 $^1/_3$ nat. Gröfse, Abb. 72 $^1/_6$ nat. Gröfse.

Aexte, Messer grofs und klein, Speerblätter und -spitzen der verschiedensten Formen mit den feinsten Widerhaken, Erdhacken, insbesondere mit Blatt und Oese, Lärminstrumente aller Art, Ringe, Haarpfeile, Rasiermesser: all das geht aus den geschickten Händen der schwarzen Welande der Grasgebiete hervor. Sogar Nähnadeln fertigen sie. Das Oehr wird in der Weise hergestellt, dafs die eine der ganz fein ausgearbeiteten Spitzen

im Feuer umgebogen und an den Nadelschaft angeschweifst wird. Fonte, der Schmied in Bali, ein wahrer Meister vom Ambofs, fertigte mir eine ganz reizende (allerdings unpraktische) Palmöllampe (Abb. 75), und wagte sich sogar an Herstellung von Schlagbolzen für unsere Mauserbüchsen. Form und Gröfse und auch das Schraubengewinde gelang ihm vollständig; eine Verwendung scheiterte natürlich an der Unmöglichkeit, die minutiösen Ausmafsgleichheiten herzustellen und an der schlechten Beschaffenheit des Eisens als solchem.

Messing.

Aufser dem einheimischen Eisen findet das vom Kalabar und wohl auch vom Benuë her in den Handel kommende Messing (s. S. 361) häufig Verarbeitung, namentlich zu kleineren Schmuck- und Putzgegenständen. Die zierlichste Verwendungsweise sind wohl die Gespinnste um die Elfenbeinringe, wie sie die Abb. 83 auf S. 411 zeigt.

Volkliches Unterscheidungsmerkmal?

Bei den Schmiedearbeiten mufs ich auf einen höheren Gesichtspunkt die Aufmerksamkeit lenken, freilich ohne bestimmte Klärung über die dadurch angeregte Frage geben zu können. Grundverschieden ist die Form der zwei in Abb. 71 und 72 dargestellten Schlachtmesser. Die letztere Form (Abb. 72) ist die ausnahmslos bei den Bali und Bafut übliche und gefertigte; wohl findet man bei diesen Stämmen auch Schwerter von der anderen Form (Abb. 71), die ganz und gar dem altrömischen „gladius“ gleicht, sie stammen aber ausnahmslos aus Bamungu, Bafuen oder Bamunda, bei welchen Stämmen nur diese Art hergestellt (und geführt?) wird. Die Bali und Bafut sind Eingewanderte, die Bafuen und Bamunda Ureinwohner; von den Bamungu weifs ich über ihren Ursprung nichts. Dürfen nun diese Schwertformen als ethnographische Stammesverschiedenheiten aufgenommen, und darf dann Bamungu als Autochthonenvolk bezeichnet werden?

Abb. 75.



Palmöllampe (mit Blatt und Haken), von einem Balischmied gearbeitet. Etwa $^1/_3$ n. Gr.

Messer- u. s. w. -Griffe.

Diese ethnographische Verschiedenheit erstreckt sich bei den beregten Schlachtmessern, wie aus den Abbildungen ersichtlich, auch auf den Griff.

Die Griffformen der kleineren Messer jedoch sind bei ein- und demselben Stamme verschieden (Abb. 76; 73, 74, S. 402); vergl. auch Abb. 86, S. 415; wieder anders ist der geschmiedete Bügelgriff des „nnama“ (Abb. 59, S. 384). Nicht selten wird der eigentliche Griff, die Stelle, wo die Hand das Messer fafst, mit Schlangenhaut überzogen, und werden als Verzierung am Kopf des Griffes Eisen- oder Messingspiralen in das Holzheft eingesetzt (Abb. 74). Das Material dieser Griffe ist meistenteils Holz, bei den Schlachtmessern ausnahmslos.

Abb. 76.



Eine weitere Messergriffform der Graslandstämme. 1/3 nat. Gröfse.

Damit komme ich zu einem weiteren Zweig der Gewerbethätigkeit als solchem (ohne völkerscheidende Hintergedanken): zur

2. Holzschnitzkunst. Die eben besprochenen mannigfaltigen Griffformen, die früher beschriebenen Schemel, Holzlöffel, Kalebassen, Musikinstrumente, die in der Folge noch zu schildernden Gesichtsmasken, treffliche Nachahmungen von vollständigen Tierköpfen u. a. m., sowie die oft kunstvoll hergestellten Pfeifenrohre geben Zeugnis von der Geschicklichkeit der Grasländer in diesem Zweige ihrer Hausindustrie.

Pfeifen-industrie.

Die Pfeifenrohre werden durch Bohren und Stofsen mit glühendem Eisenstabe gehöhlt und in den verschiedensten Gröfsen verfertigt: von 30 cm bis zu $1^1/_2$ m Länge und entsprechender Dicke. Die ganz grofsen erhalten behufs leichterer Handhabung in der Mitte eine Zwinge mit daran geschmiedetem, richtigem Griff, gleich dem Bügel des Dolchmessers in Abb. 59, S. 384. Einzelne Formen der äufseren Verzierung zeigen die Abb. 77 bis 79 auf den nächsten Seiten.

Zu einem Pfeifenrohr gehört ein Pfeifenkopf; und die Verfertigung solcher ist Hauptaufgabe der

3. Thonbearbeitung, wenigstens bei den Bali-N'Yong, die auf diesem Gebiete „tonangebend“ sind. Begehrt sind ihre Erzeugnisse allenthalben; bis weit ins Waldland gehen sie hinunter. Die solchergestalt örtlich beschränkte Kunstfertigkeit hängt höchstwahrscheinlich mit der örtlichen Beschränktheit im Vorkommen des hierzu am besten geeigneten Materials zusammen, obwohl ich andererseits nicht mit Bestimmtheit dem etwaigen Einwurf entgegen treten kann, dafs die Bali vielleicht bereits in ihren ursprünglichen Sitzen in Adamaua dieser Beschäftigung mit Vorliebe sich gewidmet haben. Ein Umstand spräche sogar für letztere Annahme: ich habe auch bei einem anderen Teil

des Balistammes, bei den Bali-Bagam diese Kunst — nur mit anderem Material — hoch entwickelt gefunden. Aber sei dem, wie ihm

Abb. 77.



Pfeifen (Kopf aus Thon, Rohr aus Holz) der Bali-N'Yong. ⅕ nat. Gr.

wolle; Thatsache ist, dafs die Pfeifenindustrie bei den Bali in ganz besonderer Blüte steht.

Von den einfachsten Formen bis zu den kunstvollsten Gebilden, von den kleinsten zierlichsten Gröfsen bis zu wahren Ungetümen (Abb. 77b),

noch dazu „doppelläufig“ (Abb. 77a a. v. S.) werden diese Thonpfeifen gefertigt (siehe auch Abb. 61, S. 385). Was die Darstellungen selbst anlangt, so findet man reine Ornamentik (à la Grec) ebenso häufig, wie fratzenartig verzerrte menschliche Nachbildungen (oder Götzen?). Die Darstellung von Mann und Weib, durch meist aufser Verhältnis gebildete Geschlechtsteile kenntlich, ist ein nicht unbeliebter Vorwurf (siehe Abb. 61, S. 385); im Waldland haben wir sie an den Schemeln (siehe S. 281 und 295) gefunden.

Die Pfeifenköpfe werden mittels der Hand und verschiedener als Bossierhölzer dienender Bambusstäbchen aus sorgfältig durchgeknetetem Thon geformt und langsam gebrannt. Während des Brennens werden die Verzierungen noch vollends ausgearbeitet und in die Vertiefungen Rotholz eingeschmiert, so dafs die Farbe förmlich sich in den Thon hinein brennt.

Den bei unseren Pfeifen üblichen Wassersack zur Aufnahme des Tabaksaftes kennen die Bali nicht; an dessen Stelle befindet sich an der tiefsten Stelle des Pfeifenbodens ein kleines mit einem Blatt- oder Zeugfetzchen verstopftes Loch, durch das man nach Bedarf den Saft abträufeln läfst. Die Doppelpfeifen werden in der Weise benutzt, dafs die beiden Köpfe abwechslungsweise geraucht und gleich wieder gestopft werden.

Die weiteren Erzeugnisse des Töpfergewerbes — deren Fertigung ist allen Stämmen gemeinsam — sind bereits genannt und abgebildet: S. 280, Abb. 25, sowie S. 345, Abb. 43 und S. 369, Abb. 52. Die Grasländer arbeiten ohne Töpferscheibe; trotzdem sind die Formen tadellos. Die grofsen Lehmtöpfe werden je halb mit der Hand heraus gearbeitet, an der Luft etwas angetrocknet, dann zusammen geklebt und endlich gebrannt. Wie bei den Pfeifen, wird in den noch weichen Thon die Ornamentik mittels Stäbchen eingeritzt; während des Brennens mit Rotholz oder weifsem Thon da und dort leicht bestrichen. Behufs Schwarzfärbung werden die Töpfe in halb gebranntem Zustand mit Rufs und Palmöl eingerieben.

Keine Töpferscheibe.

Die rauchlustigen Bali beschränken sich nicht blofs auf Verwendung des Thones für ihre unzertrennlichen Begleiter, die Pfeifen; auch aus Metall werden sie geformt. Darin sind die **Bali-Bagam** Meister, und wahre Kunstwerke afrikanischer Plastik wissen sie zu bilden. Leider vermag ich nicht viel mehr als Abbildungen derselben zu bringen; über Herstellungsweise: ob durch Hämmern oder Gufs, weifs ich gar nichts; betreffs des Materials kann ich nur mutmafsen, dafs es Kupfer ist. Oder sollte den hellen Graslandsköpfen sogar die Bronzelegierung bekannt sein?

Metallpfeifen.

Die einfachere (Abb. 78) ist, abgesehen von dem Metall, bemerkenswert durch die in der Vorderansicht zum Ausdruck kommenden lappenartigen Ansätze, vermittels deren die Pfeife gestellt werden kann. Die tief eingegrabenen Verzierungen waren mit Rotholz ausgefüllt. Die andere (Abb. 79) bedarf nur weniger erläuternder Worte: ein plastisch bis in die einzelnen Linien ausgearbeiteter Elefantenkopf mit phantastisch gebogenen Zähnen, je zwei oben und unten. Die Ohrränder sind oben, wo sie frei herausragen, fein gezahnt. Das Metall beider Köpfe zeigt rötlichgelbe Farbe.

Abb. 78.

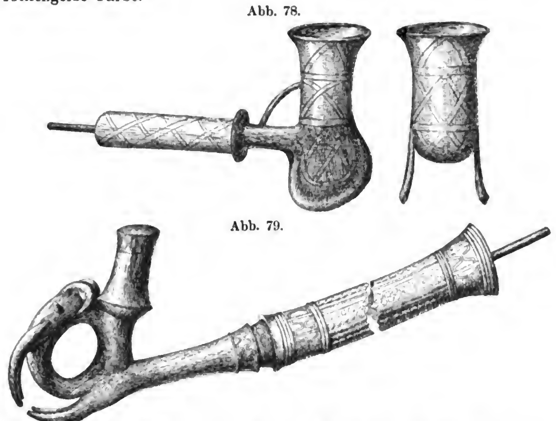


Abb. 79.

Pfeifen (Kopf aus Metall, Rohr aus Holz) der Bali-Bagam. Etwa 1/4 nat. Gr.

Metallischer Ueberzug.

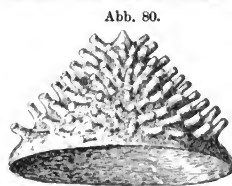
Die Pfeifenrohre an diesen prächtigen Stücken, an sich schon reine Filigranholzschnitzerei — so zart und genau waren die Arabesken und Linien ausgearbeitet — rollen die zweite, gleichfalls schon angedeutete (S. 311) Metallfrage aufs neue auf (vergl. auch Abb. 64, S. 393). Sie waren mit dem dort geschilderten, papierblattdünnen, stanniolartigen Ueberzug bekleidet, der die feinsten Umrisse der Ornamentik sich noch abheben liess. Die Länge des Rohres in Abb. 79 betrug etwa 40 cm. Derartig überzogene Pfeifenrohre traf ich übrigens auch bei anderen Graslandstämmen.

Nun zu einem weiteren Industriezweig: der Verarbeitung von Pflanzenfasern bei den Gewerben der

Verarbeitung der Baumwolle.

4. Weberei, 5. Strickerei und 6. Flechterei. Die Gewinnung von Fäden aus der Baumwolle habe ich S. 382 u. f. geschildert. Der Grasländer hat auch bereits den weiteren Schritt gethan: er spannt diese Fäden auf den Webstuhl auf und fertigt sich Stoffe. Rauh und ziemlich grobmaschig sind die hergestellten Stücke, und langwierig die Arbeit; aber das Gewebe ist dauerhaft und entbehrt sogar nicht gefälliger Muster in blauer Farbe. Als Färbemittel wird Indigo verwendet. Die Muster selbst sind Dreiecke, Zickzacke, auch vereinzelt auf den weifslich-grauen Grundstoff eingezeichnete Andreaskreuze mit kurzen, dicken Balken (siehe Abb. 89, S. 419 und 103, S. 434). Der Webstuhl ist nach dem gleichen Grundgedanken wie bei uns aus Hölzern und Bambus höchst einfach gezimmert.

Abb. 80.



Eigenartig gestrickte Mütze der Graslandstämme. Etwa $^1/_3$ n. Gr.

Aufser zum Herstellen von Stoffen werden die Baumwollfäden auch zum Stricken von verschiedenartig geformten Kopfbedeckungen verwendet. Eine derselben gleicht ganz und gar den sogenannten „Zipfelkappen" unserer bayerisch-schwäbischen Bauern und wird meist rot gefärbt (siehe Abb. 40, S. 328). Eine weitere Form ist ähnlich der der Czapka der Ulanen. Ein ganz tolles Aussehen bot eine dritte (Abb. 80): kegelförmig und mit einer Menge nicht ganz 3 cm langer Hörnchen bestrickt; um diese steif wegstehend zu erhalten, waren Bambuspflöckchen hineingesteckt. Die beiden letztgenannten Arten sind weifs mit blauen Kreisen, Strichen und Quadraten gemustert.

Verarbeitung weiterer Pflanzenfasern.

Doch sah ich derartige Mützen aus Baumwollfäden nicht eben häufig; das weitaus gebräuchlichste Material sind andere Pflanzenfasern: von der Banane, der Weinpalme und, wie ich glaube, noch einer oder auch mehrerer Pflanzen, worüber mir jedoch nähere Kenntnis mangelt. Bei dem Kapitel über Bekleidung der Männer (S. 418 u. f.), deren fast unvermeidlichen Bestandteil solche Mützen bilden, werde ich näher darauf zu sprechen kommen. Ebendort findet auch die Toilette der Damen, die gleichfalls aus diesen Materialien hergestellt wird, ihre nähere Beschreibung.

Die Flechterei verwendet zu ihren feineren Erzeugnissen ebenfalls derartige Pflanzenfasern. Hauptsächlich sind es Taschen (Abb. 81, 82; ferner Abb. 95, S. 423); von den zierlichsten ganz kleinen Anhängetäschchen bis zu mächtigen Säcken, die fünf und sechs grofse

Abb. 81.



Abb. 82.



Abb. 81 und 82. Taschen (aus Pflanzenfasern), von Männern und Weibern in den Baliländern geführt. Etwa $^1/_7$ bis $^1/_8$ nat. Gr.

gefüllte Kalebassen aufzunehmen vermögen. Fast jedes Stück — und fast jeder und jede der Graslandbewohner besitzt deren mehrere — zeigt ein anderes Muster, und alle sind geschmackvoll in gedämpften, harmonisch zu einander passenden Farben gehalten.

Zu den Flechtarbeiten aus stärkerem Material sind zu zählen die Schlafmatten von verschiedenen Ausmafsen (bis zu 2 m lang und 1 m breit), die zur Umzäunung der Gehöfte

dienenden starken Geflechte (auf Bild 46, S. 348 ersichtlich), etwa 2 m hoch und oft 6, 8 und 10 m lang, ferner die Körbe, von denen da und dort bereits Abbildungen eingefügt sind; und wenn man will, die gleichfalls schon geschilderten Regenschirme. Das hierzu verwendete Material ist ausnahmslos junger Bambus, ganz oder geteilt; nur die Körbe werden bisweilen auch aus rutenartigen Laubzweigen geflochten.

Die gewerbliche Bearbeitung dreier Rohstoffe haben wir bis jetzt kennen gelernt: des Eisens, des Holzes und verschiedener Pflanzenfasern. Zwei weitere treten noch hinzu:

7. Bein- und 8. Lederindustrie. Leider habe ich in den Betrieb der einschlägigen Gewerbe nur sehr flüchtige Einblicke gethan.

Die Beinindustrie beschäftigt sich mit Anfertigung oder vielmehr Zurichtung von Büffel- und Rindviehgehörn zu Trinkhörnern, besteht also in möglichster Aushöhlung derselben und namentlich in Schmückung der Aufsenseite. Die Trinkhörner der Vornehmen sind häufig von oben bis unten mit eingegrabenen Verzierungen, aber nur ornamentaler Art (meist geradlinige Figuren) bedeckt. Ich erinnere mich nur einmal, beim Häuptling von Bamignie ein solches gesehen zu haben, das auch kreis- und nabelförmige Zeichnungen aufwies.

Gleich den Pfeifenrohren sind diese Hörner nicht selten mit dem mehrerwähnten metallischen Ueberzug bekleidet, der auch die feinsten Striche der Ornamentik noch hervortreten läfst.

Heerhörner; Volksruf.

Ein weiteres Feld der Beinbearbeitung ist die Zurichtung grofser gekrümmter Elefantenzähne zu den Heerhörnern, die das Volk zur Versammlung, zum Tanz, zu Ernst und Spiel rufen. Auch sie sind bisweilen mit gleichen Ornamenten wie die Trinkhörner bedeckt, aber häufiger nur glatt, glänzend weifs geschabt und niemals mit dem weifsen Metall überzogen. Die Hauptschwierigkeit bei der Bearbeitung bildet aber hier die Aushöhlung. Ich finde darüber leider nichts in meinen Aufzeichnungen; doch kann ich mir die Herstellung der Höhlung nicht anders denken als mittelst Schaben und Bohren mit Messern, mittelst Durchstossen glühender Eisenstäbe (wie bei Anfertigung der Pfeifenrohre) und dergl. Die aufzuwendende Geduld darf man wahrlich bewundern. Die Aushöhlung mufs bis zur Spitze des Zahnes statthaben. Etwa eine Handbreite davon entfernt, auf der Innenseite der Krümmung, befindet sich nämlich das Blaseloch wie bei einer Flöte, und wie eine solche wird das Horn auch bei Benutzung vom Bläser gehalten. Jeder der mir bekannten Stämme besitzt nicht mehr als zwei dieser für ihn kostbaren Instrumente; die beiden sind stets verschieden ge-

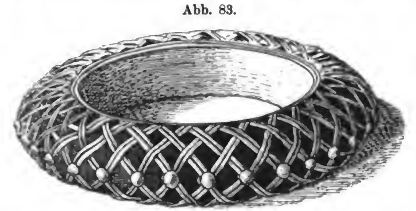
stimmt, die hervorgebrachten Töne, weithin hallend und gellend, sind in den verschiedenen Lagen die gleichen und werden in Pausen wiederholt. In Noten gesetzt, lautet dieser Volks- und Heerruf folgendermaſsen:



Schlieſslich ist noch die Anfertigung von Schmuckgegenständen, gleichfalls aus Elfenbein, in Gestalt von Armringen zu nennen. Die tadellose Ausführung dieser Gegenstände, angesichts der mehr als einfachen Werkzeuge doppelt bewundernswert, geht am besten aus der Abbildung hervor (siehe auch Abb. 38, S. 326 und 40, S. 328). Mit dem Ring als solchem nicht zufrieden, läſst man diesen nicht selten in die Schmiedewerkstatt wandern, wo er in geschmackvollster Weise mit einem zierlich gearbeiteten Gespinnst aus Messing überzogen wird (Abb. 83).

Beinschmuck.

Abb. 83.



Elfenbeinring (mit Messing übersponnen) der Graslandstämme. ²/₃ n. Gr.

Die Lederindustrie endlich begreift gleichfalls wie alle voraufgeführten Gewerbe die Zubereitung des Rohstoffes in sich. Verwendung finden so ziemlich die Häute aller Haus- und jagdbaren Tiere. Wenn ich recht berichtet bin, verwenden die Graslandneger als Gerbmittel Asche. Messerscheiden, Wehrgehänge (siehe Abb. 86, S. 415), Sandalen und namentlich Peitschen (siehe Abb. 60, S. 384) sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse. Letztgenanntem Gegenstande kann geschmackvolle Bearbeitung nicht abgesprochen werden; die einzelnen schmalen Streifen sind in schwarz und gelb (Naturfarbe) geflochten. Die Peitschenstränge selbst sind aus Fluſspferdhaut geschnitten, wovon Stücke „von Osten her, vom Bamum“ (Mbam?) durch den Handel in diese Gebiete des Graslandes gelangen.

Diese Fluſspferdhaut und das Messing sind die einzigen Rohprodukte, die nicht aus dem Lande (im engsten Sinne des Wortes) stammen. —

Auswärtige Rohprodukte.

Manch weitere Kunstfertigkeiten sind bei den Graslandstämmen noch zu finden, wir haben sie da und dort bereits verstreut kennen gelernt, werden ihnen im weiteren Verlauf dieses Abschnittes noch ab und zu begegnen; ich wollte unter der Aufschrift „Gewerbe“ lediglich jene Thätigkeiten und Erzeugnisse nennen, die auch nach unseren Begriffen mit dieser Bezeichnung belegt zu werden Anspruch haben. Dabei möge man nicht vergessen — ich habe das mehrmals bereits betont —, dafs weder von einer strengen Trennung zwischen Gewerbetreibenden und Nichtgewerbetreibenden überhaupt noch von einer solchen zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst gesprochen werden kann, mit der einzigen Ausnahme der Eisenbearbeitung. Aber auch da nur insoweit, als der Schmiedekundige dieses sein Handwerk als seinen Hauptberuf betrachtet.

q) Sitten und Gebräuche.

Die Anwendung der geschilderten verschiedenen gewerblichen Thätigkeiten auf Gepflogenheiten der Graslandbewohner in Tracht und Waffen u. a. m. führt zu diesem Kapitel. Dabei werden wir nun bald, namentlich bei Betrachtung ihrer privaten und öffentlichen Feierlichkeiten, auf religiöse und abergläubische Momente stofsen; den Beteiligten, d. i. in diesem Fall der Bevölkerung selbst, zum Teil oft weit weniger bewufst als dem unbeteiligten Betrachter, d. i. dem Forscher. Ich habe dieses Gebiet, das sich, wie die Verhältnisse da draufsen liegen, schwer trennen und für sich behandeln läfst, auch schon früher da und dort streifen müssen; erinnere nur an den gelegentlich der Beschreibung unseres Vertrages mit Garega (S. 349 u. f.) zum Ausdruck kommenden Hühnerkult.

1. Bewaffnung und Ausrüstung. Wie der Waldlandneger, kennt auch der Bewohner der Baliländer keine Schutz-, nur Trutzwaffen; und zwar für den Fernkampf: den Speer, Pfeil und Bogen und das Feuersteingewehr; für den Nahkampf: das Messer.

Volkliches Unterscheidungsmerkmal?

In der Verschiedenheit der einheimischen Fernwaffen glaube ich endlich einmal wieder ein völkerscheidendes Merkmal gefunden zu haben. Die Bali und Bafut (Eingewanderte) führen nur den Speer; bei den Batankoan, sowie in Bamunda und Bafuen und bei den Bapigni (sämtlich Ureinwohner) ist allerdings diese Waffe gleichfalls überwiegend, viele aber bringen nur Pfeil und Bogen ins Gefecht. Insbesondere bei den Babossa (zum Batankoanstamm gehörend) ist das Verhältnis der beiden Waffen entschieden zu Gunsten des Bogens. Eigentlich erwartete man eher umgekehrte Verhältnisse: sollen ja

doch die Haussa-Fulla aufser der Lanze fast ausnahmlos auch Bogen und Pfeile führen. Das mehr oder weniger zahlreiche Vorkommen der Gewehre hängt hauptsächlich mit dem jeweiligen Handelsverkehr zusammen; die Bamesson verfügen über fast gar keine, die Bali über eine stattliche Zahl u. s. w.; dann aber spielt auch der konservative Sinn, das Beharren an der Vätersitte mit herein: die älteren Männer sind der Neuerung abgeneigt und halten fest an der Waffe der Altvordern, die jüngere Generation geht mit der Zeit.

Einheimische Fernwaffen.

Die Bogen sind etwa drei Fufs lang, einfach gekrümmt aus hartem Holz mit starker Bast- oder Tiersehne; der Köcher ist ein fellüberzogenes, cylindrisches Holzgefäfs und fafst 20 bis 25 Bambuspfeile mit eiserner Doppelspitze und Widerhaken, teils mit, teils ohne Schwinge. Auf 20 bis 30 m ist er eine nicht zu unterschätzende Waffe. Bei den bogenführenden Stämmen — und nur bei diesen — sah ich ferner nicht selten, dafs die Krieger um's rechte Handgelenk geschlungen Wurfschlingen, in dünnen Seilen bestehend, trugen. Die Wurfweite ist sehr gering, höchstens 1 bis 2 m. Die Pfeile, sowie auch die Speere sind nie vergiftet.

Keine vergifteten Waffen.

Die Speere sind mir, namentlich in der Hand des geübten Hochländers, stets eine unbehaglichere Waffe gewesen, als das Gewehr, und hat man sich stets recht artig verbeugt, wenn sie mit ihrem eigentümlich rauschenden Sausen zischend angeflogen kamen. Sie werden meist im Sprung geschleudert, auf 30, ja 40 m noch mit grofser Sicherheit und Durchschlagskraft. Der Schaft ist aus Bambus oder einem sonstigen leichten Holz, etwa 2 m lang, die Formen der Spitzen (mittelst einer Oese und Eisennägeln fest mit dem Schaft verbunden) und der Widerhaken sind verschieden; siehe Abb. 84a bis g (a. f. S.). Der Speer mit dem breiten, lanzettartigen Blatt ohne Widerhaken (Abb. 84h) ist kein Kriegsspeer, sondern ein sogenannter „Weiberspeer“. Er wird von vornehmen Frauen geführt, wenn sie in die Farmen sich begeben: als Zeichen ihrer adeligen Stellung, und daneben allerdings auch als Waffe.

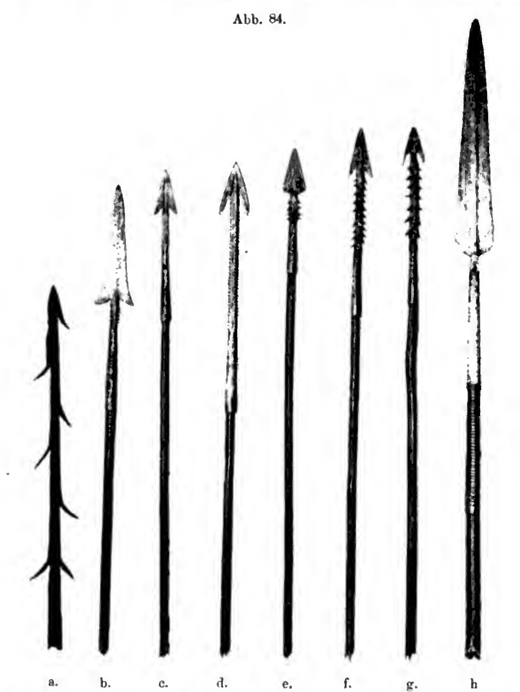
Ins Gefecht rückt kein speerbewaffneter Grasländer ohne ein Bündel von acht bis zehn Speeren.

Feuerwaffen usw.

Bezüglich der Gewehre, der Munitionsausrüstung hierfür, der mehr als zweifelhaften Schiefsfertigkeit u. s. w. kann ich auf das diesbezügliche Kapitel im vorigen Abschnitt (S. 292 u. f.) verweisen. Diese Verhältnisse sind hier wie dort die gleichen. Es wäre nur noch etwa zu erwähnen, dafs die Schutzkappen für das Schlofs von den Grasländern nicht selten zu allem Überflufs noch mit der wallenden Mähne

der männlichen Schafe verziert werden, und die Umhüllung des Pulverhorns bei den Vornehmen häufig aus perlengeschmücktem Stoff besteht. Auch werden die Gewehrschäfte oft mit Rotholz eingerieben und in die Kolben eine Unzahl von gelben und weifsen Nägeln eingeschlagen.

Abb. 84.



a bis g Kriegsspeere, h sog. „Weiberspeer" der Graslandstämme. $^1/_5$ bis $^1/_{10}$ n. Gr.

Nahwaffen.

Als Nahwaffe dienen die Messer. Die eigentlichen grofsen Schlachtmesser (Abb. 71, 72, S. 402) werden wie im Waldland getragen (Abschnitt V, S. 293). Die Scheiden sind entweder aus Häuten (Haare nach aufsen),

also wie im Waldland, oder noch häufiger aus Bambus (Abb. 85). Aufserdem führt jeder Graslandneger noch ein paar kleinere Messer (diese in Lederscheiden) am Wehrgehäng (Abb. 86) um den Leib. Das „nnama“ genannte eigenartige Dolchmesser (Abb. 59, S. 384) habe ich bereits mehrmals erwähnt. Ich sah es nur bei den Bali, und auch da selten. Als altertümliche (?) Waffe trugen es bisweilen alte Männer; und zwar im Frieden meist an einer Schnur um den Hals im Nacken (vergl.

Abb. 86.

Abb. 85.



Scheide aus Bambus für Schlachtmesser im Grasland. Etwa 1/10 bis 1/12 n. Gr.

Wehrgehäng mit Messern der Graslandstämme. 1/4 n. Gr.

Abb. 103, S. 434); im Gefecht: die Speerhand durch den Bügel gesteckt, so den Speerwurf nicht hindernd und doch jeder Zeit gebrauchsgerecht — da wie dort blank, ohne Scheide.

In der Waffenanfertigung sind Stammesliebhabereien unverkennbar; die Bali verlegen sich hauptsächlich auf das Schmieden der Speerspitzen, die Bamungu, Bafuen, Bamunda fertigen überwiegend Messer.

Als kriegerische Ausrüstung im weiteren Sinne sind noch zu nennen: die grofse, weifse Stammesfahne an langem Speerschaft, die aber nur Fahne.

bei grofsen Aktionen mitgeführt und entfaltet wird; die „Regimentsmusik", bestehend aus den beiden grofsen Heerhörnern (S. 410); dazu treten noch ähnlich geformte und gehandhabte Holzhörner, sowie verschiedenartige Instrumente, die wir weiter unten bei den friedlichen Festen kennen lernen werden: es wird also ein ähnlicher Apparat in Bewegung gesetzt wie bei uns auch. Ich führe diesen Vergleich fort, indem ich den Kriegsruf der Graslandstämme unserem „Hurrah" beim Sturm entgegenstelle. Mit musikalischer Unterstützung habe ich diesen bei allen Stämmen hier oben gleichbefundenen Kriegsruf in Noten zu geben versucht:

Kriegshörner; Kriegsruf.



Kriegstracht.

Bei einigen Stämmen, insbesondere den Bali, kann ferner sehr wohl von einer gewissen Gefechtstracht gesprochen werden, in

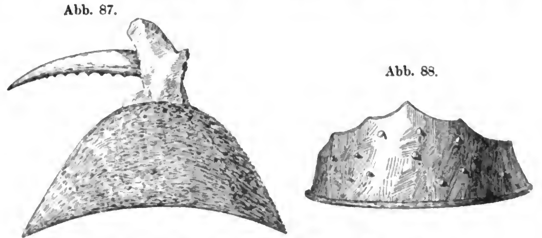


Abb. 87 und 88. Helme im Grasland. Etwa ⅕ n. Gr.
(Abb. 87: aus Ziegenfell, Haare nach aufsen; oben darauf angebracht die obere Hälfte des Kopfes eines Nashornvogels. Abb. 88: aus Affenfell, Haare nach innen; auf Bambus gesteift, aufsen mit Palmöl glänzend braun eingerieben und mit einer Menge kleiner Höckerchen versehen.)

Kopfbedeckung und Bekleidung. Natürlich darf eine solche nicht als streng durchgeführt gedacht werden; neben den hiermit Angethanen, hauptsächlich Vornehmen, laufen Hunderte ins Gefecht in fast adamitischer Nacktheit. Die malerischste Art der Kopfbedeckung findet sich auf S. 356 (Abb. 47) dargestellt. Zwei weitere Formen, bei den Batankoan namentlich beobachtet, sind in Abb. 87 u. 88 wiedergegeben. Alle aber, d. h. wieder hauptsächlich die Bali u. s. w. (also eingewanderte Stämme) tragen den langen Haarschopf, die „Skalplocke". Die Bekleidung besteht entweder im Kriegshemd oder (und) Kriegsschurz. Ersteres ist eine Tobe (Abb. 89, S. 419) ohne Aermel: siehe Abb. 38, S. 326 (Mittelfigur) und Abb. 39, S. 327. Erstere Abbildung veranschau-

licht auch zugleich die weitere Kriegsgepflogenheit, alles, was ein Mann an Schmuck besitzt, für's Gefecht, das ernste Waffenspiel, anzulegen. Dazu tritt die Mitnahme von Amuletten und Täschchen, letztere namentlich am Oberarm, erstere in den Schopf eingeflochten oder um den Hals. (Das europäische Gegenstück sind die von glaubensfesten Soldaten häufig auf der Brust getragenen geweihten Medaillen.) Der Kriegsschurz, allein oder unter dem Kriegshemd getragen, ist eine 3 und 4 m lange, am Boden nachschleifende Schleppe aus Zeug, um die Hüften festgebunden.

Die Graslandstämme sind ein kampffreudiges Volk; geschmückt wie zu einem Feste geht es in's Gefecht. Ganz besonders gilt das vom Bali; höchst selten sieht man ihn, auch im Frieden, ohne Waffe; zum mindesten trägt er das Wehrgehäng mit den kleinen Messern, die ihm zugleich auch die Stelle unserer Taschenmesser vertreten. Nicht zum letzten gelangt diese Lust an der Wehr in dem Waffengrufs zum Ausdruck: Entgegenschütteln der Waffe mit ausgestrecktem Arm. Allmählich ist diese Grufsform auch beibehalten worden, wenn die Waffe fehlte, und besteht dann im Entgegenschütteln der geballten Faust. Gleichen Grufs boten mir die begegnenden Haussa.

Waffengrufs.

2. Grufsformen. Bei dieser Gelegenheit seien die üblichen Begrüfsungsarten überhaupt genannt. Den Wortgrufs habe ich bereits berichtet (S. 385 u. f.), desgleichen die ehrerbietigste Grufsform durch Niederkauern und dreimaliges in die Hände Klatschen (S. 344). Der Grufs durch Handschlag ist selten; im Grasland sah ich ihn nur von den Häuptlingen bethätigt. Eine vertraulichere Art, zugleich eine äufsere Freundschaftsbezeugung — im Wald- und Grasland — ist das Ineinanderhaken der Zeige- oder Mittelfinger der rechten Hände. Nicht selten hakt auch jeder für sich diese Finger seiner eigenen beiden Hände ineinander und die Betreffenden grüfsen sich so im Vorbeigehen, ohne sich zu berühren. (Bisweilen wird bei diesen beiden letzteren Grufsformen auch das Wort „bang" ausgesprochen. Seine Bedeutung ist mir unbekannt. Siehe auch Abschnitt VIII, S. 486.)

Die tollste Form begegnete mir in Bamesson durch den Häuptling, wobei der Weifse, als Gast, der leidende Teil war. „Wir" (Zintgraff und ich) „safsen bereits ein paar Stunden in der uns eingeräumten Hütte beim Feuer behaglich rauchend, als der Häuptling mit zwei Vornehmen in festlichem Gewande eintrat. Die nun folgende Begrüfsungsprozedur bekam jeder von uns zu kosten. Der Häuptling streckte seine beiden Hände, Daumen nach aufwärts, gerade vor, nahm meine entgegengereichten zwischen diese und zog mich ganz an sich

heran, so dafs ich mich schon auf einen Kufs gefafst machte. Doch sollten sich nur unsere Bäuche berühren, wobei er den seinigen an mir rieb. Dann schob er mich wieder zurück; zog, was er konnte, zuerst am rechten, dann am linken Arm: eine Art Massage. Jetzt mufste ich mich setzen und der gleiche Vorgang wiederholte sich an meinen Beinen. Damit war diese eigenartige Begrüfsung zu Ende . . ." (Tagebuch.) Ob nicht der Handlung der (unbewufste) Grundgedanke unterlag, dem Gastfreund nach dem langen ermüdenden Tagesmarsch eine körperliche Erfrischung, eben das Kneten und Reiben der Glieder, zu bieten, wie im Altertum und Mittelalter vor allem dem Ankommenden ein Bad gerüstet wurde? — Hier erinnere ich auch an die weitergehende Form der Begrüfsung: die Gastfreundschaft bei befreundeten oder freundliche Aufnahme gewährenden Stämmen, wie ich sie in Abschnitt III, S. 135, beschrieben habe. Namentlich hier oben im Grasland ist die dort angedeutete Sitte allgemein üblich, dafs der Häuptling aus seinem Haushalt junge Weiber (die er als seine „Töchter" bezeichnet, was übrigens nicht immer wörtlich zu nehmen, auch nicht so gemeint ist) zur geschlechtlichen Benutzung schickt.

Anbietung von Weibern.

Bei Schilderung der Bewaffnung und Ausrüstung bin ich bereits etwas in das Gebiet der Bekleidung und auch der Haartracht hinübergestreift; so will ich über diese nunmehr mich verbreiten.

3. Bekleidung. In ihr glaube ich, wie in der Bewaffnung, Unterscheidungsmerkmale zwischen Ureinwohnern und Eingewanderten erkannt zu haben. In der Tracht der Männer wenigstens fast sicher, weniger in der der Weiber. Da spielt, wie bei unseren Damen zu Hause auch, der gleichmachende Modegeschmack eine nicht unwesentliche Rolle, und Schillers ungalantes Wort gilt auch hier: „Und die Arge liebt das Neue"; so unbewufst ethnographische Forschung schwer schädigend! Doch sind auch die schwarzen Herren der Schöpfung nicht frei von dieser Schwäche, und dieses Moment nebst dem auch hier zu Lande sehr zwingenden pekuniären reifsen bedenkliche Lücken in eine ethnographische Beobachtungsreihe. Eigentlich sind es nur die Vornehmen, Wohlhabenden, und unter diesen wieder die konservative, ältere Generation, die in ihren treu bewahrten Eigenarten stammscheidende Merkmale erkennen lassen; wie in der Bewaffnung, so in der Kleider- und Haartracht, im Schmuck u. s. w.

Volkliches Unterscheidungsmerkmal?

Strenggenommen kann überhaupt nur beim männlichen Geschlecht von einer Bekleidung gesprochen werden, die mehr als einfache der Weiber ist schon fast nur Schmuck zu nennen.

Kleidung der Männer.

Der echte Bali — als Typ der Adamauaeinwanderer — ist meist

mit einem bis zu den Knieen reichenden weiten Gewand (Abb. 89) mit weit herabfallenden Aermeln bekleidet; ganz ähnlich den Toben, wie sie Nachtigal in Bornu fand, nur länger. Ich wählte deshalb für dieses Kleidungsstück im Grasland diesen Namen. Auf dem Rücken ist gewöhnlich eine Stickerei in rot, und der Halssaum mit zierlichen Kreuzstichen in einer oder auch mehreren Reihen eingefafst. Am häufigsten sind sie von der (S. 408) geschilderten Farbe und Zeichnung; vereinzelt sah ich auch ganz rot gefärbte Toben, aber nur von Häuptlingen getragen. Das Bestreben auch der ärmeren Angehörigen

Abb. 89.



Tobe, Kleidung der Männer in den Baliländern (einheimisches Gewebe aus einheimischer Baumwolle; — Rückansicht). Etwa $^1/_{15}$ bis $^1/_{20}$ n. Gr.

der eingewanderten Stämme, eine solche Tobe zu besitzen, ist unverkennbar. Bei festlichen Gelegenheiten tritt hierzu noch die Schleppe, die ich oben als Kriegsschurz beschrieben habe.

Auch Sandalen als Fufsbekleidung sind nicht selten.

Bei den Urbewohnern: den Batankoan, Banzoa u. s. w. sah ich diese Tracht weit seltener; hier waren überwiegend breite, geraffte, weit zwischen den Beinen bis unter das Knie herabfallende Tücher (auf den ersten flüchtigen Blick an die Pluderhosen der Landsknechte erinnernd).

Der Bedürftige da und dort zieht wie im Waldland sein Fetzchen Zeug zwischen den Beinen durch.

Auch in der Kopfbedeckung kommt ein Unterschied zwischen den beiden Völkerkategorien zum Ausdruck. Die Balimänner tragen fast stets ein kleines aus Bast zierlich gestricktes Käppchen (Abb. 90) auf dem Wirbel bezw. am Schopf befestigt. (Eine derartige Mütze ist auch das „Hutgestell“ für den S. 356, Abb. 47 wiedergegebenen Federschmuck im Gefecht.) Die Befestigung geschieht mit eisernen oder messingenen Haarpfeilen (Abb. 91) von ganz gefälliger Form. Die Batankoan tragen gewöhnlich gar keine Kopfbedeckung, die Banzoa dagegen ganz eigenartige, aus Pflanzenfasern gestrickte oder auch lederne Mützen, wie Sturmhauben, mit langen Ohrenklappen und mit Bändern, die unter'm Kinn zuzubinden sind (Abb. 92). Auch in Bamesson sah ich manchmal solche Kopfbedeckung.

Abb. 90. Abb. 91. Abb. 92.

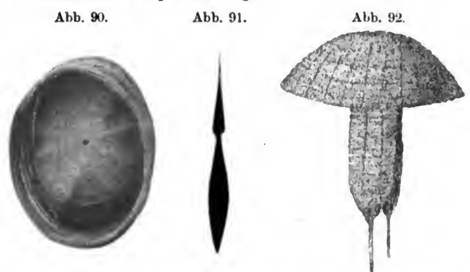


Abb. 90. Käppchen aus Bastfasern. Kopfbedeckung der Balimänner. — Abb. 91. Haarpfeil (aus Messing oder Eisen) der Männer (und Weiber) im Grasland. Abb. 92. Kopfbedeckung der Banzoamänner.
Abb. 90 und 92 etwa $^1/_3$ n. Gr., Abb. 91 etwa $^1/_4$ n. Gr.

Der Balihäuptling Garega trug einmal eine ganz eigen gearbeitete Haube: sie war aus gewebtem Stoff geschnitten, mit blauen Kreisen gemustert und hatte Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung eines katholischen Bischofs in seiner Amtstracht. Sie besafs gleichfalls Ohrenklappen, welche fast die ganze Gesichtsseite deckten. „Sein Vater habe sie aus Adamaua mitgebracht“, erzählte er mir. Auch fez- und tarbuschähnliche Kopfbedeckungen bekam ich vereinzelt zu Gesicht. Der Vollständigkeit dieses Kapitels halber sei an die S. 408 beschriebenen Mützen erinnert.

Tracht der Weiber.

Nun zur Toilette der Damen.

Oben angefangen: gehen die Weiber für gewöhnlich ohne irgend welche Kopfbedeckung; bisweilen ersetzt die Haartracht solche. Nur

bei den grofsen Tänzen tragen sie manchmal Stirnbinden oder auch den Kopf in ein in einen Zipfel im Nacken zusammengebundenes Stück Zeug eingewickelt (was dann genau so aussieht wie die Kopftücher, die unsere Bauerndirnen bei Feldarbeiten zum Schutz gegen die Sonne aufzunehmen pflegen). Die Reichen tragen bei diesen festlichen Gelegenheiten nicht selten ihren ganzen Besitz an Zeug auf dem Leibe. Bindenförmig, auch (medizinisch-technisch gesprochen) nach Art eines Kornährenverbandes, ist der ganze Oberkörper eingewickelt, und manche Schöne schwitzt unter der Last von einigen zwanzig und mehr Meter Stoff, und sieht aus wie eine unförmlich dicke, ägyptische Mumie.

Zum gewöhnlichen Haus-, Strafsen- und Gesellschaftsanzug gehört aber all das, wie gesagt, nicht. Dieser ist genau der gleiche wie ihn Frau Eva vor bezw. unmittelbar nach dem Sündenfall trug. Die jungen Mädchen und Frauen gehen bis nach der Geburt des ersten Kindes vollkommen nackt, höchstens dafs sie bisweilen eine dünne Schnur, bei den Reicheren Perlen daran aufgereiht, um die Hüften tragen.

Nacktgehen des weiblichen Geschlechtes.

Von genanntem Lebensabschnitt an pflegen die Weiber an dieser Schnur handbreite, kleine Schürzchen vorn (Abb. 93, a. f. S.) und rückwärts (Abb. 94a, b) zu tragen, die aus frischen, weifslichen Bananenfasern oder wohlriechenden Kräutern zierlich gefertigt werden. Das rückwärtige Schürzchen hat meist einen fächerartigen Aufsatz, der nicht selten bis zur halben Höhe des Rückens hinaufreicht: dünne Bambusstäbchen werden mit verschieden gefärbten Gräsern und Bast umwickelt, und mit dem eigentlichen „nguaschi“ (so heifst dieses einzige Bekleidungsstück der Weiber) kunstvoll verflochten. Das Ganze sieht dann beim Gehen aus wie ein Pfauenrad, und die Balischöne hält sich, kokett dahinschwänzelnd, sicher für unwiderstehlich. Leider hat die Empfänglichkeit für das Neue bereits zur Zeit meiner Anwesenheit mehr und mehr Zeugstücke an Stelle der „nguaschi“ treten lassen; auch abgeschossene Patronenhülsen klapperten an diesen diskreten Stellen statt der Grasbüschel, und eine emanzipierte schwarze Dame erbat sich von mir sogar eine geleerte Sardinendose, die sie dann stolz — den Deckel aufgeklappt — auf ihrer Rückseite zur Schau trug!

Bei feierlichen Gelegenheiten wird auch in dieser Beziehung ein übriges gethan. Einmal tragen dann junge Weiber, auch wenn sie noch nicht Mutter waren, vorbeschriebene „nguaschi“ in verschiedenen Formen, und aufserdem holen sich die Schönen aus dem „Familien-

schmuck“ gröfsere mit Kaurimuscheln, wohl auch Perlen, besetzte Schürzchen aus einheimischem Gewebe, sowie breite Gürtel von gleicher Beschaffenheit statt der dünnen Schnur.

Kleidung nur Schmuck.

Diese Kleidungsstücke der Männer und Weiber werden bei Arbeiten, bei grofser Wärme, zu Hause, kurz wo und wann sie eben lästig fallen oder es ihnen beliebt, abgelegt, und beide Geschlechter erscheinen dann

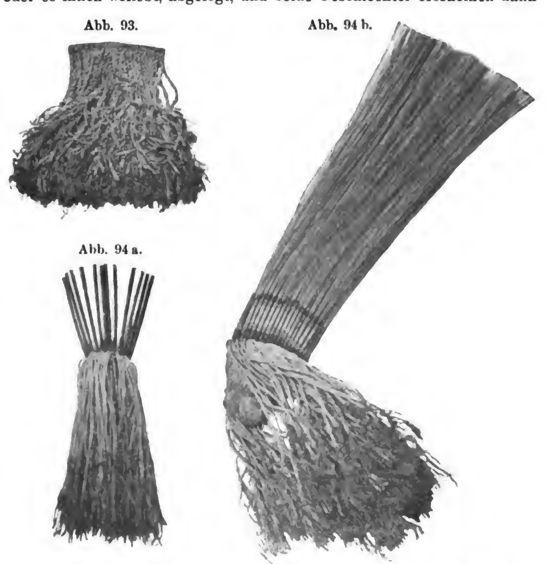


Abb. 93 und 94. Bekleidung der Weiber (aus Gräsern u. s. w. geflochtene Schürzchen) in den Baliländern. (Abb. 93: vor der Scham, Abb. 94 a, b: am Gesäfs getragen.) Etwa $^1/_3$ n. Gr.

vollkommen unbekleidet. Wie lange überhaupt das weibliche gänzlich nackt geht, habe ich soeben berichtet; die Knaben laufen gleichfalls, bis sie fast erwachsen sind, ohne jede Bekleidung herum. Ob das Anlegen einer solchen dann mit dem Zeitpunkt der allgemein üblichen Beschneidung zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen.

Nacktgehen des männlichen Geschlechtes.

Einreiben mit Rotholz.

Das hier oben in den Baliländern fast noch mehr wie im Waldland ausnahmslos geübte Einreiben des Körpers mit Rotholz möchte ich, wie dort, hier bei der Bekleidung erwähnen; beim weiblichen Geschlecht vertritt es geradezu diese. Ausdrücklich bemerke ich, dafs in Nord-Kamerun auf meiner Marschstrafse ein Färben der Zähne und Nägel mit Rotholz oder einem ähnlichen Färbemittel nicht statt hat.

Taschen und Beutel.

Halb Bekleidungs- und Gebrauchsstück, halb Schmuckgegenstand sind bei den Männern die bereits erwähnten Taschen aus Bast u. s. w. in kleineren Gröfsen (Abb. 95; siehe ferner Abb. 81, 82, S. 409). Sie dienen zur Aufbewahrung des unzertrennlichen Trinkgefäfses, von etwas Kolanufs, Pfeife und Tabak. Zum gleichen Zweck führen auch die Weiber solche, noch häufiger jedoch Beutel, die aus dem Fell der verschiedensten Tiere, wie Zibethkatzen, kleiner Leoparden u. s. w., gefertigt sind) also das Gegenstück zu unserem „ridicul"). Der ganze Balg ist samt den Füfsen abgezogen und bis auf eine kleine Oeffnung hinten wieder zugenäht; die Haare nach aufsen.

Abb. 95.



Täschchen (aus Bast u. s. w.) im Grasland. $^1/_3$ n. Gr.

4. Schmuck (im engeren Sinn). Das Bestreben, die Person, die Kleidung, die Gegenstände des Gebrauches u. s. w. zu schmücken, zieht sich wie ein roter Faden durch das Kultur- und Sittenleben eines jeden Volkes; über Schmuckgegenstände (im engeren Sinne), und Tragweise derselben in den Baliländern noch Folgendes:

Die Männer tragen in Ohr, Lippe und Nase, an Fingern und Zehen keinerlei Zierat; die Weiber dagegen Ohrringe und Ohrketten aus Messing- und Perlenringen; auch die Unterlippe ist bei ihnen häufig senkrecht durchbohrt, und es steckt oder hängt darin ein Nagel, ein Hölzchen, ein Ring. Eines der Weiber Garegas hatte auf der Station ein zerbrochenes Stück Thermometerröhre ergattert und trug es in gänzlicher Verkennung des Zweckes in der Unterlippe; zu allem Überflufs befand sich die Skala noch darin! Ringe an Fingern und Zehen sind gleichfalls sehr beliebt und werden dann meist am Daumen

oder der grofsen Zehe angesteckt. Die Form ist ein einfacher dünner Messing- oder Eisenreif, rund oder mit spiralförmig aufgebogenen Enden (Abb. 96). Einen weiteren Fufsschmuck der Weiber — zugleich musikalischen Zwecken dienend — werden wir bei den grofsen Tänzen kennen lernen. Ausschliefslich fraulicher Zierat ist endlich noch eine Art Kamm aus Bambusstäbchen (Abb. 97).

Von beiden Geschlechtern werden mit Vorliebe getragen Halsketten aus Perlen oder Eisen- oder Messingkugeln (siehe Abb. 38, S. 326, und 42, S. 330), und zwar mehrere zugleich mit verschiedenen Weiten; auch abgeschossene Patronenhülsen hierzu zu verwenden, wurde bald „modern“.

Nur männlicher Schmuck sind die S. 411 abgebildeten Armringe aus Elfenbein mit oder ohne Metallgespinnst (Abb. 83), oft auch mit



Abb. 96. Finger- und Zehenring der Weiber im Grasland. $^1/_2$ n. Gr. — Abb. 97. Haarkamm (aus Bambus) der Weiber im Grasland. $^1/_4$ n. Gr.

Rotholz eingerieben. Ferner flechten sich die Männer in den Schopf Kaurimuscheln und sonstige kleine Zieraten ein; doch tragen letztere bereits mehr das Gepräge von Amuletten.

Volkliches Unterscheidungsmerkmal?

5. Haartracht. Die geradezu nationale Haartracht der Bali u. s. w. ist bei den Männern der kahl rasierte Schädel mit einem am Wirbel stehen gelassenen Schopf, der geflochten und, wie eben geschildert, geschmückt, dem siegreichen Feinde in der Schlacht eine bequeme Handhabe bei dem allgemein üblichen Kopfabschneiden bieten soll. Die Weiber rasieren sich den Kopf meist ganz kahl, oder es bleibt in der Mitte ein von der Stirn nach rückwärts in den Nacken sich ziehender länglicher Haarwulst stehen. (Siehe die verschiedenen Typen in diesem Abschnitt.) Die Batankoan dagegen lassen sich, Männer und Weiber, häufig die Haare halblang wachsen und flechten sich wohl an 100, 200 Kaurimuscheln in die Wolle, so dafs solch ein Schädel aussieht wie ein — wenn der Vergleich gestattet ist — weifsbeschissenes Schwalbennest. Bei den Banzoa habe ich dieselbe Haartracht gefunden; allerdings hinwiederum auch — zum Teil — bei dem östlich sitzenden Zweigstamm der Bali, den Bali-Bagam. Hier hätte dann die Annahme einer vorgefundenen Haartracht stattgehabt? Bei den Bali sah ich daneben allerhand Abarten, namentlich bei den

Weibern. Doch reichen sie nicht annähernd an die Vielgestaltigkeit der Frisuren der Banyang hinan.

Auch an andern Körperstellen rasieren sich die Grasländer die Haare ab. Die Entfernung der Barthaare habe ich erwähnt S. 330, desgleichen die Sitte der Weiber, sich zu Zeiten, namentlich nach Geburten (auch nach der Regel), die Schamhaare abzurasieren. Auch die Augenbrauen, desgleichen die Haare in den Achselhöhlen werden bei beiden Geschlechtern bisweilen entfernt.

Abergläubische Scheu vor Haaren und Papier.

Aufgefallen ist mir, dafs die entfernten Haare nie achtlos weggeworfen, sondern stets sorgfältig gesammelt, in ein Blatt gewickelt und verbrannt werden: zweifelsohne ein abergläubischer Gebrauch (der übrigens auch bei uns, wenigstens in Oberbayern, noch ab und zu statt hat). Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch die abergläubische Scheu, die die Bali vor jedem — Papier hatten. Ich bemerke darüber einmal in meinem Tagebuch: „. . . . Im Hof und auf den Wegen lagen vom gestrigen Posttag her allenthalben Papierschnitzel. Beim Aufräumen durch die Weiber und einen Teil der Soldaten ward alles Uebrige, wie gewöhnlich, entfernt, diese Schnitzel liefsen sie peinlich sorgfältig genau auf ihrem Platz liegen; wurde doch eines verschoben, so ward es, nachdem der sonstige Unrat entfernt, sogleich wieder an seinen alten Platz gelegt.“

Abb. 98.



Rasiermesser (aus Eisen) der Grasländer. ¼ bis ⅓ n. Gr.

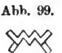
Rasieren der Haare.

Das Rasieren selbst — denn nur auf diese Weise geschieht die Entfernung der Haare an allen bezeichneten Körperstellen, — ist ein wenig angenehmer und wenig appetitlicher Vorgang. Meist sind es alte Frauen, die diese Kunst üben. Sie bedienen sich hierzu kleiner Messer von vorstehend abgebildeten Formen (Abb. 98), deren sie stets vier bis sechs in einem Täschchen mitbringen. Zuerst wird der Kopf oder die betreffende Körperstelle mit Rotholz eingerieben und mit Wasser befeuchtet. Unterdessen zieht die Alte die Messerchen ab, indem sie dieselben mit den Schnittflächen aneinander reibt und mit ihnen an den Daumenballen oder am Oberschenkel schnellend herunterfährt. Ist der Kopf die zu bearbeitende Körperstelle, so wird folgende Reihenfolge eingehalten: Vorderkopf, Schläfen, Hinterhaupt, Scheitelgegend. Schon hierbei verursacht es an den Schläfen ziemliches Unbehagen (ich weifs es aus eigener Erfahrung, denn auch ich habe mich dieser Tierquälerei allmonatlich unterworfen); schmerzlich geradezu mag es an den doch weit empfindlicheren anderen Körperstellen sein. Natürlich werden die Messer — das Eisen ist ja

weich — oft stumpf, dann wird gewechselt und aufs neue geschliffen und abgezogen, und das geschieht nun so: aus der Achselhöhle oder zwischen den Beinen wird das Schweifssekret mit dem Daumballen oder gleich mit dem stumpf gewordenen Messer herausgewischt und geschabt und mit dieser auf das Naturabzugsleder gebrachten Pomade neue Schärfung der Messerchen bewerkstelligt!

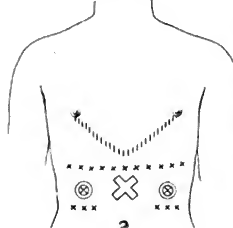
6. Bearbeitung der Zähne. Ein weiterer Körperteil, der sich eine Umgestaltung gefallen lassen mufs, sind die Zähne. Ihre Formveränderung ist im Grasland eine von der im Waldland üblichen wesentlich verschiedene. Die Männer haben die beiden oberen Mittelzähne spitz zugeschlagen: $\overline{\vee\vee}$, nicht selten auch den je rechts und links davonstehenden Zahn; beim weiblichen Geschlecht dagegen werden die ersteren, aber nur diese beiden, ausgebrochen und vielfach die beiden unteren Mittelzähne zugespitzt.

Abb. 99.



Tättowierung (an der Schläfe) im Grasland. $^1/_2$ n. Gr.

Abb. 100.



Tättowierung eines Graslandnegers.

7. Tättowierungen. Solche sind wie im Waldland häufig, und, wie dort, ganz nach persönlichem Geschmack verschieden. Die bevorzugtesten Plätze hierfür sind: Brust, Bauch, Oberarm, bisweilen auch das Gesicht, hier sich jedoch auf die Schläfengegend beschränkend und dann meist von der Form, wie sie Abb. 99 zeigt. Eine hier oben in den Hochlandgebieten ziemlich reich zu nennende Körpertättowierung ist die in nebenstehender Abb. 100 wiedergegebene. Man sieht: auch hier im Grasland nur ornamentaler Art.

Nach Angabe der Leute wird die Zeichnung mit Nadeln eingerissen und die Wunde künstlich, durch Hineinreiben von Rotholz u. dergl., zum Eitern gebracht. Die zurückbleibenden Narben sind dann die Tättowierung. (Vergleiche auch Abb. 42, S. 330.)

Ich wende mich den Volksgebräuchen und -Sitten zu, bei denen die vorgeschilderten Gepflogenheiten in Tracht und Schmuck und Waffen (mehr oder minder) zu öffentlicher, doch friedlicher Geltung

gelangen, im Kreise der Familie, im Kreise der ganzen Stammesgenossenschaft. Es sind das die

8. Feierlichkeiten und Feste, privater und öffentlicher Art. Von ersterer weifs ich nur zwei Familienfeste: die Feier der eingetretenen Reife beim weiblichen Geschlechte und die Trauer- und Leichenfeierlichkeiten (Näheres über letztere siehe S. 440 u. f.). Erstgenannte Feier trägt rein privaten, intimen Charakter: ist zum erstenmal die Regel eingetreten, so wird das Blut in einer Schale aufgefangen, die ganze Verwandtschaft versammelt sich im Gehöft der glücklichen Eltern und besichtigt die herumgezeigten Beweise. Palmweingelage und Tanz schliefsen sich daran an. Das junge Mädchen selbst erscheint hierbei nicht, wie denn überhaupt die Weiber zu diesen Zeiten sich in ihre Behausungen zurückziehen. Die bei dem Alter, in dem sie vorgenommen wird, etwa entsprechende Beschneidung der Knaben trägt, soviel ich erfahren konnte, keinerlei feierliches Gepräge, desgleichen auch nicht die Geburt eines Kindes und auch nicht die Namengebung.

Feier der Geschlechtsreife.

Beschneidung.

Ueber letztere ein paar Worte. Der Einzelne (männlichen oder weiblichen Geschlechts) erhält einen Namen. In welchem Alter das stattfindet, weifs ich nicht. Eine Familienzugehörigkeit kommt dabei nicht zum Ausdruck. Diesem Namen fügt sich aber dann bei den meisten im Laufe der Zeit ein zweiter an, der mit einer geistigen oder körperlichen Eigenschaft, mit einem Ergebnis in seinem Leben in Zusammenhang steht; also ein Beiname. (Vergleiche damit auch den Beginn der Namengebung bei den Deutschen.) Und im Laufe der Jahre verwischt sich der ursprüngliche Name, und der (die) Betreffende hört und kennt nur mehr den Beinamen. Auch örtliche Beziehungen kann ein solcher zum Ausdruck bringen. (Eine Reihe von Eigennamen ist am Schlufs des Abschnittes VIII aufgeführt; bezüglich Stammesnamen verweise ich auf Kartenbeilage 2.)

Namengebung.

Und wie es bei dem Einzelnen geht, so auch beim ganzen Stamm. Der Balistamm z. B. hiefs in Adamaua „N'Yong" (siehe S. 323 u. f.), das Volk nannte sich „ba-N'Yong" (Ban'yong); — „ba" = der Begriff der Vielheit in der Bantusprache. Nach langer Wanderung an ihren jetzigen Wohnsitzen angelangt, nannten sie sich „ba-Li" (Bali); — „li" = müde; also „das Volk der Wegemüden". Der alte Name ist aber nicht vergessen; insbesondere im Titel des Herrschers hat er sich erhalten (vergl. S. 351); und so nennt sich der Häuptling der Bali-N'Yong nicht „fo-Li", sondern „fo-N'Yong" (Fon'yong), und unter diesem Namen ist er in Adamaua in den früheren Sitzen des Stammes bekannt (siehe S. 324).

Der eine abgesplitterte Stamm (siehe S. 323) nennt sich „Bali-N'Kunbat"; — „ku" = der Schenkel, „nbat" = klettern; also die „wegemüden Schenkelkletterer": lokale Anspielung auf die Gegend, in der sie nunmehr sitzen, die nach Aussage unserer Bali sehr gebirgig ist. Ein ähnlicher Zusammenhang besteht sicher auch zwischen dem Namen eines östlich von Baliburg liegenden Dorfes: „Bawadju" und dem Namen des Höhenzuges, auf dessen südöstlichem Teil der Stamm sitzt: die „Wadjo"-berge. Ueber Bedeutung der beiden Namen finde ich in meinem Tagebuch leider keine Aufzeichnung.

(Siehe zu diesem Kapitel Namengebung auch Abschnitt VIII.)

Die öffentlichen Feste lassen sich einteilen in regelmäfsig wiederkehrende, und solche, die anläfslich einer besondern Gelegenheit: nach einem glücklichen Kriegszuge, zu Ehren des Weifsen oder fremder Gesandtschaften, nach Verkündigung wichtiger Staatsbeschlüsse, wie Abschlufs von Verträgen, Blutsfreundschaften u. s. w. veranstaltet werden. Die ersteren sind stets Kultakte oder genauer, der Kern ist stets ein religiöses Moment; nach ihrer allgemeinen Bedeutung kann man sie als Waffen- oder Ackerbaufeste bezeichnen. Die letzteren sind überwiegend lediglich eben Feste.

Sühnakte.

Ein Sühnfest mit religiösem Grundgedanken habe ich einmal beobachtet. Genau 9 Mondmonate nach dem Strafzug gegen die verräterischen Vasallendörfer (13./14. X. 1891; siehe Abschnitt I, S. 20) feierten die Bali einen grofsen Tanz. Wie mir Garega sagte, „fände er statt für die damals gefallenen Vornehmen". Foute verdolmetschte mir des weitern: „es geschehe, um das Dorf zu »waschen«; wenn sie den Tanz nicht hielten und zögen wieder zu Feld, so würden die Feinde viele von ihnen töten können; wäre aber das Fest richtig abgehalten und sie gingen wieder in den Krieg, so vermöchten die Gegner keinen Mann zu töten". Also gewissermafsen ein Sühnfest für die Geister der Gefallenen. Uebrigens habe ich auch eine Art Sühnung privaten Gepräges kennen gelernt: auf der Station hatte eines Tages der Blitz in ein Haus geschlagen, in dem gerade mehrere Soldaten und Weiber sich aufhielten. Er richtete keinen Schaden an. Sogleich aber eilten die Betreffenden zu mir, und baten ins Dorf gehen zu dürfen, um sich vom Häuptling „waschen" zu lassen.

Verlauf und Zeiten der Feste.

Der äufsere Verlauf ist bei beiden Arten gleich: ein grofser, mehrere Tage lang dauernder Tanz des ganzen Stammes nebst Gelage auf dem Volksversammlungsplatz. Befreundete Stämme erscheinen bezw. sind durch starke Abordnungen vertreten. Die mit der erstgenannten Art verbundenen Kultakte, zum Teil vom Häuptling aus-

geführt oder geleitet, spielen sich vor Beginn oder während des Ganges des Ganzen ab. Die wiederkehrenden Feste regeln sich nach dem Monde (vergleiche damit unser Osterfest), insofern als der Beginn des jeweiligen Festes — nach Ablauf der bestimmten Zeit vom letzten ab bezw. auch von Erntezeit, Jahreszeit u. dergl. abhängig — stets auf den ersten „Balisonntag" (unsern Freitag) fällt, der dem Tage folgt, an welchem der Häuptling zum erstenmal wieder den „jungen Mond" sehen kann.

Der Mond.

Der Mond spielt überhaupt eine Rolle; doch glaube ich nicht, dafs er eine ausgesprochene Verehrung oder Anbetung geniefst. Auf die Ernten wird ihm grofser Einflufs zugeschrieben; nach Mondmonaten scheint gerechnet zu werden: vergleiche oben das Sühnfest. Bei der Mondfinsternis, die am 15. XI. 1891 eintrat und bei der wir uns beinahe blamiert hätten (ich habe das bereits in Abschnitt IV, S. 204 geschildert), herrschte grofse Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kamen sie dem Mond mit Geschrei und Lärm und Schiefsen zu Hülfe. Gleich diesen beachten sie ihn bei kriegerischen Unternehmungen: wenn nur irgend möglich, ziehen sie erst nach dem Vollmond ins Feld. („Vor dem Neumond gewähren die Götter keinen Sieg", verkündeten andererseits die weissagenden Frauen dem Ariovist.) Auch in Bornu fand Nachtigal, dafs diesem Gestirn grofse Bedeutung zugeschrieben wird.

Um wieder auf die regelmäfsigen Feste zurückzukommen, konnte ich im Verlauf meines 18monatlichen Aufenthaltes in den Baliländern folgende Zeiten feststellen:

Saat- (Ernte-) und Waffenfeste.

1. Mitte Januar[1]) ein Erntefest: „Ndánga" genannt. Anfang Februar beginnt die Getreideernte, und so ist der religiöse Hintergedanke dieser Feier höchst wahrscheinlich der, gutes Einbringen derselben von der Gottheit zu erflehen und zu er — tanzen.

2. Ueber den Mitte Oktober[1]) stattfindenden Festtanz: „Mandét", bin ich mir nicht klar geworden. Jedenfalls hat auch er friedliches Gepräge. Er ist von kürzerer Dauer als die übrigen.

Die gröfsten und feierlichsten Feste sind die beiden folgenden:

3. „Wóma", ein Saatfest Mitte November[1]) und

4. „Ledá", ein Waffentanz Mitte Dezember[1]).

Bei diesen beiden habe ich auch die zahlreichsten religiösen Ceremonieen beobachtet.

Das „Woma"-fest.

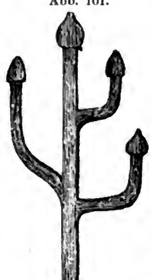
Der Womatanz ist ein Saatfest: Mitte November fängt die Trockenzeit an, und damit beginnt die Saat mächtig zu spriefsen. Aber fast

[1]) Zufolge der vorgeschilderten Mondrechnung sind diese Zeitangaben nur Mittelwerte, und es können deshalb Schwankungen nach vor und zurück bis über einen ganzen Mondmonat vorkommen.

noch mehr als das ist der Woma ein Freudenfest: die lange, lange Regenzeit ist endgültig abgethan, die herrlichen Trockenmonate heben an. In diesem Sinne möchte ich diese Feier mit dem nordischen Julfest, dem Fest der Wintersonnenwende, vergleichen.

Wie das der beiden vorgenannten ist auch sein Gepräge das des Friedens. Diese drei Feierlichkeiten: Ndanga, Mandet und Woma, sind so ziemlich die einzigen Zeiten, wo das ganze Volk ohne Waffe erscheint, nur im Festkleid des friedlichen Ackerbauers. Der Tanz währt eine ganze Woche.

Abb. 101.



Kultgerät (aus Eisen, flach gearbeitet) des Balistammes. Etwa $^1/_{15}$ nat. Gr.

Die beim Woma bethätigten Kultakte bezwecken eine Fernhaltung und Vertreibung böser, schädlicher Einflüsse auf Dorf und namentlich die junge Saat. Mit ihrer erstmaligen Ausführung nimmt das Fest seinen Anfang. Drei alte Männer im Friedensschmuck schreiten vom Häuptlingsgehöft aus durch das ganze Dorf und bis hinaus in die Farmen, in den Händen seltsam geformte Kultgeräte (Abb. 101). Sich beugend und wendend und drehend beschreiben sie damit Kreise und Bögen auf der Erde oder ziehen solche langsam und feierlich in der Luft. Diese Männer mit ihren Geräten darf kein Weib anblicken; warum, werden wir hören. Ihnen voraus rennen und springen, umkreisen sie dann wieder einige Jüngere mit Schwirrhölzern, geschnitzten Stücken Holz an langen Fäden, die sie wie Kreisel auswerfen und tanzen lassen. (Ich wüfste keinen anschaulicheren Vergleich, als indem ich an die Bitt- und Flurgänge in katholischen Gegenden erinnere; nur fällt da draufsen die Schar der dem Klerus und seinen Kultgeräten folgenden Gläubigen weg.) Diese Umgänge werden jeden Tag der Festwoche wiederholt bezw. fortgesetzt. Ins Dorf zurückgekehrt, wo unterdessen der Tanz des Volkes begonnen hat und fleifsig täglich bis in die späte Nacht hinein bethätigt wird, nehmen die drei Alten mit ihren Eisen Aufstellung in der Mitte des Tanzplatzes an der dort befindlichen Steinpyramide, woselbst auch das „Orchester“ sich postiert hat, d. h. die Eisen werden in den Boden gesteckt, und ihre Träger erfrischen sich mit Speise und Trank. Nun ist es aber höchst possierlich, zu sehen, wie ängstlich die Weiber bemüht sind, ja nicht nach diesen verbotenen Dingen hinzusehen. Nicht genug, dafs sie abgewendet von ihnen tanzen, halten sie auch noch die Hände wie Scheuleder gegen die gefährliche

Stelle, und löst sich eine aus dem Reigen und mufs in der Nähe dieses Platzes vorbeigehen, so thut sie das mit krampfhafter Kopfwendung nach der entgegengesetzten Seite und Händevorhalten. Und der Grund, warum sie nicht hinschauen dürfen? „Wenn sie das thäten, bekämen sie keine Kinder mehr!"

Das „Leda"-fest.

Ganz anders das Ledafest. Mitte Dezember, also in die erste Hälfte der Trockenzeit fällt es. Ende Dezember beginnen die Grasbrände, und dann ist die Bahn frei zum Waffengang. Die Trockenzeit ist ja Kriegszeit. So ist denn der Leda ein Waffenfest, eine grofse Heer- und Waffenschau, die alle Graslandsstämme ungefähr um diese Zeit herum halten, die einen etwas früher, die andern etwas später. Der Ledatanz währt, wie der Woma, eine Woche.

Abb. 102.



Heiliger Speer (Spitze), Kultgerät des Balistammes. 1/5 nat. Gr.

Ich entnehme die ausführlichere Schilderung eines seiner Tage wörtlich meinen Aufzeichnungen, damit zugleich ein Bild des Verlaufes all dieser genannten Tänze entrollend; nur die Waffen und Waffenspiele fallen bei den Ackerfesten weg.

Auch dieses Fest beginnt mit einer einleitenden Kulthandlung, vom Häuptling selbst vorgenommen. Sobald dieser um die genannte Zeit den jungen Mond wiedersieht, zieht er am gleichen oder am nächsten Tage mit grofsem Gefolge und der Fahne des Stammes hinaus an einen bestimmten Platz an einem bestimmten Bache, sich und damit sein Volk und die Fahne zu „waschen", d. h. also zu reinigen, zu entsühnen. Diese Waschung der Person und des Banners mufs genau in dem Augenblick begonnen werden, in welchem die Sonne den höchsten Stand an diesem Tag erreicht hat, sonst verwandelt sich der erflehte Segen in Fluch. Von dem Wasser wird in grofsen Schalen mit ins Dorf zurückgenommen, und gilt es als geweiht. Auf dem Volksversammlungsplatz wieder angelangt, wird die Fahne nebst zwei eigenartig geformten Speeren (Abb. 102) neben dem Häuptlingssitz aufgepflanzt. An dem daneben befindlichen Baumstrunk mit drei Astgabeln werden die aus dem früheren bekannten Speerbündel aufgehängt, dazu eine Menge alter, erbeuteter Schädel und — wenn gerade ein kleiner Kriegszug geglückt war — auch die frisch abgeschnittenen. In gleicher Weise wird ein zweiter heiliger Pfahl von gleicher Form in der Stein-

pyramide inmitten des Platzes geschmückt. Das alles bleibt dann bis zum nächsten Balisonntag und das ganze Fest über stehen und hängen. Am Morgen dieses Tages ertönen die Heerhörner und das eigentliche Fest, der eigentliche Tanz beginnt. Während des Verlaufes desselben habe ich keine weiteren Kulthandlungen mehr beobachtet; auch die Weiber dürfen bei diesem Fest, wie desgleichen beim Ndanga und Mandet, ihre Blicke überall herumschweifen lassen.

Mit dem geweihten Wasser besprengt der Häuptling die Eingänge seines Gehöftes und seiner Häuser, sowie die auf den Königsplatz mündenden Wege und damit andeutend sein ganzes Dorf, damit nichts Böses eingehe.

Der Festwaffentanz.

Und nun zum Tanze selbst. „Vor seinem Gehöft sitzt Garega auf einem Steinblock, neben ihm stehen zwei riesige Bali mit den Heerhörnern, denen sie ununterbrochen die gellenden weithin hörbaren Töne entlocken. Das ganze Volk, Männer und Weiber, strömt in Scharen auf den Königsplatz.

Die ersteren, im vollen Kriegsschmuck, sammeln sich gefolgschaftsweise geschlossen unter ihren Führern an den äufsersten Rändern des weiten Platzes zu drei grofsen Heerhaufen. Die Weiber bilden in der Nähe des Häuptlingssitzes, seitlich davon — die Zahl wächst bis auf 500 und 600 — eine dichte Masse, reihenweise hintereinander stehend, natürlich jede so schön als möglich geputzt und mit Rotholz eingerieben.

Fahne und die heiligen Speere sind aufgepflanzt, die geweihten Baumstrünke mit Schädeln und Speerbündeln behangen, der in der Mitte des Platzes trägt heute auch eine ganze Zahl verschiedenartiger Musikinstrumente oder solche sind zum Teil um ihn her aufgehäuft.

Nun erhebt sich der Häuptling, in gleichem Waffenschmuck wie seine Krieger. Sofort springen die seine Hausmacht bildenden Scharen auf und stürmen ihm unter wohlbekanntem Schlachtruf entgegen. Hart vor ihm machen sie Halt, schütteln ihre Waffen zum Grufs entgegen, mit der andern Hand herausfordernd auf die Brust schlagend. Heiser lacht der Alte und stolz funkeln seine Augen. Dann stellt sich die Schar schützend vor ihren Gefolgsherrn. Nun braust der zweite Haufen heran unter Mbo, dem jüngeren Sohn des Häuptlings. Der bot ein prächtiges Bild. Vorausstürmend in der lang nachschleifenden Kriegsschleppe, den Federschmuck auf dem Schädel, den nackten Oberkörper grell rot eingerieben, so dafs die weifsen Elfenbeinringe an seinen Handgelenken sich scharf abhoben, führte er heute die Waffe seiner Vasallenvölker: den Pfeil auf gespannter Bogensehne. Flintenschüsse knallen, erneutes Schlacht-

geschrei, die Kriegstrommeln und -hörner gellen darein. Abgewiesen eilen sie an ihren Platz wieder zurück. Vor der dritten Schar springt unterdessen Garegas ältester Sohn Tita N'Yi, eine Reckengestalt von sieben Schuh Höhe und Balis tapferster Krieger, in grofsen Sätzen auf und nieder, schwingt sein Speerbündel in der Hand und feuert offenbar die zögernden Mannen zum Angriff an. Einen rauhen Kriegssang stimmt er an, seine Leute fallen ein; er wird stürmischer und stürmischer, und von plötzlicher Kampflust ergriffen, stürzt sich alles vor, Tita N'Yi reifst einen Speer aus seinem Bündel und im Sprung schleudert er ihn in weitem Bogen hoch über den Häuptling weg, dafs er sausend in ein Hausdach dahinter fährt.

So geht es fort in stets wechselnden, farbenprächtigen Bildern: Scheinangriff auf Scheinangriff. Endlich lösten sich die Scharen auf: das Waffenspiel ist zu Ende und der Volkstanz beginnt. Im Nu sind die Instrumente von Männern ergriffen, und bald bildet sich ein Ring um die Steinpyramide in voller, ohrenbetäubender Thätigkeit; am eifrigsten ist Tita N'Yi, der, zwischen seinen langen Beinen eine grofse Trommel haltend, diese mit den Händen unermüdlich bearbeitet.

Der allgemeine Volkstanz.

Die Tanzkreise ordnen sich. Zunächst der Musik, in engem Kreis darum die Vornehmen, Garega in ihrer Mitte, nunmehr mit der malerischen Tobe angethan. Neben ihm schreitet seine Lieblingsfrau Fe, mit grofsem Rofshaarwedel ihm Kühlung zufächelnd, vor ihm unaufhörlich blasend die beiden mit ihren Elefantenhörnern und laut preisend die »Sprecher«. In tollen Sätzen umkreisten ihn und wanden sich durch die Menge die gräulich anzusehenden »Schreier«". (Letztere S. 359 näher beschrieben.)

Die Tanzweise der Männer des Balistammes ist ein im Dreischritt stattfindendes Abfedern mit mitunter grofsen Sprüngen, einer hinter dem andern in meist weit gezogenem Kreise, um sich nicht gegenseitig auf die langen Schleppen zu treten. Bei den Bamignie dagegen, einem den Batankoan angehörigen Volke, hüpfen die Männer wie Spatzen mit beiden Beinen zugleich unter gleichzeitiger Vor- und Rückwärtsbewegung des Gesäfses. Die Weiber tanzen bei diesen feierlichen Gelegenheiten ausnahmslos „auf der Stelle" in der vorerwähnten „Kolonne nach der Mitte aufgeschlossen", jede für sich. Der hauptsächlichst hierbei in Bewegung gesetzte Körperteil ist jener, welcher der Aphrodite den Beinamen „Kallipygos" verschafft hat. Die Bewegung selbst gleicht der soeben bei den Bamignie geschilderten. Doch weiter im Fest.

Tanzweise.

„Die nächsten Tanzkreise der Männer bilden gleichfalls noch die

Vornehmeren, dann folgte in den weitern — im ganzen waren es deren an dreifsig — das Volk, und zwar vom Kinde fast bis zum Greis am Stabe. Der Häuptling zieht sich bald zurück und nimmt Platz auf dem Steinthron, der Lustbarkeit seines Volkes vergnügt zuschauend; um ihn herum sitzen die klugen Alten des Rates (Abb. 103) gleichfalls in ihren Toben und rauchen in würdevollem Schweigen ihre nie verlöschenden Pfeifen; fleifsig kreist das Trinkhorn, mit heifsem Palmwein gefüllt. Tanzend, hüpfend, springend bewegen sich die Tausende in konzentrischen Kreisen, der eine vor, der andere zurück in scheinbar wirrstem Durcheinander; die Gewänder wallen, die Schleppen fegen, 2, 3 und 4 m lang, den Boden, die Federbüsche flattern, dazu die ohrenbetäubende Musik: man wird von einer Art Schwindel befallen, sieht und hört man lange Zeit zu. Bis tief in die Nacht währt der Tanz beim flackernden Feuerschein oder beim Licht des Tropenvollmondes."

Abb. 103.



Ein alter Ratgeber Garegas (an der um den Hals gehenden Schnur das in Abb. 59 dargestellte Messer).

Musikinstrumente.

Die bei diesen Feiern verwendeten Musikinstrumente sind aufserordentlich mannigfaltig. Das häufigste ist auch hier oben die bekannte Negertrommel in den verschiedensten Gröfsen: ein Holzcylinder mit dem über die eine offene Begrenzungskreisfläche gespannten Fell. Dazu treten sämtliche in diesem Abschnitt da und dort genannten: Elefantenhörner, Holzhörner, die bei den Totenfeiern verwendeten (siehe S. 441) u. s. w., mit Ausnahme der beiden S. 387 (Abb. 62, 63) dargestellten musikalischen Geräte, die nur bei häuslichen Unterhaltungen Verwendung finden. Dafür treten aber noch als weitere die nachstehend abgebildeten und beschriebenen hinzu (Abb. 104, 105, 106). Schliefslich gehören noch hierher die hohlen, mit Eisenkugeln gefüllten Eisenringe, die die Weiber über den Fufsgelenken tragen,

manche an 20 bis 30 an der Zahl, also bis fast zum Knie reichend. Um ein Aufscheuern der Haut, das bei ihrem Gewicht und der steten Reibung beim Schütteln unausbleiblich wäre, zu verhindern, liegt der unterste Ring auf einem aus Blättern gefertigten Polster auf, das über

Abb. 104.

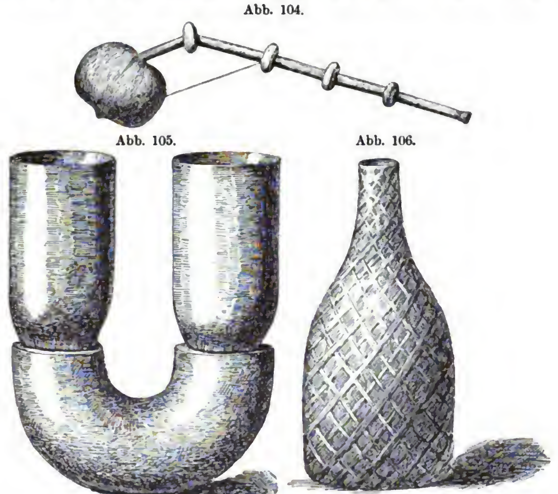


Abb. 105. Abb. 106.

Musikinstrumente der Bali (bei den grofsen Tänzen verwendet).
Abb. 104. Dudelsackartiges Lärminstrument aus Holz, mit Tiersehnen und -Därmen umsponnen, zur Hervorbringung tiefer Töne. — Abb. 105. Eiserne Hohlcylinder, zu zweien unten miteinander verbunden, durch Anschlagen mit einem Stäbchen zum Erklingen gebracht. — Abb. 106. Flaschenähnliches Lärminstrument aus Bambusgeflecht; mit kleinen Muscheln und Steinen bis zur Hälfte gefüllt; die Flasche wird am Halse gefafst und durch Auf- und Abstofsen derselben Lärm gemacht. — Abb. 104 etwa $^1/_{10}$, Abb. 105 und 106 etwa $^1/_5$ nat. Gr.

das Fufsgelenk geschoben und von Zeit zu Zeit erneuert wird (ähnlich den Kopftragekissen für die Körbe).

Bei Besprechung der Feierlichkeiten in den Baliländern darf jene nicht ungenannt bleiben, die in ganz Afrika eine so wichtige Rolle spielt: die Blutsfreundschaft, d. h. die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen Einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Das bedeutet sie wenigstens bei jenen afrikanischen

Die Blutsfreundschaft.

Stämmen, wo diese Reinheit und Bedeutung erhalten geblieben ist, und die Graslandstämme gehören noch zu jenen Völkern. Mehr als ein Umstand bestätigte das. Der triftigste Beweis wäre allein schon unter anderen das unentwegte Festhalten des sonst unzuverlässigen und hinterlistigen Balistammes an unserer Sache. Nicht nur, dafs der Grasländer erst nach langer Bekanntschaft mit dem Weifsen, bezw. dem Angehörigen eines anderen Stammes ein Wort von seiner Geneigtheit zu diesem engsten Bündnis verlauten läfst; einer diesbezüglichen Andeutung des anderen gegenüber, auch wenn es der Weifse ist, der ihm dafür begehrenswerte Geschenke in Aussicht stellt, verhält er sich vollkommen ablehnend. Er thut den ersten Schritt hierzu. Das, und der beim Neger gewifs sehr ins Gewicht fallende Umstand, dafs jegliches Gegengeschenk für die von ihm angebotene Blutsfreundschaft verpönt ist, macht die Bedeutung, die er dieser Ceremonie beilegt, klar. Aus der ängstlichen und peinlichen Vorsicht, womit die verschiedenen Punkte eines Vertrages besprochen und immer wieder besprochen werden, aus den mannigfachen Erwägungen und Ueberlegungen — wovon der Neger sonst im gewöhnlichen palaver durchaus kein Freund ist, sondern stets den Mund voll Versprechungen und Beteuerungen hat, an die er selbst nicht im geringsten glaubt — kann jeder, der den Charakter des Negers kennt, ersehen, wie ernst es die Graslandstämme mit der Blutsfreundschaft nehmen. Sie vertritt bei ihnen vom socialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung.

Gleich dieser ist sie sehr oft nicht Selbstzweck, sondern bildet nur vorläufige Grundlage für weiter auf ihr aufzubauende Unterhandlungen u. s. w., und besagt in diesem Fall nur soviel, dafs in dem nun folgenden palaver wahr und ehrlich und ohne Hintergedanken verfahren werden soll. Diese eingeschränkte Bedeutung wird aber gegebenenfalls stets vor Abschlufs klipp und klar ausgesprochen.

Nach einem als Selbstzweck stattgehabten Blutsfreundschaftsabschlufs schwindet auch jegliches persönliche Mifstrauen. Es wird unter anderen eine sonst ausnahmslos beobachtete, lediglich aus dem Mifstrauen geborene Sitte nie mehr eingehalten, nämlich die, dafs der Speisen oder Getränke Vorsetzende, also der Wirt, von jedem Gericht, von jeder Kalebasse Palmwein oder Bier, ja von jeder Schale Wasser zuerst kostet, bevor er davon anbietet. Bei der ersten Befreundungsstufe — wenn ich so sagen will —, dem gemeinschaftlichen Teilen und Verzehren einer Kolaschnitte, was immerhin auch schon eben eine gewisse Anfreundung ausdrückt, hat es mit der weiteren Ver-

trauensseligkeit noch gute Wege. (Nicht verwechseln darf man übrigens damit — das nebenbei bemerkt — die Gepflogenheit, beim Einschenken das Oberste des Getränkes wegzuschütten: das ist lediglich Artigkeit, dem gleichen Grunde entspringend, warum wir die ersten Tropfen einer neu angebrochenen Flasche in das eigene, nicht des Gastes Glas einschenken.)

Die Ceremonieen erhellen am anschaulichsten, wenn ich den Abschlufs einer solchen Blutsfreundschaft mit den Worten meines Tagebuches schildere. Ich wähle hierzu jene, welche uns die Bundesgenossenschaft der beiden Stämme Bafuen und Bamunda sicherte.

„Baliburg, 18. II. 92. Früh bereits kamen Fonte und Tituat, die zwei Vertrauten Garegas, mit der Mitteilung, dafs die Abgesandten von Bafuen und Bamunda bereit wären, Blutsfreundschaft mit uns zu trinken. Um 12 Uhr mittags kamen sie auf die Station: Vier Männer aus jedem Stamme mit etwa 20 Gefolgsleuten. Auf dem freien Platze vor der Station kauerten sie sich im Kreise nieder um den Flaggmast, an dem die deutsche Kriegsflagge gehifst war. Wir, d. h. Dr. Zintgraff und ich, zogen unsere Haussagewänder an und liefsen uns in ihrer Mitte auf dem Steinsitze nieder. Lange gingen die palaver hin und her; jeder der beiden »Sprecher« jeden Stammes sprang jedesmal auf, wenn er reden wollte, und abgerundet und ausdrucksvoll waren Wort und Gebärde. Vor uns stand ein Topf mit Rotholz, eine Tasche, deren Inhalt wir später kennen lernten, und hinter uns ein schwarzer Schafbock angebunden; zwei Stunden gingen die Unterredungen hin und her; endlich schritt man zum Abschlufs der Blutsfreundschaft und des Bündnisses. Der ganze folgende Verlauf hatte bei der nun eingetretenen Ruhe und dem Ernste dieser dunkeln Gestalten etwas Feierliches. Aus der Tasche holte der »Sprecher« für Bafuen zuerst Kolanüsse und Pfeffer hervor. Die Pfefferschote wurde geöffnet, Dr. Zintgraff, ich und jeder der beiden Vertreter beider Stämme bekamen je 10 bis 12 Pfefferkörner auf die flache Hand, dazu ein Stückchen Kola. Diese Sachen in der offenen Hand gehalten, wurde das ganze palaver nochmals durchgesprochen: gegenseitige Freundschaft, gegenseitige Unterstützung in allen Angelegenheiten — dann wurde Pfeffer und Kola gekaut und gegessen. Sodann machte Fonte jedem von uns vieren mit seinem Messer vier Schnitte in den rechten Unterarm nahe dem Handgelenke.“ (Die Zahl der zugefügten Schnitte ist stets gleich der der Blutsbrüder.) „Das herausträufelnde Blut ward in einer Kalebasse, mit Palmwein gefüllt, aufgefangen, und jeder von uns vieren trank daraus, so dafs die Schale geleert wurde.“

„Der Bafuen-, sowie Bamundavertreter brachte nunmehr je eine Flintenkugel zum Vorschein, wir gaben je eine Patrone. Unter Abmurmeln von Zaubersprüchen (Wiederholungen und Ausmalung der Drohung, »dafs dem, der diese Blutsfreundschaft nicht halte, in neun Tagen der Bauch anschwellen und er eines schrecklichen Todes sterben solle«) grub man am Fufse des Flaggmastes eine kleine Grube, indem jeder von uns Blutsbrüdern mit seinem Messer abwechselnd ein paar Stiche machte. Bei dem weiteren Verlaufe der Ceremonie mufsten sämtliche Anwesenden die Geschlechtsteile fest zwischen den Beinen eingeklemmt halten. Aus der Tasche wurde ein Stück Rotholz, einige zusammengebundene Stückchen fremdartigen Holzes und ein Büchschen mit weifslichem Pulver behutsam hervorgeholt. Von den Hölzern wurde etwas weniges in die Grube geschabt; aus dem Büchschen mufste jeder von uns vieren eine Prise herausnehmen und gleichfalls in die Grube streuen. Dann wurde aus der Tasche noch ein Menschenknochen (eine tibia) herausgeholt und hiervon gleichfalls in die Grube geschabt. Zum Schlufs entnahmen sie ein sorgfältig verschnürtes Päckchen, und damit war der Inhalt der Tasche zu Ende. Das Päckchen wurde langsam (immer unter leisem Abmurmeln von Formeln und Sprüchen) geöffnet, und zum Vorschein kamen zwei frische, noch blutende Menschenohren. Auch diese wurden in die Grube gelegt, darauf die vier Geschosse und nun wurde die Grube wieder zugeschüttet.“ (Vergleiche mit diesem Vergraben der Geschosse die gleiche symbolische Handlung des Vergrabens des Kriegsbeiles bei den Indianern.) „Jetzt wurden wir auch aus unserer etwas unbequemen Stellung wieder erlöst. Auf die geschlossene Grube kam ein grofser flacher Stein.

Sodann wurde der Schafbock herbeigeschleppt; zwei hielten ihn an den Füfsen, Dr. Zintgraff hielt ihm den Kopf hoch und ich mufste ihm mit einem Zuge die Kehle durchschneiden, so dafs das strömende Blut über den Stein und die Grube flofs. Hierauf wurde das Tier in drei Teile zerhauen: einer für die beiden Weifsen, einer für Bafuen, einer für Bamunda. Nun wurden in einer Kalebasse Bocksblut und Palmöl umgerührt und neun Flintenkugeln hineingeworfen“ (die Zahl 9 und Teile davon [3, 6] scheinen bei manchen religiösen Gebräuchen eine Rolle zu spielen; vergleiche auch die eben erwähnte Schwurformel). „Der ganze Inhalt der Kalebasse wurde über den Stein ausgeschüttet und jeder der Anwesenden gofs aufserdem noch ein Trinkhorn voll Palmwein darüber aus.

Jetzt kam der Topf mit angeriebenem Rotholz zur Geltung: er

wurde auf den blutbesprengten Stein gestellt, wir vier und Fonte entblöfsten rechten Arm und rechte Brust und rieben uns gegenseitig Brust und Arm mit Rotholz ein. Auch diese Ceremonie war von leise geflüsterten Zauberformeln stets des gleichen, mehrerwähnten Inhalts begleitet.

Damit war die Feierlichkeit zu Ende; es folgte Verteilung von Kola und Pfeffer an die Gefolgsleute, und ein fröhliches Palmweingelage."

Die Form ist nicht überall die gleiche. Das wesentliche Merkmal aber: das gegenseitige Vermischen des Blutes und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes- und Sinneseinigung, ist stets gegeben. Auch die Verwendung der Kolanufs fand ich überall. In nachstehenden Abweichungen von dem vorgeschilderten Verlauf vermittelt sie sogar die Blutsmischung.

Bei den Bamesson ist folgender Gebrauch üblich: die beiden zukünftigen Blutsfreunde kauen Kola und Pfeffer zu einem Brei, und behalten diesen im Munde. Dann erfolgen die Schnitte in den rechten Unterarm, und nun legt der eine den Brei aus seinem Munde auf die Schnittwunden am Arme des anderen, und dieser verfährt umgekehrt in gleicher Weise. Ist nun der Brei mit dem Blute, das aus den Wunden heraussträufelt, getränkt, so nimmt ihn der eine vom Arme des anderen, und zwar mit den Lippen, weg und schluckt ihn hinunter, natürlich wechselseitig: und so haben nun gleichfalls die Blutsfreunde ihr Blut miteinander gemischt.

Weitere Verschiedenheiten beobachtete der Balihäuptling Garega. Die Schnitte am Arme wurden so lange mit Kolastückchen bedeckt, bis kein Blut mehr herunterträufelte, diese blutgetränkten Kolastückchen in das Gefäfs mit Palmwein geworfen, und jeder der Blutsbrüder schluckte beim Trinken eine gleiche Zahl dieser Stückchen. Als Gefäfs verwendete der Balifürst den Schädel eines Häuptlings, den er eigenhändig erlegt hatte; die untere Oeffnung war nach rückwärts erweitert, so dafs starkes Rückwärtsbiegen des eigenen Kopfes ein Trinken aus dieser Schädelschale ermöglichte. An Stelle des Einreibens des ganzen Armes und der Brust mit Rotholz trat solches nur der Schnittwunden und der Brust.

Meinen und auch Zintgraffs Beobachtungen und Erkundungen zufolge ist, wie gesagt, die Blutsfreundschaft, unter den voraufgeführten Ceremonieen abgeschlossen, die feierlichste Art eines Vertrages, Bündnisses, von Freundschaft u. s. w. hier zu Lande.

Dementgegen behaupteten zwei meiner Träger (Wei), sie hätten erfahren, es gäbe im Grasland — jedoch nur unter den Häuptlingen —

eine noch „schwerere“ Form, wie sie sich ausdrückten; darin bestehend, dafs ein Sklave geschlachtet, dessen Blut in Kalebassen aufgefangen und von den Blutsbrüdern getrunken würde. Alle von mir darüber befragten Bali, auch Angehörige anderer Stämme, sowie Garega selbst, erklärten aufs bestimmteste, daran sei kein wahres Wort; die oben erwähnte Verwendung von Menschenohren und -knochen wäre „Sitte der Buschleute“ (Ureinwohner?). Bei diesen ihren Versicherungen hatte ich, wie ich in meinen Aufzeichnungen ausdrücklich vermerkt finde, den Eindruck, dafs Garega und die anderen durchaus nicht etwa leugnen wollten. Das geht auch schon daraus hervor, dafs mir der gleiche Häuptling, als ich bei einer solchen Gelegenheit fragte, ob sie überhaupt Menschen äfsen oder gegessen hätten, sagte: „Nein, sie, die Bali, thäten das nicht, doch die Batanka“ (also der Stamm, mit dem sie um ihre derzeitigen Sitze gekämpft) „hätten das gethan, und unter den Batankoan gäbe es noch jetzt welche, welche so »baba«“ (d. i. verrückt) „wären.“ Auch zeigten mir die Bali bei einem der Tänze einige Leute aus den Vasallendörfern, „welche das thäten“. Sie finden also diese Handlung nicht verabscheuenswert, sondern einfach „baba“; dumm, närrisch, wie wir sagen würden. Sollten meine Jungen vielleicht doch Recht haben insoweit, als wenigstens die Ureinwohner noch die von ihnen behauptete Gepflogenheit üben? Bafuen und Bamunda, die die Menschenohren und -knochen verwendeten, sind ja Autochthonen.

Kannibalismus?

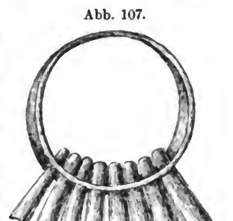
Aufser diesen von den Bali erzählten Fällen, über die ich nicht aus eigener Anschauung berichten kann, habe ich im Nord-Hinterland von Kamerun nichts von Kannibalismus gehört und gesehen. Ich will mich jedoch mit diesem Satz durchaus nicht in bewufsten Widerspruch mit Zintgraff setzen, der diesbezügliche ziemlich bestimmt bejahende Angaben über die Einwohner von Kombone bringt. Dieser Forscher hat sich ja zu wiederholten Malen und weit längere Zeiten im Waldland aufgehalten als ich, und scharf und kühl zugleich stets beobachtet. Nur das möchte ich betonen, dafs man auf blofse Gerüchte hin mit der Zuteilung dieser weitgehenden Nächstenliebe recht vorsichtig sein soll: defs zum Beweis erinnere ich an die auf S. 357 erzählte Sitte, welche unsere Bali, dank dem stets vergröfsernden Gerücht, zu Menschenfressern stempelte. —

Den Schlufs der Schilderungen der Feste und Feierlichkeiten, und damit des Kreislaufes der Lebensgewohnheiten und -Sitten der Graslandbewohner möge die Beschreibung jener Bräuche bilden, mit welchen sie das Ende des menschlichen Kreislaufes umgeben: der Trauer- und Leichenfeierlichkeiten.

Trauer- und Leichenfeierlichkeiten.

Dieselben beginnen eigentlich noch bei Lebzeiten des Toten. Wenn die Umgebung des Kranken zur Ueberzeugung gelangt ist, dafs weder natürliche noch abergläubische Mittel mehr helfen können und der Todeskampf beginnt, rennen die Angehörigen bald vor das Haus hinaus, bald umtanzen sie das Sterbelager, schreien und spektakeln mit allen möglichen Musikinstrumenten. Das am häufigsten hierbei benutzte ist eine Rassel (Abb. 107): an einem Ring hängen 10 bis 20 cylindrische oder halbrunde hohle, längliche Eisenstäbchen, die geschüttelt werden. Der auf diese Weise verursachte Lärm „soll die bösen Geister verscheuchen, so dafs sie nicht von dem Sterbenden Besitz nehmen können“. Indes diese Abwehr Sache der männlichen Verwandten und Familienangehörigen (im weiteren Sinn) ist, beginnen die weiblichen, in der Hütte um das Lager kauernd, Klagegesänge in eigenartigen, bald einförmigen, bald gellenden Tönen.

Abb. 107.



Rasselinstrument der Grasländer. Etwa $^1/_6$ nat. Gr.

In dem Augenblick, in welchem die Seele den Leib verläfst, verstärkt sich Lärm, Geschrei, Klagen und Rasseln zu einem ohrenzerreifsenden Getöse.

Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist, und dauern (natürlich mit Unterbrechungen) meist drei Tage. So lange währt auch gewöhnlich die Totenfeier.

Ich bemerke noch, dafs die Worte dieser Gesänge mir vollkommen fremd klangen (der gewöhnlichen Balisprache gehörten sie nicht an); ferner, dafs die vorgeschilderte Abwehr böser Geister beim Tod eines Weibes nicht statthat — alles übrige ist bei beiden Geschlechtern gleich. Zweifeln die Bali an der Existenz einer Seele im weiblichen Körper (wie einst das Provinzialkonzil zu Macon im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung)?

Der Leichnam wird in Stoffe bänderartig eingehüllt; je vornehmer und reicher der Verstorbene war, desto umfangreicher und schöner ist die Hülle. Die Beisetzung erfolgt in ausgestreckter Lage und stets in dem zu Lebzeiten bewohnten Hause. In Bamesson wird die Leiche meist unter der Schwelle eingegraben.

Die weitere Totenfeier besteht in Tänzen und dem Leichenschmause. Die nächsten Angehörigen geben ihre Trauer äufserlich kund, indem sie sich eine Zeit lang nicht rasieren lassen, nicht mit

Rotholz einreiben, überhaupt die Körperpflege vernachlässigen, dagegen nicht selten die unten (S. 446) beschriebenen weifsen Striche und Kreise sich auf den Leib malen. Bei den Tänzen bringen sie und auch Fernerstehende, die lebhafte Teilnahme hegen oder heucheln, sich Schnitte und Stiche bei. Viel Pulver wird verknallt, und viele Kalebassen Palmwein und Bier werden vertilgt (also ganz der Leichentrunk unserer Bauern).

Für religiöse Folgerungen wichtig ist die bei diesen Totentänzen bethätigte Sitte, dafs die Angehörigen häufig aus Holz geschnitzte Ge-

Abb. 108. Abb. 109.



Gesichtsmasken aus Holz in den Baliländern (von den Männern bei Tänzen und Leichenfeiern getragen). $^1/_5$ nat. Gr.

sichtsmasken (Abb. 108, 109), und ganze Tierköpfe, gleichfalls aus Holz, namentlich Büffelhäupter, grell bemalt aufsetzen bezw. sich vor das Gesicht halten. Die Gesichtsmasken mögen einfach Versuche einer Darstellung des Verstorbenen sein; die Tierköpfe aber lassen an die rudimentärsten, unbewufsten Anfänge oder Ueberbleibsel eines Seelenwanderungsglaubens denken?

Seelenwanderung?

r) Aerztliche Kenntnisse.

Hier in Afrika kann ich es schon wagen, im Anschlufs an die Schilderung der Leichenfeierlichkeiten mich über die — Heilkunst zu verbreiten.

Damit gerate ich mitten hinein in das Reich des Aberglaubens, unklarer mystischer Vorstellungen. Hier sowohl wie andernorts, wo immer ich über derartiges berichtet bezw. noch zu berichten habe, mufs man von jeglicher Folgerung und Folgerichtigkeit absehen; es sind nur unklare, verworrene, zusammenhanglose Vorstellungen, die ich niederzulegen vermag. Es ist aufserordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln, so dafs auf ihnen ein gewisses religiöses System aufgebaut werden könnte. Zum Teil liegt das in der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Negerschädels, zum Teil darin, dafs die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben, zum guten Teil aber auch darin, dafs ihnen selbst klare Vorstellungen ganz und gar fehlen. Dazu kommt noch, dafs wir Weifsen bei manchem Brauch und Glauben religiöse Grundlage wittern, die vielleicht ursprünglich auch in der That gegeben war. Im Laufe der Zeiten hat sich aber dieses Moment immer mehr verwischt, und in der Gegenwart ist es lediglich eine überkommene und gedankenlos weiter geübte Sitte, über deren Ursprung und Zweck sich der Neger noch nie den Kopf zerbrochen hat.

Auf die medizinischen Kenntnisse wieder zurückkommend, beginne ich mit Bericht des wenigen, was als einigermafsen sachlich zu bezeichnen ist.

Innerliche Mittel.

Innerlichen Erkrankungen gegenüber sind die Grasländer so ziemlich hülflos. Gegen Fieber wird das auf S. 318 beschriebene „ngola“ gegeben, aufserdem heifser Palmwein in grofsen Mengen getrunken, und die Lagerstätte möglichst nahe an's Feuer gerückt. In Erzielung reichlichen gesunden Schweifses erkennen sie richtig die Herbeiführung der glücklichen Wendung.

Gegen Erkältung wird Pfeffer gekaut und gegessen.

Gegen Unterleibsbeschwerden der verschiedensten Art wird Eingiefsung in der vom Waldland her bekannten Weise angewendet; ferner heifses Palmöl innerlich und äufserlich.

Gegenüber der Ruhr mangelt ihnen jegliches, wenn auch nach unseren Kenntnissen als falsch zu bezeichnendes Specificum; hier beginnt sofort der Aberglaube: durch Tanz und Geschrei und Lärmmachen mit allen nur möglichen Instrumenten „die Krankheit in den Busch zu jagen“.

Palmwein, Palmöl und Kolanufs (letztere als excitans und stimulans) spielen in der Therapie der Baliländer eine grofse Rolle. Dazu tritt bei den verschiedensten inneren Erkrankungen äufserliche Behandlung. Kopf, Brust, das betreffende Glied werden umschnürt, abgeschnürt —

Aeufserliche Mittel.

so fest, dafs der Blutumlauf gehemmt wird und es nicht lange dauert, bis äufsere Erkrankung zur inneren hinzukommt. Auflegen von warmem Mist der Haustiere ist ein weiteres, sehr beliebtes Mittel für interne und externe Leiden.

Diese Schnürungen, Auflegen von Unrat, sowie Palmöl sind auch so ziemlich die einzigen Mittel gegen primäre äufsere Erscheinungen, wie Hautkrankheiten, krebsartige Leiden, bei Wundbehandlung u. s. w. Gelegentlich meiner Krankenbesuche im Dorfe der Bali bekam ich grauenhafte Folgen dieser allen ärztlichen Grundbegriffen hohnsprechenden Behandlung zu Gesicht.

Skarifikationen und Schröpfen.

Die chirurgischen Eingriffe zu Heilzwecken beschränken sich auf Skarifikationen an der linken Bauchseite gegen Milzvergröfserung, und auf Schröpfen. Die im ersteren Falle nicht seltene heftige Blutung wird durch Auflegen von Mist zu stillen versucht (Verblutungen kommen vor). Das Schröpfen geschieht in der Weise, dafs zuerst leichte Einschnitte in Bauch, Brust und auch Rücken gemacht und sodann kleine Antilopenhörnchen, zuerst über's Feuer gehalten (erwärmte und verdünnte Luft), rasch fest über die Schnitte gesetzt werden und die obere kleine Öffnung mit Wachs verklebt wird. Auch durch Heraussaugen der Luft mittels solcher aufgesetzten Hörnchen bewerkstelligen sie die Blutabzapfung.

Beschneidung.

Die allgemein übliche Beschneidung des männlichen Geschlechtes gehört gleichfalls hierher. Sie wird erst in einem Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren vorgenommen. Die Ausführung selbst habe ich nicht gesehen, wohl aber wieder die Mistverbände und daraus entstandene Eiterungen.

Extraktionen.

Bis zu einem gewissen Grade läfst sich die Entfernung von Speerspitzen u. s. w. aus den Wunden hierher rechnen. Ist die Waffe in eine der drei grofsen Körperhöhlen oder in den Hals eingedrungen, so wagen sie eine Extraktion nicht; steckt dagegen der Speer in einer Extremität, so stofsen sie denselben noch vollends durch und entfernen ihn auf diese Weise.

Weitere operative Behandlung kennen sie nicht, waren auch gegen solche meinerseits anfangs sehr ängstlich und stets sehr wehleidig, z. B. beim Aufstechen oder Aufschneiden von Geschwüren, Reinigen und Ausspülen von Wunden. Andererseits aber fügen sie sich selbst, abgesehen von den Tättowierungen u. s. w., Schnitte und Stiche zu zum Zeichen tiefster Trauer.

Geburtshülfe.

Ueber Geburtshülfe vermag ich nichts Näheres mitzuteilen; wenn überhaupt, so wird sie durch ältere Frauen der Verwandtschaft bethätigt. Männer werden nie zugelassen. Dafs ich einmal mit diesem grofsen Vertrauen beehrt ward (siehe S. 328), hatte seinen Grund in

meiner gerade damals anläſslich der Ruhr sehr lebhaften „Praxis“ und vielleicht einiger glücklicher Kuren dabei. Die bei dieser Gelegenheit beobachtete Hockstellung der Kreiſsenden und das Abreiſsen der Nabelschnur ohne vorherige Unterbindung ist nach Aussage der Weiber allgemein gebräuchlich.

Eines Naturheilverfahrens muſs ich noch Erwähnung thun, an sich, und weil ich religiöse Schluſsfolgerungen daraus ziehen zu dürfen
e.

Bei innerlichen Erkrankungen wird der Patient, wenn es ihm noch möglich ist, angetrieben zu tanzen; offenbar zur Erzielung von Schweiſs. Nun besteht — wie wir bei Schilderung der Leichen- u. s. w. -Gebräuche gehört haben (S. 441 u. f.) — die Sitte, daſs die Umgebung im Augenblick des Verscheidens zu tanzen beginnt; auch um das Krankenlager selbst wird getanzt; oben haben wir gehört, daſs die Ruhr durch Tanz „in den Busch gejagt werden soll“. Ich folgere nun so: der Grundgedanke, daſs der Tanz des Patienten selbst schweiſstreibend, also heilend wirken sollte, ist zum Teil noch da, zum Teil in den Hintergrund getreten, und an Stelle des Tanzes des Kranken tritt nun der der Umgebung als Heilmittel. Allmählich hat diese Sitte religiöses Gepräge angenommen, und in dieser Form wird sie nun in der Gegenwart weitergeführt. Vielleicht hat auch ein kluger Kopf erkannt, daſs unter diesem Deckmantel der Tanz als Heilmittel sicherer angewendet wird? (Vergleiche die von Moses zu religiösen Vorschriften gemachten rein sanitären Maſsregeln bei den Juden.)

Tanz als Heilmittel.

Soviel über ärztliche Kunst, soweit sie, wenn auch mit teilweise falschen Mitteln und Anschauungen, doch immer noch auf dem Gebiet des Natürlichen sich bewegt.

Zu bemerken ist noch, daſs ich bei den Bali von keiner Kaste von Aerzten oder „Medizinmännern“ je gehört habe. All das Aufgezählte kann man als Art Hausmittel, in jeder Familie gekannt und geübt, bezeichnen. Aber auch die nunmehr zu nennenden, abergläubischen Gebräuche überliefern sich in den Familien, sind nicht Eigentum einzelner „Wissender“.

Keine Aerzte.

Diese rein abergläubischen Heilgebräuche sind eigentlich nicht viel anderes als unsere sogenannten Sympathiemittel, vielleicht um einen Grad mehr mit religiösen Vorstellungen zusammenhängend. Zweifellos giebt es deren da drauſsen eine ganze Menge, und was ich erfahren, ist nur ein kleiner Bruchteil. Zum Teil scheinen sie nachträglicher, zum gröſseren vorbeugender Art zu sein.

Abergläubische Heilgebräuche.

Zum besseren Verständnis muſs ich, bevor ich sie aufzähle, auf die

Anschauungen betreffs Krankheitsursachen zu sprechen kommen. Als solche findet man die gleichen verworrenen und abergläubischen Ansichten, wie sie bis zur Stunde noch bei den ungebildeten Klassen europäischer Völker vielfach Geltung haben, wie sie vor ein paar hundert Jahren in allen Schichten der Bevölkerung herrschten und die Gräuel der Hexenprozesse und Judenhinschlachtungen zur Folge hatten. Der Grasländer ist aber wenigstens soweit aufgeklärt, dafs er deutlich erkennbaren natürlichen Gründen bei Einzelerkrankungen sich nicht verschliefst. Liegen solche aber nicht klar zu Tage, ist also die Wechselwirkung zwischen Ursache und Folge etwas verschleiert und namentlich bei Massenerkrankungen, Epidemieen: dann neigt er dazu, in übernatürlichen Momenten den letzten Grund zu finden. „Der böse Geist“, „die Geister der Verstorbenen“: in diesen Begriffen verdichtet sich ihm das übernatürliche Moment. Der nächste Schritt ist einerseits, überall derartige Gefahren zu wittern und in abergläubischer Scheu alle möglichen Gegenmittel zu erfinden, andererseits, dem Gefühl der Furcht, des Hasses, der Rache nachgebend, mifsgünstige und mifsliebige Persönlichkeiten mit solch übernatürlichen Machtmitteln ausgestattet sich zu denken. Aus letztgenannter Folgerung sind dann die unausbleiblichen Konsequenzen die Fehden, die Prozesse wegen „Verwünschungen“, „Vergiftungen“ u. s. w., wie wir sie bei Betrachtung der politischen und rechtlichen Verhältnisse kennen gelernt haben.

Hier bei Schilderung medizinisch-abergläubischer Gebräuche haben wir uns nur mit den aus erstgenannter Folgerung entspringenden Anschauungen zu beschäftigen. Ich habe gesagt, dafs die erdachten Gegenmittel — Sympathiemittel — nachträglicher, überwiegend vorbeugender Art sind.

Zu den ersteren gehören folgende zwei:

Ist ein Bali schwer krank und böser Zauber daran schuld, so werden abends zwei kleine Schüsselchen, aus Maismehl u. s. w. geknetet und mit Palmwein gefüllt, rechts und links von dem am Hause des Kranken vorbeiführenden Wege auf den Boden gestellt, um den „Geist des Verstorbenen, der die Krankheit geschickt hat, zu versöhnen“. — Nach erlangter Genesung wird der Körper ganz dick mit Rotholz eingerieben und die Männer tragen häufig einen Kranz von grünen Blättern mit eingesteckten roten oder grünen Federn.

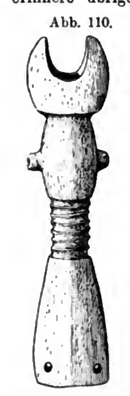
Nachträglich und vorbeugend angewendet wird das Einreiben mit weifser Farbe in Gestalt von Kreisen und Strichen an der Stirn (senkrecht bis zum Nasenansatz reichend), an Bauch, Oberarmen und Füfsen. Wie im Waldland ist es zugleich auch Gegenmittel gegen Zauber

seitens Lebender. (Unter anderem herrscht hier oben der gleiche Glaube wie im Waldland, dafs sich einer in einen Elefanten verwandeln und so seinem Feinde dann an Leib und Leben und Eigentum Schaden zufügen könne.)


Amulette.

Vorbeugender Art sind die zahllosen Amulette gegen übernatürliche schädigende Einflüsse, ausgeübt von „Geistern“ oder von Lebenden, und gegen alle möglichen Gefahren des täglichen Lebens: gegen Schlangenbifs, gegen Leopardenbifs, gegen Elefanten, gegen die verschiedensten Krankheiten, gegen Tod im Gefecht u. s. w., u. s. w. (Ich erinnere übrigens an die alten Tiersegen der katholischen Kirche: Bären-, Wolfssegen u. dergl. m., an die noch älteren Stabsegen und Runenzaubersprüche unserer germanischen Ahnen.) Gegen bösen Blick hilft eine Halskette von Zähnen des wilden Schweines. Derartige Amulette sind entweder kleine Hörnchen, Zähne und Knochen verschiedener Tiere, auch die vorderen Schalen der Zwergantilopen werden verwendet, sowie Pflanzenteile. Zähne und Hörnchen werden von beiden Geschlechtern als Halsketten getragen; die Männer flechten sich letztere auch in ihren Haarschopf. Knochen und Pflanzenteile dagegen sind meist in kleine viereckige oder wurstförmige Säckchen und Täschchen, oft ganz nett gearbeitet, eingenäht, und werden diese dann gewöhnlich am Oberarm oder am Handgelenk befestigt; die ganz kleinen von den Männern auch am Glied angebunden. Letztere Tragweise läfst auch hier oben im Grasland an einen, wenigstens rudimentären Phalluskult denken. Ich bemerke hierzu noch, dafs ich die gleiche Gewohnheit, das Glied hochzubinden (siehe Abschnitt V, S. 290), auch hier oben nicht selten beobachtet habe, namentlich wenn die Leute in's Gefecht gehen oder auf Elefantenjagden. Ferner erinnere ich an die S. 438 beschriebene Stellung! Auch die pfeifenähnlich geschnitzten Holzstückchen von nebenstehender Form (Abb. 110), an einer Schnur um den Hals getragen, halte ich für Amulette.

Abb. 110.



Amulett (von den Bali getragen). 1/8 nat. Gr.

Phallus-kult?

Dafs manche dieser Amulette im Laufe der Zeit ihre mystische Bedeutung verlieren und dann blofs mehr als Schmuck dienen, ist begreiflich. Nicht minder mit manchen anderen Gebräuchen geht es so; wie auch umgekehrt manches, was ehedem reine Gepflogenheit ohne religiösen Hintergrund war, abergläubisches Gepräge annimmt. Ist es

bei unseren diesbezüglichen Verhältnissen für den Forscher schon oft recht schwer, die Grenzen ziehen zu können, um wie viel mehr bei den Völkerstämmen im Innern Afrikas.

Herzlich lachen mufste ich einmal über solch einen schwarzen Amulettenkrämer in Baliburg. Wir hatten Fonte, dem Schmied, ein junges Kätzchen — welche Tiere vordem im Grasland unbekannt waren — versprochen. Als er es nun abzuholen kam, war er mit Täschchen, Hörnchen und derartigem Zeug behängt wie ein wandernder Mausefallenhändler. „So eine Katze sei ein bisher gänzlich fremdes Wesen, und da könne man nicht wissen, was für Zauber notwendig sei.“ Der Sicherheit halber hatte er nun alles angehängt und umgebunden, was er an derartiger Schutzwehr nur besafs!

Während die Bali nur Gegenstände aus Tier- und Pflanzenreich als Amulette verwenden, tragen die Batankoan überwiegend solche in Gestalt kleiner Götzenfiguren aus Horn und Holz.

Sonstiger Aberglaube.

Ich finde in meinen Tagebüchern noch ein paar abergläubische Anschauungen aufgezeichnet, die allerdings mit vorstehend angeführten nicht zusammenhängen; ich weifs sie aber sonst nirgends recht einzugliedern. Sie sind harmlos gleich manchem Aberglauben, wie er auch bei uns herrscht.

Um Regen herbeizuwünschen, wird ein Speer in den Boden gesteckt, die Spitze nach der Himmelsrichtung zeigend, aus welcher in der betreffenden Jahreszeit der Regen anzuziehen pflegt; auf die Spitze wird ein Stück Rotholz gelegt; also ein afrikanischer „Wettersegen“. —

Wenn der Häuptling bei einem Ausgang sich den Fufs an einem Stein anstöfst, so bedeutet das Krieg. —

Ein Jägerglaube ist, dafs es Regen bringt, so man einem erlegten Elefanten eines seiner Ohren aufklappt.

s) Religiöse Verhältnisse.

Ich habe an verschiedenen Orten bereits (u. a. erst oben S. 443) die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit betont, hierüber hierzulande nur einigermafsen klare Vorstellungen sich zu verschaffen. Infolgedessen war es auch unmöglich, dieses Kapitel nur annähernd geschlossen zu behandeln, und ich mufste die religiösen Verhältnisse bald da bald dort berühren und schildern; so namentlich bei den Sitten und Gebräuchen, und insbesondere bei Erörterung der ärztlichen Kenntnisse. Es erübrigt mir demnach unter obiger Aufschrift nur mehr, aus dem Gewirr all der beobachteten und erfragten religiösen und aber-

gläubischen Gebräuche und Vorstellungen die Vorstellung der reinen Gottheit, aus dem mystischen Nebel den „Gott"begriff herauszuschälen und zu klären. Das ist um so schwerer, als dies sicherlich den Leuten selbst nichts weniger als klar ist; als materiellem Genufsmenschen, ist es wohl noch keinem Neger eingefallen, ein theologisch-philosophisches System auszubauen!

Das wenige Abstrakte, das sich aus dem berichteten konkreten Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läfst, ist etwa folgendes:

„numen".

1. Ein höheres, übernatürliches Wesen giebt es; seine Vorstellung aber ist ganz und gar unklar: bald ist es „der böse Geist", bald sind es „die Verstorbenen".

Daraus geht einmal hervor, dafs auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im Grunde genommen vorhanden ist.

Aus den verschiedenen Abwehrgebräuchen geht weiter hervor, dafs dieses übernatürliche Etwas als böse, als feindlich gedacht wird. Andererseits haben wir auch Ceremonieen kennen gelernt, wo von diesem — wir wollen es „numen" nennen — von diesem „numen" auch Segen erfleht wird. Also: „der dualistische Rifs, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen, Liebe und Hafs, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht —" geht auch durch das religiöse Bewufstsein dieser Völker. Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen Gott und Teufel mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heifst er lediglich: guter Geist und böser Geist. „Für diesen aber wie für jenen hat in beiden Fällen zum Modell gedient der Mensch": Gott und guter Geist ist der verbesserte; Teufel und böser Geist ist der verschlechterte Mensch, d. h. der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven bezw. negativen Kräften und Leidenschaften.

Dafs bei den Naturvölkern in den Hochlanden Nord-Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult — soweit von einem solchen die Rede sein kann — sich mit Abwendung seiner schädigenden Emanation u. s. w. beschäftigt, ist psychologisch gleichfalls aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere Fürbitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen, auch ungedachten Nachsatz: „und verschone uns vor dem Uebel".

Bildliche Darstellung der Gottheit.

2. Darstellungen dieses „numen" oder (afrikanisch gesprochen) dieser Fetische finden sich bei den Bali in keiner Form (die auf

Pfeifenköpfen angebrachten menschenähnlichen Fratzengebilde (Abb. 61, S. 385 und Abb. 77, S. 405) halte ich, wie dort schon gesagt, eben nur für solche). Bei den Batankoan, einem Ureinwohnervolk, dagegen bestehen die Amulette gröfstenteils in götzenähnlichen Darstellungen.

Mystische Gegenstände.

3. Mystische Bedeutung bei den verschiedenen Ceremonieen haben: Wasser, weifse Erde, Rotholz, Kola, das Huhn (ich erinnere an den Vogelkult unserer Altvordern) Blut, der Schafbock, ein Pfahl (stets dreigabeliger verdorrter Strunk; auch Nachtigal berichtet von einem „heiligen Pfahl“ in Baghirmi), Menschenknochen und Menschenschädel (?); dazu noch die als eigene Kultgeräte hergestellten mehrzinkigen Eisen (Abb. 101, S. 430) und die heiligen Speere (Abb. 102, S. 431).

Priester.

4. Eine Priesterkaste giebt es in den Baliländern nicht.

Eine solche findet man bei den Negern überall da, wo die Herrschergewalt nicht festgewurzelt ist, sie also als Stütze abergläubischer Zauberschwindeleien bedarf. Dafs diese Mittel zum Zweck in der Hand kluger Fetisch- und Medizinmänner dann nicht selten in eine Priestertyrannei ausarten, der auch der Häuptling selbst machtlos sich beugen mufs, gehört nicht hierher. Die Graslandfürsten fühlen sich als in ihrer Macht gefestigte Despoten, und sind es auch ihrem Volk gegenüber; die Bethätigung religiöser Ceremonieen ist ihnen nur religiöses Beiwerk. So ist der Graslandherrscher Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte anordnet, meist selbst leitet. Sie entbehren nicht einer gewissen Würde; ich erinnere an die Ceremonieen beim Womatanz (S. 430), beim Ledawaffenfest (S. 431) u. a.

Der schlichteste dieser Akte hat auf mich den meisten Eindruck gemacht: so oft ich auf längere Zeit von der Station mich entfernte, liefs es sich Garega nicht nehmen, mich in seiner Weise zu verabschieden. Er empfing mich dann an der Thüre seines Gehöftes in einfacher Haustobe. Neben ihm stand Tituat, hielt eine Schale mit Wasser und reichte dem Häuptling einen kleinen Zweig. Mit diesem besprengte Garega mir Brust und Nacken und Schulter, murmelte leise Worte dazu und schlofs mich hierauf in seine Arme. Dann schob er mich mit einem Ruck weg und hiefs mich ziehen.

Ich mufste der Zeiten gedenken, in denen die sorgliche Mutter dem scheidenden Knaben mit geweihtem Wasser das Kreuzzeichen auf Stirn und Mund und Brust machte. — —

Abschnitt VII.

Streifzüge in die Tierwelt.

Die Tierwelt im Küstengebiet; — im Waldland; — im (eigentlichen) Grasland.

Wissenschaftliche Beobachtung der Tierwelt verlangt eigene Vorbildung in der Heimat einerseits, systematisches Arbeiten draufsen andererseits. Zu letzterem gehören ruhigere Zeiten und geordnetere Verhältnisse in jeder Beziehung, als sie mir in den Jahren 1891/93 beschieden gewesen waren; über erstere verfügte ich leider nicht: so können diese Streifzüge nicht mehr sein als das in schlichtes Gewand gekleidete Ergebnis meiner Beobachtungen auf dem Marsch, auf der Station, auf gelegentlichen Jagdstreifen. Gerade das, was auch der Laie zu leisten vermag, wenn er, wie ich, seit früher Jugend gern und viel durch Wald und Feld der Heimat, mit dem Stock in der Hand, mit der Büchse über der Schulter gestreift ist: Beobachtung des Tierlebens, ward mir durch die Ungunst der Verhältnisse sehr eingeschränkt; entweder mufste ich in scharfen Märschen das Land durchziehen oder ich lag auf der Station fest in Unterhandlungen und Verhandlungen, die junge Schöpfung dort oben zu festigen, oder das Waffenspiel in Krieg und Frieden forderte meine Anwesenheit.

Noch etwas möchte ich vorausschicken; ich habe mich an früherer Stelle (Abschnitt III, S. 69 u. f.) bereits darüber ausgesprochen. Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat über die Tierwelt der Tropen. Ihre Vertreter, und gerade die als die „wildesten" verschrieenen, fliehen, wenn nicht angeschossen oder überrascht oder in die Enge getrieben, vor dem Menschen und verbergen sich; sie bleiben in den Dickungen, in den Wipfeln der gewaltigen Bäume versteckt und verschwinden, selbst zu Tode getroffen, häufig spurlos in dem Pflanzengewirr.

Das ist übrigens auch ein weiterer Grund, warum gerade auf Märschen die Ausbeute in dieser Beziehung so gering ist. Eine Fährte, ein Laut ist oft alles, was die Anwesenheit eines Tieres verrät.

Gar manchmal hat mich, den Tier- und Jagdfreund, das mächtig dann gelockt, die Spur zu verfolgen, dem Tone nachzugehen, — aber mit den ernsteren sachlichen Aufgaben hätte sich's nicht vertragen, und so zog ich weiter; nur einer Elefantenjagd habe ich hier und da nicht widerstehen können.

Schliefslich sei noch auf die Kartenbeilage 2 und die dortigen diesbezüglichen Bemerkungen über das Vorkommen einiger Tierarten verwiesen, sowie daran erinnert, dafs aus naheliegenden Gründen die Beschreibung der Haustiere in die beiden vorhergegangenen Abschnitte (siehe S. 287 und S. 397) aufgenommen wurde.

Treten wir unsere Streifzüge an auf den uns bekannt gewordenen Pfaden zu Wasser und zu Fufs von der Küste bis hinauf in die Hochlande. Ich wäre fast versucht, gleich wie ich eine geographische und ethnographische Dreiteilung des Nordgebietes von Kamerun — in Richtung meiner Marschstrafse — nachgewiesen habe, auch eine zoologische aufzustellen; sie würde sich mit der geographischen decken.

Die Tierwelt im Küstengebiet.

Mühsam sucht sich das Boot durch das Gewirr von Krieks, die dem eigentlichen Flufslauf des Mungo vorlagern, seinen Lauf. Einförmig ist das Vegetationsbild; spärlich die Tierwelt. Vierfüfsler haben hier keine Existenzmöglichkeit. Es verirrt sich nur herein der in den Buschniederungen häufig vorkommende olivengrüne Bülbül (Andropadus virens), mit seiner Farbe schwer unterscheidbar von den gleichfalls graugrünen Blättern der Rhizophoren. Endlich biegt das Fahrzeug in die eigentliche Wasserrinne des Stromes ein. In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen hoch oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden langsamen Flügelschlag, man schaut auf, und über einen weg geht ein Nashornvogel (zur Familie der Bucerotidae gehörig) mit mifstönendem Geschrei. Ein von mir erlegtes Exemplar hatte die Gröfse unseres Bussards, schwarzes Gefieder mit Stahlglanz, die äufseren Schwanzfedern weifs. Das Merkwürdige an dem Vogel ist der Hornauswuchs an seinem Schnabel: da, wo letzterer am Kopf ansetzt, ein hornartiger stumpfer Vorsprung. Dieser Schmuck hat ihm auch seinen Namen eingetragen.

Bülbül.

Affen und Graupapageien.

Nashornvogel.

Hier und dort ist in die dichte, grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteilwand eingegraben. Da ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat. Ich habe nicht selten derartige

Elefant.

Spuren dieses Dickhäuters am Ufer getroffen; ihn selbst habe ich nur einmal bei seinem Bade erwischt. Es war meine letzte und kürzeste Elefantenjagd; nach einer halben Stunde war ich im Besitze der afrikanischen Trophäe einer erfolgreichen Jagd, des borstigen Schwanzendes. Auf der gleichen Fahrt habe ich von einem Wassertier wenigstens die Eier erbeutet. Ich hatte mein Lager nachts auf einer kleinen sandigen Insel aufgeschlagen, und als ich bei Tagesgrauen von meinem Feldbett mich erhob, sah ich wenige Schritte vor mir gerade noch Rücken und Schwanz eines Alligators ins Wasser gleiten. Die nachgeschickte Kugel kam zu spät. Seine Anwesenheit auf der Sandbank in der Nacht konnte nur durch Brutgeschäft erklärt werden, und nach kurzem Suchen fanden meine Jungen auch ein Nest Eier, lose mit Sand überschüttet. Sie hatten die Gröfse von Enteneiern, graugrüne Farbe mit dunklen Tupfen. Ich kochte mir ein paar zur Bereicherung meines Frühstückstisches; sie schmeckten fast wie Hühnereier, nur ist der Dotter zäher und zieht lange Fäden.

Alligator.

Flufspferde habe ich im Mungo nicht angetroffen.

Flufspferd.

Die Tierwelt im Waldland.

Die Stromfahrt ist zu Ende; zu Fufs geht es fortan weiter in den Urwald hinein.

Zu beiden Seiten des Pfades finden sich zahlreiche, aus Erde zusammengefügte Ameisenbauten, oft von zierlichster Form, freistehend oder an Baumstämme angeklebt, die einzigen Spuren tierischen Lebens, welche das Auge anfangs zu entdecken vermag. Daneben aber gellen einem die Ohren von dem andauernden, schrillen Gezirp der Cikaden, welche bei der herrschenden Dämmerung den ganzen Tag über ihre nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Allmählich tauchen die Bewohner auf: hier finden wir die abenteuerlich geformten Gespensterheuschrecken, welche bald einen dürren Zweig täuschend nachahmen, bald einem Blatt ähnlich sehen; nahe einem Wasserlauf, namentlich wenn der Wald zugleich etwas lichter wird, schwärmen prächtig rotgefärbte oder blauschillernde Libellen sowie Schmetterlinge, schlicht kardinalrote, gelb und schwarz gezeichnete und weithin leuchtende riesige Exemplare. Die Zahl der Ameisen ist Legion. Und wehe dem Wanderer, den sie überfallen. Wie schlimm sie mir auf dem Marsch und der Station mitgespielt, habe ich bereits erzählt. Nicht minder zahlreich und auch nicht minder lästig sind die winzig kleinen Fliegen; Sandfliegen nannten wir sie. „Man kann sich der kleinen, fast unsichtbaren Bestien gar

Cikaden, Libellen u. s. w.

Ameisen.

Fliegen und Sandflöhe.

nicht mehr erwehren, der Regen scheint sie herein (ins Haus) zu treiben; am ganzen Leib ist man zerstochen von ihnen; nachts weckt oft unerträgliches Jucken, und geradezu halbe Stunden lang kratzt man wie rasend den ganzen Körper ab . . .“ klage ich in meinem Tagebuch. Noch öfter als diesen Schmerzensruf finde ich solchen ob der Sandflöhe, denen ich gleichfalls schon früher mehr Platz in diesen Blättern einräumen mufste, als sie verdienen.

Käfer.

In Vervollständigung der Aufzählung der von mir im Waldland beobachteten Insektenwelt nenne ich die grofsen, flachen Käfer, ähnlich unseren Hirschkäfern, mit Zangen gleich diesen, welche nicht selten vom Lichtschein angelockt, gegen Laterne oder Kerze anflogen; sowie eine Art Leuchtkäfer, die ich nur im Banyanggebiet zu sehen bekam und folgendermafsen im Tagebuch beschreibe: „Gestern Abend flimmerte es plötzlich mit grünlichem Schimmer neben mir auf; ein kleiner Käfer, unscheinbar braun, etwa 1 cm lang, ging auf meiner Hand spazieren. So oft er die Flügeldecken hob, strahlte vom Hinterleib intensives grünes Licht aus; während des Fluges leuchtete es ununterbrochen.“ Die Anwesenheit von Moskitos in den feuchtwarmen Urwaldgebieten zu bestätigen, ist eigentlich überflüssig.

Moskitos.

Agama.

Zahlreich, insbesondere in den Ansiedlungen, und durch ihr Erscheinen die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigend sind (selbstverständlich Ratten, und) die Agama. Diese Eidechsen zeichnen sich durch ihre ganz beträchtliche Gröfse — ich habe nicht selten Tierchen von 40 ja 50 cm Länge beobachtet — und namentlich durch ihre prachtvollen, lebhaften Farben aus: meist war der Kopf rot, der Hals grün, Rücken und Schweif rot, gelb, blau und grün durcheinander.

Zu den gefiederten Vertretern der Tierwelt übergehend, soweit mir solche zu Gesicht kamen, führe ich an erster Stelle jene Vogelansiedlungen auf, die bezeichnend für ganz West- und Innerafrika sind, und auch hier im Waldgebiet Nord-Kameruns häufig sich finden. Sie verleihen den Bäumen, die sie mit Vorliebe bevölkern (solchen, die mit einem Teil der Krone über das Wasser herabhängen, sowie Oelpalmen) ein ganz absonderliches Gepräge. Namentlich die letzteren sind oft derart zerzaust, dafs die sonst so schönen schlanken Fiederblätter der Krone kahl wie Besenreiser in die Lüfte starren, wenn sie, wie häufig der Fall, oft ganz mit den eigenartigen Nestern der reizenden kleinen Webervögel (Ploceï) bedeckt sind. Die Tierchen sind mittelgrofse Finken mit dunkelgefärbtem Kopf, grünlichem oder rötlichgelbem Rücken und gelbem oder weifslichem Bauche. Ihre Nester, zu 30 und 40, manchmal auch zu Hunderten an einem Baum, sind wahre

Webervögel.

Kunstbauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen. Die Form ist bekannt: etwa wie ein umgekehrt aufgehängter Reitstiefel. Diese Bauart, und der über das Wasser hinaushängende schwanke Zweig, an den die Tierchen das Nest flechten, sichert sie und die junge Brut so ziemlich vor ihren Feinden: den Falkenarten und den räuberischen Pfoten ihrer gefährlichsten Verfolger, der nesterplündernden Meerkatzen.

Nashornvögel. Die im ganzen Waldland vorkommenden Nashornvögel habe ich besonders häufig in der Nähe von Nguti beobachtet. Auffallend an seinem Flug ist der starke rauschende Flügelschlag, der dies Tier schon von weitem, lange bevor man es zu Gesicht bekommt, ankündigt. Während ich diese Vögel zu allen Tageszeiten streichen sah, beobachtete und vernahm ich den Turako (Corythacola cristata) meist nur morgens und abends. Zur Familie der Helmvögel gehörig, hat er etwa die Gröfse eines Raben, ist aber prachtvoll lasurblau, gelb und zimmtbraun gefiedert. Sein Fleisch giebt eine sehr kräftige Brühe; gebraten habe ich ihm keinen besondern Geschmack abgewinnen können. Nur abends liefs in der Nähe der Mi-Yimbistation ein Vogel mit rötlichem Gefieder den gleichen Laut ertönen wie unser heimischer Kuckuck; auch in der bisweilen schier endlosen Unermüdlichkeit des Rufes glich er ihm.

Turako.

Kuckuck?

Graupapagei. Meine ornithologischen Beobachtungen im Waldland sind zu Ende mit der Aufführung der häufigst vorkommenden Vögel, der Graupapageien (Psittacus erithacus). Auch ihre Hauptflugzeit ist abends vor Beginn der Dämmerung. Wenn der Tag sich neigt, wird hier zu Land, wie bei uns zu Hause, die gefiederte Welt lebendig. In starken Ketten streifen sie durch die Baumkronen und machen sich mit ihrem durchdringenden, knarzenden Gekreisch weithin bemerklich; doch sind sie schlaue Vögel, klug und vorsichtig, und darum nicht leicht zu schiefsen. Wenn ich mich zur Beobachtung oder zur Gewinnung eines dieser rotschwänzigen Gesellen für unseren Kochtopf — sie eignen sich hierfür in gleicher Form wie der Turako — heranpürschte, mufste ich bei ihrem Gebahren stets an unsere heimischen Nufshäher denken. Man weifs, dafs auf einem Baum eine ganze Bande dieser Rotschwänze sitzt, hat man sie doch dort einfallen sehen; aber zu Gesicht bekommt man keinen. Alle, soeben noch in der lautesten Unterhaltung begriffen, schweigen sofort still, ziehen sich in die dichte Baumkrone zurück und gewinnen lautlos kletternd die dem Schützen entgegengesetzte Seite des Baumes, streichen ab; und nun in sicherer Entfernung geht ein Geschrei und Geschimpf und Gespött

an ob des überlisteten Jägers. Anders, wenn ein Schufs in das Gelichter hineinfährt: dann stiebt alles mit lautem Gekreisch auseinander.

Wenn man die Papageien nennt — „gefiederte Affen" heifst sie Brehm —, gedenkt man thatsächlich unwillkürlich auch der letzteren, dieser vierfüfsigen Komiker im Busch, die ihre zweibeinigen geschnäbelten Kollegen an Possierlichkeit noch um ein gut Teil übertreffen. Wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht weit; so auch im Waldland Nord-Kameruns.

Meerkatzen.

Ich habe im Waldland nur die Sippe der Meerkatzen (Cercopithecus) beobachtet. Vom Vorkommen des Gorilla, dessen Heimat ja Guinea ist, habe ich nie etwas gehört, auch nicht Knochen und Schädel von ihm zu Gesicht bekommen.

Unstreitig gehören die Affen, und unter ihnen wieder in erster Linie die Meerkatzen zu den lebendigsten, beweglichsten Säugetieren. Und die Meerkatzen sind aufserdem, wenn auch manchmal so recht Lausbuben im Busch, doch die gemütlichsten und anständigsten der ganzen Affensippschaft. Ihren Namen erhielten sie schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls weil sie über das Meer aus Afrika (und zwar Westafrika) zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern.

Zum Dank für manch herzliches Lachen, das sie mir entlockt, aus Dank für manch guten Braten, manch gute Suppe, die sie geliefert, ein paar Worte über sie. Auf Mi-Yimbistation, in den Biwaks, hatte ich ihr Treiben zu beobachten bisweilen Gelegenheit. Unübertrefflich und mit köstlichem Humor beschreibt ihr Gehaben und Gebahren Brehm, und ich vervollständige aus ihm meine Schilderung.

Man findet die Meerkatzen stets in ziemlich starken Banden, und eine wahre Lust ist es, ihnen im Walde zu begegnen. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, zärtlichste Liebesbezeugungen und Ohrfeigen, ein Klettern und Laufen, ein Rauben und Plündern und Stehlen, Gesichterschneiden und Gliederverrenken sehen. Nicht einen Augenblick sind sie ruhig. Immer gefräfsig, genäschig, giebt es immer was zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten. Die Sorge um das liebe Futter ist grofs; sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn er so unverschämt ist, von der Affentafel — und das ist der ganze, weite Urwald — schmausen zu wollen. Felder und Farmen werden von den Affen als höchst erwünschte Orte angesehen und gebrandschatzt, dafs es eine wahre Lust ist. Alle Künste gelten bei diesen Diebszügen. Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Notfall auch

geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben; Sätze von 20 Fufs Sprungweite sind ihnen ein Spafs. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter. Eine Liane ist eine höchst bequeme Treppe für den Affen, ein Baumstamm geradezu ein Promenadenweg. Sie klettern vor und rückwärts; Kopf oben, Kopf unten; oben auf dem Ast, unten an ihm. Bricht er, so fassen sie im Fallen einen zweiten; hält dieser auch nicht, so thut's vielleicht ein dritter; greift die Hand fehl, mufs der Schwanz einspringen, und an ihm pendelt dann der Clown so unbefangen, als ob er gerade so und nicht anders seinen Salto habe machen wollen. Der Schwanz mufs überhaupt gründlich herhalten: als Steuer bei weiten Sprüngen, als fünfte Hand, als Treppe, als Hängematte, wenn sein Besitzer Mittagsruhe halten will. Und solche turnerische Kunststücke machen die Aeffinen mitsamt ihren Spröfslingen ebenso gewandt und elegant mit wie ohne diese Anhängsel; Anhängsel in des Wortes eigentlichster Bedeutung; der junge Affe hängt sich nämlich mit den Vorderfüfsen an Hals oder Brust, mit den Hinterhänden an den Weichen der Mutter ein. Wird das Marschtempo aus irgend welchem Grunde beschleunigt oder werden so tolle Sprünge, wie oben geschildert, gemacht, so schlägt das Kleine zur gröfsern Sicherheit mit seinem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mama.

Das Rauschen der Zweige und Brechen der Aeste, auch Töne des Wohlbehagens, oft unterbrochen von Gezänk, verraten im Urwald die Annäherung einer Affenschar. Ist sie auf der Wanderschaft, so ordnen sie sich in langer Reihe; jedes folgende Tier nimmt genau denselben Weg wie sein Vorgänger. Das befähigteste, männliche Mitglied einer Herde — der Affe ist das Gesellschaftstier par excellence — wird Zugführer, Leitaffe. Er verlangt und geniefst, gestützt auf die längsten Zähne und stärksten Arme, unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht; auch von den weiblichen Angehörigen verlangt er unbedingte Gefügigkeit im Minnedienst. Keine darf sich einfallen lassen, sich einer albernen Liebschaft mit irgend einem Grünschnabel der Gesellschaft hinzugeben. Solche Pflichtvergessene werden gemaulschellt und zerzaust; der betreffende Affenjüngling aber kommt noch schlimmer weg: mindestens bleibt ein hübsches Stück seines Balges in den Zähnen und Händen des gekränkten Herrschers. Ueber alle Beschreibung komisch ist es mit anzusehen, wie sich sämtliche Favoritinnen bei Rasten u. s. w. beeifern, das Haarkleid des Oberhauptes von lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten und mit welcher Würde er sich diese Huldigungen gefallen läfst. Dafür sorgt er aber

auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen. Er zieht voran, nimmt beim Ruhen den höchsten Sitz auf einem, guten Ausblick gewährenden Baume ein, und nach allen Seiten hält er scharfe Umschau. Er lockt, ruft, warnt durch verschiedene Töne. Am auffallendsten ist ein, wie es scheint, als Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit von ihm hervorgebrachter, weitschallender Laut, der etwa die Mitte hält zwischen Schnalzen und Bellen; er wird meist abends vernommen, wenn die gesättigte und ermüdete Gesellschaft es sich bereits für die Nacht bequem gemacht hat. Denn erst abends kommt Ruhe in die bewegliche Sippschaft; und ich habe oft und gern die lustigen Springer beobachtet, wie sie, ehe sie zum Schlaf ganz nah zusammenrücken, auf den äufsersten Zweigen eines Waldriesen, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, sich mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Reinigung des Pelzes beschäftigten oder von ihrem erhabenen Sitze mit beneidenswerter Beschaulichkeit auf die Welt unter sich herabblickten.

Ihr Geschrei unter Tages ähnelt nicht selten derart dem kleiner Kinder, dafs es mich manchmal irre machte, indem ich hoffte, nun in Bälde die Farmen des erwünschten Marschzieles betreten zu können. Angeheimelt förmlich hat es mich — und damit dann allmählich genug der Affen —, wenn ich am Lagerfeuer oder in der Dorfstrafse der Unterhaltung meiner Träger zuhörte, und einer dem andern ein „you be one monkey“ an den Kopf warf: da hatten also Nord und Süd verwandte Schmeichelnamen!

Ein junger Affe ist ein ganz guter Braten. Wenn die Entfernung es erlaubte, habe ich stets mit grobem Schrot geschossen, denn der Affe braucht schon einen tüchtigen Schufs auf seinen Pelz. Ich möchte da ein Moment berühren, das ich öfter und sogar auch von Brehm gegen die Affenjagd und -verspeisung angeführt las. Der tote Affe, insbesondere wenn die Decke abgestreift ist, soll einem toten Kinde täuschend ähnlich sehen, so dafs einem der Appetit vergehe; auch soll er nach einem nicht gleich tödlichen Schufs so menschlich rührende Bewegungen machen, dafs man sich fast als Mörder eines geistbeseelten Geschöpfes vorkomme. Ich habe weder das eine noch das andere finden können. Mit grofser Phantasie kann ich mir schliefslich auch aus einem abgezogenen Hasen ein kleines Kind zusammenkonstruieren; und was das letztere anlangt, so habe ich mich viel eher zu Hause als roher Mörder gefühlt, wenn ein todwundes Reh sein brechendes Auge noch einmal zum Jäger aufschlägt, der, um ihm den Genickfang zu geben, zu ihm sich herabbeugt, als wenn ein an-

geschossener Affe verzerrten Gesichtes zu seinem Ueberwinder hinaufblinzelt.

So arge und freche Nesträuber unsere Affen sind, so unverschämt sie freihängende oder Baumnester plündern, so ängstlich verfahren sie beim Ausnehmen der Nester von Höhlen- (Baum- oder Felsen-)brütern, wie sie auch Steine u. s. w., unter denen die von ihnen gern gespeisten Spinnen und andere Kerbtiere liegen, nur äufserst vorsichtig aufheben. Grund in beiden Fällen: die aufserordentliche grofse Furcht vor Schlangen, die an beiden genannten Plätzen gern sich aufhalten. Die kleinste Schlange bringt das gröfste Entsetzen in eine Affenbande. Sie müssen offenbar sehr schlimme Erfahrungen mit diesen Tieren gemacht haben. Schlimmere als die Eingeborenen; diese fürchten die „gefürchteten“ Reptile nicht sonderlich. Denn auch letztere weichen dem Menschen aus; nur gereizt oder überrascht greifen sie an.

Schlangen.

Im Waldland habe ich Schlangen zu Gesicht bekommen; ob giftig oder nicht, weifs ich nicht. Sie waren braun-grau und grünlich-grau, und konnten infolge dieser Färbung leicht übersehen werden. Namentlich wenn sie an den Aesten sich herunterhängen liefsen oder am Boden zusammengerollt lagen, hielt man sie anfänglich für Lianen. Es sind wohl Pythonenarten (?); die längste, die ich sah, war etwa 3 bis 4 m lang. Auf Mi-Yimbistation bekam ich eine weitere Art zu Gesicht; der Aufregung nach, die ihr Erscheinen hervorrief, scheint sie für giftig gehalten zu werden. In dem Raum, wo unsere Träger schliefen, entstand eines Nachts ein grofses Geschrei: „massa, massa, one big shake wont chop me, he be big too much!“ Wir, d. h. Dr. Zintgraff und ich, eilten hinunter und sahen beim Schein eines rasch mitgenommenen Holzbrandes gerade noch den Schwanz eines Reptils durch die leichte Palmblätterwand aus der Hütte gleiten. Ein Schlag lähmte die Schlange, und bald war sie unschädlich gemacht. Sie hatte gelben Bauch, schwarzen Rücken und war etwas über vier Fufs lang. Nun aber war die Besorgnis unserer Träger ob der Tötung noch gröfser, als die Angst: „die Schlange sei die Mutter der Ameisen, und wenn man sie töte, kämen alle Ameisen und bissen die Mörder tot.“ Diese Befürchtung teilten auch die am nächsten Tag auf der Station erscheinenden Banyang und gruben das Tier schleunigst unten am Ufer des vorbeiströmenden Fi ein. Irgend etwas näheres über diesen Aberglauben konnte ich nicht in Erfahrung bringen, dagegen verdanke ich der Sache die Kenntnis der in Abschnitt V (S. 299) niedergelegten Schlangensagen der Banyang, welche den Beweis liefern, dafs es in ihrem Lande an Schlangen, und zwar giftigen, nicht

fehlt. Von häufigen Unglücksfällen durch diese Tiere erzählten sie nichts.

Anläfslich dieses gefabelten Zusammenhanges zwischen Schlangen und Ameisen sei eine thatsächliche Verbindung dieser beiden berichtet: ich fand auf dem Marsch einmal auf dem Weg eine sich schwach bewegende, unförmlich schwärzliche Masse. Bei näherem Zusehen war es eine der erwähnten bräunlichen Schlangen, zusammengerollt, von Ameisen in ganzen Klumpen überzogen, und nur mehr schwache Lebenszeichen von sich gebend. Ob das Reptil bereits verletzt oder krank in den Ameisenzug geraten war oder ob letztere dasselbe geradezu überfallen und überzogen hatten, weifs ich natürlich nicht.

Leopard.

Wir werden den Schlangen oben im Grasland wieder begegnen. Auch auf einen weiteren Affenfeind, den Leoparden, näher einzugehen, verspare ich mir auf das Betreten dieser Hochlandgebiete, weil ich dort oben, wo ich mich 1½ Jahre fast aufgehalten, dieses prächtige Raubtier öfters getroffen habe, als im Waldland, das ich ja nur auf meinen verschiedenen Durchmärschen kennen lernte. Dafs dieser gelbpelzige Räuber auch unten im Urwald häufig genug vorkommt, beweisen die zahlreichen Fährten; hat er uns selbst bewiesen, indem er uns auf Mi-Yimbistation unseren ganzen Ziegenstall schlug, ohne dafs es gelang, des Burschen habhaft zu werden.

Elefant.

Mit Erwähnung dieses Raubtieres komme ich zu den gröfseren Säugetieren der Urwaldzone. Aufser ihm und dem Hochwild der Wälder und Savannen Nord-Kameruns, dem Elefanten, dem ich gleichfalls erst nach Ersteigung der Höhen von Bamesson in den Jagdgründen des Graslandes näher treten will, habe ich hier unten kein weiteres zu Gesicht bekommen.

Ueber den Elefanten sei nur bemerkt, dafs er gerade kurz vor meinem ersten Durchmarsch durchs Waldland im Nord-Mabumgebiet als wahre Landplage in Herden aufgetreten sein soll „und die Bewohner mehrerer Orte und Weiler zur Auswanderung gezwungen habe, indem er nicht blofs die Farmen zertrampelt und zerstört, sondern auch die Hütten heimgesucht hätte“. Die Beweise dieser seiner zerstörenden Anwesenheit bekam ich thatsächlich auf meiner Strecke noch zum Teil zu sehen; es scheint eine förmliche Wanderung dieser Kolosse stattgehabt zu haben.

Flufspferde giebt es in den von mir durchschrittenen Gewässern nicht; Büffel und Löwen sind ebenso unbekannt.

Antilopen.

Von zwei weiteren Säugetieren habe ich nur die abgestreiften Decken gesehen: von Antilopen und Stachelschweinen; von ersteren

leider keinerlei Gehörn, und von den Decken nur Stücke, so dafs ich bezüglich Gattung derselben keine Schlüsse ziehen kann. Ein Stachelschweinfell brachte ein Banyang einmal zum Verkauf; es war auf Hölzern aufgespannt und bereits in halbverfaultem Zustand. Die Stacheln waren schwarz-weifs, und fingerlang.

Stachelschwein.

In Vervollständigung meiner zoologischen Angaben wiederhole ich hier meine in Abschnitt V, S. 295 mitgeteilte Beobachtung, dafs mir im Waldland keine Fische zu Gesicht gekommen sind, und ergänze sie dahin, dafs ich auch keinerlei sonstige zwei- oder vierfüfsige Wassertiere gesehen habe. Ich halte es jedoch für geradezu ausgeschlossen, dafs es deren, wenigstens erstere, in den zahlreichen Wassern nicht geben sollte.

Fische u. s. w.

Die Tierwelt im (eigentlichen) Grasland.

Nun den Bergstock zur Hand und hinauf ins Hochland. In zoologischer Hinsicht gehört die Vorbergslandschaft bis Bamesson noch voll und ganz zum Urwaldgebiet. Erst mit der gänzlich verschiedenen Höhenlage, der gänzlich anders gearteten Pflanzendecke des Graslandes beginnt auch eine Verschiedenheit im Tierreich sich geltend zu machen. Sie ist lange nicht so tiefgreifend wie in der an die Stelle gefesselten Vegetation, aber immerhin unverkennbar. Und das gleiche Gepräge hier wie dort. Wie die Pflanzenwelt auf den unendlichen grasbewachsenen Hügelwellen schmuckloser, einfacher sich zeigt, und dann plötzlich wieder in den eingesprengten Waldstreifen in üppiger Tropenpracht wuchert, so schweifen und fliegen durch und über das Schilfmeer farbenärmere Tiere; in den Buschpartien nisten und hausen buntfarbige Vögel, die einen wie Fremdlinge aus weit entfernten südlichen Ländern anmuten.

Was Arten anlangt, finden wir immerhin eine stattliche Anzahl bekannte aus dem Waldland, das Kleid nur ist bei einzelnen Vertretern schmuckloser geworden.

Ich beginne, wie im Waldland, mit dem Kleinzeug.

Ratten, Sandflöhe und Ameisen treiben auch hier ihr Unwesen wie dort. Von letzteren habe ich keine Bauten wie im Waldland oder lockere Haufen und Hügel wie bei unsern Ameisen beobachtet; sie leben wohl in unterirdischen, natürlichen Wohnungen. Aus Erdspalten und Erdlöchern sah ich die langen Kolonnen der sog. „Treiber" herauskommen, deren Vorbeimärsche oft stundenlang dauern. Ich beobachtete einen solchen Zug einmal vormittags beginnend über zwei

Ratten, Sandflöhe.

Ameisen.

Stunden; als ich dann nachmittags wieder nachsah, währte er in unverminderter Stärke, und ich hatte nach weiterer einstündiger Beobachtung keine Zeit mehr, das Ende abzuwarten. Auch geflügelte

Termiten? Ameisen tauchten einmal, April 1892, also Ende der Trockenzeit, auf. In Massen schwärmten sie ein paar Abende auf der Station umher und liefsen sich mit auffallender Vorliebe auf den frischen Schnittflächen der zum Bau der Einzäunung verwendeten und deshalb abgekuppten palmenähnlichen Stöcke (Abschnitt VI, S. 316 beschrieben) nieder. Die zarten, durchsichtigen, langen Flügeldecken fielen sehr leicht ab; die Tierchen schienen selbe sogar abzustreifen, und bei Tag sah man sie überall umher liegen. Aus letztgenannter Eigentümlichkeit folgere ich, dafs es Termiten waren. Aufserordentlich lästig waren in der

Fliegen. Trockenzeit die zahllosen Fliegen. „Beim Verbinden von Wunden sitzen im Nu 10 bis 20 auf den Wundrändern, in der Theetasse schwimmt stets eine ganze Zahl, und kaum öffnet man das Tintenglas, so fallen fünf, sechs zugleich hinein; Auge, Mund, Nase und Ohren sind unaufhörlich Gegenstände ihres Angriffs . . .“ beklage ich mich in meinen Aufzeichnungen. Doch stechen sie wenigstens nicht, wie die Sandfliegen im Waldland. Sie sind gröfser als diese, jedoch

Moskitos. wieder kleiner als unsere heimischen. Auch Moskitos zeigten sich in der Regenzeit, aber nur in dieser, und nicht sehr zahlreich.

Käfer. Am 1. XI. 1892 erschienen in Scharen kleine, etwa 1,5 cm lange Käfer, die den schwächern Pflanzen, sogar jungen Bananenschöfslingen schlimm mitspielten. Sie waren schwarz mit gelbem Rückenschild und hatten, namentlich die Flüssigkeit, die sie absonderten, einen starken aromatischen Geruch. So plötzlich, wie sie gekommen, verschwanden sie auch wieder. — Eine andere Art gehört eigentlich wohl zu den Raupen und war mir merkwürdig durch ihre Marschformation. „Von einer Banane herunter, am Boden eine Strecke entlang und an einer Hecke hinauf bewegten sich drei Kolonnen langbehaarter raupenähnlicher Tiere, aber mit kurzem, dickem Oberkörper und langen Beinen und rasch laufend wie Käfer in nebenstehender streng eingehaltener Marschordnung (Abb. 111), voraus stets nur ein Tier. Wir störten mehrmals die Kolonnen, aber rasch formierten sie sich wieder in der gezeichneten Reihenfolge.“ (Tagebuch.)

Abb. 111.

Wanderordnung einer Käfer-(Raupen [?]-) art.

Bienen. Bienen sind häufig; sie nisten in Erd- und Steinlöchern. Nach den Grasbränden sind die Eingebornen fleifsig darüber her, ihre Bauten

auszunehmen. Auch zu andern Zeiten räuchern sie dieselben aus. Dafs diese Tierchen in hohlen Bäumen sich festsetzen, ist von den Leuten nie beobachtet worden.

Libellen.

Libellen gaukeln an den Wasserläufen und treiben dort ihr Spiel wie unten im Waldland. Ich habe zwei verschieden gezeichnete beobachtet; beide von ziemlicher Gröfse, wie unsere grofsen blauen Wasserjungfern. Die eine hatte den Leib nach Ansehen und Farbe wie roter Sammet und gelbe Flügel; die andere zeigte scharf getrennte Farben an Vorder- und Hinterleib: ersterer war hellrot, letzterer hellblau, die Flügeldecken wie bei der erstbeschriebenen gelb.

Schnecken.

Die im Abschnitt VI (S. 391) bei Beschreibung der Lebensmittel genannten Schnecken ohne Gehäuse bohren sich in den Blattrippen der Raphia ein. Meine Träger behaupteten, „die gleichen Tiere gäbe es auch bei ihnen in Liberia und auch sie »chop bambu«“ (essen Bambus).

Wanderheuschrecke.

Ein Tier mufs bei diesen kleineren Vertretern der Tierwelt noch genannt werden, das durch die Massen, in denen es auftritt, wirkt: die afrikanische Wanderheuschrecke. In zwei Trockenzeiten sah ich ihre ungeheuren Schwärme über die Grassteppen Westafrikas ziehen: ein grofsartiges Naturschauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der es gesehen. „Baliburg, 1. II. 92. Gegen 2[00] p. m. kamen vereinzelte Tiere aus Osten, gewissermafsen als Eclaireurs voran, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2[00], quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit, dafs ein Durchsehen unmöglich war und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden glich dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Im Augenblick war alles besetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden, alles so dicht, dafs auch nicht das Geringste des bedeckten Gegenstandes mehr sichtbar war. Und als der Schwarm nach Norden und Nordwesten weiter zog und die Sonne von rückwärts in die Massen hineinschien, glaubte man das dichteste Schneegestöber zu erblicken, hervorgerufen durch das Glitzern der von den Sonnenstrahlen beschienenen weifsen Flügel der Tierchen.“ (Tagebuch.) Dafs der Neger sie roh, in Palmöl gebraten und gedörrt mit Leidenschaft ifst, habe ich bereits berichtet (Abschnitt VI, S. 391). Damals, als sie angeflogen kamen, herrschte Jubel über ihr Erscheinen, war doch die Ernte soeben unter Dach und Fach gebracht. Anders das zweitemal im Dezember gleichen Jahres. Da erregte ihr Erscheinen die gröfste Bestürzung: es drohte der jungen Saat vollständiger Untergang; und mit allen Mitteln: Feuer,

Rauch, Schiefsen u. s. w. suchten die Bali sie am Niederlassen zu verhindern, leider gröfstenteils vergeblich. Das Tier gleicht an Gröfse und Gestalt vollkommen unserer grofsen, grünen Heuschrecke, nur die Farbe ist verschieden: die Wanderheuschrecke ist braun.

Fledermäuse.

Meine Beobachtungen über Tiere mit Nachtleben beschränken sich auf die Feststellung des Vorkommens von Fledermäusen, die den unsrigen vollkommen gleichen (mit Laienaugen betrachtet). Doch behaupten die Bali, es gäbe auch viel gröfsere Flattertiere, die die Bananentrauben tüchtig plünderten: das wären also fruchtfressende Fledermäuse, vielleicht fliegende Hunde?

Fliegende Hunde?

Gecko; Chamäleon.

Die Familie der Eidechsen ist im Grasland vertreten durch weit schlichter gezeichnete Angehörige: statt der farbenprächtigen Agamas findet man den braunen Gecko. Häufig ist auch das Chamäleon. Ein Paar hat wochenlang in meiner Hütte auf der Station Baliburg sich einquartiert. Ich kann mir eine Beschreibung dieser netten Tierchen mit ihren ungeheuer bedächtigen Bewegungen, ihrer Fähigkeit, die Hautfarbe der jeweiligen Umgebung anzupassen, und ihrer cholerischen Anlage ersparen, sind sie doch sehr bekannt bei uns. Gerade die zweitgenannte Eigenschaft hatte ich an meinen Hausgenossen genau und oft zu beobachten Gelegenheit genug.

Schlangen.

Von Schlangen sah ich hier oben zwei Arten. Häufig war eine verhältnismäfsig kleine, höchstens 1 m lange, graugrünliche, dicke Schlange, die namentlich zur Zeit der Grasbrände sich zeigte, wo sie vor dem Feuer weichend, freie Plätze, so auch den der Station, aufsuchte. Wir ertappten sie nicht selten in den Häusern; einmal fand ich ein Exemplar sogar in meinem mit trockenen Bananenblättern aufgefüllten Strohsack. Giftig mufste sie offenbar sein; denn diese Tiere haben uns zwei Ziegen und unseren ganzen Entenreichtum, den wir mühsam zur Einführung dieser Wasservögel im Grasland mit hinaufgeschleppt hatten, in ein paar Wochen totgebissen. Und zwar war der Bifs in kürzester Zeit tötlich. Die Ente, soeben noch ganz munter, watschelte ins Gras; ein Angstgequak, und taumelnd kam sie wieder heraus, dann noch ein paar Schritte, und unter Lähmungserscheinungen trat der Tod ein. Am Körper sah man keine andere Verletzung, als zwei kleine blutunterlaufene, nadelstichgrofse Pünktchen. — Die andere Art, die ich nur einmal zu Gesicht bekam, war sicher eine Rhinocerosschlange. Ich hatte sie auf einem Stein an einem Bach überrascht, wo sie sich sonnte. Sie züngelte nur mit dem Kopf gegen mich, der ich respektvollst auf Speerlänge Halt gemacht, und auch als ich sie mit dem Speer anstiefs, blies sie nur ihren Hals

auf und schofs mit Kopf und weit aufgesperrtem Maule vor und zurück.

Ich mache gleich einen tüchtigen Sprung: vom kriechenden Gewürm zum edelsten und gewaltigsten Bewohner der Savanne wie des Urwaldes, dem Elefanten; zum häufigsten zugleich, durfte man 1892 noch sagen. Im Waldland war (wie berichtet) dieser mächtige Dickhäuter stellenweise geradezu eine Landplage, zerstörte ganze Pflanzungen der Neger und zwang sie, ihre Dörfer und Farmen zu verlegen. Amulette, Fetische an Bastschnüren aufgehängt und im Winde flatternd, schreckten ihn nicht sonderlich ab. Er entwickelt also einen entschieden minder religiösen Sinn als sein Verwandter am Weifsen und Blauen Nil, wo ein Scheïch Brehm einst versicherte, „es hülfe, wenn er zur Zeit der Ernte an Stangen Schutzbriefe und Koransprüche aufhänge. Diese genügen“, sagte er, „den gerechten Tieren; denn sie achten das Wort des Propheten und fürchten die Strafe der Gotteslästerer.“ Da ist der Westafrikaner bereits bedeutend aufgeklärter.

Elefant.

Von den in der Heimat in zoologischen Gärten u. s. w. gesehenen darf man keinen Rückschlufs auf das Tier in der Freiheit machen, wenigstens nicht auf den afrikanischen Elefanten. Der indische Elefant — denn dieser ist es fast ausnahmslos, den wir zu Hause zu sehen bekommen — sieht gutmütiger aus als sein afrikanischer Vetter, dazu hat er weit kleinere Ohren und Zähne. Anders der Afrikaner: 10 bis 12 Fufs hoch, niedrige, flache Stirn, seitwärts davon ungeheuere Ohren, die die Schulterblätter fast verdecken, mächtige Stofszähne, entweder geschwungen wie ein Sarazenensäbel oder fast gerade neben dem Rüssel weit vorragend: so zeigt er sich in der Wildnis, in der Freiheit. Es war mir stets ein überwältigender Anblick, einem solchen Kolofs gegenüber zu stehen, und wenn ich das Gewehr zum Anschlag hob, kam ich mir mit der winzigen Schlüsselbüchse vor wie ein Zwerg gegen einen ungeschlachten Riesen. Schon wie er so dasteht, breit und behaglich im Urwald oder in einem seiner Lieblingsaufenthalte, einer Raphianiederung im Grasland, mit dem Schweif sich die Fliegen abwehrend, die grofsen Ohren auf- und zuklappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, Aeste, Zweige, junge Bäume, die frisches Laub oder wohlschmeckende Früchte tragen, scheinbar ohne jede Kraftanstrengung fassend, biegend, brechend und das Grünzeug mit dem Finger des Rüssels in das unersättliche Maul verschwinden lassend: tritt einem die richtige Verkörperung sich

selbst nicht bewufster afrikanischer Urkraft entgegen. Beliebte Aufenthaltsplätze sind auch morastige Gründe, und truppweise suchen sie solche auf, um dort Schlamm- und Wasserbäder zu nehmen und mit Behagen sich zu wälzen und zu vergnügen. Auch den Bethätigungen zarter Regungen sind diese Plätze geweiht. Ein solcher Tummelplatz findet sich z. B. bei Ikiliwindi: eine sumpfige Waldlichtung, von einem Bach durchflossen. Weit und breit ist der Boden zerstampft und durchwühlt, und in gewaltigen Haufen liegt die Losung ringsum.

Ich wiederhole bei dieser Gelegenheit meine bei Schilderung des Marsches (Abschnitt III, S. 123) niedergelegte Beobachtung: dafs nämlich ich die Ansichten anderer Reisenden, wonach der Elefant als Wegebahner bezeichnet wird, auf Grund meiner Beobachtungen im Waldland mit dem besten Willen nicht zu teilen vermag. Ich habe ihn stets als Wegezerstörer kennen gelernt und den Dickhäuter verwünscht, der vor mir wandelnd die an sich schon niederträchtigen Negerpfade noch ungangbarer — soweit dies möglich — gemacht hat.

Truppweise, herdenweise leben die Tiere zusammen. Natürlich sind sie nicht so dicht zu treffen wie ein Rudel Rehe oder Schafe; auf einige Quadratkilometer verstreut treiben sich Herden von 20 bis 30 und noch mehr herum. Doch giebt es auch von ihnen ausgestofsene, alte, unverträgliche, bösartige Gesellen, die allein hausen; diese Einzelgänger, sowie Elefantenweibchen mit Jungen, sind unberechenbar und gefährlich: sie attackieren nicht selten, sogar unangegriffen. Sonst ist der Elefant im allgemeinen gutmütig. Wo er noch nicht viel durch Feuerwaffen belästigt ist, kümmert er sich nicht sonderlich um den Menschen und läfst ihn ruhig sich nähern. Nur bei lautem Lärm verzieht er sich; denn er sichert sehr scharf, äugt aber schwach. Auch angeschossen ist es immer der seltenere Fall, dafs er den Jäger annimmt, und selbst da ist es eigentlich mehr nur ein Schmerzensausbruch, der das Tier einige Schritte vorstürzen läfst. Freilich kann auch ein nur kurzer Vorstofs dem Jäger gefährlich werden bei der grofsen Nähe, aus der man das Tier schiefsen mufs, da man es früher wegen der Bodenbedeckung nicht deutlich genug zu Gesicht bekommt. Weiter als auf 20 Schritt habe ich nie geschossen.

Ich schalte die Schilderung einer Elefantenjagd im Waldland hier ein; und zwar jener, die ich infolge der damit verbundenen Unbehaglichkeit am ausführlichsten im Tagebuch skizzierte (teilweise ist sie in Zintgraffs „Nord-Kamerun“ aufgenommen). Bei der in Abschnitt IV, S. 179 u. f. wiedergegebenen war das tragikomische Moment überwiegend; hier soll der Waidmann erzählen.

„Früh am Tage breche ich auf. Ein Führer und drei meiner Leute, leidliche Schützen (zwei mit Mauserkarabinern bewaffnet, dem besten habe ich mein zweites Gewehr M/88 anvertraut), sind meine Begleitung. Bettsack mit Decke, etwas Proviant und Tauschwaren werden mitgenommen — man mufs sich auf ein Biwak stets gefafst machen. Nach etwa zwei Stunden Marsch entdecken wir verschiedene Anzeichen vorhandener Elefanten: alte Losung, aus der bereits junge Pflanzen hervorspriefsen, ausgewaschene Fufsspuren. Wieder eine Stunde weiter, die Zeichen mehren sich, Elefantenpfade kreuzen den Weg, frische Fufseindrücke werden sichtbar, und da ist auch schon die erste frische Losung, deren noch unberührte kanonenkugelförmige Gestalt und glänzende Farbe keinen Zweifel mehr zulassen, dafs wir von dem Wild nicht mehr sehr weit ab sind. Der Führer fährt mit den Zehen hinein, die Temperatur zu prüfen: und ein verständnisinniges »n« bestätigt die Vermutung. Nun heifst's (artilleristisch gesprochen) »Umhängen!« Die Gewehre werden geladen, ein zweiter Patronenrahmen kommt handgerecht in die Rocktasche, die Neger entkleiden sich, soweit sie etwas anhaben, und verhüllen nur die Scham mit einem Fetzen Zeug oder binden auch das Glied am Bauch hoch.

Vorsichtig auf der Fährte, d. h. in der Gasse, die das Tier gemacht, weiter pirschend, gelangen wir an einen Wassertümpel, der offenbar noch ganz kürzlich bei einem Morgenbade benutzt wurde und die hoch seitwärts abstehenden Aeste eines Baumes, woran der Elefant mit seinem vom Schlammbad lehmigen Rücken gestreift, lassen auf eine ganz beträchtliche Höhe des Tieres schliefsen. Nun aber horch! Zur Linken, ganz nahe, das Knacken eines Astes und Rauschen von Blättern. »Me smoke him« raunt mir mein Junge hinter mir zu. Der Neger besitzt eine sehr feine Nase, und der Elefant eine scharfe Witterung. Ich rieche nichts. Deutlicher wird das Brechen und Rauschen, zahlreiche Fliegen umsummen uns; behutsam, Schritt für Schritt geht's vorwärts; immer noch sehe und rieche ich nichts, vernehme aber deutlich schwach grunzende Töne, offenbar Zeichen des Wohlbehagens des Tieres. Dichtes Unterholz und Lianengewirr hindern den Blick. Ich winde mich gerade um einen mächtigen Baumriesen herum — und nun gewahre ich, kaum zehn Schritte vor mir, durch die Laubmassen undeutlich schimmernd, eine grauliche, gewaltige Masse. Noch kann ich nicht unterscheiden, ob's vorn, hinten oder die Seite ist. Einen halben Schritt mich vorschiebend, erkenne ich endlich Umrisse und Stellung. Er steht schräg rückwärts zu mir, so dafs ich vorerst weder Blatt- noch Kopfschufs

anbringen kann. Ein mächtiges Tier scheint es zu sein, der eine Stofszahn ragt gut einen Meter am Rüssel vorbei. Nun heifst's geduldig warten, ob und bis er sich schufsgerecht stellt. Die Jungen kauern hinter dem Baum, ich schiebe mein Gewehr vorwärts durch eine kleine Lücke. Ein, auch zwei Minuten vergehen, das Tier holt sich einen Ast nach dem andern und streift die Blätter und Zweige ab, sie in's Maul verschwinden lassend. Endlich dreht er sich etwas und wendet dabei den Kopf zurück, der Rüssel pendelt hin und her. Das ist der richtige Moment und die richtige Stellung. Ich ziele — auf die kurze Entfernung ist ein gutsitzender Schufs zwischen den Augen, da wo der Rüssel ansetzt, kein Kunststück —, und der Schufs kracht. Das Tier schwankt und fährt mit dem Rüssel in die Höhe; ein zweiter Schufs sitzt zwischen dem ersten und dem Auge. Nun aber kam ihm die schlechte Munition, die wir für die damals neueingeführten Gewehre M/88 geschickt erhalten hatten, in für mich unangenehmster Weise zu Hülfe. Beim Vorstofsen des zurückgeführten Schlosses klemmte die neue Patrone oder fielen das Geschofs und damit Pulverblättchen heraus oder was weifs ich — kurz ich hatte die schönste Ladehemmung! Wütend warf ich unwillkürlich die nutzlose Waffe dem Elefanten entgegen und sprang hinter den Baum. Das Tier, momentan durch die zwei gutsitzenden Schüsse betäubt, brach nun mit einem brüllenden Ton blindlings vor. Doch schon knatterten die Schüsse meiner Leute, und auch die beiden von mir (der erste sicher) safsen gut. Der Elefant taumelte und schwankte und brach zusammen. Aber tot war er noch lange nicht; und ein grofsartiges Bild unbändigen Schmerzes und Wutausbruchs des schwer getroffenen Urwaldriesen bot sich mir. Brüllende Töne stiefs er aus, der Rüssel peitschte den Boden, dabei bekam er zufällig das Gewehr zu fassen, im Nu war es zusammengebogen und flog in weitem Bogen in den Busch. Der eine Zahn reifst Erde und Wurzeln auf; ein paar Schüsse mufsten in den Rüssel und das Maul getroffen haben, auch mochten innerliche Verwundungen Blut aus Luft- und Speiseröhre in den Rachen ergiefsen: mächtige Blutklumpen holte er mit dem Rüssel daraus hervor und spie und spritzte sie in die Luft: eine blutige Fontäne! Ich nehme das zweite kleinkalibrige Gewehr und hart an das Tier herantretend, eben aufser Reichweite des Rüssels, versuche ich mit dem knochenzerschmetternden Stahlmantelgeschofs seinen Leiden ein Ende zu machen. Allmählich wurden die Bewegungen matter, und nach einem letzten krampfhaften Ruck lag der mächtige Körper tot. Nun stürzte auch schon alles auf das Tier, und im Nu ist das

untere Ende des Schwanzes mit seinen langen borstigen Haaren abgehauen: die Jagdtrophäe für den glücklichen Schützen wird mir überbracht." (Tagebuch.)

Es ist dieser Wedel dem westafrikanischen Elefantenjäger, was dem deutschen Waidmann das Geweih des Bockes, die Spielhahnfeder ist. Noch schaut diese Trophäe auf mich von der Wand herunter, als wüfste sie, dafs ich von dem tragischen Ende ihres Besitzers schreibe.

Den Kopfschufs halte ich für den besten Schufs auf den Elefanten; und die Anfangsgeschwindigkeit des Stahlmantelgeschosses gewährleistet ein Durchschlagen der Kopfknochen auch trotz der schiefen Stirn des afrikanischen Elefantenschädels. Und zwar sitzt der Schufs am besten entweder zwischen den beiden Augen da, wo der Rüssel ansetzt, oder im Auge oder zwischen Auge und Ohr. Bei einem gutsitzenden Kopfschufs ist die Verwundung meist eine so schwere, dafs das Tier nicht mehr abgeht und so beim ersten Zusammentreffen mit noch ein paar weiteren Schüssen zur Strecke gebracht werden kann. Nach dem Kopfschufs kommt der Blattschufs, und zwar links. Dieser wirft den Elefanten nie, er geht stets daraufhin ab, wenn er nicht — wie gesagt der weit seltenere Fall — den Schützen annimmt. Bei der Verfolgung heifst es geschwind sein; denn das Tier schafft mit seiner galoppartigen Bewegung gewaltig Raum.

Bei einer solchen Verfolgung bekam ich einmal ein Bild zu sehen, das ebenso sehr das Zusammengehörigkeitsgefühl der Tiere wie ihre Klugheit bewies. Es war im Grasland: der in einer Raphianiederung angeschossene Elefant ging flüchtig in's weite Feld der eben abgebrannten Grasflächen. Da sah ich, wie sich ihm drei weitere Tiere zugesellten, ihn umringten, mit den Rüsseln betasteten und ihn dann in die Mitte nehmend weiterführten. Angesichts dieser unerwarteten „Verstärkung" gab ich die weitere Verfolgung auf.

Ueber die nach meiner Ansicht beste Waffe: Gewehr M/88 (bezw. M/98) habe ich mich bereits bei Beschreibung der Ausrüstung in Abschnitt III (S. 83) verbreitet. Sie hat nur den einzigen Nachteil, dafs bei Blattschufs geringes Schweifsen statthat. Dem könnte ein Geschofs mit $^3/_4$ Stahlmantel abhelfen, das im Körper des Wildes sich staucht und dann grofse Ausschufswunden reifst. Ob es dann allerdings für den Kopfschufs sich noch so gut eignet, möchte ich bezweifeln.

Der zweite Teil einer erfolgreichen Elefantenjagd ist auch ein Schauspiel, das man gesehen haben mufs, will man sich davon einen Begriff machen. Dem Neger ist Elefantenfleisch ein Leckerbissen. Es hat auch thatsächlich gar keinen schlechten Geschmack, etwa wie

Kuhfleisch, nur ist es für europäische Zähne viel zu hart und zähfaserig. Aber eine recht schmackhafte kräftige Brühe giebt es, und mit Elefantenfett haben wir stets gern gebraten.

Die Kunde, dafs ein Elefant erlegt ist, verbreitet sich sehr rasch, und bald sind am Halaliplatz Hunderte von Eingeborenen versammelt, denen die Habgier aus den Augen leuchtet. Betäubendes Geschrei; geschwungene Messer, Beile, alle möglichen und unmöglichen Zerlegungsinstrumente blitzen in den schwarzen Pfoten der wimmelnden, drängenden, stofsenden Menschenmenge. Lange dauert's, bis diese vielhundertköpfige Masse endlich etwas zur Ruhe gekommen ist. Der Schädel ist bereits mit Beilhieben auseinander geschlagen, um die Stofszähne zu gewinnen; nun wird der Rüssel noch abgehauen. Dann werden die Vorderbeine, sodann die mächtigen Hinterkeulen abgelöst und der Leib aufgeschnitten. Die anderen hocken da mit lüsternen Augen. Und jetzt geht das Raufen an. Jeder will seinen Teil haben. „Fetzen Fleisch fliegen zwischen den ausgespreizten Beinen der Schneidenden hindurch und werden von anderen gierig aufgegriffen. Die Eingeweide werden dahin und dorthin gezerrt, einige Leute sitzen schon, über und über mit Blut besudelt, in der leeren Höhlung des mächtigen Rumpfes, um die Rippen besser auslösen zu können. Zahlreiche Fliegen umsummen den Schauplatz dieses echt afrikanischen Volksfestes, wobei die Beteiligten mehr blutbespritzten Teufeln als Menschen gleichen, und dabei herrscht eine Atmosphäre, zusammengebraut aus den Ausdünstungen des sumpfigen Bodens und rohen Fleisches, aus Blutgeruch und Negerschweifs — brrr! Allenthalben schleppen schwer bepackte Weiber, ja selbst kleine, unter gewaltigen Fleischstücken keuchende Kinder die mühsam erkämpfte Beute nach Hause“ (Zintgraff). Ist dann endlich der Elefant bis auf die Knochen abgeschabt, so geht im ganzen Dorf ein tagelanges Kochen und Braten los, wenn man das Dörren des in Würfel oder Streifen geschnittenen Fleisches so nennen will.

Auf dem Marsch befindlich, hat es mich hinterher stets gereut, wenn ich je einmal von meiner Jagdlust zu einer erfolgreichen Pirsche auf dieses Hochwild mich habe hinreifsen lassen. Einmal gehen immer ein paar Tage verloren mit der Jagd selbst, dem Zerlegen des Tieres und dem Dörren des Fleisches, dann essen sich die Kerle toll und voll, und soll der Weitermarsch angetreten werden, so kommen sie mit überfüttertem, verdorbenem Magen jämmerlich angehunken: „massa, no fit go, me be sick for belly too much“. Kann man endlich weiter, dann mufs eine europäische Nase noch wochenlang unter

den Nachwehen der Jagd leiden, durch den niederträchtigen Gestank, den das möglichst lange mitgeführte und nicht gar gedörrte Fleisch verbreitet.

Die Elefanten, im ganzen eigentlichen Graslandgebiet nicht selten, werden geradezu häufig gegen Osten zu; bereits einige Kilometer von Baliburg an konnte man dies in der Zeit meines Aufenthaltes dort oben beobachten. Auch gegen Norden sollen sie sich mehren.

Der aufgestapelte Elfenbeinreichtum ist nicht unbeträchtlich, die Bali bereits besitzen ganz stattliche Vorräte, in Bafuen zeigte mir der Häuptling zwei Hütten voll Elefantenzähne. Und bekanntlich sind das noch lange nicht die eigentlichen Elfenbeinländer. Garega erzählte mir wiederholt, „in Bamum“ (Banyo?) — also noch weiter nach Osten — „wären ungeheure Massen aufgehäuft“.

Noch ein paar zoologische Notizen aus Brehm über den mächtigen Dickhäuter: „Die Gröfse, d. h. Höhe des afrikanischen Elefanten überschreitet wohl nie 10 bis 12 Fufs, am Widerrist gemessen; es ist das schon eine ganz respektable Höhe. Die Leibeslänge schwankt zwischen 10 bis 15 Fufs, der Rüssel wird 6 bis 8 Fufs lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten darf man auf 9000 bis 10000 Pfund schätzen. Gewaltige Dimensionen nehmen die Stofszähne an. Bei ausgewachsenen Exemplaren beträgt die Länge eines Zahnes wohl selten unter 1,5 m bei einem Gewicht von 30 bis 35 kg.“ Die längsten Zähne, die ich sah, hatte ein von Dr. Zintgraff im Grasland erlegter Elefant; da mafs jeder Zahn 2,10 m und hatte ein Gewicht von 53 kg.

Jagdweisen der Graslandneger.

Der Grasländer stellt den Tieren des Fleisches und des Elfenbeins wegen fleifsig nach. Mit den Vorderladergewehren kann er dem Dickhäuter nicht recht viel an; so folgt er denn geduldig dem angeschossenen Wild, bis es stets wieder aufs neue gestellt und mit Speer und Gewehr angeschossen, allmählich dem Blutverlust erliegt. Noch häufiger verwendet er die zur Erlangung von Wild überhaupt gebräuchlichen Wildgruben, die zu diesem Zweck ganz beträchtliche Ausmafse erhalten. 4 bis 5 m tief und breit, sind sie äufserst geschickt angelegt: mit einem dünnen Pfahlrost, darauf Erde, Laub und Gras, überdeckt; so sorgfältig, dafs nur ein geübtes Auge sie zu entdecken vermag. Auf der Sohle sind angespitzte Pfähle eingerammt. Auch auf den Pfaden selbst sind bisweilen derartige Fallen hergerichtet, und man thut gut, in den wildreicheren Gegenden stets an die Möglichkeit solcher zu denken.

Bei der Besprechung dieser Jagdweise der Graslandbewohner seien auch die zwei weiter beliebten Arten gleich genannt: durch

Anlegen von Feuer oder Niedertreten des Grases grofse Kesseltreiben zu veranstalten. Unter Berücksichtigung des Windes, des Geländes u. s. w. werden die wahrscheinlichen Abgangsrichtungen des Wildes in grofsem Bogen durch Hunderte von Menschen abgestellt. In dem einen Fall thun das Feuer und der Rauch Treiberdienste, im andern die Menschen selbst, die gleichfalls zu Hunderten langsam das Gras niedertretend und drückend gegen die Schützenlinie in konkavem Bogen vorrücken.

Bei dieser Art und Weise, wie die Eingebornen jagen, sind Unglücksfälle nicht eben selten, und so hat der Grasländer einen ziemlichen Respekt vor dem Elefanten. Einige abergläubische Vorstellungen, die sich an ihn knüpfen, habe ich bereits erzählt (Abschnitt VI, S. 447 und 448.) Mit Stolz werden geschickte, kühne Elefantenjäger gezeigt. „ntchen, ninguatt, nyatt fantu itet abutiti“ (der Elefant, das Flufspferd und der Büffel sind drei schlimme Brüder), pflegen die Bali zu sagen.

Flufspferd.

Nur das eine dieser Tiere habe ich in den Baliländern kennen gelernt, eben den Elefanten. Flufspferde giebt es in den mir bekannt gewordenen Gebieten des Hochlandes nicht; den Eingebornen ist es aber kein fremdes Tier, das beweist eben genanntes geflügeltes Wort. „In dem grofsen Flusse im Osten“ (Mbam?) „soll es solche geben“, und ich habe im vorhergegangenen Abschnitt (S. 324 u. 411) berichtet, dafs in der That von dort Flufspferdhautstücke bis nach Bali in den Handel gelangen.

Büffel.

Ueberrascht war ich, so wenig und so selten Büffel zu Gesicht zu bekommen. Zintgraff erzählte mir öfters, bei seiner erstmaligen Anwesenheit in diesen Gegenden zahlreich diese Tiere beobachtet zu haben. Ich sah nur einigemal in weiter Entfernung kleine Trupps von ihnen ziehen, kann also aus eigener Anschauung nichts über sie berichten. Läfst sich diese ihre auffallende Verminderung in dem kurzen Zeitraum von einigen Jahren vielleicht auf eine Art Rinderpest, die ihre Reihen gelichtet hat, zurückführen?

Zwergantilope.

Als im Grasland nach dem gewaltigen Dickhäuter nächsthäufigstes Wild sind zwei Antilopenarten zu bezeichnen. Die eine gehört der Familie der Zwergantilopen (Cephalophus) an, und ist wohl die zierlichste und reizendste Vertreterin derselben. In zoologischen Gärten zu Hause wird man sie selten zu sehen bekommen; denn diese „zarten Kinder des Sonnenlandes“ tötet unser rauhes Klima gar bald. Die Tierchen haben die Gröfse eines ganz jungen Rehkitzes, schwarze, zarte, zierliche Läufe; die Decke erscheint fuchsig oder graubläulich. Ueber und unter dem Auge ein weifser Streifen, Gehörn und Huf schwarz. Das schmucke Geschöpf ist äufserst flüchtig und scheu,

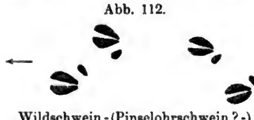
liefert aber einen sehr wohlschmeckenden Braten. Die zarten Vorderläufe sind den Bali Schmuck und Amulette zugleich, um den Hals und im Schopf eingeflochten getragen. — Die andere Antilope ist wohl eine Tragelaphusart; wenigstens dem Gehörn und der Gröfse nach. Auch sie äugt und sichert äufserst scharf und ist deshalb schwer anzupirschen; ihr Fleisch gleicht im Geschmack dem Rehfleisch.

Tragelaphus?

Einen kleinen, uns gänzlich unbekannten Vierfüfsler brachten manchmal die Bali. Sie nannten ihn „ssíbissi“ und behaupten, „er hause in Erdlöchern“. Er hat in Farbe, Gröfse und Gestalt etwas Aehnlichkeit mit unserem Hasen, aber dessen Hauptmerkmal, die langen Löffel, fehlten nicht nur, sondern das Tier hatte an deren Stelle nur behaarte Ohröffnungen. Vielleicht eine Hamsterart?

Hamster?

Abb. 112.



Wildschwein-(Pinselohrschwein?-) Fährte.

Ein Vierfüfsler war so freundlich, sich mir auf der Station selbst vorzustellen; leider verschwand er so schnell als er kam. Es war ein Wildschwein, wahrscheinlich ein Pinselohrschwein. Den etwas stürmischen Besuch habe ich in Abschnitt IV, S. 214 geschildert. Auf meinen Streifzügen ist mir kein weiterer Vertreter dieser Familie zu Gesicht gekommen. Hier die Fährte (Abb. 112), die ich mit Ingrimm in den zertretenen Beeten meiner schönen Anlagen durch die ganze Station verfolgen konnte. (Den Verjüngungsmafsstab habe ich nicht vermerkt.)

Pinselohrschwein?

Ein Tier hat uns sein Vorkommen im Grasland nur durch den Geruch zu erkennen gegeben, aber in nicht unangenehmer Weise: häufig roch man auf dem Marsch oder in den Farmen plötzlich Zibeth. Die Fährte eines Zibethtieres (Viverra Civetta), aus der Familie der Schleichkatzen, hatte den Weg gekreuzt gehabt. Sogar in meinem Hause auf der Station Baliburg mufste sich eine solche aufhalten oder wenigstens Besuche abstatten: ich roch ein paar Wochen lang dieses unsichtbare lebendige Parfüm. In dieser Nähe und bei längerer Dauer war der äufserst intensive Geruch allerdings ein zweifelhafter Genufs. Ein lebendes Exemplar davon zu erhalten, ist mir nicht gelungen. Die Katze scheint aber nicht eben selten zu sein; das geht aus der vorgeschilderten öfteren Wahrnehmung ihres Geruches hervor und aus dem weitern Umstand, dafs die im vorigen Abschnitt (S. 423) beschriebenen Anhängtaschen der Graslandnegerinnen häufig aus dem schönen aschgrauen mit dunkeln Längs- und Querstreifen gezeichneten Balg gefertigt sind. Auffallend daran ist die ziemlich lange

Zibethkatze.

schwarzbraune Mähne, die von den Ohren bis auf den Schwanz sich ausdehnt.

Damit habe ich einen Vertreter der in den Baliländern hausenden Katzenarten genannt. Der gewaltigste derselben, der Löwe, kommt hier, im eigentlichen Grasland, noch nicht vor. Wohl aber im nördlichen Teil des Graslandes, in Adamaua; wenigstens nach der Aussage der Eingebornen. Auch besafs der Balihäuptling Garega ein Löwenfell, das der Stamm aus seinen einstigen Wohnsitzen im Sultanat Takum mitgebracht hatte und das bei feierlichen Gelegenheiten als Teppich diente. Ein, wenn auch kleineres, so doch immerhin stattliches Raubtier, gleichfalls aus der Familie der Katzen, begegnet uns hier oben — und wie ich annehmen zu dürfen glaube, häufiger als im Waldland —: der Leopard (Leopardus antiquorum).

Leopard.

Als erste Bemerkung über ihn die: dafs das Raubtier von den Negern, wenigstens dieser Gebiete, nicht gefürchtet wird, ich auch nie Fälle hörte, dafs Menschen von ihm angegriffen worden seien. Verhafst ist er ihnen jedoch in die Seele hinein als frecher, mordlustiger Räuber ihrer Ziegen und Schafe und Hühner. Mit Gruben, Schlingen und Schleuderwaffen stellen sie ihm eifrig nach. Die schöne Decke, namentlich von jungen Tieren, wird zusammengenäht als Sack verwendet und schmückt, gleich dem Balg der Zibethkatze, den Arm der braunen Schönen. Die Klauen und Zähne werden, wie die Hufe der Zwergantilopen, von den Männern als Amulette um den Hals getragen oder in den langen Schopf am Kopfwirbel eingeflochten. Eine nähere Beschreibung dieses schönen Raubtieres ist überflüssig, da es in zoologischen Gärten und Menagerien ziemlich häufig ist. „Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen“ schildert Brehm diese prächtige Katze; ich unterschreibe jedes Wort —; nur, nach meinen Erfahrungen und den Erzählungen der Neger der von mir durchwanderten Gebiete Nord-Kameruns, mufs noch hinzugefügt werden: „ebenso mordlustig gegen Tiere wie feig gegen den Menschen“. Ich habe mehreren nachgeschossen, die flüchtend abgingen; zur Strecke brachte ich nur einen.

Wie alle Katzen, hat auch der Leopard ein aufserordentlich zähes Leben. Ich habe einmal den Fang eines Prachtexemplars in einer der erwähnten Wildgruben mit angesehen: Speer auf Speer schleuderten die Bali hinunter, wo das Tier bereits schwer verletzt auf einem der spitzen Pfähle hing; aus zahlreichen tiefen Wunden flofs das Blut, und immer noch krümmte sich der schlanke geschmeidige Leib, peitschte der Schweif die Wände der Grube, fuhr

zornfunkelnden Auges der Kopf mit aufgesperrtem Rachen bald an diesen, bald an jenen Speerschaft, und krachend splitterte das Holz unter dem Gebifs.

Für Tiere ist der Leopard ein furchtbarer Feind wegen seiner Mordlust; denn er schlägt weit mehr, als er fortschleppen oder fressen kann. Haustiere raubt er bei hellem Tage mit beispielloser Frechheit. Wie schlimm uns im Urwald so ein Räuber mitgespielt, habe ich erzählt; ebenso wie er oben auf Baliburg eines schönen Tages am hellen Mittag uns zwei Hühner holte. Die Fenz, die der Leopard hierbei überspringen mufste, war fast 2 m hoch. Ueberrascht, schlecht angeschossen oder in die Enge getrieben, mag er wohl sich auch gegen Menschen zur Wehr setzen, und wird dann zweifelsohne furchtbar mit seinen messerscharfen Krallen und spitzen Zähnen.

Am meisten ist er bei unseren alten Bekannten aus dem Waldland, den Affen, gefürchtet, denen wir auch hier oben in der Savanne begegnen. Nur sind es hier ungemütlichere Vertreter dieser Sippe, und da ist es recht gut, dafs ihnen der Leopard so fest auf dem Nacken sitzt. Schimpansen (Troglodytes niger) sind die nicht seltenen Bewohner der felsigen Gegenden des Graslandes. In solchen hörte ich auf meinen Streifen bisweilen grelles Geschrei, halb Grunzen, halb menschliches Gelächter. Die Bali erklärten das als Geschrei von „grofsen Affen, die fast so grofs wie ein Mensch seien und bisweilen bis in die Farmen der Dörfer kämen“. Dann sah ich einmal einen Trupp dieser Tiere auf meinem Marsch gegen Bagangu auf felsigen Hügelkuppen in der Ferne sitzen. Die beabsichtigte militärische Unternehmung gestattete mir nicht, mich heranzupirschen. Später brachten mir die Bali einen solchen in einer Farm erlegten Affen. Es war unzweifelhaft ein Schimpanse, fast so hoch wie ein kleiner untersetzter Mann, nur bedeutend breitschultriger. Die Beinlänge betrug 67 cm, die Rumpflänge 81; ebenso lang waren auch die äufserst kräftigen Arme. Das Gesicht war schwarz und unbehaart, der Körper mit dichtem schwärzlichem Pelz bedeckt.

Schimpanse.

Die Graslandneger behaupten, „dafs die Männchen zuweilen Weiber, namentlich wenn sie einzeln in die oft weit entfernten Farmen wandern, anfielen und zu mifsbrauchen suchten“. Derartige Erzählungen müssen selbstredend mit Vorsicht und Zweifel aufgenommen werden; Thatsache aber ist, dafs die Weiber meist in Scharen in die Farmen ziehen, wobei sie von einigen bewaffneten Männern begleitet werden, und die Leute eben genannten Grund für diese Vorsichtsmafsregel angeben (siehe S. 383).

Ein schärferer Unterschied zwischen Urwald und Grasland, was die Tierwelt anlangt, tritt in den Vögeln zu Tage.

Den Graupapagei, den Nashornvogel, den Turako sah ich nie; an ihrer Stelle finden wir andere, die im Waldland nicht vorkommen, zum wenigsten von mir dort nicht beobachtet wurden. Auch den Trägern, die unten diese Tiere nicht zu Gesicht bekommen hatten, fiel das Vorkommen derselben hier oben auf. Als beiden Gebieten gemeinschaftliche Arten habe ich nach meinen Beobachtungen festgestellt zwei: die Webervögel und den kuckuckartigen Vogel. Letzterer glich an Gefieder und Stimme ganz und gar dem im Waldland erwähnten.

Webervogel; Kuckuck.

Papageitaube.

An Stelle der Graupapageien ist die grüne Papageitaube (Phalacroteron abyssinica?) häufig. Sie besitzt schön gefärbtes Gefieder, blafs olivengrün und rötlich angehaucht, und bevölkert in Flügen bis zu 10 und 15 Stück hochgewachsene, einzeln stehende Bäume in den Thälern des Hochlandes, am liebsten solche in der Nähe eines Wasserlaufes. — Scharenweise wird die Balilandschaft von der Vidua oder viduaartigen Vögeln belebt: ganz schwarz oder Kopf und Schweif schwarz, Flügel, Rücken und Bauch gelb, mit sehr langem Schwanz, ein lustiges, ewig bewegliches Völkchen; der afrikanische Star. — An buntbefiederten Vögeln habe ich nur noch zwei ganz kleine Tierchen bisweilen in den eingesprengten Thalwaldungen gesehen, von der ungefähren Gröfse eines Kanarienvogels: Blumensauger? Einige derselben trugen am ganzen Körper rotes Federkleid, bei anderen schillerte Nacken und Rücken blaugrün.

Vidua?

Blumensauger?

Savannenhuhn.

An jagdlichem Federwild ist aufzuführen das Savannenhuhn (Francolinus), in Geschmack und Aussehen ähnlich unseren Rebhühnern, nur mit etwas längerem Schnabel und dichterem Gefieder. In starken Ketten plündert es die Farmen und flattert gerade so schwirrend in die Höhe wie ein Rebhuhnvolk auf den heimatlichen Feldern. — Dann zahlreiche Tauben, unseren Wildtauben ähnlich; nur sind bei den afrikanischen Brust und Bauch zart rosa angehaucht. Welche Art der Familie der Gyratores in ihnen vertreten ist, vermag ich bei meinen laienhaften ornithologischen Kenntnissen nicht zu entscheiden. Vom materialistischen Standpunkte aus waren sie uns stets sehr begehrte Kochtopfobjekte.

Wildtauben.

Hier führe ich gleich noch zwei Vögel an, die ich ebenfalls wissenschaftlich nicht näher unterzubringen weifs, als dafs ich von dem einen feststellen konnte, er gehöre zur Familie der Eulen (Striginae). Ein paar Mal brachten uns die Bali sehr hübsch gezeichnete Käuzchen; Rücken und Flügel gelb und schwarz gestreift, Bauch weifs-

Eulen.

gelb; der Kopf war dicht besetzt mit ganz weichen wollartigen Federn von hellgelber Farbe mit dunkeln Punkten. Ohrbüschel hatte das Tier keine, dagegen den ausgeprägten Augenkranz unserer Kauzarten. Die Flügelspannweite betrug 75 cm. — Den anderen möchte ich den Rabenvögeln einreihen. Ich habe ihn nur sitzend und im Fluge beobachten können. Er hat die gleiche Gröfse und den gleichen Flug wie unsere Raben; das Geschrei ist ebenfalls dasselbe, nur nicht so durchdringend krächzend. Das Gefieder ist glänzend schwarz; am Hals sind breite, weifse Ringe, desgleichen sind Brust und Bug der Vögel weifs.

Raben?

Häufig kreisen auch hoch in den Lüften Raubvögel (Falconidae). Namentlich zur Zeit der Grasbrände sieht man sie in ganzen Scharen über den brennenden Flächen schweben und bald den einen, bald den anderen herunterschiefsen in das Rauchmeer hinein, um sich von der aufgestörten niederen Tierwelt ein Opfer zu holen, einen Vogel, eine Ratte, eine Schlange, und sich schnell damit wieder in die reinen Lüfte hinaufzuschwingen. Ich habe gröfsere und kleinere Arten beobachtet. Ein erlegter Vogel der ersteren Gattung war an Zeichnung unserm Bussard sehr ähnlich: Flügel und Rücken graubraun wellenartig gestreift, Bauch heller; Raubvogelschnabel, gelbe starke Fänge mit stark gekrümmten Krallen. Die Körperlänge ohne Stofs betrug 31 cm, mit diesem 56 cm, Flügelspannweite 1,25 m. Die kleinern Raubvögel waren von der Gröfse unseres Sperbers, hatten auch den gleichen schlanken Bau; Schnabel und Fänge wie dieser, weifse Brust mit gelblichem Anflug, silbergraue Flügel, bräunlichen Rücken.

Raubvögel.

Eine Ueberraschung ward uns im November 1891 zu teil: ein Grufs aus der Heimat in Gestalt der Schwalben, die eines Tages plötzlich ganz vergnügt und in ziemlicher Zahl ihr blitzschnelles Spiel durch die Luft trieben über Afrikas grünen Savannen am Aequator wie im Norden über Feld und Flur der Heimat. —

Schwalben.

In Bezug auf Fische und Wassertiere mufs ich, mit Ausnahme der als Lebensmittel genannten kleinen Weifsfische (Abschn. VI, S. 391), die ich aber lebend in keinem der Gewässer zu Gesicht bekommen habe, die gleich negativen Beobachtungen wie im Waldland bekennen. Wie dort, bin ich natürlich auch hier weit entfernt, daraus ein Nichtvorkommen solcher zu folgern, nur Häufigkeit und Vielgestaltigkeit der Tierwelt in dieser Richtung dürfte geringer sein als bei den Landtieren; sonst wäre mir doch wenigstens der eine oder der andere weitere Vertreter tot oder lebendig zu Gesicht gekommen, oder ich hätte von den Eingebornen darüber erfahren.

Fische u.s.w.

Abschnitt VIII.

Sprachliche Beobachtungen.

Sprech- und Denkweise des Negers. — Die Wortsprachen im Waldland. — Die Zeichensprache im Wald- und Grasland. — Die Wortsprachen im Grasland; insbesondere die Balisprache.

Sprech- und Denkweise des Negers.

Sprachliche Beobachtungen anzustellen, ist eine der Hauptaufgaben des Forschungsreisenden. Erstens sind sie von grofser Wichtigkeit an sich; dann hat die Sprache die Bedeutung eines völkerscheidenden Merkmales, und endlich ist sie, d. h. ihre mehr, weniger vorgeschrittene Ausbildung und Vervollkommnung ein wesentlicher, wenn auch einseitiger Gradmesser für die geistige Stufe, die ein Volk einnimmt.

Bei der Forschungsthätigkeit in dieser Richtung stellen sich aber Schwierigkeiten entgegen, die ich beinahe denen gleichstellen möchte, wie ich sie bei Erkundung der religiösen Verhältnisse erläutert habe. Wie in so vielem, werden sie auch auf diesem Gebiet in der Heimat vielfach wo anders gesucht als da, worin sie wirklich liegen, und andererseits: wie in so manchem die Schwierigkeiten da draufsen überschätzt werden, beim Sammeln von linguistischen Beobachtungen werden sie zu Hause nicht selten unterschätzt. Gleiches gilt für Anwendung der erworbenen sprachlichen Kenntnisse: für das Sprechen.

Kurz zusammengefafst bezeichne ich die Schwierigkeiten als solche äufserer (technischer) und innerer Natur. Ich habe diese beiden Begriffe etwas zu erläutern.

Unter technischen Schwierigkeiten verstehe ich jene Hindernisse, welche in der genauen Lautwiedergabe liegen. Bei derjenigen Sprache Nord-Kameruns z. B., in die ich wenigstens einigermafsen Einblick habe thun können: der Sprache des Balistammes, giebt es mehrere Konsonanten und Vokale, die einfach nicht so wiedergegeben werden

können, wie sie der Eingeborne ausspricht; und Zintgraff hat ganz recht, wenn er sagt, die Lösung dieser Aufgabe mufs einem vollendeten Phonographen vorbehalten bleiben. Diese technische Schwierigkeit macht sich geltend bei jedem einzelnen Worte, in dem andere oder anders ausgesprochene Laute vorkommen, als wir sie haben und kennen.

Tiefer gehen jene, die ich als innere Schwierigkeiten bezeichne. Namentlich die eine derselben hindert, erschwert zum allermindesten, ein Eindringen in den grammatikalischen Aufbau der Sprache, nebenher natürlich auch eine Ausdehnung des Einzelwortschatzes. Sie besteht darin, dafs der Neger weit überwiegend nur konkrete, fast keine abstrakten Begriffe kennt. Denn wenn der Eingeborne im Nord-Hinterland von Kamerun, insbesondere der Banyang und der Hochländer, auch keineswegs auf einer allgemein niederen Geistesstufe steht, so bewegt sich doch sein ganzer Gedankengang in der reellen Welt, in der Materie, im Konkreten — und damit auch der gesprochene Gedanke: das Wort, die Sprache. In diesem Bestreben greifbarer Anschaulichkeit beruht anderseits wieder der Bilderreichtum der Sprachen aller Naturvölker; hierin die Symbolik ihrer Handlungen (vergl. die in Abschnitt V und VI beschriebenen symbolischen Akte; so S. 350, 431, 438 u. a. a. O.).

Mangel abstrakter Begriffe.

Bildersprache.

Daraus folgt, dafs man sich einerseits hüten mufs, einen Begriff für ganz präzisiert zu halten, andererseits scharf zu unterscheiden hat, ob ein Wort etwas in der Natur oder den Gebräuchen oder täglich benutzten Gegenständen bezeichnet oder ob der Begriff etwas ferner liegt. Im letzten Fall deckt ein Wort oft mehrere Begriffe; im erstern fällt das bestimmte Wort und der bestimmte Begriff so völlig zusammen, dafs der Neger sich diesen Begriff gar nicht anders denken kann als eben unter diesem Wort. Bei uns ist das Wort nur das Kleid für den Begriff; beim Neger ist Kleid und bekleideter Begriff zusammengewachsen, sind eins. Nur ein Beispiel: In der Balisprache heifst das Messer am Wehrgehäng = „mínyi“; das kleine Messer zum Rasieren = „kámtu“. Verlange ich nun, auch noch so umständlich und deutlich beschrieben, ein „mínyi zum Rasieren“, so versteht der Bali nicht, was ich will; sage ich »kámtu«, so ist es ihm sofort klar.

Daraus geht weiter hervor, dafs er keine Kollektivnamen kennt; er hat, um beim gegebenen Beispiel zu bleiben, keinen Gattungsbegriff: „Messer“ — und nun als Unterglieder: „Rasiermesser“, „Efsmesser“, „Schlachtmesser“ u. s. w., sondern jedes dieser Messer ist

Mangel kollektiver Begriffe.

ein Gegenstand ganz für sich allein. Ein anderes Beispiel: er kennt nicht den Sammelnamen: „Vogel“ — und nun verschiedene Arten davon; sondern „der Papagei“ ist ihm ein lebendes Etwas für sich, „der Webervogel“ ein weiteres lebendes Etwas, „der Nashornvogel“ wieder u. s. w. So liefsen sich ungezählte Beispiele anführen. Der Naturmensch erhebt sich eben nicht über die Einzelmaterie, er denkt im allgemeinen nicht über Eigenschaften, Zweck, Aehnlichkeiten, Unähnlichkeiten der Einzeldinge nach: das vergleichende Denkvermögen ist in ihm nicht vorhanden oder vielmehr nicht geweckt.

Schwierigkeit der Verständigung.

In diesen Momenten, nicht so fast in der Erwerbung der Kenntnis eines gewissen Wortreichtums liegt auch die Hauptschwierigkeit für den so sehr abstrakt denkenden Weifsen, sich dem Eingebornen über Dinge, die über Weg, Essen und Trinken u. s. w., kurz das Alltägliche, hinausgehen, verständlich zu machen; sei es in dessen oder in einer europäischen Sprache. (Denn der Neger eignet sich, auch wenn er eine europäische Sprache lernt, nur die konkreten Begriffe an; der Gedankengang bewegt sich nach wie vor in dem alten Geleise.)

ch verstatte mir diese Abschweifung von theoretisch-sprachlichen Beobachtungen auf das praktische Gebiet der Verständigung mit dem Neger deshalb, weil ich eben auf die praktische Bedeutung dieser Schwierigkeit aufmerksam machen möchte. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, dafs man nicht selten den letzten Grund zu scheinbar ganz unbegreiflichen, plötzlichen Mifsstimmungen der Eingebornen, Umschlagen ihrer Gesinnung, ja feindseliger Haltung derselben in der abstrakten Redeweise des Weifsen, in die man trotz aller Bemühung nur zu leicht verfällt, suchen mufs. Dadurch, dafs der Dolmetscher ein bifschen englisch radebrechen kann, wird man nur zu gern verleitet, demselben eine vom europäischen Gedankengang diktierte Rede zur Uebermittlung zu halten. Der versteht das Ding natürlich nicht, fängt vielleicht ein oder das andere Wort davon in einem ganz anderen Sinn als gemeint auf, macht auf eigene Faust oder aus Verlegenheit noch etwas dazu — und das gründlichste Mifsverständnis ist fertig.

Das möge man stets bedenken; — und unter den vielen Gründen, warum man ja nicht gleich das Gewehr das palaver weiterführen lassen darf, wenn es nicht so läuft wie man sich's erwartet, ist nicht der letzte: Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit eines sprachlichen Mifsverständnisses.

Ich schliefse diese praktische Einschaltung mit der Niederlegung meiner Ansicht, dafs zum Verständnis des Eingebornen und damit zur

Verständigung mit ihm von diesem Standpunkt aus sich eigentlich am besten der Offizier und — die Frau (in ihrer Eigenschaft als Mutter) eignet. Beide — der Offizier in der Instruktionsstunde, die Mutter bei der Erziehung des Kindes — wissen am besten, wie, aber auch wie schwer dem Gedankengang ihrer Pflegebefohlenen sich anzupassen und verständlich zu machen ist. Und der Neger ist im Denkvermögen gleich dem Rekruten aus dem weltabgeschiedensten Einödhofe, gleich dem sechsjährigen Kinde.

Logik.

Dabei zeigt sich aber (wie bei diesen beiden) bisweilen wieder eine überraschende Logik bei Versinnlichung von Vorgängen. So nannten meine Träger die über die Flüsse des Waldlandes führenden Lianenbrücken bald mit demselben englischen Wort, das ihnen für die zu ihrer Ausrüstung gehörenden Hängematten bekannt war: „hammock". Wenn man sich an die Beschreibung und Darstellung dieser Lianenbrücken in Abschnitt III (S. 119, Abb. 2) erinnert, wird das Treffende der Bezeichnung sofort klar. Ein weiterer Beleg: in der Balisprache heifst „mú" = Feuer, „mboéng" = Regen und „mumboéng" = Blitz. Der Blitz ist fast stets mit einem in gewaltigen Regengüssen sich entleerenden Tornado verbunden, und so ist dem beobachtenden, Folgerungen ziehenden Hochländer der Blitz „das Feuer des Regens". Ein anderes Beispiel: von den Ueberbleibseln von Feuerwerkskörpern, die wir mit nach Baliburg genommen, hatten wir einige sogenannte Frösche gemacht und warfen einmal unerwartet zum Scherz ein paar solcher hüpfenden Dinger in einen Kreis zechender Bali. Zuerst war der Schrecken grofs, aber bald die Harmlosigkeit erkennend, hatten sie auch schon eine ganz treffende Bezeichnung dafür: „mukálla fa mu bén" (der Weifse bringt tanzendes Feuer); und dergleichen mehr.

Bei dieser Vergleichung des weifsen und schwarzen Naturmenschen erinnere ich an die Grufsform der Hochländer: „míaka fúon" = langsam, o Herr; entsprechend dem „Zeitlassen" des grüfsenden Bauern in den bayrischen Bergen: der gleiche Gedankengang bei Tausende von Kilometern entfernten, auf etwa gleicher geistiger Stufe stehenden Menschen.

Zu grofse Gefügigkeit oder Gleichgiltigkeit seitens des Negers.

Die zweite innere Schwierigkeit erläutere ich gleichfalls wieder am besten an einem Beispiel.

„llóng" heifst der holzgeschnitzte Schemel; mit „káng" bezeichneten die Bali unsere Blechkoffer. Beim erstmaligen Fragen hatte ich diese beiden Wörter verwechselt und gebrauchte sie also verkehrt. Da mir mein kleiner Bali, den ich zur persönlichen Bedienung auf

der Station verwendete, jeweils das Verlangte richtig brachte, dachte ich vorerst an nichts weiteres. Nach einiger Zeit fragte ich, um die Aussprache mir möglichst genau und richtig vermerken zu können, verschiedene andere Bali. — Ich schalte ein, dafs dieses öftere Fragen und sich das betreffende Wort vorsagen lassen, und zwar von verschiedenen Angehörigen des Stammes, dessen Sprache man kennen lernen will, unbedingt notwendig ist. — Da bezeichneten nun die einen mit „llóng" den Schemel, die anderen den Koffer, und umgekehrt. Das machte mich natürlich stutzig, ich ging der Sache nach und brachte endlich die oben angeführte Begriffsbezeichnung als die richtige heraus. Mein Junge hatte geglaubt, weil ich einmal mit „llóng" den Koffer und mit „káng" den Stuhl bezeichnet hatte, ich wollte eben diese Gegenstände so genannt wissen, und bequemte sich ohne weiteres zu dieser Umwechslung! So wie in diesem einen Fall ergeht es wohl, und erging es mir und anderen gar manchmal.

Die an diesem Beispiel zu Tag getretene Schwierigkeit läfst sich nur durch unendliche Geduld und — Mifstrauen, d. h. dadurch, dafs man sich vorerwähnte vielfache und vielseitige Wiederholung nicht, bei keinem Worte verdriefsen läfst, überwinden.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen geht wohl ohne weiteres hervor, dafs die Ergebnisse von auf dem Marsch angestellten wortsprachlichen Beobachtungen gleich Null sind. Wie nicht leicht ein anderer Zweig der Forschung draufsen in unbekannten Gebieten verlangt linguistische Erkundung Sefshaftigkeit.

Zeichensprache.

Etwas anderes ist es mit der gestikulierten Negersprache, der Zeichensprache. Aufserdem ist sie im Wald- und Grasland die „internationale" Verkehrssprache, mit geringen Abweichungen da und dort gleich gehandhabt. Ich fülle mit der Wiedergabe derselben, soweit ich sie kennen lernte, die Lücke aus, die infolge meiner marschierenden Thätigkeit im Waldland in der Niederlegung meiner wortsprachlichen Beobachtungen in diesem Gebiete klafft.

Die Wortsprachen im Waldland.

Dialektische Verschiedenheiten?

Wie ich eben angedeutet habe, beschränkt sich meine ganze Beobachtung dieser, der Waldlandwortsprachen, nur darauf, dafs ich einerseits wohl eine Verschiedenheit der Sprachen der einzelnen, von mir durchzogenen Waldlandstämme feststellen konnte, andererseits aber vermute, dafs diese Verschiedenheit nur eine dialektische

ist. Ich schliefse das daraus, dafs meine Leute sich nach einiger Zeit annähernd leidlich mit den verschiedenen Stammesangehörigen verständigen konnten; „nur die Batomsprache verständen sie gar nicht, die sei ganz anders als die übrigen."

Einzelbeobachtungen.

Meine Einzelbeobachtungen sind in wenigen Zeilen niedergelegt. Das den Begriff der Vielheit bergende Wort „bá" ist allen Waldlandsprachen gemein.

In der Bakundu- (und auch Batom-?) Sprache scheint das Wort „Múngo" oder „Múnyo" kein Eigenname (eines Flusses) zu sein, sondern „ein fliefsendes Wasser" überhaupt zu bezeichnen? (Siehe Abschnitt V, S. 243; so wie ich auch an einen ähnlichen von Nachtigal mitgeteilten Sammelbegriff in der Bornu- und Logonlandschaft erinnern möchte: auch dort bedeutet in der Kanurisprache „Tsâde" lediglich eine „grofse Wasseransammlung", und gleiche Grundbedeutung soll das von uns als Flufsname eingeführte Wort „Schari" haben.)

Von der Banyangsprache habe ich mir nur drei Wörter aufgeschrieben: „álóri" (= gut); „íta" (= schnell); „mayóngo" (= Gummi); doch kann letzteres Wort auch einem Sprachidiom meiner Träger oder einer anderen Sprache Nord-Kameruns angehören. Bei dem Worte „íta" = schnell habe ich die Beobachtung gemacht, dafs die Banyang durch eine Wiederholung desselben — gleich uns — Verstärkung des Begriffes anzeigen.

Trommel- u. s. w. Sprache.

Eine Verwendung der Sprache als Verkehrsmittel auf weitere Strecken, als Trommelsprache oder dergleichen, habe ich nicht beobachtet. Gelegenheitlich der Wiedergabe der bei den Banyang in Erfahrung gebrachten Märchen (Abschnitt V, S. 298) habe ich übrigens auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer solchen hingewiesen, und als weiteren Grund hierfür die uns stets auffallende rasche Verbreitung wichtiger Nachrichten von der Küste ins Innere und umgekehrt genannt. In den Baliländern habe ich — das gleich vorweggenommen — von einem derartigem Verkehrsmittel nichts beobachtet. Zintgraff berichtet von einer „Flötensprache", die er bei den Heidenstämmen zwei Tagemärsche südlich von Takum getroffen hat, und bemerkt ausdrücklich, dafs sich die Eingebornen dieses Mittels, wobei kleine Holzflöten die Instrumente bilden, bedienten, um sich auf weite Entfernungen hin gegenseitig zu verständigen.

Keine Schriftzeichen.

Meine sprachlichen Beobachtungen im Waldland schliefse ich mit der auch für die Baliländer geltenden Bemerkung, dafs keiner der mir bekannt gewordenen Stämme irgend welche schriftlichen oder hieroglyphischen Zeichen besitzt oder auch nur kennt.

Die Zeichensprache im Wald- und Grasland.

Nun zu der, wie gesagt, dem ganzen, von mir durchzogenen Nordhinterland von Kamerun gemeinsamen Zeichensprache (etwaige Verschiedenheiten sind jeweils vermerkt).

Schon der europäische Südländer begnügt sich nicht wie der ruhige, gemessene Nordlandbewohner mit der Rede, mit dem gesprochenen Wort allein, seine Gedanken den anderen mitzuteilen. Während aber bei ihm Bewegungen der Arme und Hände nur Begleiter der Rede sind, ist diese Gebärdensprache bei dem Neger zu einer förmlichen Zeichensprache geworden. Nicht nur, dafs dieser alle seine Gespräche mit lebhaften Bewegungen begleitet, nicht nur, dafs er durch Tonfall in weit höherem Mafse als wir eine Tonmalerei in seine Rede zu legen weifs, nicht nur, dafs auch ihm, gleich uns, Zeichen und Gebärden dann aushelfen müssen, wenn er sich mit Worten aus irgend einem Grunde nicht verständigen kann — die Zeichensprache ist ihm ein gestikuliertes Volapük, wenn ich mich so ausdrücken darf, geworden.

Ersatz der Wortsprache.

Meistenteils begleitet diese Zeichensprache das gesprochene Wort, häufig aber auch tritt erstere geradezu an Stelle des letzteren. Man kann, wenn man diese Zeichensprache beherrscht, manche Gespräche der Eingeborenen verstehen, ja ich kann aus Erfahrung sagen, dafs man kleinere palaver, wie Essen-, Quartierangelegenheiten, Erkundigungen nach Weg, Zeit, Antwort darauf und dergl. mehr vollkommen verständlich in ihr erledigen kann, ohne ein Wort zu sprechen. Bei längeren und gewichtigeren Unterhandlungen natürlich tritt das gesprochene Wort wieder in sein notwendiges Recht; doch ist gerade in den voraufgeführten kleineren, auf Märschen täglich unvermeidlichen Verhandlungen eine derartige internationale Verständigungsweise für den mit ihr vertrauten Reisenden ganz angenehm, zumal in Gebieten, wie in der Urwaldregion, wo die Stämme nur klein sind und man nach ein paar Tagen schon wieder das Gebiet eines neuen betritt.

Aufser durch die Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit des Negers ist diese weitgehende Ausbildung der Zeichensprache wohl zweifelsohne begünstigt worden durch die verhältnismäfsig niedrige Stufe linguistischer Vervollkommnung, auf der diese hier in Betracht kommenden Sprachen stehen dürften.

Einzelbeobachtungen.

Die gemachten Beobachtungen habe ich annähernd gruppenweise zu ordnen versucht.

Zeit und Ort andeutend: Mit der flachen Hand sich von der Stirn über Augen, Nase und Mund fahren = morgen. (Offenbar von der Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft unwillkürlich macht.) Dazu sagt der Bali noch „kókolokó". Derartige Tonmalerei mufs auch zur Zeichensprache gerechnet werden: es ist der Ruf des Hahnes („kókolokó" heifst in der Balisprache übrigens auch = Hahn [u n d] = Morgen), der am Morgen kräht. — Ohr und Wange unter seitlichem Kopfneigen auf die flache Hand legen = schlafen. — Die verschiedenen Zeiten des Tages bezeichnet der Neger, indem er den gestreckten Arm in dem Winkel zur Erde hält, welchen die Sonnenstrahlen zur betreffenden Zeit bilden würden: also den Stand der Sonne zu der bezüglichen Zeit bezeichnend. — Mit ausgestrecktem Arm und leicht nach unten gekrümmten Fingern winkend = komm! (Gleiche Bedeutung wie unser Winken; nur machen wir es umgekehrt, d. h. wir winken bei eingeschlagenen übrigen Fingern nur mit dem Zeigefinger, Handrücken dabei abwärts gekehrt.) — Mit dem Zeigefinger über dem Boden in der Luft eine geschlängelte Linie beschreiben (~) = Weg. — Mit ausgestrecktem Arm, Handrücken aufwärts, Zeige- und kleiner Finger ausgestreckt, die übrigen eingeschlagen = deuten.

Tonmalerei.

Lebensmittel u. s. w. andeutend: Die fünf Finger einer Hand zu einem Kreise zusammenkrümmen und hindurchsehen = Ei. (Dieses Zeichen hat offenbar seine Entstehung in der Art der Untersuchung des Eies auf seine Güte, indem man dasselbe hierbei so in die Hand nimmt, dafs die beiden Pole, einer gegen das Auge, einer gegen das Licht oder die Sonne gerichtet sind, und so durch die Schale zu sehen versucht.) — In Hüfthöhe ausgestreckter Arm mit ausgestreckter Hand, kleinen Finger nach unten = Ziege. (Das ungefähre Höhenmafs derselben.) — Ein Arm ausgestreckt und ausgestreckte Hand, mit Rücken nach unten; darüber, etwa eine Hand hoch, die andere Hand ausgestreckt haltend, kleinen Finger nach unten = Huhn. (Gleichfalls das ungefähre Höhenmafs des Tieres zur Bezeichnung desselben genommen.) — Zeigefinger bis zum ersten Glied in den Mund stecken = Palmöl. — Ganzen Zeigefinger in den Mund stecken = Honig. — Am Zeigefinger mit der Zunge lecken = Salz. — Die Finger einer Hand gestreckt, mit den Spitzen sich berührend, mehrmals zum Mund führend = essen. (Die Zuführungsart der Speisen; vergl. Abschnitt V, S. 288.) — Zur Bezeichnung des Trinkens hat der Neger die gleiche Gebärde wie wir.

Sonstige Zeichen: Mit dem Zeigefinger an Nase oder Auge

oder Ohr deuten = riechen, sehen, hören. — Mit der Handfläche öfters auf den geöffneten Mund schlagen = Zeichen der Verwunderung. — Die Hände an die Brust legen und dann unter Strecken der Arme nach beiden Seiten ausbreiten, dazu noch ein gedehntes „hä“ mit „i“ Nachlaut = Zeichen der Ungewifsheit, auch der unwilligen Verwunderung. (Wie wir sagen: „ich weifs nicht“; „ja, wie soll denn ich das wissen!“ u. dergl.) — Den Kopf in die Höhe werfen, dazu ein nasales, gedehntes „n“ ausstofsend = ja. — Zur Bezeichnung der Verneinung hat der Neger die gleiche Gebärde wie wir: Kopfschütteln. Will er etwas heftig verneinen, so klopft er unter gleichzeitigem Kopfschütteln mit den Fingern über die Achsel auf die Schulterblätter, als wollte er mit beiden Händen etwas über die Schulter werfen. (Vielleicht auch der Grundgedanke?) — Die beiden Fäuste auf die Brust legen = Weib. (Andeutung des Busens.) — Will der Neger mitteilen, dafs er mit jemand gut Freund ist, so nennt er seinen und des Betreffenden Namen und hakt die Zeigefinger seiner beiden Hände ineinander; häufig fügt er dazu noch das scharf angesprochene und gedehnt ausklingende Wort „bang“. (Vergl. auch Abschnitt VI, S. 417.) — Will er dagegen seinem Unwillen, mit Verachtung gepaart über eine Person oder Sache lebhaften Ausdruck geben, so hebt er ein Steinchen vom Boden auf, speit darauf und wirft es über die Schulter. (Auch bei uns ist beim gewöhnlichen Manne das Ausspucken ein Zeichen der Verachtung.)

Zahlenzeichensprache. Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Zeichensprache bei dem Zählen; hier sind die Finger geradezu optische Zahlenzeichen. Doch nicht, weil die Wortsprache hierfür keine Ausdrücke hätte; im Gegenteil, das Zahlensystem ist — wenigstens bei den Bali — bis 100 auch sprachlich vollkommen ausgebildet; bei einem so materiell angelegten Menschenschlag, wie die Neger, auch gar nicht anders zu erwarten. Wie wichtig dem Neger die Zahl ist, das beweist die Sitte: wenn im Zwiegespräch Zahlen genannt werden, so wiederholt diese der Hörer stets mit Wort und Gebärde, um in dieser Hinsicht ja keinen Irrtum einschleichen zu lassen, eine Wiederholung des übrigen Textes fällt ihm nicht ein; höchstens dafs er hier und da das Zeichen der Bejahung (also in diesem Fall des Verständnisses) einschaltet.

Die Art dieses Zeichenzählens bei den Banyang und Bali hatte ich Gelegenheit eingehender zu beobachten. Ob bezw. welche Verschiedenheiten (oder Gleichheiten) in dieser Beziehung auch zwischen den übrigen Stämmen bestehen, vermag ich nicht anzugeben.

	Banyang.	Bali.
1	= Kleinen Finger ausstrecken, die übrigen einschlagen.	= Zeigefinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.
2	= Kleinen und Ringfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen.	
3	= Kleinen, Ring- und Mittelfinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.	
4	= Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übers Kreuz legen, die übrigen Finger einschlagen.	= Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen.
5	= Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen, dazu kleinen Finger der anderen Hand.	= Geballte Faust, Daumen über dem Zeigefinger.
6	= 3 + 3.	= 3 + 3.
7	= Wie bei den Bali.	= 4 + 3.
8	= Wie bei den Bali.	= 4 + 4.
9	= 5 (Banyang) + 4 (Bali).	= 5 + 4.
10	= Beide ausgestreckte Hände, Handteller sich berührend, übers Kreuz legen, Daumen gegenseitig übergreifend.	= Mit gestreckten Fingern einmal in die Hände klatschen, so dafs die Fingerspitzen sich berühren.
20	= 2 × 10	= 2 × 10
	u. s. w.	u. s. w.

Zwischenzahlen (13, 25, 86 u. s. w.) werden durch Zusammensetzung und rasche Nacheinandergabe der Zeichen für Zehnheiten und Einheiten gegeben, also gleich unseren optischen Signalen.

Etwas vermifst man in diesen Zahlen-„Zeichen“: die Konsequenz der Bezeichnung, siehe z. B. Zahl 7 oder 9 bei den Banyang, Zahl 1 und 2 bei den Bali. Ferner mache ich darauf aufmerksam, dafs der Daumen bei den Banyang nur bei Bezeichnung der Zahl 10, bei den Bali zu der der Zahlen 5 und 10 mitgezählt wird.

Durch diese Angaben, die keineswegs den Anspruch auf erschöpfende Aufzählung machen, dürfte meine eingangs aufgestellte Behauptung begründet sein: dafs es dem dieser Zeichensprache Kundigen möglich ist, geradezu förmliche Gespräche zu führen ohne Kenntnis der jeweiligen Stammessprache.

Die Wortsprachen im Grasland; insbesondere die Balisprache.

In Adamaua herrscht als allgemeine Umgangssprache die Haussasprache. Ueber diese habe ich mich in meinem Buche nicht näher zu verbreiten: einmal weil ich persönlich nicht nach Adamaua hineingekommen bin, und dann weil darüber bereits ausführliche Grammatiken u. s. w. vorhanden sind (ich führe unter anderen ganz besonders an: „Vocabulary of the Haussa Language etc. by the Rev. Schön, London 1843", welche meines Wissens immer noch als die beste und vollständigste Arbeit über diese reiche, wohllautende und hochausgebildete Negersprache West-Afrikas bezeichnet werden mufs). Aufser dieser Sprache der herrschenden Kaste giebt es unter den Heidenstämmen Adamauas zweifelsohne eine Reihe anderer oder — vielleicht richtiger — eine Reihe von dialektisch mehr, weniger verschiedenen eines gemeinsamen Sprachstammes.

Wie ich, in Bezug auf die Völkerverhältnisse, analoge Vorgänge in Adamaua und dem südlichen Teil des Graslandes, den Baliländern nachgewiesen habe, ähnlich wird es wohl auch auf sprachlichem Gebiet gegangen sein. Nur war es keine einheitliche Sprache, die die Eroberer ins Land getragen haben; jeder der nach Süden weichenden Stämme hat seine eigene oder seinen eigenen Dialekt mitgebracht; die Ureingesessenen besafsen gleichfalls bereits ihre sprachlichen Verschiedenheiten.

Da treten uns gleich mehrere Fragen entgegen, die ich leider offen lassen mufs: sind die Sprachen der Einwanderer und der Ureinwohner sprachstammlich oder dialektisch verschieden? Wie verhält es sich in dieser Beziehung mit den Sprachen der Ureinwohner untereinander? Welchem grofsen Sprachstamm oder welchen -Stämmen gehören dann die Sprachen der einzelnen Völkerschaften (Einwanderer und Ureinwohner) an? Und schliefslich drängt sich als weitere noch jene auf: stehen die Sprachen der Baliländer in einer sprachverwandtschaftlichen Beziehung zu jenen des Waldlandes? Schon allein vom linguistischen Standpunkt aus ist die Lösung dieser aufgeworfenen Rätsel wichtig; vom weitesten ethnographischen und anthropologischen sowie geschichtlichen Interesse wäre sie, über dieses gerade in dieser Ecke des Meerbusens von Guinea herrschende Gewirr von Völkerschaften Klärung bringend in Bezug auf Rassenzugehörigkeit und Ausdehnung der Völkerverschiebungen.

Ich enthalte mich der naheliegenden Versuchung, auf Grund

meiner fast zweijährigen Beobachtungen allgemeiner Art und des in diesem Zeitraum gewonnenen teilweisen Einblickes in eine dieser Sprachen, die der Bali, eines eingewanderten Stammes, Beantwortung dieser oder jener der angeregten Fragen auch nur zu versuchen. Ich beschränke mich auf lediglicbe Niederlegung meiner diesbezüglichen Ausbeute, der Fachgelehrsamkeit es überlassend, weitere Schlufsfolgerungen daraus zu ziehen.

Sprachliche Verschiedenheit zwischen Wald- und Grasland.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Wald- und Graslandsprachen habe ich festgestellt, dafs die Bewohner dieser Gebiete — gleichgiltig welchem Stamm sie oben bezw. unten angehörten — sich von vornherein nicht verständigen konnten. Im Banyangland gelang das den Bali allerdings in sehr kurzer Zeit; in welchem Grad aber hierzu die dortselbst lebenden, aus dem Grasland stammenden Sklaven beitrugen, entzieht sich meiner Beurteilung. Vergl. hierzu Abschnitt V, S. 259 u. f., sowie Abschnitt VI, S. 324 u. f.: „Báyong“ und „báta“.

Zu letztgenanntem Worte noch ein paar Bemerkungen: die Banyang bezeichnen damit die Sklavendörfer; im Grasland findet sich dieses Wort in zwei Stammnamen unterjochter Ureinwohner: „Batánka“ und „Batankoán“. Auf die Komplikation, die einerseits darin besteht, dafs es im Grasland in Eigennamen vorkommt, andererseits darin, dafs es mit einem Wort, das in der Balisprache das Gleiche bedeutet wie „báta“ im Waldland, nämlich mit „kuán“ = Sklave verbunden ist, habe ich S. 325 aufmerksam gemacht und eine ethnographische Mutmafsung daran geknüpft. Hier möchte ich auf letztgenannten Umstand: die Verquickung zweier, im jeweiligen Gebiet das Gleiche bedeutender Worte vom sprachlichen Standpunkt aus besonders aufmerksam machen: wir stehen entweder vor der Thatsache, dafs die Sprache der Waldlandstämme und eines fast untergegangenen Ureinwohnerstammes im Grasland für den Begriff „Sklave“ das gleiche Wort hatten bezw. noch haben, während ein aus Adamaua eingewandertes Volk hierfür ein ganz anderes Wort: „kuán“ aufweist — oder das Ganze ist nur Zufall; „Batánka“ und „Batankoán“ sind thatsächlich reine Stammnamen im Grasland gewesen, und das „báta“ der Waldlandstämme hängt in keiner Weise damit zusammen.

Sprachliche Verchiedenheiten in den Baliländern.

Die Sprachen der Stämme in den Baliländern unter sich in Beziehung bringend, beschränke ich mich auf die Mitteilung, dafs Verschiedenheiten vorhanden sind und zwar derartige, dafs auch hier die Graslandstämme sich teilweise ohne weiteres nicht verständigen können. Wie weit die Balisprache im Grasland gesprochen oder wenigstens bekannt und gekannt ist, habe ich in Kartenbeilage 2 zum

Ausdruck zu bringen gesucht. Auf Richtigkeit in dieser Hinsicht macht dieselbe Anspruch, auf Vollständigkeit nicht.

Bevor ich auf die Balisprache selbst näher eingehe, schicke ich noch einige Beobachtungen voraus, die teils mehr auf Redeweise sich beziehen, teils mehr ethnographischer Art sind.

Zungenschlag.

Bei allen mir persönlich bekannt gewordenen Stämmen der Baliländer habe ich beim Ausdruck des Erstaunens, der Verwunderung neben der betreffenden Interjektion fast stets einen eigenartig klingenden schnalzenden Zungenschlag gehört. — Ebenfalls allgemein in diesen Gebieten ist mir ein ganz verschiedenes Benehmen beim Sprechen, je nach Gelegenheit und Zweck desselben, aufgefallen; und zwar läſst sich viererlei Redeweise (wenn ich das so bezeichnen darf) unterscheiden. Der dem Häuptling, überhaupt dem Höheren gegenüber eingehaltene Flüsterton, von fast gar keinen Gebärden begleitet, sowie die Redeweise bei Unterhandlungen und in der gewöhnlichen Unterhaltung: lebhaftes Sprechen mit noch lebhafteren Gestikulationen begleitet, haben bereits ihre Erwähnung gefunden (Abschnitt VI, S. 345, 437 u. a. a. O.). Die dritte Art: wie der „Rufer" die Beschlüsse u. s. w. der Volksversammlung mitzuteilen hat, fand gleichfalls schon ihre Beschreibung in Abschnitt VI, S. 350. Wesentlich verschieden ist die vierte: das Verhalten des Grasländers, wenn er im engeren Kreise einer ihm aufgetragenen Mitteilung sich zu entledigen hat oder als Dolmetscher seines Amtes waltet. In diesen Fällen spricht er vollkommen ruhig, ohne jede Gestikulation, spielt höchstens wie verlegen mit Steinchen und Hölzchen am Boden. Es hat mir jedesmal den Eindruck gemacht, als betrachte er sich als reines Sprechinstrument einer anderen Person, deren Rede übermittelnd. Bei diesen Gelegenheiten sieht der Grasländer einen auch nicht an, blickt seitwärts vorbei oder hält die Augen zu Boden gesenkt, während er sonst frei und offen dem Angesprochenen ins Gesicht blickt.

Redeweise.

In das ethnographische Gebiet einschlägig ist die Benennung des Einzelnen, des Stammes und Häuptlings. Vergl. hierzu Abschnitt VI, S. 324, 351 u. 427 (bezw. der Namen des Einzelnen siehe auſserdem Ende dieses Abschnittes S. 510 u. f.).

Stamm- und Häuptlingsbenennung.

Die Stammesbenennung setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Stammnamen und der die Vielheit kennzeichnenden Silbe „bá": „bá-N'Yong", „ba-Fút", „bá-Ndeng", „ba-Múnda", „bá-Fuen" u. s. w. (Man beachte die verschiedene Betonung.)[1] In diesem Gebrauch

[1]) Zur Schreibvereinfachung bin ich im Text der gäng und gäben Schreibweise gefolgt: Ban'yong, Bafut, Bandeng, Bamunda, Bafuen u. s. w.

habe ich bei Ureinwohnern und Eingewanderten keinen Unterschied gefunden.

„Fúon“ heifst in der Balisprache und auch in der von ein paar weiteren eingewanderten Stämmen = der Herr, der Herrscher. In der Zusammensetzung mit dem eigentlichen Stammnamen besteht der Titel des betreffenden Häuptlings, wobei sich das „fúon“ in „fó“ („fón“) abgeschliffen hat: „fó-N'Yong“, „fó-Fut“, „fó-Messon“ u. s. w. (der Ton bleibt ausnahmslos auf „fó“)[1]. Nicht aber: „fó-Ndeng“, „fó-Fuen“ u.s.w.; der jeweilige Eigenname des Herrschers ist bei diesen Stämmen zugleich sein Titel. Das ist sprachlich und ethnographisch auffallend: erstgenannte Stämme sind eingewanderte, letztere urangesessene. Darf daraus geschlossen werden, dafs die beiden Völkerkategorieen sprachstammlich verschieden sind? und, gewissermafsen umgekehrt: darf diese Verschiedenheit der Bezeichnung als völkerscheidendes Merkmal aufgefafst und als solches verallgemeinert werden?

Geheimsprache u. s. w.

Schliefslich erwähne ich noch, dafs ich bei den Bali neben der allgemeinen Umgangssprache noch eine Art Geheimsprache beobachtet habe. Bisweilen wandte sie der Häuptling während eines palavers an, und besprach sich in ihr mit seinen Ratgebern und Vertrauten. Das Idiom klang mir vollständig fremd und vermochte ich auch nicht die geringste Aehnlichkeit weder mit der allgemeinen Stamm- noch auch mit der Haussasprache zu entdecken. „Nur die Vornehmen könnten diese Sprache sprechen“, behaupteten die befragten Bali: „auch die Bafut besäfsen eine solche Geheimsprache.“ Anläfslich dieser Beobachtung erinnere ich daran, dafs sowohl manche Lieder als auch die Totengesänge der Bali anderssprachig klangen (siehe Abschnitt VI, S. 388 und 441). Der eben mitgeteilten Behauptung der Bali zufolge müfste das dann ein weiteres Sprachidiom sein?

Die Balisprache.

Indem ich in Folgendem die hierüber gemachten Beobachtungen niederlege, bin ich mir sehr wohl bewufst, dafs ich auch auf diesem, dem sprachlichen Gebiet, nur Bruchstücke zu geben vermag. Was ich nicht mit Sicherheit festgestellt zu haben glaube, habe ich weggelassen.

Ich legte mir bei der seinerzeitigen Aufzeichnung auf Baliburg ein eigenes Zeichensystem zurecht, um die zu Beginn dieses Abschnittes

[1] Analog der Textschreibweise der Stammnamen von mir gleichfalls für gewöhnlich vereinfacht in: Fon'yong, Fofut, Fomesson u. s. w.

geschilderten technischen Schwierigkeiten nach Möglichkeit auszuschalten. Acht Jahre sind vergangen, daſs diese Sprache an mein Ohr geklungen; und so muſs ich bei Veröffentlichung meiner Beobachtungen um so mehr an die gemachten Aufschreibungen und einmal gewählten Zeichen mich halten, dem Gedächtnis und Gehör gänzlich miſstrauend.

A. Aussprache.

Soweit nicht nachfolgend anders vermerkt, wird der betreffende Buchstabe, das Wort u. s. w. wie in der deutschen Sprache ausgesprochen.

ɛ bedeutet: kurzen oe-Laut; gleich dem im französischen Artikel „le".
c̄h bedeutet: tief und hart sprechen; anklingend an k.

n͡tch, t͡ch, d͡j u. s. w. bedeutet: die unter der Haube (⌒) stehenden Buchstaben verbunden und weich aussprechen, mit ganz leichtem s-Anklang vor dem letzten der so zusammengefaſsten Buchstaben (ch = ein Buchstabe).

u͡i u. s. w. bedeutet: einsilbig zu sprechen.

Die sonstigen Zeichen: ´ (Ton), ¯ (lang), ˘ (kurz), bedürfen keiner weiteren Erklärung. In dem (S. 503 u. f.) angereihten Wörterverzeichnis ist (statt durch Hinzufügung des Zeichens: ') der betonte Vokal durch fettere Schrift hervorgehoben.

B. Formenlehre.

Die Balisprache darf wohl eine einsilbige genannt werden. Sie klingt im allgemeinen hart, unschön, nichts weniger wie wohllautend. Einigermaſsen wird die Härte gemildert durch Vorschläge, angehängte Silben und Verdoppelungen. Die Sprache klingt eintönig, da ihr Deklination und Konjugation im strengen Sinne, desgleichen jeglicher Artikel, Ausdrucksfähigkeit für Ein- und Mehrzahl (ich habe in dieser Beziehung nur eine Ausnahme festgestellt), sowie fast jegliches Fürwort fehlt.

Sie ist auch ziemlich arm zu nennen. Für mehrere Begriffe weist sie nur je ein Wort auf; manchmal gänzlich gleichlautend, manchmal durch eine kaum merkbare, zum mindesten mit unseren Zeichen nur unvollkommen wiedergebbare Betonungsänderung unterschieden.

Beispiele: fá = bringen, tragen und pflanzen und Perle; mbí = Ziege und Kolanuſs; fú = hell und kalt und lügen; ndŭ̇ = Palmwein; ndŭ́ = Honig; n͡tchí = Wasser; n͡dchí = Zeug, Stoff.

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die bereits berichtete Thatsache, dafs die Bali für Farben nur drei Grundbezeichnungen haben: nach unseren Begriffen als rot, hell, dunkel anzusprechen.

Andererseits darf man aber auch nicht vergessen, dafs die Zeichensprache in ihrer hohen Vollkommenheit gar manche Worte und Begriffe völlig ersetzt.

1. Vorschlag, Verdoppelung, Anhängesilben.

Vorschlag und Verdoppelung bringen stets eine Steigerung des Begriffes zum Ausdruck; die Anhängesilben bedeuten zum Teil das gleiche, zum Teil haben sie lediglich die mehr oder weniger zu Tage tretende Nebenbedeutung des Verbindlichen oder der Zärtlichkeit.

Der Vorschlag besteht in dem Laut „ă", der also in dieser Negersprache das Gegenteil eines *α* privativum ist (wie das z. B. in der Wei-Sprache der Fall ist).

Das verstärkende Anhängsel lautet „tĭ", oder noch gesteigerter „tĭtĭ" (Verdoppelung).

Die Verdoppelung besteht in unveränderter Wiederholung des einfachen Grundbegriffes (wie ich es auch in der Banyangsprache an dem Worte „íta" = schnell beobachtet habe). Auch Verdreifachung findet sich.

Der Vorschlag wird bei Adjektiven und Adverbien angewendet. Verstärkendes Suffix und Verdoppelung haben statt bei den Zeit-, Eigenschafts- und Umstandswörtern.

Vorschlag und verstärkendes Suffix werden auch zugleich angefügt.

Beispiele: bóng = gut; a-bóng oder bóng-ti oder a-bóng-ti = sehr gut; bóng-titi oder a-bóng-titi = ausgezeichnet, ganz aufserordentlich gut.

dyám = viel, oft; a-dyám oder dyám-ti oder a-dyám-ti = sehr viel, sehr oft; dyám-titi oder a-dyám-titi = massenhaft, häufig.

nóng = schlafen; nóng-nong = tief schlafen.

Wichtig ist folgendes Beispiel: mɛ́ = ich; aber mɛ́-mɛ, (meist) mɛ́-mɛ-mɛ́ = alle (also gewissermafsen die einzelnen „ich" zusammengezählt).

fú = lügen; fú-ti und fú-titi (Steigerung) = etwa: „lügen wie gedruckt."

fá = pflanzen; fá-ti = viel oder fleifsig pflanzen.

Die zur Erzielung gröfseren Wohllautes am Schlusse eines Wortes angefügten Suffixa sind: kă, kĕt, kălĕ, kĕrrĕ, lŏ. Sie haben, wie gesagt,

zugleich den Nebenbegriff des Verbindlichen, Kosenden, und mildern in diesem Sinne z. B. auch die Schroffheit eines Befehls. Diese Wohllautsuffixe (wie ich sie kurz zum Unterschied von dem verstärkenden Suffix „ti“ und „titi“ nennen will) werden wie dieses an Zeit-, Eigenschafts- und Umstandswörter angehängt, ferner an Haupt- und Fürwörter; nur an Zahlwörter nicht.

Beispiel: Uebersetzung des Satzes: „Gehe in das Haus; siehst du das Weib, so sage ihr, sie soll mir vielen, guten Palmwein, Feuerholz, kaltes Wasser und zwei Pfeifen bringen. Verstehst du mich?“

(ohne Wohllautsuffixe):

gέ	ma	ndáb,	o	kí-ti	méngu͡i,	súnge:	ε	fá	mε
gehen	in	Haus	du	sehen?	Weib	sage	sie	bringen	mir

ndŭ́	a-bóng	a-dyám-titi,	kú͡in,	n͡tchi	fú,
Palmwein	sehr guten	sehr vielen	Feuerholz	Wasser	kalt

t͡chín'daba	n'íbba;	o	yó	mε
Pfeifen	zwei	du	verstehen?	mich

(mit Wohllautsuffixen):

gέ ma ndáb-io, o kí-ti-ka mengu͡i-kalé, súnge: ε fá mε-ka ndú-ka a-dyám-titi bong-kérre, kú͡in, n͡tchí-ka fu-két, t͡chín'daba n'íbba; o yó mε-ka?

Wie in vorstehendem Beispiel schon zum Ausdruck kommt, werden die Wohllautsuffixe „ket“ und „kerre“ mit Vorliebe bei Adjektiven und Adverben verwendet, „ka“ findet sich überall, „kale“ am häufigsten bei Hauptwörtern; „io“ habe ich fast nur an Hauptwörtern beobachtet, wenn sie am Schlufs eines Satzes standen.

Man beachte auch die Verlegung des Tones vom Grundwort auf die Suffixe „ket“, „kale“ und „kerre“: fu-két, mengui-kalé, bong-kérre.

Endlich habe ich noch eines weiteren Wohllautsuffixes Erwähnung zu thun, das ich nur an einem Wort, aber da sehr häufig, angehängt fand: „mĕ“ am Wort „mí“ (meist á-mí = fertig, beendet, zu Ende): a-mí-me.

Auch an solche Worte, die bereits das Verstärkungsprä- und -suffix tragen, wird das Wohllautsuffix angehängt, so dafs oft ein kurzes einsilbiges Wort, mit den verschiedenen Prä- und Suffixarten ausgestattet, eine ganz stattliche Länge bekommt.

Beispiele: „bóng“ wird zu „a-bóng-titi-ka“; „dyám“ zu „a-dyám-titi-két.

Infolge all dieser nach freiem Belieben anzuhängenden und wegzulassenden Prä- und Suffixe ist es oft aufserordentlich schwierig, einerseits ein an sich gekanntes Wort wieder zu erkennen, andererseits aus diesen Hüllen das Grundwort herauszuschälen.

Beispiele: „á-mí“ und „mi-kérre“ sind ein und derselbe Begriff = fertig; „bóng“, „a-bong-kérre“, „a-bóng-titi-ka“ bedeuten alle drei = gut bezw. Steigerung davon.

2. Zusammenziehungen.

Erschwert wird Verständnis und Erkennung des Grundwortes auch durch einen weiteren Sprachgebrauch; namentlich bei kurzen, meist konstant bleibenden Redensarten: durch Zusammenziehung mehrerer Worte zu einem Ausdruck, wobei eine oder die andere Silbe verschwindet.

Beispiel: má-ti = warten, ní = schnell, túo = kommen. Daraus hat sich nun die Redensart gebildet, die geradezu zu einem Adverb geworden ist: má-ti n'tó = gleich, im Augenblick (wie wir etwa sagen: „bitte einen Augenblick zu warten, ich komme gleich“). Unverkürzt würde die Redensart lauten: má-ti, ní túo = warten, (ich) schnell kommen.

Gleiches werden wir bei den Interjektionen nochmals finden.

Dem „Wörterverzeichnis“ habe ich mehrere Redensarten angefügt, bei denen ich wohl die Bedeutung herausgebracht habe, nicht aber immer die einzelnen Wortbestandteile. Höchst wahrscheinlich beruhen sie ebenfalls auf derartigen Zusammenziehungen.

3. Verneinungsform.

Eine weitere Schwierigkeit, mehr für das Verständnis als für die Zergliederung, bildet die Verneinungsform.

Sie besteht in der Silbe „má“ (die zugleich Präposition im örtlich hinweisenden Sinne ist; siehe S. 501, Ziffer 13). „má“ heifst demnach = nicht und = in, zu, nach. Für „nein“ besteht ein eigenes Wort: „ngáng“.

In dieser zweifachen Bedeutung von „má“ liegt die erste Schwierigkeit für das Verständnis. Die zweite besteht in dem Platz, den „má“ als Verneinungspartikel einnimmt.

„má“ steht vor dem Verbum, wenn der Satz negativen Sinn besitzt: also zum Ausdruck des konträren Gegenteils; es steht vor dem Adjektiv (Adverb) zur Bezeichnung des kontradiktorischen Gegenteils. Um letzteres zum Ausdruck zu bringen, wird die Partikel zwischen

das Grundwort und den Vorschlag „a“, der in diesem Falle fast stets dem Adjektiv (Adverb) vorgesetzt ist, eingeschaltet.

Beispiele für die Satzverneinung:

mέ	ma	tám	ich schiefse nicht.
ich	nicht	schiefsen	
mέ	ma	gέ	ich gehe nicht.
ich	nicht	gehen	
méngu͡i	ma	fú-ti	die Weiber lügen nicht.
Weiber	nicht	lügen	
o	ma	kí-ti?	siehst du nicht?
du	nicht	sehen?	

Beispiele für das kontradiktorische Gegenteil:

bóng = gut; a-ma-bóng = nicht gut.
dyám = viel; a-ma-dyám = nicht viel.

In den Fällen, in denen die Sprache ein Wort für den konträren Begriff nicht besitzt, vertritt das kontradiktorische Gegenteil seine Stelle; also heifst:

a-ma-dyám auch = wenig.

Die Anfügung des Verstärkungssuffixes sowie der Wohllautsuffixe erleidet durch diese eingefügte Verneinungsform in keinem Falle eine Aenderung oder Einschränkung; war ohne diese Negationspartikel die Begriffssteigerung eine positive, so wird sie mit derselben eine negative.

Beispiele: a-bóng-titi = sehr gut, ausgezeichnet; a-ma-bóng-titi = ganz und gar nicht gut; a-dyám-titi-ka = aufserordentlich viel; a-ma-dyám-titi-ka = ganz und gar nicht viel, blutwenig u. dergl.

4. Frageform.

Aus manchen Sätzen in fragender Form, die ich da und dort als Beispiele anführte, konnte man schon die Frageform ersehen. Sie besteht in der dem Infinitiv des Verbums vorangesetzten Silbe „ŏ́“, die zugleich Pronomen ist (siehe S. 498, Ziffer 10) oder vielmehr richtiger: das Pronomen „ŏ́“ = du (nebst der entsprechenden d. i. fragenden Satzbetonung) bildet die Frageform.

Beispiele:

o	yó		verstehst du?
du	verstehen?		
o	yó	mε-ka	verstehst du mich?
du	verstehen	mich?	

o	fá	mɛ-ka	bringst du mir?
du	bringen	mir?	

o	kí-ti	ntchén	siehst du den Elefanten?
du	sehen	Elefant?	

o	mɛ	gɛ́	soll ich gehen?
du	ich	gehen?	

5. Satzbildung.

Das eben genannte, die Frageform bildende Pronomen, vertritt auch die Stelle unseres Konditionalsatzes (wie das übrigens auch in unseren Sprachen statthat).

Beispiele:

o	kí-ti	bong-két,	tám	bong-két	wenn du gut siehst, schiefst du auch gut (wofür man auch bekanntlich sagen kann: siehst du gut, so schiefst du auch gut).
du	sehen	gut	schiefsen	gut?	

o	túo	ma	guén,	fá	mɛ	kommst du in die Farm, so bring mir recht viel Erdnüsse mit.
du	kommen	in	Farm	bringen	mir	
	mbíang		a-dyám-titi			
	Erdnufs		sehr viel			

Die Sätze überhaupt sind kurz.

Die Wortreihenfolge ist meinen Beobachtungen zufolge eine ausnahmslos regelmäfsig eingehaltene. Ich verweise auf die bereits als Beispiele angeführten Sätze und die am Schlusse des Abschnittes (S. 506 u. f.) folgenden Textproben. Hier nur soviel:

Bei der Frageform leitet stets das Verb mit dem Pronomen (Fragepartikel) den Satz ein. — Adjektiv und Zahlwort stehen immer nach dem Hauptwort, dem sie zugehören. — Die Subjektspronomina stehen regelmäfsig vor dem Verbum, die Objektspronomina nach demselben, z. B. mɛ fá = ich bringe; fá mɛ = bring mir.

6. Hiatus.

Etwa entstehender Hiatus wird bisweilen durch eingeschaltetes „n" vermieden, aber nur in gewissen Verbindungen; eine Logik in dieser Beziehung vermochte ich nicht festzustellen. So sagt der Bali z. B. stets: mbí n'íbba = zwei Ziegen, mbó n'íbba = zwei Arme; dagegen máni itét = drei Männer (siehe auch S. 499, Ziffer 11; S. 500, Ziffer 12 und S. 502, Ziffer 15).

Nicht selten wird dieses „n" auch eingeschaltet, ohne durch sonst entstehenden Hiatus bedingt zu sein, bezweckt also nur gröfseren

Wohllaut, z. B. nú-n'daba = rauchen; έ ni n'túo = er kommt gleich, Báli-N'kunbát (siehe auch S. 500, Ziffer 12). Auch hierin konnte ich ein bestimmt eingehaltenes Gesetz nicht beobachten.

Zu den einzelnen grammatischen Elementen, soweit sie bis hierher nicht bereits behandelt sind, habe ich noch zu bemerken:

7. Artikel.

Einen solchen kennt die Balisprache nicht, weder bestimmten, noch unbestimmten.

8. Substantiv:

Dasselbe besitzt weder Deklination noch verschiedene Formen oder Endungen für Singular und Plural. Ob Einzahl oder Mehrzahl gemeint ist, mufs entweder aus dem Sinn hervorgehen oder aus der Beisetzung einer Zahl in Wort bezw. Gebärde oder eines den Begriff der Menge bezw. des Gegenteils anzeigenden Objektivs. Mir ist nur eine Ausnahme behannt: múbang = Mann (Sing.), máni = Männer (Plur.).

Eine Art Vokativ besteht jedoch, indem ein „ĕ" angehängt wird. Ich habe diese Form stets beobachtet, wenn der Bali ein Wort, entweder wegen der Wichtigkeit der Sache, oder wenn es von dem Hörer das erste Mal nicht richtig verstanden wurde, öfters wiederholt, z. B. ndŭ́ = Palmwein; Vokativ: ndŭ́-e, ndŭ́-e. Auch kurzen, herrischen Befehl drückt dieser Kasus bisweilen aus (etwa wie wir barsch sagen: Wein her!), also in diesem Falle einen Imperativ bildend.

9. Adjektiv:

Es ist gleichfalls völlig unveränderlich wie das Substantiv; und zwar ohne Ausnahme. Der vorgenannte Vokativ findet sich auch hier zum gleichen Zwecke wie dort. Das Adjektiv vertritt die Stelle oder wird zum Adverb, soweit solche fehlen.

Beispiel: dyám = viel; wird mit adverbialer Bedeutung auch = häufig.

Einen Komparativ in unserem Sinne giebt es beim Adjektiv nicht, wie einen solchen die Balisprache wohl überhaupt nicht kennt; dafür springt die Verstärkung mit den bezüglichen Prä- und Suffixen „a" und „ti", „titi" ein. (Vergl. hierzu auch Abschnitt II, S. 61.)

10. Pronomen.

Ich habe nur ein Personalpronomen feststellen können. Es lautet:

mέ = ich, mir, mich	bắ = wir, uns
ŏ́ = du	ŏ́ = ihr
έ = er, sie, es	έ = sie.

Den Nominativ Pluralis werden wir gleich unten bei den Zahlwörtern wiederfinden als Begriff der Vielheit.

Auf die Bildung des unbestimmten Fürwortes „alle“ durch Verdoppelung und (noch häufiger) Verdreifachung der ersten Person Singularis des Personalpronomens „mέ“ : mέ-mε-mέ = alle, habe ich (S. 493) bereits aufmerksam gemacht.

11. Verbum.

Dasselbe besitzt keine Konjugations- und Temporalformen oder -endungen. Zur Bezeichnung des unmittelbar Bevorstehenden findet sich eine Art Hülfsverbum: gέ = gehen.

Beispiele: mε gε tám / ich gehen schiefsen } ich werde gleich schiefsen.

o gε fá ndű / du gehen bringen Honig? } willst du Honig bringen?

έ gε fá-ti / er gehen pflanzen } (wie wir auch sagen:) er geht pflanzen.

Auch zur Bezeichnung der Vergangenheit greift die Sprache zu einem Aushülfsmittel, wie ich nicht selten beobachtet habe, indem dem betreffenden Satz, bisweilen auch Substantiv, seltener aber dem Verbum das Wort mí = fertig angefügt wird (meist in der Form „mí-me“, siehe oben S. 494). Es wird damit die soeben stattgehabte Beendigung der Thätigkeit u. s. w. zum Ausdruck gebracht; wir können das am besten mit unserem „eben, gerade“, übersetzen.

Beispiele:

máni uá kűin; mí-me / Männer hauen Holz fertig } die Männer sind eben mit dem Holzhauen fertig geworden.

mε náp-ti ndáb; mi-me / ich machen Haus fertig } ich bin gerade mit dem Hausbau fertig geworden.

n'dáb mí-me = das Haus ist fertig;

aber:

kűin mí-me = Feuerholz ist zu Ende, ist alle.

ba dyú mí-me / wir essen fertig } kann sowohl heifsen: wir sind soeben mit dem Essen fertig geworden; als auch: wir haben nichts mehr zu essen.

In solchen Fällen mufs eben der Zusammenhang, die augenblickliche Situation u. dergl. aufklärend beitragen; nicht zum letzten auch die Gebärdensprache.

Zur Bezeichnung der Person wird, wie wir aus diesen Beispielen ersehen, das Personalpronomen vor den Infinitiv des Verbs gesetzt: z. B. ba náp-ti = wir machen, wir thun.

Die beim Substantiv und Adjektiv vorkommende Anhängung eines „ĕ“ findet sich auch beim Verbum; bildet also die **Imperativform.**

Beispiele: fúng = rufen; fúng-e = rufe!
nóng = schlafen; nóng-e = schlafe!

Vermeidung des hierbei etwa sich ergebenden Hiatus durch eingeschaltetes „n“ glaube ich bisweilen beobachtet zu haben. Eine Ausnahme bildet túo = kommen. Hier heifst der Imperativ: tú-e; es hat also eine Abwerfung des Schlufsvokals stattgefunden. „túo“ mufs sich noch eine Veränderung gefallen lassen: fällt in eben genannter Form stets das „o“ aus, so lautet dieses Verbum in Verbindung mit „ní“ bald „tó“ bald „tú“ (siehe auch S. 495, Ziffer 2).

Als Imperativform wird übrigens auch (wie bei uns) nicht selten der Infinitiv gebraucht (sogar mit noch herrischerem Ausdruck).

Beispiel: kó ntchu-ndáb (schliefsen Thüre Haus) } Hausthüre schliefsen!

12. Zahlwort.

Das Zahlensystem ist, wie ich schon bei Besprechung der Zeichensprache sagte, bis 100 vollkommen ausgebildet.

Ein unbestimmtes Zahlwort ist „bá“, welches lediglich den Begriff der Vielheit ausdrückt; als Pronomen haben wir es bereits als erste Person Pluralis = „wir“ kennen gelernt. In Verbindung mit Haupt- u. s. w. -worten habe ich es nie gehört; nur bei den Stammeseigennamen bezeichnet es die Ganzheit, die Masse des Volkes (siehe S. 510).

Die Zahlworte sind Kardinalzahlen und lauten:

ĭ́n	= 1	góm sso n'itét	= 13 (10 und 3)
ĭ́bba	= 2	u. s. w.	
ĭtĕ́t	= 3	bá n'gom	= 20 (2 × 10)
ĭ́kwă	= 4	té n'gom	= 30
ĭ́tăn	= 5	kwá n'gom	= 40
ntŭ́	= 6	tá n'gom	= 50
kwắtĕt	= 7 (4 + 3)[1]	ntú n'gom	= 60
ĭ́fŭm	= 8	?	= 70
ndschĭ́bŏ	= 9	fú n'gom	= 80
gŏ́m	= 10	ndschí n'gom	= 90
góm sso n'iin	= 11 (10 und [?] 1)	nchŭ́ (?)	= 100
góm sso n'ibba	= 12 (10 und 2)		

[1]) Auf gleicher Zusammensetzung beruht auch das optische Zeichen für 7 (siehe S. 487).

Man beachte den Wegfall von Silben der Einerzahl bei den Vielfachen von 10, ferner das Einschieben eines „n“ vor „góm“ gleichfalls bei den Vielfachen von 10, sowie regelmäfsig zur Vermeidung eines event. Hiatus. Die Zwischenzahlen von 20 aufwärts werden in derselben Weise gebildet wie die von 10 bis 20, z. B. bá n'gom ssó n'ibba = 22; ntú n'gom sso kwátet = 67.

Das „ssó“ bei den Zwischenzahlen dürfte wohl unserem „und“ entsprechen; ich komme bei den Konjunktionen (a. f. S.) nochmals darauf zurück.

Die Bali zählen bis 100, dann wird wieder von vorn begonnen. Schlagend kam dies zum Ausdruck, als einst beim Stamme eine ruhrartige Krankheit wütete, die an 600 Menschen frafs. Wenn wir uns manchmal bei dem Häuptling Garega erkundigten, wieviel Opfer diese Epidemie in den Tagen seit unserer letzten Nachfrage verschlungen, so liefs er kleine Bündel zusammengebundener Bambusstückchen bringen und wies sie uns wortlos vor. Jeweils 100 waren zusammengeschnürt, und über das letzte volle Hundert hinaus waren Päckchen zu je 10 bezw. weniger Stäbchen gemacht: das Totenregister des Stammes.

Ich möchte auf manche Aehnlichkeit mit der Zählweise und den Zahlworten der Haussa aufmerksam machen, ohne Schlufsfolgerungen ziehen zu wollen. 10 heifst in der Haussasprache „góma“; das „ssó“ der Balisprache erinnert an „schób“; die Zusammensetzungen 11, 12 u. s. w. finden hier wie dort gleich statt; desgleichen die Vielfachen von 10, 20, 30 u. s. w.

13. Präposition.

Ich habe zwei feststellen können:

má: drückt den Begriff der Richtung aus, also etwa = in, nach, zu. Es steht vor dem jeweiligen Worte.

bá: hat ähnliche Bedeutung, steht aber nach dem betreffenden Worte, und entspricht so unserem = dort. Pleonastisch wird „bá“ nicht selten dem Worte angefügt, das bereits die erstaufgeführte Präposition vor sich stehen hat.

Beispiele:

mɛ	gɛ́	ma	ndáb	ich gehe ins Haus.
ich	gehen	in	Haus	
o	kí-ti	nyú	ba	siehst du das Dorf dort?
du	sehen	Dorf	dort?	
gɛ́	ma	n͡tchí	ba	gehe zu dem Wasser dort!
gehen	zu	Wasser	dort	

14. Konjunktion.

Ich vermag nur eine zu nennen: das bei den Zahlwörtern bereits genannte „ssó“ = und. Und diese Bedeutung ist nur Vermutung, eben auf dortigem Gebrauch fufsend; in anderen Wortverbindungen habe ich sie nicht entdecken können.

15. Interjektion.

Diese sind schon etwas zahlreicher, was bei dem lebhaften Temperament des Negers nicht wunder nimmt. Ich führe nur die häufigsten an (siehe hierzu auch S. 490).

bḗ-tḗ: Ausruf der Verwunderung, des Erstaunens.

ŭ-ḗ: bedeutet das Gleiche, nur mit Unwillen gemischt; etwa = oho! Der gleiche Laut wird häufig an Eigennamen angehängt beim lauten An- und Herbeirufen der betreffenden Person; etwa = he, hollah! z. B. Uándi: Uándi-n'u-é; Bándi: Bándi-n'u-é.

ĕ́-ḗ (das erste e hoch und kurz, das zweite tiefer und langgezogen): hat ungefähr die gleiche Bedeutung wie „bé-té“; lautlich und begrifflich etwa = ei, ei! (wer hätte das gedacht; ja was nicht gar; u. dergl.).

Eine häufig gehörte Redensart, halb Interjektion, halb Adverb geworden, ist die Zusammensetzung „nitó“ aus „ní“ = schnell, und „túo“ = kommen, wozu noch das Wort: „fúon“ = Herr, Häuptling, in „fón“ zusammengezogen, tritt. Die ganze Interjektion lautet dann: fón ni tó, oder noch häufiger: kέ fon ni tó = Achtung, der Herrscher kommt gleich; und übertragen = aufgepafst, still, ruhig! Diese Bedeutung hat die Redensart allmählich bekommen. (Der Grundgedanke ist klar: wenn der Herrscher, der Häuptling naht, mufs alles still sein.)

Die hierbei genannte Partikel „kέ“ ist schwer zu übersetzen; sie hat bald die ausgesprochene Bedeutung des Aufmerksammachens, bald eine fragende, bald spielt sie eine ganz untergeordnete Rolle. Ihr Platz ist gleichfalls verschieden: am Satzanfang oder irgend einem Worte angehängt. In den Textproben werden wir ihr verschiedentlich begegnen.

C. Wörterverzeichnis[1]).

Substantiva.

tŭ = Kopf.
lĭ-tŭ = Augenlid.
mĭmŭ = Auge.
kŏndĭ-tŭ = Nase.
dŭng-tŭ = Ohr.
nŭng-tŭ = Kopfhaar.
nŭng-tchŭ = Barthaar.
(?) ngaumĭŭ = Hals.
nĭ-tŭ = Brust (männliche).
mbŭĭn = Brust (weibliche).
băng-tŭ = Bauch.
mbŏ = Arm.
tŭ-mbŏ = Ellenbogen (wörtlich: Kopf des Armes).
lă-mbŏ = Handfläche (lă = stehen, mbŏ = Arm; also wörtlich: das, worauf der Arm steht).
ssībŏ = Finger.
kŭ = Bein, Schenkel.
lă-n'kŭ = Fufssohle (wörtlich: worauf das Bein steht; vergleiche oben lă-mbŏ).
kĕt, kĕrŭ = männliches Glied.
ntchă-ŭm = Hodensack.
ndzé = weibliche Scham.
(?) nŏnwĕ-tŭ = Schamhaare.

mŭbăng = Mann.
mānī = Männer.
mĕngŭī = Weib.
kĕkĕlĕ = kleines Kind (und) klein.
fāntŭ = Bruder.
fāllă = Schwester.
bābŭ = Vater.
ānă = alte Frau (im ehrwürdigen Sinne).
sŭnnă = Freund, Freundin.
bābă = Narr, Thor.
fŭōn = Herr, Herrscher (und) Stier; in ersterer Bedeutung meist in „fōn" oder „fō "zusammengezogen.
kŭān = Sklave.

ntchén = Elefant.
nīngŭătt = Flufspferd.
nўătt = Büffel.
mўăngŏb = Leopard.
nўŏ = Schlange.
(?) kŏngnītām = Chamäleon.
mīssī = wildes Huhn.
ngăp = Antilope.
fŭōn = Stier, Rind (und) Herr.
ssībissī: ein hamsterähnliches Tier.
mbī = Ziege, Schaf (und) Kolanufs.
kŏkŏlŏkŏ = Hahn, Huhn.
nwŭ = Hund.
kūn = Schwein.
nchūm = Heuschrecke.
nwŭĭn = Bambusschnecke.
ntĕt = Laus.

nўăm = Fleisch.
mbī-nўăm = Ziegenfleisch (dann auch = Ziege).
kūn-nўăm = Schweinefleisch (dann auch = Schwein).
dўŭ = Essen.
ndŭ = Palmwein.
ndū = Honig.
kăng = Hirsebier.
ntchī = Wasser.
ngăfŭt = Mais.
kŏndŏng = Banane.
mbīăng = Erdnufs.
mbŏllĕm = Kürbis.
nўă: eine efsbare Frucht, ähnlich den Bohnen.
mpă: eine Art Nüsse.
ngă: eine Art Feldsalat.
nkŭng = Bohne.
ssīssŭng: ein efsbares Gras.
gŏătt = Palmöl.
ndschī = Salz.
tītă = Pfeffer.
dăbă = Tabak.
chū = Baumwolle.
mbī = Kolanufs (und) Ziege, Schaf.

[1]) Hier ist der betonte Vokal durch etwas fettere Schrift gekennzeichnet.

ntŭ = Baum.
ndĕng = Bambus.
kŭín = Feuerholz.
ssŭssŭng = Schilfgras.

(?) tämbŭgi: die Frucht des „Seifenbaumes“.
nwīn = Gras.

nŭm = Sonne [1]).
mŭ = Mond (und) Monat [2]) (und) Feuer.
ntchū = Tag.
nyŭm = Nacht.
wīsān (meist wīsān-ka) = Morgenstern (und) Morgen.

mbœ̄ng = Regen.
mŭ-mbœ̄ng = Blitz (wörtlich: Feuer des Regens).
ndăm = Regenbogen.
ntchă = Erde.

nyŭ = Dorf.
gŭĕn = Farm.
ndăb = Haus [3]).
ngŭng-ndăb: die als Dachseiten aufgesetzten Dreiecke.

tăng: die Dachplattform, auf welche die „ngúng-ndab“ aufgesetzt werden.
ntchŭ = Thüre.
ntchŭ-ndăb = Hausthüre.
ntŏ = Ecke.

ŭgé = Kalebasse.
nkĕt = Matte.
llŏng = Schemel.
kăng = Koffer.

kŏkät = Korb.
băng = Topf (und) rot, braun.
ntŭ = Becher.
(?) dyŏng-ntchī = Seife.

ndchī = Stoff, Zeug.
ndchī-mbŭm = Kriegshemd.
ntchĕ-tŭ = Mütze (ntchĕ = sitzen, tŭ = Kopf; also wörtlich: das, was auf dem Kopfe sitzt).

tŏgŏ: das weitwallende Gewand.
ntchăng = Armreif.
ngŭäschī: die Schürzchen, welche die Weiber vor der Scham und am Gesäfs tragen.

mŭ-gŏätt = monatliche Regel der Weiber (wörtlich: Monatsöl).

ssătŏ = Kamm.
ndŏkät = Haarpfeil.

fă = Perle (und) tragen (und) pflanzen.

tchī n'dăbă = Pfeife.
lŏng = Rohr.

lŏng-tchī n'dăbă = Pfeifenrohr.

kŏng = Speer.
kăng, năkăng = Gewehr.
mīnyī = Schlachtmesser.
kăm-tŭ = Rasiermesser.

nnămă: das Dolchmesser mit Bügelgriff.
ssŏ, ssŏ-fă = Erdhacke (zur Farmarbeit).
nkă = Trommel.

---

[1]) Hiermit bezeichneten die Bali auch unsere Uhren und Aneroïde.
[2]) Entsprechend der Zeitrechnung nach Mondmonaten.
[3]) Hiermit bezeichneten die Bali auch unsere Stiefel („Haus des Fufses“).

Adjektiva und Adverbia[1])[2]).

bŏng (ă-bŏng, im adverbialem Sinne meist bŏng-kĕt) = gut.

bŭ (ă-bŭ-tĭtĭ) = schlecht.

dy̆ăm (ă-dyăm, ă-dy̆ăm-tĭ) = viel, häufig.

ă-mă-dy̆ăm = selten, wenig.

nĭ (adverbial fast stets in Verbindung mit tŭŏ = kommen: nĭ-tŏ und nĭ-n'tŭ) = schnell, eben, gerade.

mĭă (adverbial mĭă-kă) = langsam.

ndyăng = krank.

nkŭ = tot.

ssĭssă = lang, grofs.

kĕkĕlĕ = klein (und) Kind.

băng = rot, braun (und) Topf.

fŭ (fŭ-fŭ) = hell (d. i. weifs, grün und gelb) (und) kalt (und) schwindeln.

ssĭ (ssĭssĭ) = dunkel (d. i. blau, schwarz).

tŏng (tŏng-kĕt) = warm.

nwŭ = neu.

ndĭ (ndĭŏ) = heute.

nĭ-nkŭ = gestern (wörtlich: eben tot).

fŭ nwĭ = morgen.

nŏng-fŭnwĭ = übermorgen (wörtlich: schlafen morgen).

wisăn-kă = früh (und) Morgen (und) Morgenstern.

kŏkŏlŏkŏ-tĭtĭ = mit dem Hahnenschrei, in aller Frühe.

(?) ngŏngtschŏnwĭ = immer.

mĕ-mĕ-mĕ = alle.

mŏmŏ = nichts.

mĭ (ă-mĭ, ă-mĭ-mĕ) = fertig.

ăkŭ = genug.

măsĭ = zu Boden.

Verba[3]):

y̆ŏ = hören, verstehen.

kĭ (kĭ-tĭ) = sehen.

fŭng = rufen.

sŭng = sagen.

fŭ (fŭ-tĭ) = schwindeln, lügen (und) hell (und) kalt.

făksŭn = schwindeln, lügen.

schă (schă-tĭ) = grüfsen.

kŭng (kŭng-tĭ) = gerne haben, lieben.

nŭ = trinken.

ndzĕ nŭ = beschlafen (wörtlich: der weibliche Geschlechtsteil trinkt).

nŭ-n'dăbă = (schwach) rauchen (wörtlich: Tabak trinken).

(?) tchŏ-n'dăbă = (stark) rauchen.

dy̆ŭ = essen (und) das Essen.

tchŏng = beschlafen.

nŏng = schlafen.

gĕ = gehen.

tŭŏ = kommen.

lă = stehen.

ntchĕ = setzen, sitzen.

ntchĕ-măsĭ = niedersitzen.

mă (mă-tĭ) = warten.

ssăm = halten.

lŏng = aufheben.

ngă = öffnen.

kŏ = schliefsen.

dŏm (dŏm-tĭ) = wärmen.

nchŭ = reinigen, waschen.

nchŭ kĕrŭ = onanieren (wörtlich: das männliche Glied reinigen).

---

[1]) Ich erinnere daran, dafs jedes Adjektiv event. in adverbialer Bedeutung gebraucht werden kann; sowie daran, dafs fehlende konträre Begriffe durch Kontradiktorium mittels „mă" = nicht, ersetzt werden.

[2]) Viele Adjektiva und Adverbia werden gewöhnlich nur mit Verstärkungs- bezw. Wohllautprä- bezw. (und) -suffix gebraucht: wenn dies der Fall, habe ich diese praktisch gebräuchliche Form in Klammern neben die theoretisch-grammatikalische Grundform gesetzt.

[3]) Bemerkung [2]) bei Adjektiva und Adverbia ist auch für die Verba giltig.

bĕn = tanzen.

d͡jŏp (d͡jŏp-tī) = singen.
tŏng (tŏng-tŏng) = blasen.

fă = bringen, tragen, (und) pflanzen (und) Perle.
năp (năp-tĭ) = machen, thun.

lī = müde sein.

tăm = schiefsen, töten.
ŭă = hauen, schneiden.
kŭt = binden (und) bauen (Haus bauen = kŭt ndăb).
lăp (lăp-tĭ) = schlagen.
nbăt = klettern.

Zahlwörter siehe S. 500, Ziffer 12.
Pronomina siehe S. 498, Ziffer 10.
Interjektionen siehe S. 502, Ziffer 15.

Präpositionen, Konjunktionen u. s. w.:

bă = dort.
mă = in, zu, nach (und) nicht.
nkŭssŭ = vorwärts.

ssŏ = (?) und.

ngăng, ngăiŏ = nein.
n (mit Gebärde des Kopf in die Höhe Werfens) = ja.

w͡ŏĭ = hier (Antwort auf Anruf).

Grufsformen und Redensarten[1]):

līngtŭ-kă }
lĭng-tĭ } = wie heifst das?
ă-kɛ = was willst du?
Iă-kă = pafs auf!
mă-tĭ n'tŏ = gleich, im Augenblick.
fŏn nĭ tŏ = still! ruhig!
ă-ӯĭlătŏ = das ist lustig.
n͡tchĕ nĭ bŏng-kĕt = sei doch still! (wörtlich: sitzen gleich gut).
ă-d͡jĭ mbŏmbĕ = gar keinen Schein, warum nicht gar.

Morgengrufs:

ŏ lă ndī? = heute schon auf? (wörtlich: du heute stehen; also etwa = guten Morgen; bist du wohl? u. s. w.).

Gegengrufs:

ŏ ssă nĭ = auch schon auf? (?)

Tagesgrufs:

mĭă-kă = langsam.
ŏ d͡jĭ bŏng-kĕrrĕ = sei gegrüfst! (?)

Abschiedsgrufs:

ă-bŏng gɛ-kă = leb wohl (wörtlich: gut gehen).

Abendgrufs:

nŏng-nŏng bŏng gɛ-kă = schlaf wohl, gute Nacht (wörtlich: tief schlafen, gut gehen).

D) Texte[2]).

fúon,	fá	mɛ	ndú;	mɛ	nú-titi.
Herr	geben	mir	Palmwein	ich	viel trinken

„Herr, gieb mir Palmwein; ich habe Durst."

---

[1]) Siehe hierzu auch S. 495, Ziffer 2 und S. 502, Ziffer 15.

[2]) Hier habe ich auch einige Texte aus Dr. Zintgraffs Abhandlung über die Balisprache (Zeitschrift für afrik. u. s. w. Sprachen 1895, I. Jahrgang, 4. Heft, herausgeg. von A. Seidel) mit hereingenommen, jedoch mit meiner Schreibweise.

o yó mɛ-ka, fón? bábu gɛ fu nwi-kalé ma guén-ka,
du hören mich Herr Vater gehen morgen nach Farm
kí-ti bong-kérre máni kuán méngui mɛ́-mɛ-mɛ́.
sehen gut Männer Sklaven Weiber alle

„Hörst du mich, o Herr? Der Vater wird morgen nach allen Männern, Sklaven und Weibern in der Farm sehen.“

---

máni itét kút ndáb ni-n'tú.
Männer drei binden Haus schnell

„Drei Männer binden (bauen) geschwind das Haus.“

---

fá mɛ káng; mɛ gɛ tám ntchɛ́n.
geben mir Gewehr ich gehen schiefsen Elefant

„Gieb mir ein Gewehr, ich gehe den Elefanten zu schiefsen,“ aber auch: „Wenn du mir ein Gewehr giebst, will ich den Elefanten schiefsen gehen.“

---

kuán babá-kɛ, má faksún!
Sklave Thor nicht schwindeln

„Thörichter Sklave, lüge nicht.

---

kút kuán; ɛ fú-ti-fú-ti!
binde Sklave er stark lügen stark lügen

„Binde den Sklaven; er lügt und schwindelt.

---

méngui bong-két: múbang tong két.
Weib schön Mann warm

„Schönes Weib: heifser Mann“ (Sprichwort).

---

ntchɛ́n, ninguátt, nyátt: fántu itét a-bú-titi.
Elefant Flufspferd Büffel Bruder drei ganz schlecht

„Der Elefant, das Flufspferd und der Büffel sind drei gar schlimme Gesellen“ (Sprichwort).

---

fá mɛ ndú; ndúe, ndúe; ni-tó ni-tó! mɛ
bringen mir Palmwein Palmwein Palmwein schnell schnell ich
nu ndú tóng-titi: ma ndyáng-ndyáng.
trinken Palmwein sehr warm nicht krank krank

„Bring mir Palmwein! ein Königreich für Palmwein! schnell! spute dich! Wenn ich heifsen Palmwein trinke, werde ich nie krank“.

---

kó ntchu ndáb! ngá ntchu ndáb-io!
schliefsen Thüre Haus öffnen Thüre Haus

„Schliefse (öffne) die Hausthüre!“

---

súnge súnna, ɛ ntché-masi ma ndáb.
sage Freund er niedersitzen in Haus

„Sage dem Freund, er soll ins Haus gehen und sich niedersetzen“.

kekelé li-titi; ε nóng-nong.
Kind müde sein sehr es schlafen schlafen

„Das Kind ist todmüde; es wird tief schlafen.“

---

mu'[1])-Báli gε tám, ε fá nákang, kóng, mínyi;
Mann Bali gehen schiefsen er tragen Gewehr Speer Messer

ε fá ndchi-mbúm, ntche-tú. myangób tám máni; mu-Báli
er tragen Kriegshemd Mütze Leopard töten Männer Mann Bali

tam myangób a-dyám-titi. ε uá ngaumiú a-dyám, ntché-
töten Leopard sehr, sehr viel er schneiden Hals sehr viel setzen

masí tú fúon.
nieder Kopf Herrscher

„Wenn ein Bali ins Gefecht geht, so führt er Gewehr, Speer und Messer, trägt das Kriegshemd und eine Mütze. Er ist weit tapferer als der Leopard, er schneidet vielen die Hälse ab und legt die erbeuteten Köpfe dem Häuptling zu Füfsen.“

---

ba nóng-nong ndío ma nwín; dyú mí-me. máni
wir schlafen schlafen heute in Gras Essen zu Ende Männer

góm gε ni-tó ma nyú ba; fúnge máni méngui: ε fá
zehn gehen schnell nach Dorf dort rufe Männer Weiber sie bringen

dyú a-dyám-titi: mbí, kókolokó, káng, kókat ndschíbo ngafút,
Essen sehr viel Ziege Huhn Bier Korb neun Mais

mbóllem kwátet. súng bong-kérre mε fá, ndchi ssissi
Kürbis sieben sagen gut ich geben Zeug dunkel

a-dyám. o yó mε-ka? gε ni-tó!
sehr viel du verstehen mich gehen schnell

„Wir schlafen heute im Freien; aber wir haben keine Lebensmittel mehr. Zehn Mann sollen sofort in das nächste Dorf dort gehen. Ruft die Männer und Weiber zusammen; sie sollen reichlich Lebensmittel herbringen: Ziegen, Hühner, Bier, neun Körbe voll Mais und sieben Kürbisse. Sagt ihnen deutlich, ich gebe dafür sehr viel dunkles Zeug. Habt ihr mich verstanden? Jetzt schnell fort!“

---

o kí-ti-ka mengui-kalé gε bá ma guén-ka? fungé-ka
du sehen Weibchen gehen dort nach Farm rufen

súnna ε túo ni-tó. mε schá-ti mengui-ka.
Freund sie kommen schnell ich grüfsen Weib

„Siehst du das Weibchen dort in die Farm gehen? Ruf sie, mein Freund; sie soll gleich (schnell) kommen. Ich lasse das Weib grüfsen.“

---

mú mi-me; bá gε tám.
Mond fertig wir gehen töten

„In einem Monat ziehen wir in den Krieg.“

---

[1]) In dieser Zusammensetzung stets abgekürzt „mú“ statt „múbaug!“

á-kε sύnna? o mε fá fá-kε báng? a-dji mbómbe.
was willst du Freundin du ich bringen Perle rot gar keinen Schein

„Was willst du, Liebchen? Ich soll dir rote Perlen schenken? Ja warum nicht gar!"

---

tám a-dyám-ti a-ma-bóng. máni mí-me ma nyú:
töten viel nicht gut Männer fertig in Dorf
mú mí-me.
Feuer fertig

„Viel Kriegführen ist nicht gut; ein Dorf ohne Menschen ist gleich ausgebranntem Feuer" (so pflegte der Balihäuptling Garega zu sagen).

---

fón yó mέ-mε-mέ: a-bóng fón m' o yó[1])
Herrscher hören alles sehr gut Herrscher nicht du hören
mέ-mε-mέ: a-ma-bóng.
alles nicht gut

„Ein Herrscher mufs alles hören; wenn er nicht von allem unterrichtet ist, so ist das ein Fehler" (ein weiterer Ausspruch Garegas).

---

o gέ ma nwín kút kókolokó: fá ngafút a-dyám-titi;
du gehen in Gras binden Huhn bringen Mais sehr viel
ma láp-ti ntú.
nicht schlagen Baum

„Willst du ein ins Gras verlaufenes Huhn fangen, so streust du viel Maiskörner aus, aber schlägst nicht an die Bäume" (so pflegte zur Entschuldigung mancher diplomatischen Doppelzüngigkeit Garega zu behaupten).

---

o lá ndi súnna! o gε ndío ma Fófut?
du stehen heute Freund du gehen heute zu Fofut
a-bong gέ-ka.
recht gut gehen

„Guten Morgen, Freund! Gehst du heute zum Häuptling von Bafut? Leb wohl!"

---

mέ ndyáng tú (dúng-tu, báng-tu).
ich krank Kopf Ohr Bauch

„Ich habe Kopf-(Ohren-, Bauch-)weh.

---

méngui gε mέ-mε-mέ bén; ε fá nguáschi nwú bong-két.
Weiber gehen alle tanzen sie tragen (Schürzchen) neu gut

„Die Weiber gehen alle zum Tanz; sie tragen schöne neue nguaschi."

ía-ka! méngui mέ-mε-mέ gε nóng-funwí kókolokó-titi fa
pafs auf Weib alle gehen übermorgen ganz früh tragen
ntchí; máni bá n'gom fa ntchá, kuán fú n'gom gε uá
Wasser Männer zwanzig tragen Erde Sklaven achtzig gehen hauen

[1]) Man beachte hier den Wegfall des „a" in der Negation „má"; sowie die Frageform.

ndéng:	mε	kút	ndáb	ssissa	itét.	mú	nku:	ndáb	mέ-me.
Bambus	ich	binden	Haus	groſs	drei	Mond	tot	Haus	fertig

o	yȯ	mε?
du	verstehen	mich

„Paſs auf! Uebermorgen mit dem ersten Hahnenschrei sollen alle Weiber Wasser tragen, zwanzig Männer Erde herbeischaffen, achtzig Sklaven gehen Bambus hauen: ich will drei groſse Häuser bauen, die bei Eintritt des Neumondes fertig sein müssen. Verstanden?“

---

kέ!	mboéng	ni	tȯ,	mu-mboéng	a-dýam-titi.	ba	ntché-masí.
Da	Regen	schnell	kommen	Blitz	sehr viel	wir	sitzen nieder

á-kε?	ba	nóng-nong	nyú ba?	ngáng-ngáng.	ntché	ni	bong-két.
was	wir	schlafen	Dorf dort	nein nein	sitzen	schnell	gut

„Da! Jetzt wird es gleich regnen, es blitzt schon sehr stark. Wir machen hier halt. — Was willst du? Wir sollen im Dorf dort schlafen? Nein, nein — Still, ruhig (keine Widerrede)!“

E. Eigennamen.

Die Niederlegung der Ergebnisse meiner sprachlichen Beobachtungen schlieſse ich mit Anführung einer Reihe von Eigennamen Einzelner (Angehöriger des Balistammes).

Ich halte deren Kenntnis an sich für nicht uninteressant, dann aber gerade vom linguistisch-ethnographischen Standpunkt aus für bemerkenswert, indem hierdurch die bereits früher (Abschnitt VI, S. 427) geschilderte Namengebung erläutert und die dort angedeutete Sitte, zum Teil wenigstens, mit Beispielen belegt wird.

Ueber Stammnamen und Bezeichnung der Häuptlinge habe ich mich ebenda sowie im gegenwärtigen Abschnitt (S. 490 u. f.) bereits verbreitet. Nur jene Volksnamen führe ich hier noch einmal auf, bezüglich deren Erläuterung oder vielmehr Uebersetzung ich nunmehr auf das vorstehende Wörterverzeichnis Bezug nehmen kann.

Ich setze bei diesen, wie bei den Personennamen, die klar erkennbaren oder von mir vermuteten (= ?) Grundwörter in Klammern bei.

Stammnamen:

Báli (bá = Begriff der Vielheit: Volk; lí = müde sein) = Volk der Wege-müden (Anspielung auf ihre lange Wanderung).

Bándeng (bá = Volk; ndéng = Bambus) = Volk, das Bambus verarbeiten kann; oder: das da sitzt, wo es viel Bambus giebt (?).

Báli-N'Kunbát (kú = Schenkel; nbát = klettern) = Der Balistamm der Schenkelkletterer (Anspielung auf die gebirgige Gegend, in der der Stamm sitzt).

Bafút (fú = lügen, schwindeln) (?) = Volk der Lügner (?).

Personennamen, männliche:

Gárĕgă: Name des † Häuptlings der Bali-N'Yong (ich habe bei keinem seiner Unterthanen diesen Namen gefunden).
Guálem: Name des Häuptlings der Bafut.
Nú-Táku: Name des Häuptlings der Bamesson.
Mbó (mbó = Arm).
Tita N'Ýi (titá = Pfeffer).
Títuat (túo = kommen; oder: titá = Pfeffer; uá = hauen) (?).
Fónte (fúon = fón = Herr) (?).
Fókwa (fó = fón = Herr; íkwa = 4) (?).
Fón'bu (fó = Herr; bú = schlecht, bös).
Scháma (schá = grüfsen).
Ndúmu (ndú = Palmwein; mú = Feuer).
Nchúm (nchúm = Heuschrecke).
Lándi (lá = stehen; ndí = heute).
Béukam (bén = tanzen).
Sábi.
Uándi (uá = hauen; ndí = heute). (Sowohl männl. als weibl. Name.)
Findjo
Lóng (lóng = Rohr).
Ntchú (ntchŭ = Tag; oder: ntchŭ = Thüre).
N'géba (gé = gehen; bá = dort).
Bándi (bá = dort; ndí = heute).
Mboéng (mboéng = Regen).
Kówa.
Uán'buma (uá = hauen; bú = schlecht) (?).
Ndámia (ndám = Regenbogen) (?).
Nchúna.
Uáng.
Múndam (mú = Feuer; ndám = Regenbogen).
Yúnkung.
Ngáko.
N'báng (báng = Topf = rot) (?).
Núbang (nú = trinken; báng = Topf).
Ngauchúna.
Ntchéni (ntché = sitzen; ní = schnell; ntché ni bong-két = still) (?).
Kúnyam (kún = Schwein; nyám = Fleisch).
Láp (láp = schlagen).
Nbóp.
N'gé (gé = gehen).
Ssámtu (ssám = halten; tú = Kopf).
Mbéga.
Ntásia.
Ntchínda (ntchí = Wasser) (?).
u. s. w.

Personennamen, weibliche:

Fé.
Chéma.
Fókang (fó = Herr; káng = Bier) (?).
Núngila.
Nyámya.
Kóssat.
Mbía (mbi = Kola = Schaf).
Uándi (sowohl weiblicher als männlicher Name).
Chená.
Gína.
u. s. w.

Abschnitt IX.

Meteorologische Beobachtungen.

Meteorologische Beobachtungen im Waldland. — Meteorologische Beobachtungen im (eigentlichen) Grasland: 1. Lage der Station, Aufstellung der Instrumente u. s. w. 2. Jahreszeiten; allgemeiner meteorologischer Verlauf eines Erdjahres. 3. Einzelerscheinungen: a) Luftdruck; b) Temperatur; c) Luftfeuchtigkeit; d) Bewölkung, Nebel, Dunst; e) Winde; f) Niederschläge; g) Gewitter; h) sonstige meteorologische Phänomene: Dämmerungserscheinungen, Zodiakallicht, gestirnter Himmel u. s. w. 4. Tabellen.

Verlockenden Klang hat das Wort „Vorwärts" für jeden, der je den Fufs auf das alte Rätselland Afrika gesetzt. Auch den von ehrlichem Forschungstrieb Beseelten lockt die möglichst grofse Länderstrecken umfassende Thätigkeit des frei dahinziehenden Reisenden wohl am meisten. Vielgestaltiger werden auch zweifelsohne die Ergebnisse sein, die er mit nach Hause zu bringen vermag; abgesehen von der persönlichen Befriedigung, sowie von der errungenen, weitere Kreise ziehenden Anteilnahme.

Aber manchem Zweige der Wissenschaft vermag die stillere, anspruchslosere Thätigkeit desjenigen, der längere Zeit an einem Punkt oder wenigstens in einem verhältnismäfsig eng begrenzten Gebiete sich aufhält, schätzenswerteres Material zu bringen als die Aufzeichnungen auf einem Marsche quer durch Afrika.

Zwei Aufgaben sind es ganz besonders, welchen nur bei stationärer Thätigkeit gründlichere Beobachtung gewidmet werden kann: sprachliche und meteorologische Forschungen.

Im Grasland oben, auf der Station Baliburg, bin ich von August 1891 bis zum Januar 1893 gesessen; über die klimatischen u. s. w. Verhältnisse dieses Gebietes, der Baliländer, vermag ich auf Grund eines 1½ jährigen Aufenthaltes zu berichten. Ist natürlich auch diese Zeit zu kurz, um allgemeine und endgiltige meteorologische Werte aufstellen zu dürfen, so ist doch immerhin bei der grofsen Gleichmäfsigkeit der tropischen Verhältnisse auch in dieser Richtung bei sonst gleichen Bedingungen eine fortlaufende Beobachtungsreihe

von solcher Dauer im stande, einigermafsen Aufschlufs über den Witterungsverlauf eines Jahres, über Jahreszeiten u. s. w. zu geben.

Dagegen erheben sich meine einschlägigen, spärlichen Aufzeichnungen, auf den flüchtigen Durchmärschen durch das Waldland, nicht über den Wert vereinzelter Beobachtungen.

Meteorologische Beobachtungen im Waldland.

Regenzeit 1891.

Mein erstmaliger Aufenthalt im Waldland währte vom 24. Juni bis 24. August 1891; genau zwei Monate. In dieser Zeit befand ich mich gröfstenteils auf dem Marsche, nur auf Batom- und Mi-Yimbistation habe ich mehrtägige Beobachtungen an ein und demselben Orte anstellen können. An Instrumenten verfügte ich über ein Federbarometer und ein Schleuderthermometer.

Die Temperaturverhältnisse (nach C.) zeigten grofse Gleichmäfsigkeiten und verhältnismäfsig geringe Tagesschwankungen. Eine Beobachtungsreihe auf der Batomstation z. B. lautet:

5. Juli:	2^{00} p. m. 31°	8. Juli:	9^{00} a. m. 26,5°
6. „	7^{00} a. m. 24°	9. „	7^{00} a. m. 25,5°
	2^{00} p. m. 29,9°		2^{00} p. m. 28°
	9^{00} p. m. 27,4°		9^{00} p. m. 27,5°
7. „	11^{00} a. m. 30°	10. „	7^{00} a. m. 26°.

Eine weitere auf Mi-Yimbistation:

30. Juli:	2^{00} p. m. 29°	14. August:	9^{00} p. m. 27°
	9^{00} p. m. 26,8°	15. „	7^{00} a. m. 25,4°
31. „	7^{00} a. m. 24,5°		2^{00} p. m. 26,9°
	2^{00} p. m. 26°		9^{00} p. m. 26,5°
1. August:	7^{00} a. m. 24,5°	16. „	7^{00} a. m. 25,5°
	2^{00} p. m. 26°		2^{00} p. m. 27°
12. „	2^{00} p. m. 27,5°		9^{00} p. m. 26,4°
13. „	7^{00} a. m. 23,8°	17. „	7^{00} a. m. 25,4°
14. „	7^{00} a. m. 24,8°	18. „	3^{00} p. m. 33°
	2^{00} p. m. 27,4°		

Diese letztaufgeführte Temperaturangabe war die höchste von mir in dieser Zeit meines Aufenthaltes im Waldland beobachtete. Als niedrigste in diesen beiden Monaten habe ich am 30. Juni in Satane um 7^{00} a. m. 21,8° abgelesen.

Das Tagesmaximum scheint zwischen 2^{00} und 3^{00} p. m. einzutreten. Ich habe dies auch bei meinem zweitmaligen Aufenthalt im Waldland (Juni und Juli 1892) festgestellt.

Dunstdruckmessungen habe ich nicht vorgenommen. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war aber in diesen beiden Monaten ein aufserordentlich hoher; ich glaube bestimmt, dafs trockenes und feuchtes Thermometer nur um 0,1° bis 0,2° C. differierten.

Hoher Feuchtigkeitsgehalt.

Alles und jedes war stets mit Feuchtigkeit überzogen; das Lederzeug vom Abend bis zum nächsten Morgen mit Schimmel bedeckt; die Waffen mufsten mindestens zweimal täglich geputzt werden, sollte sich nicht Rost ansetzen, das Papier des Tagebuches war weich und breiig auch ohne unmittelbares Nafswerden.

Dieser hohe Feuchtigkeitsgehalt in Verbindung mit dem geringen Temperaturrückgang des Abends und während der Nacht wirkte ungemein nachteilig und erschlaffend auf geistige und körperliche Willenskraft, auf den ganzen Menschen.

Niederschläge fanden nur an 10 Tagen der 60tägigen Beobachtungsreihe nicht statt. Die Form der Niederschläge war stets Regen.

Gegen Neumond zu nahm die Häufigkeit der Regengüsse etwas ab, nicht aber die Intensität; gegen Vollmond zu herrschte ununterbrochener Regen Tag und Nacht. Im ersteren Fall pflegte der Vormittag regenfrei zu sein, nachmittags begannen dann die Niederschläge gufsweise sich einzustellen.

An den 10 regenfreien Tagen stellte sich ausnahmslos gegen Abend ein mehr oder weniger heftiger Tornado ein mit starken elektrischen Entladungen und bedeutenden Wassermassen. Nur einmal brach ein solcher bereits mittags los.

Die Bewölkung an den Regentagen war stets vollständig = 10; an den regenfreien, vormittags = 0 — 3.

Nebel trat nur zweimal auf.

Die Beobachtung der Windstärken ist in dem fast ununterbrochenen Urwaldgürtel sehr erschwert; aufser bei den Tornados habe ich keine besonders starken Luftbewegungen verzeichnet.

Dafs ich mich in der in Rede stehenden Zeit meines Aufenthalts im Waldland, 24. Juni bis 24. August, in der eigentlichen Regenzeit befand, geht aus dem ganzen meteorologischen Gepräge unzweifelhaft hervor. Dafs dieselbe bereits eine Zeit lang währte, darf aus den ganz aufserordentlich hoch angeschwollenen Wasserläufen, die ich allenthalben traf, wohl mit Bestimmtheit geschlossen werden.

Regenzeit 1892.

Zufälligerweise fiel mein zweiter Aufenthalt im Waldland im Jahre darauf, 1892, ungefähr in die gleiche Zeit: 14. Juni bis einschl. 11. Juli, so dafs ich vergleichende allgemeine Beobachtungen anzustellen in der Lage war.

Da habe ich nun vor allem die Bemerkung gemacht, dafs im Jahre 1892 die Regenzeit später einsetzte als im voraufgegangenen. Vom 14. bis zum 25. Juni traten nur vereinzelte Niederschläge auf; die Flüsse führten wenig Wasser; und wo ich das Jahr zuvor an einem reifsenden Strome stand, war heuer ein Durchwaten möglich. Umzogen war der Himmel allerdings gröfstenteils; zweimal entluden sich starke Tornados. Vom 26. Juni ab änderte sich das Wetter, und beschreibe ich sein Gepräge folgendermafsen: „Gewöhnlich einen Tag ohne Regen, manchmal sogar schön; gegen 2^{00} p. m. ziehen Regenwolken auf, meist von Süden, die sich entweder nachts oder schon abends entladen. Dann ist der dem regenfreien Tag folgende trübe, und nicht selten artet das Gewitter des Morgens in einen den ganzen Tag dauernden Regen ohne elektrische Erscheinungen aus.“ Das währte bis zum 7. Juli. Ich glaube in diesem Abschnitte ein Analogon zu der oben im Grasland den Uebergang von der Trockenzeit zur Regenzeit und umgekehrt bildenden Tornadoperiode sehen zu dürfen.

Der 1. Juli war noch schön und heifs, und brachte nachts ein starkes Gewitter.

Dann setzte aber die Regenzeit ein, und der Verlauf der nun folgenden Wochen war ganz ähnlich wie der bereits geschilderte im Jahre 1891.

Die Temperaturen bewegten sich bis Anfang Juli in ungefähr um 2^0 bis 3^0 gegen die oben angegebenen hinaufgerückten Grenzen; die höchstbeobachtete Temperatur war am 1. Juli 2^{45} p. m. mit $35{,}8^0$. Von Beginn der Regenwochen an glichen sie den im Vorjahr vermerkten fast gänzlich, auch hinsichtlich der Tagesschwankungen.

Zum dritten Male betrat ich das Waldland beim Rückmarsch zur Küste im Januar 1893. Es war der Rückzug (siehe Abschnitt I); und da fehlte mir jegliche Lust zu regelmäfsigen Ablesungen der Instrumente!

Trockenzeit 1893.

Die Trockenzeit, die in diesem Monat im Grasland herrscht, macht sich offenbar auch im Waldland zu dieser Jahreszeit geltend. Abgesehen von drei starken Tornados, die am 8., 9. und 11. Januar nachts sich entluden, fiel kein Tropfen Regen. Die Heftigkeit der elektrischen Entladungen war eine wesentlich höhere als gelegentlich der in den vorgeschilderten Zeiten im Waldland beobachteten; namentlich bei dem Tornado am 8. Januar; ich vergleiche das Kreuzen der Blitze „mit dem Geäder auf dem Handrücken“. Auch der Niederschlag war ein wolkenbruchartiger Platzregen. Sonst war der Himmel, soweit man ihn im Waldland zu Gesicht bekommt, tagsüber und auch nachts wolkenlos.

Die Temperatur schien mir eine nicht unwesentlich höhere als in den beiden Regenzeitabschnitten.

Meteorologische Beobachtungen im (eigentlichen) Grasland.

Wie bereits eingangs bemerkt, war ich hier oben im stande vollständige meteorologische Beobachtungen durchzuführen, die sich ziemlich lückenfrei vom 1. September 1891 bis 1. Januar 1893 erstreckten. Der Beobachtungsort war die Station Baliburg.

Eine vollständige Wiedergabe der täglichen Ablesungen u. s. w. würde hier zu weit führen; ich beschränke mich in den am Schlufs angefügten Tabellen auf die monatlichen Mittelwerte. Um eine ganze zweijährige Beobachtungsreihe bieten zu können, entnehme ich die Beobachtungen in den Monaten Januar bis einschl. August 1891 (teils von Leutnant von Spangenberg, teils von Dr. Zintgraff und Expeditionsmeister Carstensen angestellt) den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, V. Band, 5. Heft“.

Es giebt aber eine ganze Reihe von Witterungsvorgängen und -verhältnissen, die sich in Zahlenangaben nicht fassen lassen. Aus ihnen erst gestaltet sich ein Gesamtbild der meteorologischen Vorgänge, der Jahreszeiten und ihres Verlaufes u. s. w. Ich schicke diese allgemeineren Schilderungen und Beobachtungen den Tabellen voraus.

1. Lage der Station, Aufstellung der Instrumente u. s. w.

Zuerst noch einige Angaben über die Aufstellung der Instrumente und dergleichen. Bezüglich der Lage der Station Baliburg verweise ich auf Abschnitt IV, S. 170 u. f., die Krokis der Station ebendort sowie auf die Kartenbeilage 2.

Inmitten der Stationsanlage stand, mindestens 30 Schritt nach allen Richtungen frei, das zur Aufnahme der Instrumente[1]) dienende Häuschen; entsprechend davon entfernt befand sich der Regenmesser. Das Häuschen ruhte auf vier Pfählen, in einem Quadrat von 1 m Seitenlänge gesetzt. Seine Seitenwände bestanden aus schilfartigem, starkem Gras, das dem Luftzug völlig freien Zutritt gewährte und doch zugleich gegen Sonnenstrahlung und Regen schützte. Das wasserdichte Firstdach aus Gras war in der gleichen Weise hergestellt, wie die Eingeborenen ihre Dächer decken. Um von den Instrumenten jede etwa vom Boden rückwirkende Ausstrahlung fern zu halten, ging

[1]) Die Korrektionen sämtlicher Instrumente waren bekannt und sind bei den Angaben im Text und in den angefügten Tabellen bereits berücksichtigt.

das Dach auf allen Seiten tief herunter, und aufserdem war auf der Seite, von der aus die Ablesungen vorgenommen wurden, noch ein eigenes Vordach angebracht.

In dem Häuschen befand sich in einer Höhe von 1,1 m über dem gewachsenen Boden eine aus dünnem, gespaltenem Bambus bestehende Platte, über welcher die die Thermometer tragende Vorrichtung angebracht war; die Höhe der Thermometerkugeln über dem Erdboden betrug 1,2 m.

Das Federbarometer befand sich in meinem Hause nahe dem Fenster, geschützt gegen direkte Witterungseinflüsse jeder Art, in einer Höhe von 2,6 m über dem gewachsenen Boden.

Die Beobachtungszeiten waren: 7^{00} a. m., 2^{00} p. m., 9^{00} p. m.

Die Temperaturangaben sind in Graden nach Celsius vorgetragen; die Bewölkung bezw. Windstärke nach der 10- bezw. 12teiligen Skala gemessen.

2. Jahreszeiten; allgemeiner meteorologischer Verlauf eines Erdjahres.

Zu den meteorologischen Vorgängen übergehend, führe ich das Endergebnis meiner Beobachtungen bezüglich Unterscheidung von Jahreszeiten vorweg an.

Ich unterscheide auf Grund ziemlich scharf ausgeprägter und regelmäfsig wiederkehrender Erscheinungen in den Hochlandgebieten Nord-Kameruns zwei Jahreszeiten innerhalb eines Erdjahres: eine Trockenzeit und eine Regenzeit.

Trockenzeit –Regenzeit.

Erstere währt von Mitte November bis Ende Mai, letztere von Ende Mai bis Mitte November. Dafs natürlich Schwankungen vorkommen, ist selbstverständlich. So trat z. B. die Regenzeit des Jahres 1892 später ein und war, was Regenmenge anlangt, von geringerer Intensität und Quantität, als jene des vorhergegangenen Jahres; die gleiche Beobachtung habe ich, wie man sich erinnern wird, im Waldland gemacht. Aber der ganze Verlauf der Jahreszeiten selbst zeigte gröfsere Gleichmäfsigkeit in den beiden aufeinander folgenden Jahren, als solches bei uns zu Hause der Fall ist.

Am Eingang und Ausgang der Regenzeit treten Tornadoperioden von 14tägiger bis 4wöchentlicher Dauer auf, desgleichen habe ich eine solche in der Mitte der Trockenzeit: zweite Hälfte des Januar bis zweite Hälfte des März, beobachtet.

Versuche ich den meteorologischen Verlauf eines solchergestalt in zwei Jahreszeiten zerfallenden Erdjahres in den Grasland-

gebieten zu schildern, so wird er sich in grofsen Zügen etwa folgendermafsen gestalten:

Versetzen wir uns in den Oktober, und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode.

1. Tornadoperiode.

Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13° und 12° gesunken ist, gegen Mittag an auf 22° und 24°; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittages ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stöfsen. Stofsweise auch braust der rasch stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, dafs man auf 8, 10 Schritte nichts mehr sieht, gewaltige Donnerschläge krachen darein; dann ist plötzlich Schlufs. Tief hängen die Wolken herab und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen morgens und abends, auch dann, wenn der Nebel verschwunden und der Himmel wolkenlos sich wölbt. Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel.

So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen werden schwächer, und schwächer auch die Regen, die Nebel sind nicht mehr so dicht und andauernd: die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommen bereits die schwarzen Schneeflocken, d. h. die niederfallenden, schwarz gebrannten Grasüberreste, die der Wind hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstöbern läfst. Und Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit ihr Ende. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischsten Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen — 8° und 7° sind nicht selten — noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Gras und Blatt, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigert sich die Temperatur bis auf's Drei- ja Vierfache der Morgenablesungen; aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest über's Land, und kein Tag kommt einem wirklich heifsen schwülen Julisommertag in der Heimat nur annähernd

Trockenzeit.

gleich. Abends kühlt sich's rasch wieder ab, und meist herrscht vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Harmattan aus Nordost anweht, läfst sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit wohl vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayerischen Vorbergsland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Aufhören der tropischen Unwetter hört auch jeglicher Regen auf, und eine äufserst lästige Folge der lang andauernden Trockenheit ist der starke Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungsstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht; die abgebrannten, weiten Flächen lechzen nach Regen.

Denn die Grasbrände, immer näher rückend, gehen im Dezember und Anfang Januar über die Baliländer weg. Den Tag über ist der Himmel mit braunem Dunst, des Nachts mit Feuerschein überzogen, und an den Tagen, wo im Umkreis um die Station die ungemessenen Grasflächen aufflammten, machten die Rauchsäulen das Blau des Himmels unsichtbar. Auf jenem mehrerwähnten Marsch von Bamesson nach Bali am 24. XII. 91 (siehe u. a. Abschnitt IV, S. 206 u. f.) wogten sie so dicht um mich und meine kleine Schar, dafs auch nicht der schwächste Sonnenstrahl durchdringen konnte, ich vielmehr glaubte, bereits der eintretenden Dämmerung entgegenzugehen, bis ein Blick auf die Uhr mich lehrte, dafs der Mittag noch nicht lange vorüber.

2. und 3. Tornadoperiode.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei: es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um den 25. Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen wieder herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, dafs die Wasserniederschläge nicht selten in Hagelkörnern niederkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen. Bis über Mitte März kracht und giefst es in gleicher Weise fast jeden Tag herunter wie am Ausgang der Regenzeit im Oktober; tüchtige Stürme brausen über das Land.

Dann folgt wieder eine Pause; aber von nicht sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen (3 bis 8 Tagen) die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Anfang Mai vollständiges Trockenzeitsgepräge.

Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, mehr

und mehr treten Regengüsse auf ohne elektrische Begleitung. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel breiten sich immer häufiger über das Land, die Lufttemperatur verliert die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen; morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über windig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu: der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenzeit.

Regenzeit.

„Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein" — so schildere ich die trüben, langen Monate derselben in meinen meteorologischen Berichten — „und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl; wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwest-Wind die schweren Nebelmassen fort, doch nur um neue schwere Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischem Plätschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Und gegen Abend ballt der nimmer rastende nafskalte Südwest-Wind neue Nebelmassen undurchdringlich auf's neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regensendenden Tag in gleicher Thätigkeit ablöst."

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild vollständig zutreffend. Auch der September trägt noch ganz den Stempel der Regenzeit, der, was Regenmenge anlangt, bis in die erste Hälfte des Oktober hinein, deutlich genug ausgeprägt ist. Doch beginnen im September bereits wieder die ersten schwachen Donner nach dreimonatlichem, fast völligem Aussetzen zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in einförmigster Uebereinstimmung waren, lassen sich Ende September endlich bereits wieder wohlthuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hier und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüfst man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen da oben ab und zu wenigstens zu versiegen, und die Tornadoperiode des Oktober naht: der meteorologische Kreislauf des Jahres ist geschlossen.

Tabellarische Uebersicht über den Verlauf der Jahreszeiten.

In wissenschaftlicherer Form und Kürze zusammengefafst lassen sich die bezeichnendsten Erscheinungen und Unterschiede der beiden Jahreszeiten in folgender Tabelle niederlegen:

Meteorologische Erscheinung	Trockenzeit (Mitte November bis Ende Mai)	Regenzeit (Ende Mai bis Mitte November)	Bemerkungen
Luftdruck	zwischen 643 und 651 mm	zwischen 649 und 653 mm	Am Eingang und Ausgang der Regenzeit Tornadoperioden in der Dauer von 14 Tagen bis 4 Wochen.
Temperatur:			
Maxima	bis 28° und 32°	bis 22° und 27°	
Minima	bis 8° und 6°	bis 14° und 11°	
Luftfeuchtigkeit:			
trockenes / nasses . . } Thermometer	Differenz: bis 6°	Differenz: 0,1° bis höchstens 1,5°	In der Mitte der Trockenzeit gleichfalls eine Tornadoperiode: von Ende Januar bis Mitte März (vergl. nebenstehend „Gewitter").
Bewölkung	durchschnittl. 0 bis 5 tägl.	durchschnittl. 9 bis 10 tägl.	
Windrichtung und Windstärke . .	Nachts 0 oder E (Stärke 1) Vormittags E (Stärke 2 bis 3) oder SW (Stärke 1 bis 4) Nachmittags NE (Stärke 3 bis 8) oder W (Stärke 1 bis 4)	Nachts 0 ganzen Tag SW (Stärke 1 bis 5)	
Gewitter	Mitte November bis Ende Januar: keine; von da ab häufig und sehr heftig	selten und schwach	
Regen	nur gelegentlich der Gewitter	fast täglich	
Nebel	monatlich durchschnittl. 20 Proz., abends	fast täglich in langer Dauer	
Hagel	12mal beobachtet	keiner	
Tau	selten und nicht stark, Morgentau	am Anfang und Ende sehr häufig und stark, Morgen- und Abendtau	

Ich gehe nunmehr, unter steter Bezugnahme auf die am Schlufs angefügten Tabellen (S. 541 u. f.), auf die einzelnen meteorologischen Erscheinungen näher ein. Um doch von den wichtigsten ein teilweises Bild des täglichen Ganges zu geben, schalte ich aufserdem jeweils Kurventabellen besonders charakteristischer Monate ein.

3. Einzelerscheinungen.

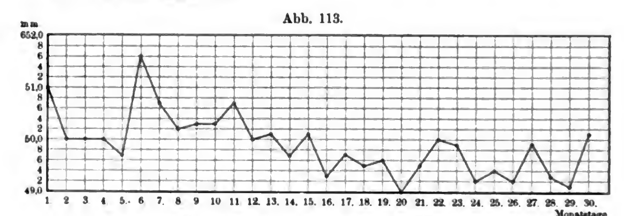
a) Luftdruck (dazu Abb. 113 bis einschl. 115).

Die täglichen Schwankungen stiegen bisweilen bis zu 3 mm. In der Trockenzeit bewegten sich die Gesamtschwankungen innerhalb der Grenzen 643 mm und 651 mm; in der Regenzeit zwischen 649 mm und 653 mm: in ersterer war also die Amplitude eine gröfsere.

Auch die Schwankungen innerhalb eines Monates waren in der

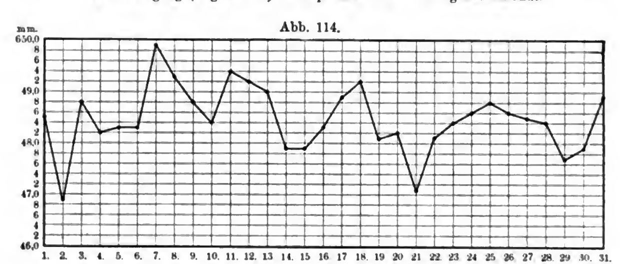
Trockenzeit gröfser als in den Regenmonaten; die stärkste beobachtete ich im Monat März 1892.

Abb. 113.



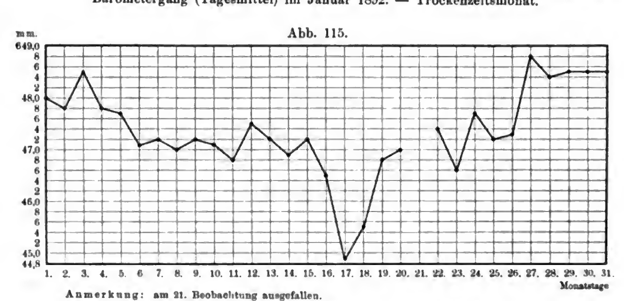
Barometergang (Tagesmittel) im September 1891. — Regenzeitsmonat.

Abb. 114.



Barometergang (Tagesmittel) im Januar 1892. — Trockenzeitsmonat.

Abb. 115.



Anmerkung: am 21. Beobachtung ausgefallen.

Barometergang (Tagesmittel) im März 1892. — Gewittermonat.

b) Temperatur (dazu Abb. 116 bis einschl. 118; ferner 119 bis einschl. 121 [Trockenthermometer]).

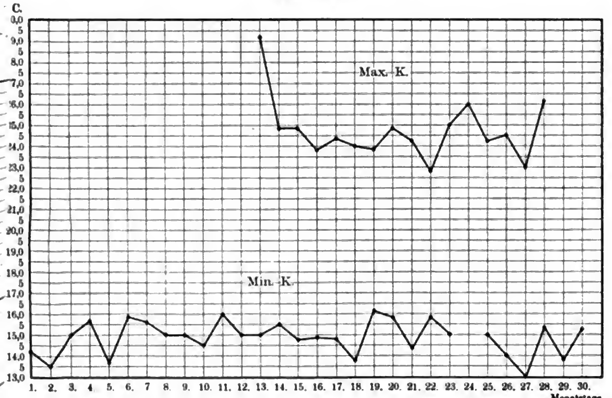
α) Lufttemperatur. Vor allem mufs ich hierzu bemerken, dafs diese nicht nur weit entfernt ist, den landläufigen Vorstellungen von „afrikanischer Hitze“ zu entsprechen, sondern schon kaum mehr unter das fällt, was auch der Fachmann unter tropischer Wärme versteht.

Keine tropische Hitze.

Die mittlere Jahrestemperatur betrug 1891: 18,1°, 1892: 18,0°.

Die gleichen Temperaturverhältnisse haben statt in den südlichen Vereinigten Staaten, in Marokko, Algerien, dem mittleren China u. s. w. Finden sich demnach einerseits die mit der Nähe des Aequators gemein-


Abb. 116.



Anmerkung: am 1. bis 13., 30. Max. / 24. Min. } Beobachtungen ausgefallen.

Maximum- und Minimumgang im September 1891. — Regenzeitsmonat.

hin verbunden gedachten hohen Temperaturen ausgeschaltet, so besteht andererseits der Vorteil äquatorialer Gebiete voll zu Recht: die ganz aufserordentliche Gleichmäfsigkeit der mittleren Monatstemperaturen. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats betrug im Jahre 1891 nur: 1,6°, 1892: 2,8°. Mit weit gröfserem Recht kann also hier von einer gemäfsigten Zone gesprochen werden als in der Heimat mit der ganz bedeutenden mittleren Jahresschwankung der Temperatur, mit den oft so jähen und empfindlichen Wechseln.

Immerhin aber sind die Temperaturverhältnisse doch nicht so ganz gleichmäfsig, wie die blofsen Monatsmittel erscheinen lassen möchten: das geht aus einem Vergleich der mittleren Temperaturen zu den drei Beobachtungszeiten hervor. Der tägliche Gang der Temperatur ist in den Trockenzeitsmonaten wesentlich extremer als in den Regenmonaten (siehe Maxima- und Minima-Kurven Abb. 116 bis 118). In ersterer Jahreszeit sind die Nächte kühler, die Tage wärmer, und die Steigerung von der Morgenwärme zu der des Mittags eine

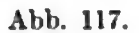
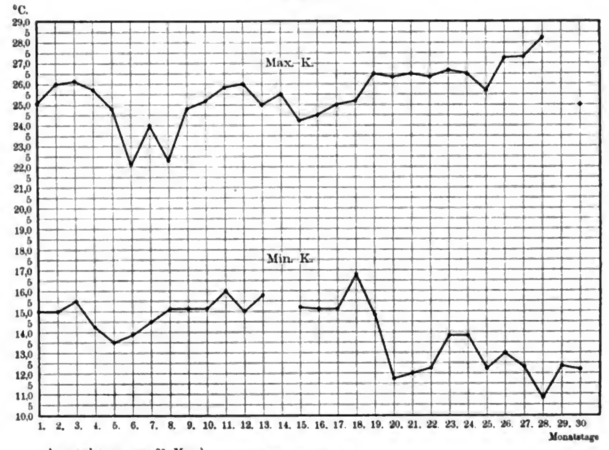


Abb. 117.



Maximum- und Minimumgang im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

Empfindliche Kälte.

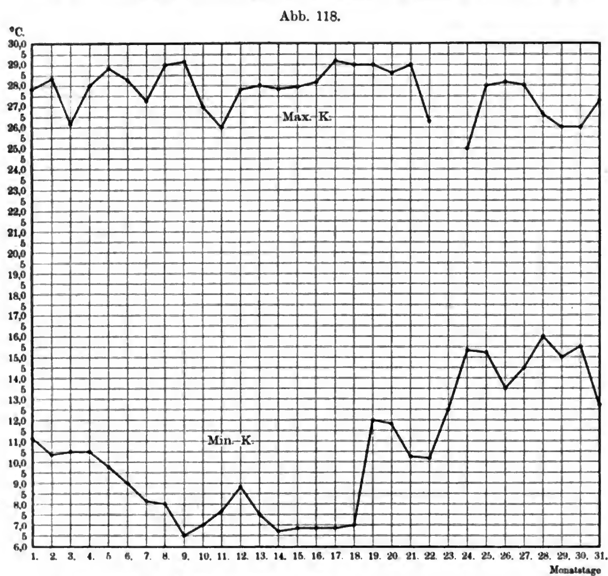
rasche und bedeutende (siehe übrigens auch die Thermometer-Kurven Abb. 119 bis 121, S. 526 und 527). Aus diesen Verhältnissen begreifen sich auch die in meinen Tagebüchern auf Baliburg nicht selten auftauchenden Klagen über die Kälte, und der sehnsüchtige Wunsch nach einem, behagliche Wärme spendenden nordischen Ofen.

Die absoluten Extreme waren gleichfalls ziemlich beträchtlich: 1891 betrug das Maximum 30,7°, das Minimum 7,6°, 1892 ersteres

32,5°, letzteres 6,2°; die Jahresschwankung berechnet sich also auf 23,1° bezw. 26,3°.

Das Maximum trat in der Regenzeit früher ein als in der Trockenzeit: zwischen 12^{00} a. p. und 1^{00} p. m. in ersterer, gegen 2^{00} p. m. in letzterer. In den beiden mittleren Monaten der Regenzeit 1892, Juni und Juli, beobachtete ich sogar an 12 Tagen den Eintritt vor 12^{00} a. p.

Abb. 118.



Anmerkung: am 23. Max. Beobachtung ausgefallen.

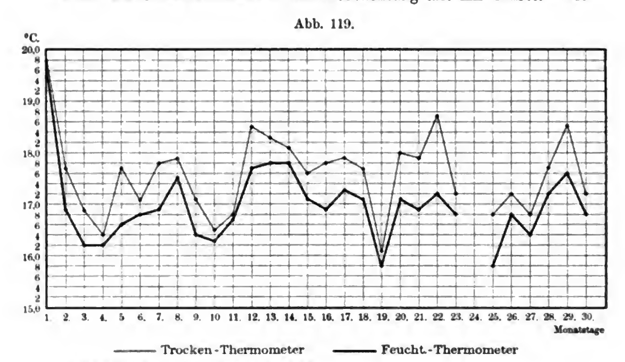
Maximum- und Minimumgang im Januar 1892. — Trockenzeitsmonat.

Das Minimum fand ich häufig, wenn ich um 6^{00} a. m. die Instrumente kontrollirte, noch vorhanden, namentlich in der Trockenzeit; es dürfte also zwischen 4^{00} a. m. und 6^{00} a. m. eintreten.

Die ganz bedeutenden plötzlichen Temperaturrückgänge bei und unmittelbar nach einem Gewitter werde ich bei deren Erörterung (S. 533) besprechen.

β) Insolation. Hierüber nur ganz kurze, allgemeine Bemerkungen, da ich keine Instrumente zu ihrer Beobachtung mit mir führte. Die

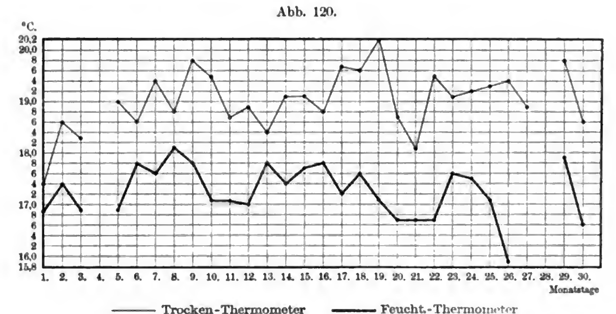
Abb. 119.



Anmerkung: am 24. Beobachtung ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im September 1891. — Regenzeitsmonat.

Abb. 120.



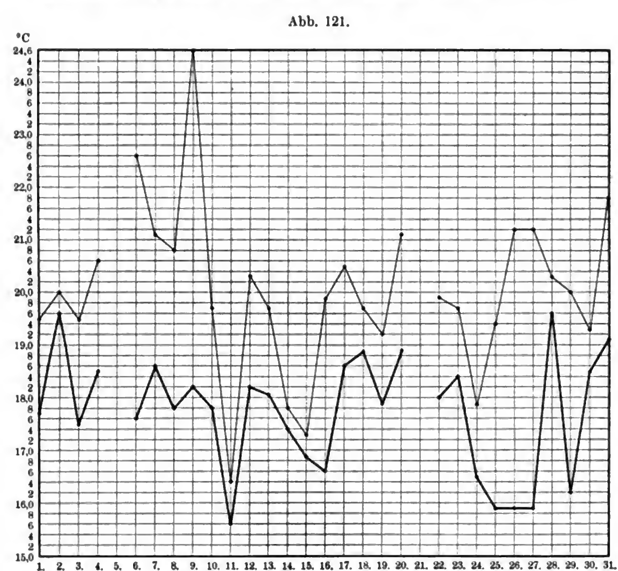
Anmerkung: am 4., 27. Feucht.-Thermometer, 28. beide Beobachtungen ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

Sonnenwirkung ist nicht selten am Morgen bereits sehr bedeutend, namentlich an den vereinzelten schönen Tagen in der Regenzeit. Das

Maximum dürfte sie nach der Mittagszeit erreichen, etwa zusammenfallend mit dem Wärmemaximum. Die Erhitzung des Bodens ist eine ganz beträchtliche, und ein Betreten pflanzenloser Stellen zur Mittagszeit mit unbekleidetem Fuſse dem Europäer sehr empfindlich.

Abb. 121.



——— Trocken-Thermometer ——— Feucht.-Thermometer

Anmerkung: am 5. und 21. Beobachtung ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im März 1892. — Gewittermonat.

Sonnenstich.

Andererseits habe ich nie vom Vorkommen des Sonnenstiches bei den Eingeborenen erfahren, während wir Weiſse ausnahmslos die Beobachtung machten, daſs, wenn man das unbedeckte Haupt, namentlich der Mittagssonne, auch nur kurze Zeit, aussetzte, mehr oder weniger heftige Fiebererscheinungen die Folge waren.

Die Wärmeausstrahlung die Nacht über scheint in der Trockenzeit eine ganz bedeutende zu sein; ich schlieſse das aus der beträcht-

lichen Kühle des Bodens am Morgen, die sich dem nackten Fuſs ebenso unangenehm bemerkbar macht wie die Erwärmung am Mittag, sowie aus der oft beobachteten Thatsache, daſs auf dem Marsche beim Biwakieren am Abend erbaute „ssongo“ (Grashütten) des Morgens eine so behagliche Wärme aufwiesen, daſs dieselbe nicht allein vom Körper abgegeben sein konnte.

c) Luftfeuchtigkeit (dazu Abb. 119 bis einschl. 121).

Ich lege hier im Text nur die unmittelbaren Angaben des trockenen und nassen Thermometers zu Grunde. Bereits bei Schilderung des Gesamtjahresverlaufes habe ich diese Verhältnisse gestreift. Die Regenzeitsmonate zeigten ganz auſserordentlich hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die Unterschiede zwischen Trocken- und Naſsthermometer sinken nicht selten bis auf 0,2°, 0,1°. Gleichen Schritt haltend mit dem immer weiteren Auseinandergehen der Maximum- und Minimumstände, des Temperaturunterschiedes zu den einzelnen Tageszeiten steigern auch sie sich, so daſs wir in der Trockenzeit Differenzen bis zu 6° haben. Im allgemeinen gleicht der jährliche Gang sehr dem der Bewölkung.

Eine ganz wesentlich beeinflussende Rolle spielen bei den Feuchtigkeits- bezw. Trockenheitsverhältnissen die Winde.

d) Bewölkung, Nebel, Dunst.

Auch in diesen drei meteorologischen Erscheinungen zeigen sich scharf ausgeprägte Verschiedenheiten zwischen den beiden Jahreszeiten, wie aus der Allgemeinschilderung oben bereits hervorgeht. Die besonderen Bewölkungsverhältnisse bei den Gewittern sollen bei deren Besprechung erörtert werden.

α) Bewölkung. In der Regenzeit, namentlich gegen das Ende zu, zogen die unteren Wolken sehr tief, so daſs manchmal die Spitzen der gewiſs nicht hohen Berge im Norden und Osten sich darüber erhoben. Der allgemeine Zug der oberen Wolkenpartieen war häufiger Ost zu West oder Nord zu Süd als in anderen Richtungen.

In der Trockenzeit ist der Himmel überwiegend gänzlich wolkenlos; steigen Wolken (bei Gewitter) auf, so ziehen sie nicht selten aus einer der Windrichtung entgegengesetzten an.

Wind-bäume.

Zweimal beobachtete ich Windbäume. Am 13. Oktober 1891 war die Erscheinung am auffallendsten. Bei ganz schwacher sonstiger Bewölkung (Alto-Kumulus 3) und völliger Windstille zeigten sich um 6^{45} p. m. in sehr groſser Höhe zwei mächtige Windbäume, über den

ganzen Himmel sich kreuzend und auf dem Horizont aufstehend, der eine Nordwest zu Südost, der andere West zu Ost; länger als eine halbe Stunde unbeweglich bleibend, dann gegen Westen sich verschiebend und langsam sich auflösend. Das zweite Mal am 4. April 1892 war es nur einer, der um 5^{40} p. m. von Südwest nach Nordost sich über den ganzen Himmel spannte.

β) Nebel. Nebel ist ein getreuer Begleiter der Regenzeit. Von deren Beginn an bis in den Oktober breitet er sich über das Land. In der ersten Hälfte lagert er morgens bereits, um gegen 9^{00} oder 10^{00} a. m. zu verschwinden, d. h. in dichten Regen überzugehen. Abends zwischen 5^{00} und 7^{00} p. m. tritt er auf's neue auf, manchmal so dicht, dafs man auf 10 Schritt nichts mehr sehen kann. In der Anzugsrichtung blieb er sich getreu: stets aus Südwest.

In der Trockenzeit stellte er sich des Abends bisweilen ein; zu Beginn dieser Jahreszeit wohl auch noch unter Tags, aber ohne die Dichtigkeit und Dauer der Regenzeitsnebel zu erreichen.

Im allgemeinen kann man bei dieser meteorologischen Erscheinung gerade von keinem schönen Naturschauspiel sprechen; an der schroffen Südgrenze des Hochlandes wird er aber in der That zu einem solchen. In Bamesson ist er auch an den Trockenzeitstagen häufig (wohl infolge des jähen Höhenunterschiedes), und ich habe oft lange in die Hänge und Schluchten hinabgeschaut: das wallte und wogte auf und nieder, über- und durcheinander, ein Chaos gespenstischer Nebelgebilde.

γ) Dunst. In der Trockenzeit finde ich als häufigsten Wettervermerk: Dunst. Des Morgens lagert fast täglich ein leichter Duft über der Landschaft, der dann in der ersten Hälfte des Vormittags bereits sich wesentlich lichtet. Aber ein ganz feiner Hauch liegt den ganzen Tag über den weiten Flächen, sich nachmittags und abends nicht selten wieder derart verstärkend, dafs wir diese Erscheinung geradezu mit dem Namen „Höhenrauch" belegten. Naheliegend ist der Gedanke, denselben mit den in der Trockenzeit bald da bald dort im ganzen äquatorialen Westafrika herrschenden Grasbränden in Verbindung zu bringen. Vielleicht stehen auch thatsächlich die beiden Erscheinungen in gleichen Beziehungen zu einander wie der Höhenrauch Mitteleuropas zu den Moorbränden der norddeutschen Tiefebenen.

Höhenrauch.

So kommt es, dafs die Durchsichtigkeit der Luft in der Trockenzeit nicht sehr bedeutend ist; nur nach Gewittern ist die Luft klar und rein und gestattet weite Fernsicht. In der Regenzeit ist solche selbstredend für gewöhnlich ganz und gar nicht vorhanden; an den

Durchsichtigkeit der Luft.

seltenen schönen Tagen dieser Jahreszeit jedoch in überraschend hohem Grade.

e) Winde.

Ich habe dem, was ich beim allgemeinen Verlauf sagte, nicht viel mehr beizufügen. Das Verhalten nach Richtung und Stärke war in den jeweiligen Jahreszeiten auffallend regelmäfsig; die die Gewitter begleitenden Stürme ausgenommen.

In der Regenzeit weht der Wind fast ausnahmslos von Südwesten an, die Stärke 5 nicht überschreitend. Nachts ist meist Windstille. Wolkenzug und Windrichtung stimmen überein.

In der Trockenzeit herrschte nachts und morgens ebenfalls meist Windstille, bisweilen leichte Ostbrise; gegen 10^{00} a. m. beginnt ein lebhafter Südwest sich zu erheben, der sich manchmal schon gegen 12^{00} a. p. zu einer Stärke von 7 und 8 steigerte, um dann gegen 2^{00} p. m. wieder auf 5 und 4 zu sinken und zwischen 3^{00} und 4^{00} p. m. sich völlig zu legen; manchmal trat die gröfsere Stärke auch zwischen 2^{00} und 3^{00} p. m. ein, und dann meist stofsweise. Nur an ein paar Tagen wechselte dieser Südwest mit Ost- und Nordostwind. Abends herrschte meist Windstille; wenn nicht, dann regelmäfsig schwacher Ost- oder Nordostwind. An den Tagen, wo mittags Ost- oder Nordostwind einsetzte, brachte derselbe ganz aufserordentliche Trockenheit, die den Menschen belästigte; Holzteile klafften, Bücherdeckel zogen sich krumm.

Harmattan.

Dieser Harmattan erhöhte naturgemäfs den Unterschied zwischen Trocken- und Nafsthermometer ganz wesentlich und an jenen Tagen der S. 526 u. f. eingefügten Feuchtigkeitskurventabellen (Abb. 119, 120, 121), an denen die Differenz überrascht, hat sicher jedesmal der austrocknende Wüstenwind geweht.

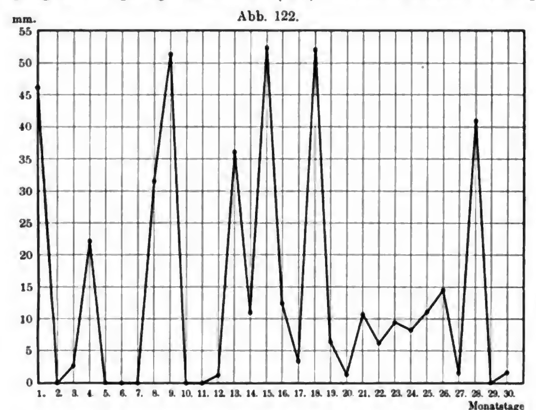
f) Niederschläge (dazu Abb. 122 bis einschl. 125).

α) Tau. Während der Regenzeit, namentlich zu Beginn und am Ende, habe ich häufig starken Morgen- und Abendtau beobachtet; selten und lange nicht so intensiv in der Trockenzeit. Diesen in Anbetracht des sonstigen meteorologischen Gepräges dieser Jahreszeit eigentlich auffallenden Mangel halte ich für eine Folge des Höhenrauches.

β) Regen. In der Trockenzeit trat solcher fast nur als Begleiterscheinung der Gewitter ein; dann allerdings in gewaltigen Massen (siehe März-Regenkurve: Abb. 125, S. 532). Der beinahe gänzliche Mangel derartiger Niederschläge ist ein bezeichnendes Merkmal der beiden ausgesprochenen Trockenzeitsmonate: Dezember und Januar (vergl. Abb. 124, S. 532).

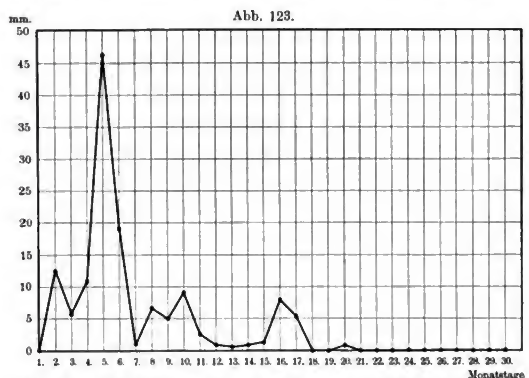
Die Regen der Regenzeit sind gleichmäſsig starke, ununterbrochene Regengüsse bei geringer Windstärke (2, 3). Bisweilen rieselte allerdings

Abb. 122.



Gang der Regenniederschläge im September 1891. — Regenzeitsmonat.

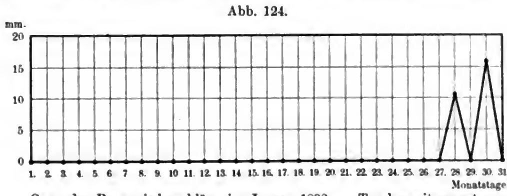
Abb. 123.



Gang der Regenniederschläge im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

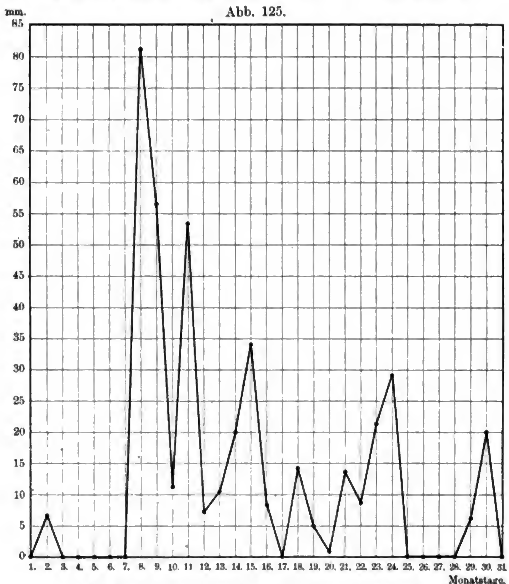
vormittags nur feiner Sprühregen hernieder, der sich aber bald, gegen 9^{00}, spätestens 10^{00} a. m., zu einem richtigen Regen verdichtete und den ganzen Tag und gewöhnlich auch die Nacht durch andauerte.

Abb. 124.



Gang der Regenniederschläge im Januar 1892. — Trockenzeitsmonat.

Abb. 125.



Gang der Regenniederschläge im März 1892. — Gewittermonat.

γ) Hagel. Dieser fiel nur in der Trockenzeit, und unter 12 beobachteten Fällen mit einer Ausnahme stets anläfslich von Gewittern. Im März 1892 trat nicht weniger als viermal Hagel ein; die anderen Fälle verteilen sich: Oktober 1891 zweimal, 1892: Januar einmal, Februar zweimal, Mai einmal, Dezember zweimal. Die Gröfse der Körner schwankte zwischen der von Vogeldunstschrot bis zu starken Rehposten.

Der Hagelfall am 1. Oktober 1891 war der stärkste und andauerndste; er ist auch die vorgenannte Ausnahme, indem keine Gewittererscheinungen dabei statthatten. Ich geriet in dieses Hagelwetter hinein, als ich von einem Erkundungsmarsch gegen Bandeng nach Bamignie zurückkehrte. Es war etwa gegen 3^{00} p. m., als im Nordosten schwere Regenwolken aufzogen, die, von einem starken Winde (7) getrieben, bald heftige Regengüsse herabsandten; nach etwa einer Viertelstunde sank die Temperatur ganz bedeutend, und plötzlich prasselten, dicht wie Schneegestöber, die Hagelkörner von dem Sturme gepeitscht, in der Stärke von starken Rehposten herunter. Wir suchten die empfindlich davon getroffenen Körperteile so gut als möglich zu schützen; nach etwa 20 Minuten war der Hagel zu Ende, die niedrige Temperatur hielt aber an, und wir waren froh, endlich unsere erstarrten Hände im Hause des Häuptlings Fomongo von Bamignie an mächtigem Feuer wärmen zu können. Es war ein Wetter, wie wohl dasjenige gewesen sein mufste, das die Expedition Dr. Zintgraffs in Adamaua überfiel und bei welchem 16 Mann erfroren.

g) Gewitter.

Diese meteorologische Erscheinung möchte ich in ihrer Gesamtheit betrachten. Ich habe mir deshalb auch die Besprechung der anderweitigen Wettererscheinungen: Wind, Bewölkung u. s. w., soweit sie Begleitung dieses Phänomens sind, für hierher verspart.

Elektrische Entladungen in Form von Gewittern und Wetterleuchten sind in den Hochlandgebieten Nord-Kameruns aufserordentlich häufig: Zahl der Tage mit Gewittern 1891: 218, 1892: 190; Tage mit Wetterleuchten: 16 bezw. 27. Die letzteren Zahlen sind ja an sich nicht sehr bedeutend, dafür aber war das Wetterleuchten an den Tagen, an denen es auftrat, äufserst intensiv und lang dauernd; und ergänzend mufs ich bemerken, dafs ich schliefslich nur mehr in solchen Fällen Vermerk gemacht habe.

Häufigkeit.

Es sind im ganzen Jahre — Dezember und Januar, welche sich durch fast gänzlichen Mangel von elektrischen Erscheinungen auszeichnen, ausgenommen — nur wenige Tage, an denen nicht in irgend einer

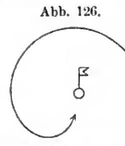
Form elektrische Auslösung eintritt. Boussignaults Bemerkung für den Kalmengürtel ist auch für diese Gegend vollkommen zutreffend: „Ein mit feinen Sinnen begabter Beobachter kann das Donnern und Blitzen das ganze Jahr hindurch hören und fühlen.“ Zu manchen Zeiten habe ich die elektrische Spannung der Atmosphäre recht deutlich und recht unangenehm verspürt: die Tornadoperioden kündigten sich mir mit wachsender Nervosität und körperlichem Unbehagen früher an als mit einer phänomenalen Aeufserung.

In der Regenzeit sind elektrische Entladungen in Form von ausgesprochenen Gewittern selten, und letztere erreichen nicht annähernd die Stärke der Trockenzeitstornados. In den gleichförmig starken Regengüssen bei meist geringer Windstärke und unter schwachen und pausierenden elektrischen Schlägen finden sie statt in der Dauer von ein bis zwei Stunden, um dann meist in einfachen Regen überzugehen. Die Hauptanzugsrichtung war Südwest. Für gewöhnlich beschränkten sich die Gewittererscheinungen auf fern im Nordosten schwach rollenden Donner. An bestimmte Tageszeiten hielten sie sich nicht.

Anders in der Trockenzeit bezw. in den Tornadoperioden.

Die Richtung, aus der Gewitter, Regen und Wolken anziehen, stimmt (Ende Oktober) bereits nicht mehr, wie bisher, mit der Windrichtung überein. Täglich sind elektrische Entladungen festzustellen, die teils in Gewittern über der Station stattfanden, teils als Donner in gröfserer Entfernung sich kundgaben. Der Tornadocharakter wird immer ausgeprägter: Windstärken von 5, 6, ja 7 und 8, bisweilen stofsweise einsetzend, Dauer der Gewitter nicht selten manchmal nur eine halbe Stunde, gewaltige Regenmengen vom Winde gepeitscht, heftige elektrische Entladungen, plötzlich eintretende Pausen, dann von neuem beginnend gewaltige Schläge, plötzlicher Schlufs. Solcher Tornados kamen nicht selten 3, 4, 5 in einem Tage; meist erst nach Mittag beginnend.

Abb. 126.



Schleifenförmiger Anzug der Tornados.

Hinsichtlich der An- und Abzugsrichtung habe ich in allen Tornadoperioden die Beobachtung gemacht, dafs die Gewitter im Nordosten aufzusteigen pflegen, mit oder ohne Entladung über Norden nach Westen ziehen und von Süden oder Südwesten auf die Station zu kamen, wo dann der eigentliche bezw. zweite und heftigere Ausbruch stattfand; die Bewegung glich also einer Schleife (Abb. 126). Die jeweils herrschende Bodenwindrichtung übte auf diesen Gang nicht den geringsten Einflufs aus.

Die bei Tage sich entladenden Gewitter waren an elektrischer wie Regenstärke heftiger als nachts.

Die Ende Januar in die Trockenzeit sich einfügende Tornadoperiode und die dann bis zum Beginn der Regenzeit intermittierend auftretenden Gewitter zeigten sehr ähnliches Verhalten wie vorgeschildert, an Zahl und Stärke sich jedoch erhöhend; insbesondere steigerte sich die Luftbewegung in einigen Fällen bis zum Sturm. So brauste am 8. März 1892 ein solcher an und warf uns ein neuerbautes Haus auf der Station über den Haufen, der übrigen Verheerungen nicht zu gedenken, und am 7. Mai fiel ein zweites Opfer, das alte Stationshaus (vergl. hierzu S. 208).

Stürme.

Häufiger als bei den Uebergangsperioden beobachtete ich in der in die Trockenzeit fallenden Tornadoreihe eine eigenartige Wolkenformation, mit der sich das Gewitter am Horizont heraufschob: zwei, auch drei breit übereinander gelagerte Schichten, parallel zum Horizont, scharf getrennt, auch der Farbe nach. Die unterste Schicht war grau-, auch blauschwarz, die nächste etwas heller, die oberste weifsgrau. Der ganze übrige Teil des Himmels wölbte sich noch in reinem Blau. Die Wolkenform der zwei bezw. drei Schichten war Stratus mit einzelnen sich dazwischen erhebenden Cumuli. Das Ganze sah etwa aus, wie Abb. 127 zeigt.

Tornadowolken.

Abb. 127.



Eigenartige Gewitterwolkenbildung.

Sehr bedeutend war stets der Temperaturniedergang während und auch noch unmittelbar nach dem Gewitter. Das Minimumthermometer

Temperaturrückgang.

war oft bis auf die des Morgens abgelesene Temperatur heruntergegangen, zeigte zuweilen sogar noch 0,2° ja 0,6° weniger. Die Folge dieser Abkühlung, die in den oberen Luftschichten zweifelsohne noch beträchtlicher war: Hagelfall, habe ich bereits aufgeführt.

Regenmassen.

Von in unseren Breiten unbekannter Intensität und Heftigkeit sind einerseits die niedergehenden Regenmassen und ganz besonders die elektrischen Entladungen. Nach beiden Richtungen kann man aus einem kurzen Tornado der Baliländer gut vier schwere deutsche Gewitter machen.

Der Regenmesser zeigte bei nur 10 bis 15 Minuten Dauer eines Gewitters nicht selten 20, 30 und mehr Millimeter. Vergleiche auch die Regenkurven Abb. 122 bis 125 (S. 531 u. f.), wonach unter anderem im März 1892 (Abb. 125) nach dem Tornado, der uns ein Haus umstürzte (er währte 50 Minuten), der Regenmesser 81,4 mm aufwies. So kommt es auch, dafs die Tornadomonate höhere Regenmengen zeigen als die der eigentlichen Regenzeit, in der die Niederschläge andauernd, aber gleichförmig sich ergiefsen.

Blitzregen.

Die Häufigkeit der Blitze läfst sich am besten durch den treffenden Ausdruck „Blitzregen“ veranschaulichen. Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so giebt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläfst sich rückhaltlos dem grofsartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. Ich glaube, es giebt nichts Ueberwältigenderes, nichts, wobei der Mensch sich seiner Unbedeutendheit so voll und erschütternd bewufst wird, als einen Tornadosturm in den Hochlanden Nord-Kameruns.

Ein Tornado.

Schon das Heraufziehen eines solchen am äufsersten Horizont läfst das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinander gebaut höher und höher, und der noch in reinem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die Wetterwand, trotzdem der sich verstärkende Wind gerade dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen, und langsam ziehen sie auf feueriger Bahn. Wagerecht zucken die Blitze durch die Schichten und unaufhörlich rollt der noch ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenwand. Und nun im Süden ein kurzes Stillstehen — und, wie ein Leopard auf sein Opfer, fällt es mit immer steigender Schnelligkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschlein her. Heulend setzt die Windsbraut ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch

die zerfetzten Blätter der stehengebliebenen pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum — jetzt der erste Blitz und Donnerschlag zugleich, dafs der Boden erzittert. Und nun ist der Bann gebrochen: Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen, und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin.

Befruchtende Wirkung.

Den ersten Tornado, der nach monatelanger Trockenzeit niedergeht, begrüfsen freudig Natur und Menschen. Wie mit einem Zauberschlag sind die so traurig und totliegenden, schwarz gebrannten Flächen mit jungem, frischem Grün dann überkleidet.

Die Tornadoregengüsse sind es auch, die von den Hängen das fruchtbare Erdreich in die Thäler und weiten Mulden und Kessel führen und dort zum erträgnisreichsten Boden aufhäufen. Sie sind es aber auch, die die Pfade durch die Grasmeere immer tiefer und tiefer zu Rinnen auswaschen; und steigt man während eines Gewitters einen Hang hinauf, so schiefst dem Wanderer in dem schmalen Wege ein ganzer Wildbach entgegen.

Trotz der so ganz aufserordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzschläge selten.

Blitzschläge.

Unsere Station ward allerdings zweimal davon betroffen. Es mögen aber immerhin die freie, exponierte Lage: auf einem Höhenrücken nur einige wenige Häuser, noch dazu von wesentlich gröfseren Ausmafsen als die kleinen Hütten der Eingeborenen, die den Stationshügel einfassenden vier Bäche (das einzige Wasser auf verhältnismäfsig ausgedehntem Gebiet) und schliefslich auch der Flaggmast, der sich 7 m hoch in die Luft streckte, mit dazu beigetragen haben. Letzterer mufste denn auch d'ran glauben: am 24. Dezember 1892 brauste ein Tornado über die Station (ein seltener Ausnahmefall in diesem echten Trockenzeitsmonat), ein betäubender Schlag, ein Feuerstrahl — und er lag zerschmettert; die aufgehäuften Steine ringsum waren nach allen Seiten auseinander geworfen (vergl. hierzu S. 214). Das war das zweite Mal, dafs der Blitz eingeschlagen hatte; das erste Mal war er am 23. Februar des gleichen Jahres in das alte Stationshaus gefahren, jedoch ohne zu zünden oder irgend welchen Schaden anzurichten.

An diesem Tage hatte auch in dem zwischen Bali und Bamesson liegenden Dorfe Bapigni der Blitz gezündet.



Aufser diesen drei Fällen habe ich von keinem Blitzschlag in diesen Gegenden gehört; auch fürchten die Eingeborenen die elektrischen Entladungen durchaus nicht und suchen unbedenklich Schutz unter Bäumen und Gebüsch.

Soweit und solange sich die Richtung der einzelnen Blitze beobachten liefs, habe ich überwiegend die wagerechte festgestellt.

Donner ohne Blitz beobachtete ich zweimal: am 14. Dezember 1891 9^{00} p. m. krachten aus klarem Sternenhimmel einige heftige Donnerschläge nieder, so dafs die leichteren Gegenstände auf dem Tisch sich bewegten; Blitz oder Wetterleuchten war nicht zu sehen. Die zweite derartige Erscheinung zeigte sich am 6. Oktober 1892. Um 1^{15} p. m. erfolgte ein starker Donnerschlag; leichter Regen herrschte bei Südwest 3 und mittlerer Bewölkung 5.

Wetterleuchten.

Blitze ohne Donner, Wetterleuchten, war Ende der Regen- und Anfang der Trockenzeit häufiger als in den anderen Monaten, stets sehr intensiv und andauernd. Es erfolgte aus allen Himmelsrichtungen an einem Abend; auch an solchen Tagen, an denen der Himmel völlig wolkenlos war, flammte es allenthalben auf.

h) Sonstige meteorologische Phänomene: Dämmerungserscheinungen, Zodiakallicht, gestirnter Himmel u. s. w.

Dämmerungserscheinungen. Die einzelnen Phasen der Dämmerung sind schärfer ausgeprägt als in unseren Breiten; und das ganze Bild ist ungleich schöner eben aus diesem Grunde und weil die einzelnen Erscheinungen in rascherer Reihenfolge auftreten. Hierzu bemerke ich jedoch, dafs der ganze Vorgang allerdings etwas kürzer ist als bei uns, aber nicht entfernt in dem hohen Mafse, wie man sich nach der vielgebrauchten und mifsverstandenen Phrase von dem „plötzlichen Hereinbrechen der Dunkelheit in den Tropen“ vorzustellen pflegt. Der Uebergang von der Tageshelle zur Dunkelheit währt stets 20 bis 25 Minuten. Viel überraschender für den, der zum erstenmal in der Nähe des Aequators längere Zeit lebt, ist (das nebenbei bemerkt) die Gleichmäfsigkeit der Tages- und damit Nachtlängen während des ganzen Jahres. Um 6^{00} p. m. verschwindet die Sonne unter dem Horizont, um 6^{00} a. m. taucht sie wieder empor; die Differenz in den verschiedenen Jahreszeiten mag höchstens einige Minuten betragen.

Dämmerungsdauer.

Stete Tag- und Nachtgleiche.

Gegendämmerung, und zwar stark auftretend, finde ich häufig in meinen Wetterbüchern vermerkt; am 23. April 1892 steht, dafs abends der ganze Osthimmel purpurrot gefärbt war.

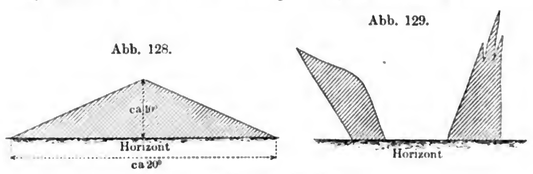
Dämmerungsstrahlen, vom Sonnenuntergangsort ausgehend, beobachtete ich gleichfalls nicht selten. Meist glichen sie etwa den in einen dämmerigen Raum, der mit Staub oder leichtem Rauch gefüllt ist, hereinfallenden Sonnenstrahlen.

Einige weitere mir auffallende Erscheinungen weifs ich bei meiner astronomischen Laienschaft nicht beim rechten Namen zu nennen; ich setze ihre Beschreibung mit den Worten meiner Aufzeichnungen her.

„Am 14., sowie 18. IV. 92 zeigten sich bald nach Sonnenuntergang am Osthimmel sechs mächtige Strahlen, von einem dunklern Segment am Horizont ausgehend und bis fast zum Zenith reichend, in rötlich-gelbem Scheine. Dieses Phänomen dauerte 7 bezw. 10 Minuten, worauf es langsam zerflofs."

„Am 7. XI. 92 6^{20} p. m. war Südsüdwest ein genau folgende Form (Abb. 128) zeigender Teil des Himmels, mit dem Horizont als Basis, 10 Minuten lang intensiv bordeauxrot. Die abgrenzenden Seiten waren ganz scharfe, gerade Linien. Die Westhälfte des Himmels war gleichmäfsig mit leichtem Dunst bedeckt, keine Wolken; die Osthälfte bewölkt (Cirrus)."

Gleich tags darauf beobachtete ich folgende auffallende Erscheinung. „8. XI. 92. Von 6^{20} bis 6^{25} p. m. ragten zwischen Westen und



Zodiakallichterscheinungen.

Südwesten zwei Strahlen von vorstehender Form (Abb. 129) bis zum Zenith. Die Farbe war blafsrot; die seitlichen Grenzen scharf. Der Himmel wolkenfrei; zugleich wetterleuchtete es im Westen und Nordosten."

Die Erscheinungen am 14. und 18. April 1892 dürften vielleicht als Gegendämmerung, jene am 7. und 8. November gleichen Jahres als Zodiakallicht anzusprechen sein?

Zodiakallicht mit dem gewöhnlichen mattleuchtenden Lichtschimmer und der Pyramidenform beobachtete ich am 30. Oktober 1891, ferner am 24., 25. und 26. März 1892.

An den letztgenannten drei Tagen habe ich auch Sternschnuppenfall vermerkt. Leider finde ich über beide Phänomene keine weiteren Angaben niedergelegt.

Die Färbung des wolkenlosen Himmels nähert sich vielmehr dem sanften Blau unseres nordischen als dem gesättigten Tiefblau des italienischen und nordafrikanischen Himmels.

Die verhältnismäfsig geringe Durchsichtigkeit der Luft habe ich bereits (S. 529) besprochen.

Wesentlich gröfser als in unseren Breiten ist die Helligkeit des Mondlichtes. Weit und klar liegt in seinem Schein die Landschaft da; ohne jede Anstrengung kann man bei Vollmond lesen und schreiben. Am 16. Oktober 1891 9^{00} p. m. beobachtete ich einen Mondring mit einem Durchmesser von etwa 30 Monddurchmessern.

Bezüglich des gestirnten Himmels überhaupt aber war ich sehr enttäuscht. Ich habe gefunden, dafs er, wenigstens in den Tropengegenden der afrikanischen Westküste, an Schönheit der Sternbilder, an Reichtum der Gestirne weit hinter einer klaren Sternennacht zu nordischer Winterszeit zurückstehen mufs.

Die gröfste Enttäuschung ist das vielgerühmte Kreuz des Südens. „Der Reisende“ — so spricht sich in gleichem Sinne Dr. Pechuël aus — „welcher mit hohen Erwartungen nach Süden blickt und kein Himmelskundiger ist, wird ungläubig und verlegen um sich schauen, wenn man ihm versichert, dafs das berühmte Zeichen vollkommen deutlich zu sehen ist. Es bedurfte der begeisterten Schilderungen andächtiger, christlicher Entdecker, der idealisierenden Neigungen späterer Forscher, sowie vielfacher, gelehrter Untersuchungen über die Bedeutung der berühmten Worte des grofsen Dante:

Das Kreuz des Südens.

». . . dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Defs' Anschau'n nur dem ersten Paar der Welt gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.«

um dieses Sternbild als ein hervorragendes erscheinen zu lassen.

Weit wird es übertroffen durch das des Skorpion, weit durch die in unserer Heimat in Winterszeit sichtbare, prächtige Gruppe des Orion.“

4. Tabellen.

Die folgenden Tabellen (S. 541 bis 544), die Ergebnisse einer zweijährigen Beobachtungsreihe: 1891 und 1892, bilden die ziffernmäfsige Grundlage der vorstehend ausgeführten Einzelerscheinungen.

Baliburg.

φ = etwa 6° 40′ N. Br. λ = etwa 10° 40′ O. Gr. h = 1340 m.

1891	Psychrometer							Temperaturextreme						Luftfeuchtigkeit							
	trocken				feucht			mittleres			absolutes			absolute				relative			
	7a	2p	9p	Mittel [1]	7a	2p	9p	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel
Januar (1.—26.)	14,4	23,8	17,0	18,0	13,6	19,6	16,3	25,9	12,8	13,1	28,5	9,7	18,8	11,1	14,4	13,4	13,0	92	66	93	84
Februar (12.—28.)	13,9	24,3	17,3	18,2	12,1	19,7	16,2	26,6	12,1	14,5	30,4	9,7	20,7	9,4	14,3	13,0	12,2	80	63	89	77
März	15,3	22,9	17,3	18,2	14,8	19,3	16,6	25,8	12,4	12,5	30,7	9,7	21,0	12,3	14,4	13,6	13,4	94	70	93	86
April	16,8	22,4	17,2	18,4	16,3	21,3	16,9	25,5	14,5	10,9	27,7	11,9	15,8	13,5	18,2	14,1	15,3	95	90	97	94
Mai (1.—29.)	16,7	22,7	17,8	18,8	16,6	21,4	17,8	25,3	14,9	10,4	24,8	13,5	15,3	14,0	18,0	15,2	15,7	99	88	100	96
Juni	17,1	22,1	17,3	18,4	16,6	19,7	16,8	24,2	14,8	9,4	27,9	12,6	15,3	13,8	15,6	13,9	14,4	95	79	95	90
Juli	16,3	20,4	16,6	17,5	16,3	19,0	16,4	22,3	15,0	7,3	24,0	12,1	11,9	13,8	15,5	13,8	14,4	100	87	98	95
August (11.—23., 27.—31.)	16,1	19,8	16,4	17,2	15,8	18,2	16,2	23,1	14,6	8,5	24,0	12,6	11,4	13,2	14,6	13,6	13,8	97	85	98	93
September	16,0	19,9	17,0	17,5	15,6	18,6	16,4	23,4	14,6	8,8	25,1	12,7	12,4	12,9	15,1	13,5	13,8	96	88	94	93
Oktober	15,8	22,4	17,4	18,3	15,4	20,0	17,0	24,9	14,0	10,9	26,8	11,9	14,9	12,8	15,9	14,2	14,3	96	79	96	90
November	15,4	23,9	17,6	18,6	15,1	19,7	16,9	25,7	14,0	11,7	28,1	10,6	17,5	12,6	14,5	13,9	13,7	97	66	93	85
Dezember	13,2	25,9	16,7	18,1	12,2	19,8	15,4	26,7	11,3	15,4	29,2	7,6	21,6	10,0	13,4	12,2	11,9	89	55	86	77
Jahr	15,6	22,5	17,1	18,1	15,0	19,7	16,6	24,9	13,8	11,1	30,7	7,6	23,1	12,4	15,3	13,7	13,8	94	76	96	88

1891	Bewölkung				Windstärke				Regenmenge in mm			Anzahl der Tage mit					
												Regen				Gewittern	nur Wetterleuchten
												im allgemeinen	mit mehr als				
	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel	7a	9p	Summe		0,3 mm	1,0 mm	25,0 mm		
Januar (1.—26.)	5,3	6,0	5,3	5,5	1,9	4,6	0,8	2,4	30,2	60,0	90,2	(9)	(6)	(6)	(1)	(13)	(1)
Februar (12.—28.)	7,6	5,7	7,0	6,8	1,4	3,5	1,2	2,0	2,3	3,6	5,9	(6)	(3)	(3)	(0)	(6)	(1)
März	8,0	8,5	6,7	7,7	1,3	2,9	0,7	1,6	52,1	194,5	246,6	21	18	16	2	27	1
April	7,9	8,8	6,5	7,7	1,2	3,0	0,9	1,7	75,0	258,7	333,7	27	20	19	2	28	0
Mai (1.—29.)	7,1	8,9	8,0	8,0	1,1	2,7	0,9	1,6	36,3	242,7	279,0	28	24	22	2	29	0
Juni	8,9	8,9	8,1	8,6	0,9	2,8	1,0	1,6	48,7	149,1	197,8	24	20	18	0	27	1
Juli	8,6	9,6	9,6	9,3	1,2	2,7	1,5	1,8	89,7	249,2	338,9	30	28	26	3	25	0
August (11.—23., 27.—31.)	9,3	8,8	10,0	9,4	1,0	2,3	0,9	1,4	77,5	149,5	227,0	(17)	(17)	17	(3)	—	—
September	7,8	8,7	8,3	8,3	1,4	3,0	0,9	1,8	312,4	161,2	473,6	26	23	22	8	18	2
Oktober	7,0	7,0	6,4	6,8	0,5	3,9	0,8	1,7	241,0	226,2	467,2	31	29	27	7	25	4
November	4,7	5,7	4,2	4,9	0,8	3,3	0,7	1,6	77,1	61,7	138,8	17	14	12	1	11	5
Dezember	3,0	3,7	3,0	3,2	0,4	3,1	0,5	1,3	47,5	0,0	47,5	2	2	2	1	9	1
Jahr	7,1	7,5	6,9	7,2	1,1	3,2	0,9	1,7	1089,8	1756,4	2846,2	(238)	(204)	(190)	(30)	(218)	(16)

[1]) Mittel $= \frac{7^h + 2^h + 2 \times 9^h}{4}$.

1891. Windrichtung.

Monat	Tägliche Beob.-Zeit	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	Windstille	Nicht beobachtet	Summe
Januar	7 *a*	—	—	19	—	—	—	4	1	2	5	31
	2 *p*	—	2	—	1	—	7	14	—	1	6	31
	9 *p*	—	1	7	1	—	—	4	—	12	6	31
		—	3	26	2	—	7	22	1	15	17	93
Februar	7 *a*	—	—	3	3	8	—	3	—	—	11	28
	2 *p*	—	1	2	—	—	2	12	—	—	11	28
	9 *p*	—	—	2	—	10	—	4	—	1	11	28
		—	1	7	3	18	2	19	—	1	33	84
März	7 *a*	—	1	2	1	13	6	6	—	2	—	31
	2 *p*	—	1	4	—	2	8	14	1	—	1	31
	9 *p*	—	1	3	—	9	4	1	—	13	—	31
		—	3	9	1	24	18	21	1	15	1	93
April	7 *a*	—	2	3	—	9	5	3	—	7	1	30
	2 *p*	—	3	5	1	1	5	14	—	—	1	30
	9 *p*	—	4	2	3	10	1	2	—	7	1	30
		—	9	10	4	20	11	19	—	14	3	90
Mai	7 *a*	1	2	1	2	11	6	3	—	4	1	31
	2 *p*	—	3	1	—	4	1	17	2	1	2	31
	9 *p*	—	1	2	1	6	3	6	1	9	2	31
		1	6	4	3	21	10	26	3	14	5	93
Juni	7 *a*	2	—	1	2	5	3	10	—	6	1	30
	2 *p*	—	—	2	—	2	4	21	—	—	1	30
	9 *p*	—	—	6	1	3	2	8	—	9	1	30
		2	—	9	3	10	9	39	—	15	3	90
Juli	7 *a*	—	—	—	2	4	5	17	1	2	—	31
	2 *p*	1	—	—	—	—	2	25	2	—	1	31
	9 *p*	1	—	1	1	1	5	19	—	3	—	31
		2	—	1	3	5	12	61	3	5	1	93
August	7 *a*	—	—	—	—	—	—	6	4	5	16	31
	2 *p*	1	—	—	—	—	5	6	1	—	18	31
	9 *p*	1	—	—	—	—	—	6	1	6	17	31
		2	—	—	—	—	5	18	6	11	51	93
September	7 *a*	1	3	1	1	2	8	1	3	8	2	30
	2 *p*	—	1	1	—	1	9	9	3	1	5	30
	9 *p*	—	1	—	2	—	3	3	2	16	3	30
		1	5	2	3	3	20	13	8	25	10	90
Oktober	7 *a*	—	—	5	5	—	1	1	—	18	1	31
	2 *p*	—	2	—	—	1	20	5	—	1	2	31
	9 *p*	—	1	—	—	3	2	5	—	17	3	31
		—	3	5	5	4	23	11	—	36	6	93
November	7 *a*	—	1	3	13	—	—	1	1	10	1	30
	2 *p*	—	8	—	—	—	10	8	1	1	2	30
	9 *p*	—	1	4	2	—	—	4	—	13	6	30
		—	10	7	15	—	10	13	2	24	9	90
Dezember	7 *a*	—	1	3	—	—	1	—	1	23	2	31
	2 *p*	—	7	—	—	—	3	13	—	4	4	31
	9 *p*	—	3	4	—	—	—	2	1	21	—	31
		—	11	7	—	—	4	15	2	48	6	93
Summe	7 *a*	4	10	41	29	52	35	55	11	87	41	365
	2 *p*	2	28	15	2	11	76	158	10	9	54	365
	9 *p*	2	13	31	11	42	20	64	5	127	50	365
Jahr		8	51	87	42	105	131	277	26	223	145	1095

1892	Psychrometer							Temperaturextreme						Luftfeuchtigkeit							
	trocken				feucht			mittleres			absolutes			absolute				relative			
	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel
Januar	12,5	25,5	16,1	17,5	11,3	19,7	15,0	27,6	10,3	17,3	29,2	6,2	23,0	9,3	13,5	12,0	11,6	87	56	88	77,0
Februar	14,7	26,2	17,6	19,0	13,8	20,4	16,9	27,5	12,8	14,7	31,0	9,6	21,4	11,2	14,3	13,9	13,1	90	57	93	80,0
März	16,3	23,5	17,6	18,8	15,3	19,9	16,9	26,0	12,9	13,1	29,0	9,2	19,8	12,3	15,1	13,9	13,8	89	70	93	84,0
April	17,3	24,5	18,2	19,6	16,6	20,9	17,5	26,0	13,7	12,3	28,1	11,0	17,1	13,6	16,2	14,5	14,8	93	71	93	85,7
Mai	17,2	22,9	17,7	18,9	16,6	20,8	17,1	25,3	13,8	11,5	28,1	9,7	18,4	13,7	17,0	14,1	14,9	94	82	94	90,0
Juni	16,6	20,7	16,9	17,8	16,2	19,1	16,6	24,0	13,5	10,5	26,2	12,0	14,2	13,5	15,5	13,9	14,3	96	85	97	92,7
Juli	15,7	19,5	16,0	16,8	15,6	18,1	15,7	21,5	13,8	7,7	24,1	10,7	13,4	13,1	14,6	13,1	13,6	99	87	97	94,3
August	15,7	19,7	16,1	16,9	15,5	18,1	15,8	22,1	13,4	8,7	24,9	10,7	14,2	13,0	14,5	13,2	13,6	98	85	97	93,3
September	16,2	19,6	16,2	17,0	15,8	18,1	15,9	23,0	13,6	9,4	26,0	11,8	14,2	13,1	14,5	13,3	13,6	96	86	97	93,0
Oktober	16,1	20,8	16,7	17,6	15,6	18,5	16,2	24,0	13,5	10,5	26,1	11,8	14,3	12,9	14,4	13,4	13,6	95	79	95	89,7
November	15,4	23,5	17,3	18,4	14,6	18,8	16,4	26,0	12,7	13,3	32,5	10,6	21,9	11,9	13,3	13,3	12,9	91	62	91	81,3
Dezember	13,4	25,0	16,3	17,8	12,6	18,6	15,4	27,3	10,9	16,4	29,0	8,7	20,3	10,4	12,0	12,5	11,6	91	51	90	77,3
Jahr	15,6	22,6	16,9	18,0	15,0	19,2	16,3	25,0	12,9	12,1	32,5	6,2	26,3	12,4	14,6	13,4	13,4	93,3	72,6	93,7	86,5

1892	Bewölkung				Windstärke				Regenmenge in mm			Anzahl der Tage mit					
												Regen				Ge-wittern	nur Wetter-leuchten
												im allgemeinen	mit mehr als				
	7a	2p	9p	Mittel	7a	2p	9p	Mittel	7a	9p	Summe		0,3 mm	1,0 mm	25,0 mm		
Januar	2,8	3,0	2,3	2,7	0,3	3,9	0,3	1,5	17,0	10,9	27,9	4	2	2	0	7	3
Februar	8,5	6,7	6,4	7,2	0,9	4,3	0,9	2,0	89,8	74,3	164,1	15	13	13	1	17	0
März	5,6	6,7	5,0	5,7	1,2	3,6	1,3	2,0	182,7	229,7	412,4	19	18	18	5	20	2
April	7,8	7,6	6,1	7,2	1,0	3,2	0,7	1,6	126,0	128,3	254,3	22	21	21	3	26	2
Mai	8,3	8,0	6,8	7,7	1,1	3,1	0,9	1,7	79,2	124,7	203,9	20	19	19	0	21	2
Juni	8,6	8,5	8,5	8,5	1,2	2,8	1,4	1,8	104,4	219,7	324,1	27	27	26	4	18	3
Juli	9,8	8,8	9,5	9,4	1,6	3,4	2,1	2,4	110,1	77,4	187,5	28	24	22	1	6	1
August	8,8	8,8	8,0	8,5	1,6	3,7	1,6	2,3	110,7	68,5	179,2	27	24	22	1	15	2
September	8,7	9,0	8,1	8,6	1,1	2,8	1,1	1,7	155,1	211,4	366,5	28	25	22	2	16	1
Oktober	8,2	9,0	7,8	8,3	0,5	2,2	0,9	1,2	112,5	256,3	368,8	29	27	24	2	25	3
November	5,8	7,6	5,1	6,2	0,6	2,4	0,5	1,2	47,4	62,6	110,0	11	11	10	2	9	4
Dezember	3,2	5,0	3,4	3,9	0,3	3,5	0,3	1,4	2,0	43,4	45,4	6	5	4	1	10	4
Jahr	7,2	7,4	6,4	7,0	0,9	3,3	1,0	1,7	1136,9	1507,2	2644,1	236	216	203	22	190	27

1892. Windrichtung.

Monat	Tägliche Beob.-Zeit	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	Wind-stille	Nicht beobachtet	Summe
Januar . .	7 *a*	—	1	3	—	—	—	—	1	26	—	31
	2 *p*	—	1	2	1	—	12	11	—	—	4	31
	9 *p*	—	1	3	—	—	—	1	—	24	2	31
		—	3	8	1	—	12	12	1	50	6	93
Februar . .	7 *a*	—	2	3	—	2	4	—	1	17	—	29
	2 *p*	—	5	3	—	1	14	1	2	—	3	29
	9 *p*	1	2	3	—	—	—	3	—	17	3	29
		1	9	9	—	3	18	4	3	34	6	87
März . . .	7 *a*	1	5	8	—	3	6	—	—	7	1	31
	2 *p*	1	6	—	—	3	15	3	—	1	2	31
	9 *p*	1	2	8	—	3	1	3	1	11	1	31
		3	13	16	—	9	22	6	1	19	4	93
April . . .	7 *a*	—	1	4	2	—	8	3	—	12	—	30
	2 *p*	—	5	1	1	1	19	1	—	1	1	30
	9 *p*	—	2	13	2	—	2	—	—	11	—	30
		—	8	18	5	1	29	4	—	24	1	90
Mai	7 *a*	—	6	10	3	—	6	—	—	4	2	31
	2 *p*	—	6	1	—	—	13	3	1	2	5	31
	9 *p*	—	2	3	—	4	7	—	—	9	6	31
		—	14	14	3	4	26	3	1	15	13	93
Juni . . .	7 *a*	—	3	4	2	4	9	2	—	2	4	30
	2 *p*	—	2	1	—	1	16	5	—	1	4	30
	9 *p*	—	—	5	—	2	7	4	—	5	7	30
		—	5	10	2	7	32	11	—	8	15	90
Juli	7 *a*	—	—	1	—	2	13	8	—	5	2	31
	2 *p*	—	—	—	—	2	15	6	4	—	4	31
	9 *p*	—	—	3	1	1	8	8	—	6	4	31
		—	—	4	1	5	36	22	4	11	10	93
August . .	7 *a*	—	—	2	1	3	25	—	—	—	—	31
	2 *p*	—	—	—	—	—	27	—	2	—	2	31
	9 *p*	—	—	3	1	5	14	3	—	3	2	31
		—	—	5	2	8	66	3	2	3	4	93
September .	7 *a*	—	—	5	1	1	15	1	—	7	—	30
	2 *p*	—	1	—	—	1	17	9	—	1	1	30
	9 *p*	—	1	7	—	1	11	2	—	5	3	30
		—	2	12	1	3	43	12	—	13	4	90
Oktober . .	7 *a*	—	2	4	3	2	2	2	—	16	—	31
	2 *p*	1	1	1	1	1	9	11	1	5	—	31
	9 *p*	—	—	8	1	2	8	—	—	12	—	31
		1	3	13	5	5	19	13	1	33	—	93
November .	7 *a*	—	4	9	1	—	—	—	—	16	—	30
	2 *p*	—	1	5	1	—	10	5	5	2	1	30
	9 *p*	—	—	6	—	—	2	—	—	14	8	30
		—	5	20	2	—	12	5	5	32	9	90
Dezember .	7 *a*	—	—	3	1	—	—	—	—	27	—	31
	2 *p*	—	4	7	1	—	5	10	1	2	1	31
	9 *p*	—	—	2	—	—	—	1	—	27	1	31
		—	4	12	2	—	5	11	1	56	2	93
Summe .	7 *a*	1	24	56	14	17	88	16	2	139	9	366
	2 *p*	2	32	21	5	10	172	65	16	15	28	366
	9 *p*	2	10	64	5	18	60	25	1	144	37	366
Jahr		5	66	141	24	45	320	106	19	298	74	1098

SCHLUSSWORT.

„Du gabst mir Haſs und Liebe und ewige Freiheitslust,
Drum jauchze ich, o Wildnis, dir zu aus voller Brust.“

Abschnitt X.

Civilisation und Wildnis.

Was ich draufsen erlebt und erfahren, geschaut und beobachtet, habe ich versucht in den voraufgegangenen Abschnitten zu geben. Als ich all' das so niederschrieb, hat in meinem Innern eine Saite stärker und stärker angeschlagen, die eigentlich nie ganz verstummt ist, seit ich wieder in die Heimat zurückgekehrt bin.

Nun ich am Ende stehe, mufs auch sie ausschwingen. Ihr letzter Ton schliefse mein Buch: es ist der Zauber der Wildnis.

Sie, die neue, die andere Welt, die jenseits der Grenze der Civilisation sich aufthut, schlägt jeden in ihren Bann, der reinen Herzens die Schwelle überschreitet. Diese Schwelle war für mich das Boot, das mich hinübertrug vom ankernden Schiffe in die Mangrovensümpfe des Mungoflusses, hinein in die Urwaldhallen des Waldlandes. Erst nach zwanzig Monaten ununterbrochenen Aufenthaltes in der Wildnis kehrte ich wieder in die Civilisation zurück. Die zwei Zeilen, die ich diesen Schlufsworten vorausschicke, verraten schon, in welcher Welt ich lieber geweilt. Mag's drum sein. Ich gesteh' es offen: jahrelang lebe ich nun bereits wieder in den geordneten Verhältnissen eines Kulturstaates, geniefse den Komfort der Civilisation mit allem, was darum und daran hängt — das freie Leben der Wildnis habe ich nimmermehr vergessen.

Civilisation und Wildnis — zwei verschiedene Welten!

Im letzten Grund der Dinge freilich sind auch sie einander gleich. Die gleichen Naturgesetze walten hier wie dort über Werden und Vergehen, die gleichen Triebfedern bestimmen dort wie hier das Thun und Lassen der Menschen.

Aber die Lebensformen, unter denen sie in die Welt der Erscheinungen treten, sind andere in der Civilisation, andere in der Wildnis.

Leben heifst Kämpfen — und so ist es der Kampf um's Dasein, den Natur und Menschheit allerorten und allerzeiten führen mufsten und bis zum letzten Lebewesen werden führen müssen, der anders geartet ist in der Wildnis als in der Civilisation. Anders sind auch die Mittel mit denen er hier, mit denen er dort durchgeführt wird.

Und darin, in der Kampfweise, in den Kampfmitteln, vor allem in den Kämpfern selbst, seien es die Naturgewalten, seien es die Menschen, liegt für jeden ganzen Mann das Geheimnis der Anziehungskraft der Wildnis.

Unberührt von Menschenhand, in ihrer vollen Ursprünglichkeit und Gewaltigkeit tritt die Natur in die Schranken zum Streit mit sich selbst, zum Streit mit Menschenkraft und Menschengeist. Ungebändigter, roher wohl, aber um ein gut Teil wahrer und offener kämpft der Mensch gegen den Menschen da draufsen den Kampf um's Dasein.

„Unsere Civilisation ist deshalb so ekelhaft und abstofsend, weil sie sich einen anderen Anstrich geben will als sie im Grund genommen eben wirklich ist; sie ist nicht weniger brutal als der Naturzustand, aber weniger offen," sagt Scherr — und ich gebe ihm Recht, doppelt Recht, nachdem ich den „Naturzustand", so weit er heutzutage überhaupt noch vorkommt, selbst kennen gelernt habe, nachdem ich mehr als einmal erfahren, wie rasch der Firnis unserer „Kultur" am Kulturmenschen draufsen in der Wildnis abfällt. „Soulevez l'epiderme et vous trouverez le tatare" sagte Napoleon I., der grofse Menschenkenner; „Afrika, d. h. die Wildnis, macht den Menschen, d. h. den Europäer, durchsichtig" sagt der Afrikaerfahrene.

Tiefgreifend ist die Umwandlung, die der ganze civilisierte Mensch, in diese andere Welt gestellt, an sich erfährt.

Allein auf sich angewiesen wird zumeist sein, wer auf Forscherpfaden die Wildnis durchstreift. Um so mächtiger und voller wirkt ihre Unberührtheit, ihre Grofsartigkeit, ihre Schrankenlosigkeit.

Anfänglich tritt man wohl fast zögernd, zagend in diese neue Welt, fast ängstlich sieht man sich nach den von Jugend auf gewohnten Kulturstützen um: Gesetz und Sitte, und wie sie alle heifsen; dem Kinde gleich, das zum erstenmal die Hand der führenden Mutter mifst. Aber bald wird der Schritt fester, freier; bald fühlt man wohlig

in Selbstgefühl und Selbstvertrauen die eigene Kraft erwachen, die in dem schrankenumwallten Heimatlande sich nicht regen konnte, nicht regen durfte.

„. . . Der Mensch verkümmert im Frieden,
Müssige Ruh' ist das Grab des Mut's.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen.“

Draufsen gilt nur das Gesetz der Wildnis; nur vor der allgewaltigen Natur, vor der eisernen Notwendigkeit beugt sich der Wille; dort draufsen allein versteht man, was frei sein heifst — man lernt aber zugleich Selbstbeherrschung, Selbsteinschränkung ohne Gesetz.

Man lernt mit anderen Zeit-, mit anderen Raummafsen rechnen. Was in der raschlebigen, dampf- und elektricitätsgeladenen Heimat in einem Tage durchhastet wird — draufsen ist's gleich einer Woche, einem Monat. Findet man zu Hause die Bahn nicht mehr rasch genug — draufsen rechnet man nach Tagemärschen. Andererseits aber wieder kann man nicht für die nächste Stunde vorausbestimmen. Wochen und Monate vergehen in geistiger und körperlicher Einförmigkeit, fast Unthätigkeit — dann kommt ein Ereignis, ein Augenblick: und raschester Entschlufs, äufserste Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte wird gefordert, vollstes Einsetzen des ganzen Ich entscheidet über Sein und Nichtsein.

Die Persönlichkeit kommt zur vollsten Geltung; im nivellierenden Kulturstaat geht mit wenigen Ausnahmen das Individuum in der Masse auf.

Aber nicht nur der Aufsenwelt gegenüber und in den Lebensbethätigungen nach aufsen vollzieht sich ein gänzlicher Umschwung; noch tiefer geht die innerliche Umgestaltung.

Man beginnt in der Wildnis anders zu denken, anders zu fühlen: freier, selbständiger, weitschauender — und innerlicher zugleich.

Anschauungen und Begriffe, über die man in der Heimat gar nicht mehr nachdenkt, weil man gewohnt ist, sie als unfehlbar, als Thesen ohne Beweis hinzunehmen: in der Einsamkeit der Wildnis prüft man sie auf ihren Gehalt, auf ihren Wert am Mafsstab der freien Natur — und bricht auch wohl mit manchen. Es lenken Geist und Herz und Körper in andere Bahnen ein.

So kann ich in Wahrheit behaupten, dafs selten das Gefühl der Einsamkeit über mich gekommen ist. Tausendmal weniger zu tiefst in der Wildnis als zu Hause mitten in der civilisierten Welt, wo

teilnahmslos, achtlos der Menschenstrom an dem Ungekannten vorüber-, über ihn wegrauscht.

Die Einsamkeit in der freien grofsen Natur gleicht der Gefahr: den einen beengt, erdrückt sie; anderer Herzen fühlen sich in ihr geweitet, erhoben, gestählt. — —

Und tönt ferne Kunde von dem verworrenen, hastenden Getriebe in der civilisierten Welt an's Ohr: einem seitlichen Beobachter gleich steht man abseits und schaut klar und ruhig in den Hexenkessel der Zeit.

In mein Tagebuch schrieb ich einst — und heute noch fühl' ich es nach:

„Wohl dem, dem es gelungen, zur Natur, zur reinen, unverfälschten zurückzukehren; und die bietet ihre Brust nur fernab der heutigen Zeit. Der Zeit kann ich nicht entfliehen, aber im Raume kann ich mir einen Platz suchen, wo ich der Natur wieder gegeben bin: das ist die Wildnis."

ALPHABETISCHES SACH- UND NAMENVERZEICHNIS.

(Ein vorgesetztes * weist auf eine Abbildung hin.)

Berichtigungen.

Seite 21, Skizze, rechts oben lies Bawadju statt Bawadyu
„ 23, Zeile 11 von oben lies Ende Juni statt Anfang Juli
„ 89, „ 9 „ unten ist hinzuzufügen: 1 Vorrats-Revolver
„ 89, „ 2 „ „ lies 1 Vorrats-Feldstecher statt 2 Vorrats-Feldstecher
„ 96, „ 6 „ oben ist nach Korne hinzuzufügen: , Auswerfer;
„ 155, „ 4 „ „ lies Bestreichungssektor statt Bereichungssektor
„ 224, „ 17 „ unten „ Zweien statt zweien
„ 224, „ 15 „ „ „ Einem „ einem
„ 250, „ 11 „ „ ist nach -arten einzufügen: , dem Gummibaum
„ 283, „ 19 „ oben „ „ (Lagenaria) einzufügen: ; sowie das Zuckerrohr.
„ 301, „ 21 „ „ lies etwa statt fast
„ 316, „ 1 „ „ ist nach Kolanufsbaum einzufügen: und die Rhicinusstaude
„ 320, „ 3 „ unten „ zu streichen: , den östlichen,
„ 427, „ 18 „ „ lies Ereignis statt Ergebnis
„ 497, „ 13 „ oben ist zu streichen: ?
„ 497, „ 4 „ unten lies S. 500 statt 499
„ 497, „ 4 „ „ „ S. 501 „ 500
„ 502, „ 13 „ „ „ ni tó „ nitó
„ 503, „ 13 links oben „ băng-tŭ „ băng-tŭ
„ 504, „ 3 „ „ „ kũ͡ĭn „ kũĭn
Kartenbeilage 1 lies Jola statt Yola



